in der Schweiz.

Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung, in den Jahren 1844—1847

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1848.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/threelatincrosse131bela

RBR
Tantz
#1278

Erstes Capitel.

Die beiden Freunde.

„Schon wieder ein Kreuz," sprach der Jüngere von den beiden Alpenwanderern, die schon lange schweigend Einer hinter dem Andern her auf dem schmalen Bergpfade hinangestiegen waren.

Er deutete dabei auf ein zum Theil mit Moos überwachsenes steinernes Kreuz, das eine kaum noch leserliche Inschrift trug. Es war am Fuß einer steilen Felswand des hohen Meßmer, etwa auf der halben Höhe des Säntis, dieses höchsten Berges in dem, von den Graubündtener Hochalpen rings umgebenen kleinen Canton Appenzell, wo die beiden Reisenden standen. Sie waren an einem schönen Juli-Abend des Jahres 1844 aus dem tief unten liegenden Weißbade durch das mittlere der dort ausmündenden drei tiefen Alpenthäler, durch

das stille Thal den Seealpberg hinangestiegen und befanden sich schon auf einer bedeutenden Höhe, von wo aus sich mit einem Blick das kleine Flachland des Cantons, mit seiner alten klösterlichen Hauptstadt, seinen zahllosen Dörfern und zierlichen Schweizerhäuserchen, übersehen ließ.

„Ja," entgegnete der Aeltere von Beiden, der auch größer und stärker gebaut war und einen schönen, schwarzen Kinn- und Schnurrbart in dem von der Sonne gebräunten, männlich schönen Antlitz trug, „ja, mein lieber Guideon, es giebt viel Kreuz und Leid in der heutigen Schweiz; drei Kreuze sind es vor Allem, die das schöne Land so unglücklich machen: die römische Pfaffenherrschaft mit ihren Vorkämpfern, den Jesuiten, welche planmäßig das Volk in Dummheit und Aberglauben erhalten wollen, um im Trüben zu fischen und zu herrschen; zweitens die verkommenen Junker und Aristokraten, die sich mit Jenen verbinden, um die verlorene Familienherrschaft und vormalige Knechtung des Volks wieder herzustellen, und drittens die Diplomatie, welche viel zu hoch steht, um die kleine Welt des regen und strebenden Volkslebens verstehen zu können; welche, als Vertreter des conservativen Princips, im regen Organismus des in jeder Erkenntniß fortschreitenden Menschengeistes nur den Feind der in eiserne Stabilität geschnürten Staaten sieht.

Das sind die unheilbar starren Gegner eines jeden Fortschritts in der Entwickelung des Volks- und Staatslebens, die natürlichen Verbündeten jener ersten beiden Kreuze der Schweiz."

„Der Boden, worauf Sie stehen, mein theurer Freund," sprach der Kleinere von Beiden mit tiefer Ironie auf seinen feinen Gesichtszügen, „gleicht der Schädelstätte auf Golgatha. Er trägt den gekreuzigten Heiland und die gekreuzigten Schächer, gleichwie dieses Land Appenzell im Innerrhoden von rechtgläubigen katholischen Christen, dagegen im Außerrhoden von irrgläubigen Reformirten bewohnt wird. Und dazu ist der Boden Ihrer Welt- und Staatsansichten vulkanischer Natur. Unter dem grünen Rasen phantastischer Menschenrechte und Freiheitsschwindels toben jene Revolutionäre, Landstürzer und Weltstürmer, denen kein durch Jahrhunderte geheiligtes Herkommen, keine legitime Regierungsgewalt mehr achtbar erscheint, die gegen Staat und Kirche mit gleich ruchloser Wuth ankämpfen. Und wenn Sie, mein theurer Freund, behaupten, daß die Schweiz dreifach gekreuzigt sei, so gebe ich Ihnen Recht; nur finde ich die Kreuze in andern Dingen als Sie. Man hat mich gelehrt, das erste Kreuz und Leid der Schweiz sei die leidige Aufklärung, der nach dem Lichte ringende Zeitgeist, der das Volk zu klug macht, um es ferner in althergebrachtem Gleise regieren zu können; und davon geht das

zweite Kreuz aus, dessen Grundlage uns schon die Reformation gebracht hat. Und diese würde noch schädlicher sein, wenn es nicht im Schooße der Reformation selbst fromme Eiferer und Wortgläubige gäbe, die das Wesen der Religion in Formeln und Wunderglauben setzen und jede freie Geistesrichtung, jedes Forschen des Verstandes dagegen für Atheismus erklären; und dazu kommt noch das dritte Kreuz der Schweiz: die rohe Demokratie, die das dumme, im Staube kriechende und für die Knechtschaft geborene Volk zur Herrschaft berufen will und jene Radicalen, welche gleich wie die Pest die ganze Schweiz überziehen und alle Frömmigkeit, allen wahren Glauben, alle althergebrachte Herrschaft adliger Familien vergiften und tödten; jene Radicalen, welche sich nicht scheuten, in Aarau im Jahre 1841 die geheiligten Klöster aufzuheben, überall die Religion anzugreifen, die Verfassungen umzustürzen, die Cantonalsouveränetät zu zertrümmern und Rebellion, Haß und Unfrieden im Volke der einst so einigen Eidgenossenschaft zu verbreiten. O, mein Freund, jedes Ding hat seine zwei Seiten. Daß die Schweiz schwer an seinen Kreuzen zu tragen hat, darüber sind wir Beide einig, aber wo diese Kreuze stehen, das ist die Frage, worüber wir nicht streiten wollen, damit wir Freunde bleiben können."

„Der Meinung bin ich auch, lieber Guideon," sprach Roger, so hieß der Größere und Aeltere von Beiden, mit

der Milde eines überlegenen Charakters. „Wir Beide stehen, wie Sie schon bemerkten, auf so verschiedenem Boden der Welt- und Lebensansichten, daß eine Einigung darüber zwischen uns gar nicht denkbar ist. Eben das ist das Leid und Kreuz der Schweiz, daß die verschiedensten religiösen und politischen Parteien in den entgegengesetztesten Richtungen gegen einander im heimlichen und offenen, unversöhnlichen Kampfe liegen. Ich für meinen Theil bin Protestant und politischer Flüchtling, ein deutscher Demagog, wenn Sie wollen; also durch und durch freisinnig und geistig frei, schwärme ich für die Idee des Fortschritts in der geistigen und politischen Entwickelung der Völker und ihrer Staatsverfassungen. Sie dagegen, mein guter Guideon, sind einer der ältesten und vormals reichsritterlichen, süddeutschen Adelsfamilien entsprossen; Sie sind römischer Katholik und, entschuldigen Sie, ein Schauder durchrieselt meine Gebeine bei dem Gedanken an diese geistesmörderische Richtung, Guideon, Gottes Barmherzigkeit sei Ihnen gnädig, Sie sind Jesuitenzögling!"

„Aber ein Abtrünniger!" sprach Jener mit gedämpfter Stimme vor sich hin, „und darum ein von Gottes Zorn Geschlagener."

Es lag ein tiefer Ton der Niedergeschlagenheit und Trauer in dieser unbewußt laut gewordenen Gefühlsäußerung. Roger betrachtete ihn mit Schreck und Mit-

leid zugleich. Die interessanten blassen Züge des jungen Mannes waren, indem ihn ein Frösteln überlief, wie von einer grauen Todtenfarbe angehaucht und sein sonst aus langer Gewohnheit stets niedergeschlagener Blick starrte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Seelenlosigkeit und Geistesstörung auf das Steinkreuz hin.

„Seltsam!“ rief er, „der da unter diesem Kreuze schlummert, war auch von seiner Höhe herabgestürzt, aber er ist glücklich, denn sein Engel ist ihm geblieben; der meinige ist von mir gewichen.“

„Lieber Guideon,“ entgegnete Roger, um ihn aus seinen Phantasien zu wecken und in das Erdenleben zurückzuführen; „die Inschrift dieses Kreuzes besagt: Hier ruhet in Gott der Professor Jettler aus Zürich, der anno 1791 sich ohne Führer zu hoch auf die Wand verstiegen hatte und hier herabgestürzt war.“

„Ja, ohne Führer,“ versetzte Guideon tiefsinnig; auch ich habe meine frommen Führer verlassen, um schnöder Begierden einer irdischen Liebe willen; darum hat auch mich der Herr getroffen und zerschlagen, und da ich nun wandle ohne Führer am Rande des Abgrundes im Jammerthale des Lebens, so werde auch ich herabstürzen und kein geweihtes Kreuz wird meinen todten Leib decken. O, wenn ich nur erst todt und vernichtet wäre, um meiner irdischen Qualen entledigt zu sein!“

„Lassen Sie uns höher steigen, mein lieber, junger Freund," sprach Roger, indem er dem schwermüthigen Träumer an den Arm griff und ihn weiter führte. „Auf den Bergen wohnt Freiheit" fuhr er dann fort, auch geistige Klarheit und ich hoffe, daß Ihr unglücklicher Tiefsinn dort weichen wird."

„Und ich hoffe," versetzte Guideon weich und mit niedergeschlagenen Blicken, „daß ich dort oben im Bereich des Himmels meinen Engel wiederfinden werde, der mich da unten, im tiefen, dunklen Erdenleben für immer verlassen hat."

. . . . . .

Beide Freunde hatten einander auf dem Weißbade kennen gelernt durch einen jener seltsamen Zufälle, welche das Herz dem Herzen oft in einer Minute näher führt, als sonst jahrelanger Verkehr im gewöhnlichen, kaltherzigen Menschenleben.

Roger, der sich als Ingenieur auf Diäten, wegen einer von der Tagsatzung beschlossenen trigonometrischen Vermessung der Schweiz, seit einigen Wochen im Weißbade aufhielt, hatte seinen blassen und stillen, jungen Wandnachbar im großen Logirhause kaum bemerkt, als er, eines Tages vor seiner Thür vorbeigehend, plötzlich einen stöhnenden Aufschrei und einen schweren Fall vernahm, dem das Gepolter eines umgeworfenen Möbels folgte. Rasch trat er hinein und fand den jungen Menschen

am Boden liegend, mit allen Symptomen der Epilepsie kämpfend. Roger leistete ihm Beistand und übernahm mit gutmüthiger Freundlichkeit die weitere Pflege des vereinsamten jungen Mannes, dessen tiefe Niedergeschlagenheit nur ein dankbares Anerkennen von dessen Seite, aber weniger offene, gegenseitige Mittheilung zuließ.

So entstand denn hier das Phänomen, möchte man sagen, einer Freundschaft unter den verschiedenartigsten Naturen, bei den entgegengesetztesten Welt- und Lebensanschauungen. Und dennoch gab es mehr als ein geheimnißvolles Band, das Beide einigte. Zunächst war es vielleicht die unbewußte Sympathie der Schwermuth; denn auch Roger hatte sein Päckchen Bekümmerniß auf dem Herzen zu tragen, obgleich sie ganz anderer Art war, als die an Tiefsinn grenzende geistige Zerrissenheit seines unglücklichen jüngeren Freundes. Dann aber ist es ja nur eine alte Erfahrung im Menschenleben, daß der Schwache das Bedürfniß empfindet, sich dem Starken anzuschließen und daß dieser wieder, wenn er eine edlere Natur ist, sich berufen fühlt, den Schwachen wieder unter seinen Schutz und in freundliche Obhut zu nehmen.

So war denn auch hier eines jener zarten Verhältnisse entstanden, das wohl nicht oft vorkommt, aber um so mehr dem Menschenherzen Ehre macht; denn es sind

die edelsten Regungen desselben, die es fördern und hegen. So war Roger wie ein älterer, liebevoller Bruder seinem jüngern Freunde ein Führer und Beschützer geworden und dieser vergalt ihm seine Fürsorge mit der weichsten, kindlichsten Dankbarkeit, d. h. so weit es ein verstörtes Gemüth, wie das seinige, vermag, das nur selten mit vollem Bewußtsein in das wirkliche Leben aus dem Gebiet seiner Phantasien und Halbträume zurückkehrt.

Ueberhaupt befand sich der junge Mann in einem Gemüthszustande, der bisweilen an Wahnsinn grenzte, dessen Quelle er aber wie sein tiefstes, heiligstes Geheimniß im Innern verschloß. Roger zog darüber den würdigen Badearzt zu Rathe, der als feiner Menschenkenner und erfahrener Arzt ganz geeignet war, verkümmerte Seelenzustände zu heilen, oder wo dieses nicht gelang, angemessen zu behandeln. Dieser rieth ihm, den unglücklichen Jüngling, um dessen Wohl und Wehe auf der ganzen Welt sich kein sterbliches Wesen weiter zu bekümmern schien, auf die Höhe der Berge zu führen; denn dort oben, hoch über dem Gebiet der Wolken, wehe ein reinerer Lebensäther, der die Seele erheitert und die Brust erweitert; dort auf den Bergen sei in der Atmosphäre der Sauerstoff vorherrschend, welchen die Alten die Lebensluft nannten, und der Mensch, der dort weile, werde an Leib und Seele gesunder.

Das war der Beweggrund gewesen, weshalb Roger seinen jungen Freund beredet hatte, ihn bei dem Ersteigen des hohen Säntis zu begleiten, auf dessen Gipfel ihm sein Beruf Beschäftigung gegeben hatte, weshalb er auch durch seinen Diener und Führer oben ein Zelt hatte aufschlagen lassen, das mit allen nöthigen physikalischen Instrumenten und Lebensmitteln versehen war.

Jetzt sehen wir unsere beiden Alpenwanderer fast auf zwei Drittel der Höhe des Berges einen Ruhepunkt suchen. Sie fanden auch bald im Schatten einer überhangenden Felswand, in einer von der Natur gebildeten Grotte, einen mit Moos überwachsenen Granitblock, auf dem sie sich niederließen.

Vor ihnen, gleichsam eingerahmt durch den dunklen Rand der Grotte, lag eine unermeßliche Aussicht von unvergleichlicher Schönheit.

Luft und Duft schwammen in einander mit Berg und Thal, und hoch darüber hinaus im tiefblauen Aether erglänzten und blitzten die ewigen Schneefelder der fernen Graubündtener Gletscher.

Es war ein Anblick zum Entzücken. Der kaltherzigste Mensch würde hier unbewußt zum Dichter geworden und in einen Strom von lyrischer Begeisterung ausgebrochen sein, aber Guideon hatte noch kein Auge gehoben; seine niedergeschlagenen Wimpern hatten seine sanften, blauen Augen mehr als halb verschleiert. Sein

Kopf mit dem blonden, kurzverschnittenen Haar und den blassen, feinen Gesichtszügen hing ihm, wie des Lebens müde, auf die Brust herab. Der breit geränderte, graue Filzhut mit dem runden niedrigen Kopf, war ihm, ohne daß er es bemerkte, vom Kopf gefallen und lag zu seinen Füßen. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine feinen Lippen. Die Hände, deren Magerkeit einen gleichen Zustand seines jugendlichen Körpers verriethen, waren ihm auf den Schooß gesunken und lagen dort gekreuzt über einander.

Roger betrachtete ihn lange, ohne daß er es bemerkte, mit einem Blick der innigsten Theilnahme.

„Armer Jüngling!" dachte er vor sich hin, „auch Deines Lebens Blume haben sie gebrochen, diese schlauen, heuchlerischen Jugenderzieher, die ihr Meisterwerk vollendet zu haben wähnen, wenn sie den Menschen zum willenlosen Leichnam, wie es in ihren casuistischen Büchern heißt, ertödtet haben. Da ist nun ein solcher Leichnam jener heillosen Jesuitenbrut. Wenn diese nicht ausgetrieben wird mit Feuer und Schwert aus dem verlorenen Paradiese der schönen, einst so freien Schweiz, so werden sie dieses herrliche Volk der Berge bald wieder fesseln und knechten unter römische Geistestyrannei und diese wird durch religiöse Unduldsamkeit, womit sie den Gott, der selbst die Liebe ist, lästert, indem sie den Haß verkündet gegen alle Andersgläubige, den Frieden aus

der Hütte, wie aus der Gemeinde austreiben. Sie ist es, die mit dem Kreuz in der Hand blutigen Bürgerkrieg predigen wird. Wehe dem armen Schweizer-Volk, wenn es in Schlaffheit und Lauheit, unter dem Alpdruck veralteter, schwerfälliger Verfassungsformen, weder den Muth, noch die Kraft, noch den geistigen Freiheitssinn haben sollte, diese schwarzen Basilisken aus ihren freien Bergen und stillen Thälern zu vertreiben."

„Mein lieber Guideon," redete er jetzt den armen Träumer an, indem er seine Hand auf die seines jungen Freundes legte, „woran denken Sie jetzt?"

„Still!" flüsterte dieser kaum hörbar, indem er eine abwehrende Bewegung machte; „stören Sie mich nicht; ich memorire soeben meine Bergpredigt . . . . ."

„Bergpredigt? Was ist das? wollen Sie denn Priester werden?"

„Nein, das ist unmöglich, denn der Altar hat mich ausgestoßen, vertrieben aus dem Schooß der heiligen Kirche. Ich bin excommunicirt wegen meiner Abtrünnigkeit, aber da oben, da oben . . . . ."

„Was ist da oben . . . .?"

„Ach, ja so, Sie wissen es noch nicht, lieber Freund, was mir die heiligste gebenedeite Mutter Gottes soeben im Traumgesicht verkündet hat . . . Doch Sie sind ja ein Freigeist, ein Ungläubiger; Sie würden lächeln über meine Phantasien, die eigentlich indeß mehr waren,

wirkliche Erscheinungen aus dem Gebiete der Zauberwelt . . . . .“

„Reden Sie nur vertrauend und offen, lieber Guideon. Sie kennen ja meine Theilnahme an Ihren Gemüthsleiden, oder hätte ich jemals darüber gelächelt?“

„Nein, nein, mein guter Roger, Sie sind ein trefflicher Mensch, Sie haben das beste Herz, und da Sie meine Leiden theilen, so sollen Sie auch Theil haben an meinen Freuden; so hören Sie denn . . . .“

„Nun?“ fragte Roger aufmunternd, denn sein junger Freund war ins Stocken gerathen, eigentlich in ein Selbstvergessen; denn er schwieg wieder mit gesenktem Haupte.

„Nun? Ihre Freuden . . . .?“

„Ja so, entschuldigen Sie, lieber Roger, meine Zerstreuung; aber die Sache ist auch darnach angethan; denken Sie sich, die heilige Erscheinung hat mir verkündet: Du wirst ersteigen die höchste Höhe des Berges Tabor und dort in die Wüste der Welt hinaus eine Bergpredigt halten . . .“

„Eine Bergpredigt?“ rief Roger noch einmal voll Verwunderung.

„Nun ja, das ist meinem Bedünken nach sehr begreiflich, denn ich werde da oben Jesus der Zweite sein; wissen Sie denn nicht, daß ich ausersehen bin, ein neuer Weltheiland zu werden und da werde ich die Krone des

Himmels empfangen und die heiligen Engel werden mich umgeben; auch mein Engel wird mir den Kuß des ewigen Friedens bringen. O wie schön war Seraphine! wie liebevoll, wie himmlisch gütig! und sie sagten, die meine Braut gewesen war, sei meine Schwester; aber sie lügen Alle, diese sündhaften Menschenkinder. Ein Seraph ist ja ein Engel und als solcher geschlechtslos, also weder Schwester noch Bruder? das begreifen Sie doch, lieber Freund?"

Sein Blick, den er jetzt aufschlug, war dabei so wirr und starr, daß Roger von einem unheimlichen Gefühl überrieselt wurde. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, that er, als wenn er seine Visionen nicht bezweifle und sagte: „Ja, ich begreife, daß Sie oft glücklicher sind in Ihren Träumen, als im wirklichen Leben ....."

Bei dem Worte: „Träumen" sah ihn Guideon fragend an mit seinen großen, blauen Augen und starren, wirren Blicken, dann strich er sich, wie sich besinnend, über die reine, hohe Stirn und wendete sich darauf mit einem wahrhaft liebenswürdigen Lächeln an seinen ältern Freund:

„O mein Gott!" sprach er, um Entschuldigung bittend, „welchen Unsinn habe ich da geredet? wie war ich wieder so verloren und zerstreut, und Sie haben so viel Güte und Nachsicht gegen mich, guter Roger! Wie

wäre es, wenn Sie mir so etwas erzählten aus der wirklichen Welt? ich glaube, das wird gut sein wegen der dummen Visionen, die mich immer verfolgen, wenn es still ist um mich her."

„Soll ich Ihnen meine eigene kleine Lebensgeschichte mittheilen?" entgegnete Roger, „das wird Sie zerstreuen, vielleicht auch Ihre freundliche Theilnahme für mich erwecken."

„Ach ja," versetzte Guideon, indem sein ganzes Antlitz sich erheiterte, „ich habe Sie immer schon darum bitten wollen, aber es nicht gewagt aus Besorgniß, indiscret zu erscheinen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so haben Sie auch Ihren Kummer, so gut wie ich."

„Allerdings, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr Seelenschmerz, wenn ich nicht irre, rein aus persönlichen Zuständen hervorgegangen ist ....."

„Ja, ja, das mag der Fall sein."

„Der meinige dagegen ist aus allgemeinen Zuständen der Menschenwelt erwachsen. Seine Grundlage ist eine tiefe, heilige Menschenliebe in meiner Brust; denn das ist mein Kummer, mein ungeheurer, trostloser Schmerz, daß diese schöne, herrliche Gotteswelt so voll Leiden und Unheilsquellen ist, daß ein finsteres, mittelalterliches Gespenst, der Geist der Reaction, jedes Aufblühen der Civilisation, jeden Fortschritt des Menschengeistes zu hemmen und niederzuhalten versucht, und

daß die heutige Menschenwelt zu lau und schlaff ist, um sich wieder aufzuraffen und jenen Dämon politischer und kirchlicher Verfinsterung hochpriesterlicher Herrschsucht, unchristlicher Intoleranz, auftauchender autokratischer Strebungen und aristokratischer Anmaßungen mit Kraft und Entschiedenheit entgegen zu treten. Das ist mein Schmerz, daß die ganze Menschheit unserer Zeit hoffnungslos verloren ist."

„Das ist der Weltschmerz, wie man solche überspannte Empfindungen der Philanthropen zu nennen pflegt."

„Ja, Weltschmerz, das ist auch ohne Spott der richtige Ausdruck für meine Empfindung."

So sprach Roger, indem er gedankenvoll den Kopf sinken ließ; doch bald fuhr er fort: „Dieses Gefühl in meinem Innern erklärt sich aber ganz natürlich aus empfangenen Jugendeindrücken. Wie überall, so hat auch in meiner Seele die Gegenwart ihre tiefe Wurzel in der Vergangenheit geschlagen.

„Doch hören Sie meine Geschichte!"

„Seltsam," begann er zu erzählen, „hat das Geschick mit mir gespielt. Sohn eines hochgestellten Staatsbeamten, Namens Mühlheim, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, erhielt ich eine sorgfältige Er-

ziehung und wissenschaftliche Bildung. Aber schon auf Schulen hatte mich die Lectüre, ich kann wohl sagen, das Verschlingen von Börne's Schriften und mancher Andern mit tiefer Bitterkeit gegen die trostlose Zerwürfniß unserer politischen und socialen Zustände, die sich darin ausspricht, erfüllt. Ohne Kenntniß der Welt und ihrer geselligen und sittlichen Verhältnisse, unbekannt mit dem Staat und seiner Verwaltung hegte ich jenen dunklen Tyrannenhaß, der sich, ohne noch ein bestimmtes Ziel zu haben, gegen alles Hervorragende, gegen jeden Autoritätsglauben, gegen jeden Machthaber wendet. — Tyrann und Herrscher waren mir Eins. Die Monarchie hielt ich für eine, die ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte unterdrückende Regierungsform. Die Zerrissenheit Deutschlands in so viele größere und kleinere Staaten war in meinen Augen die Quelle alles Uebels. Deutschlands Einheit in einer großen untheilbaren Republik das war mein Schiboleth, dafür schwärmte ich mit aller Macht einer glühenden Einbildungskraft und eines heißen Thatendranges. Ich schwärmte für ein Ideal der Menschheit, und das war mein Schmerz, daß die sittliche Versunkenheit unserer Civilisation keine Hoffnung dazu gewährte. In der Jugend allein erkannte ich die Möglichkeit einer Regeneration des Menschengeschlechts. Ich selbst war sittlich und keusch, und bildete schon auf dem Gymnasium einen Tugendbund

im Kleinen, indem wir uns in jeder Entsagung, in jeder Tugend übten und uns abzuhärten suchten, um Mensch in höchster Reinheit der Idee und von vollendeter Kraft zu werden; so entsagten wir freiwillig, so viel es nur immer der Wille unserer Eltern zuließ, jeder Verweichlichung des verfeinerten Lebens, gewöhnten uns an Ertragen von Hunger und Durst, Hitze und Kälte, und der beschwerlichsten Anstrengungen. Den Turnplatz und die Schwimmanstalt besuchten wir mit leidenschaftlichem Eifer. Die Folge davon war, daß einige der Schwächlichsten unter uns untergingen und starben, wir Andern aber an Kraft, Gewandtheit und Gesundheit des Leibes zunahmen, während wir, meistens geistig begabt, auch in den Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte machten.

„Schon fing das frische und gesunde Leben an, uns über den Börne'schen Fanatismus mit seinen unklaren politischen und socialen Träumereien hinweg zu heben, als auf der Universität Herwegh's Lieder, voll unverstandener Freiheitsliebe, auch meine jugendliche Phantasie wieder aufs Neue entzündeten. Mit demselben Eindruck verschlangen wir auch die politischen Gedichte jener Periode von Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Karl Beck und Andern, lasen die unverstandenen Schriften von Bruno Bauer; schwärmten für Hegel'sche Philosophie in ihrer mißverstandenen Deutung; ver-

schlangen den historischen Christus von Strauß und verloren jeden religiösen Halt; bespöttelten eines Jeden Autoritätsglauben; verachteten die Menschheit in ihrem Verfall, die wir doch wieder als Ideal so glühend liebten; haßten alle Monarchen als Tyrannen, brannten für Freiheit und Gleichheit und entzündeten unsre Träumereien von neuen socialistischen Theorien; schwärmten für den Communismus in der Studentenkneipe beim baier'schen Bierkruge, bei einem schweren, dickblütigen Getränk, das wir in ungeheuerer Masse zu vertilgen lernten.

„Das war die Geschichte des verführenden Einflusses einer verderblichen Richtung des Zeitgeistes, welcher damals viele der edelsten deutschen Jünglinge erreichte und zu Grunde richtete, so auch mich. Bald waren es die Farben einer verbotenen Studentenverbindung, was deren Entdeckung und Bestrafung herbeizog. Ich wurde von der Universität relegirt. Man hatte in meinem Schreibtische den unklaren Entwurf einer deutschen Föderativrepublik gefunden. Mit Blut war darunter geschrieben: Alle Tyrannen müssen sterben, und als Symbol waren dabei gezeichnet zweiunddreißig Herzen, jedes von einem Dolche durchbohrt. Noch mehr: in Mignet's Geschichte der französischen Revolution hatte ich eine wahnsinnige Aeußerung von Roger Callot gelesen, die so lautete: „„Es wird in der Welt nicht besser, ehe nicht alle Kö-

nige an den Gedärmen der Prieſter aufgehängt ſind,“ “ und mit excentriſcher Aufregung hatte ich darunter geſchrieben: „Probatum est. Fiat!“ und meinen Namen.

„Ich war eben beſchäftigt, im großen Comitat meine Freunde und Landsleute der Univerſität zu verlaſſen und bei dem ſolennen Frühſtück, das ich in einem Gaſthauſe vor der Stadt meinen Commilitonen als Abſchiedsſchmaus gab, hatte ich ſoeben dem Prorector Magnificus und dem ganzen hochweiſen akademiſchen Senat ein Pereat ausgebracht, in welches alle vom Glühwein, Punſch und Grog erhitzten Köpfe donnernd einſtimmten. Die Gläſer wurden klirrend auf den Boden geworfen; die Schläger blinkten dazu; in dieſem Augenblicke trat der Pudel ein, ſo nennen die Studenten den Pedell, begleitet von zwei Landjägern. Dieſer gebot dem Burſchen-Convivium auseinander zu gehen und zeigte mir einen Verhaftsbefehl vor, wonach ich, als des Hochverraths angeſchuldigt, in Criminalarreſt geführt werden ſollte.

„Der akademiſche Senat, rief ich in übermüthiger Studentenlaune, kann ſich einen Thee kochen laſſen! Er hat mich von der Univerſität relegirt, ich habe die Mauern der Stadt verlaſſen und bin jetzt ein freier Philiſter, der lacht über Eure hoch- und wohlweiſe akademiſche Federfuchſerei.

„Damit entriß ich dem Boten des Univerſitätsgerichts

den Verhaftsbefehl, zerriß denselben und warf ihm die Stücke vor die Füße; nunmehr aber schlugen meine halbtrunkenen Commilitonen ein wahrhaft homerisches Gelächter auf. Der kleine Pudel, mit dem grauen, aufgesträubten Haar und der blauen Truthahnnase, schrie vor Zorn: Accedite, Quirites, helft Landjäger, Hannibal ist vor den Thoren, verhaftet mir diesen Rebellen da und bindet ihm die Hände auf den Rücken!

„Der Angriff erfolgte, aber auch die Abwehr; Schläger blitzten, flache Hiebe fielen von allen Seiten auf die Diener des Gesetzes und nach wenigen Augenblicken saßen wir Alle in den Sätteln der gemietheten Philisterpferde, die vor der Thür des Wirthshauses gehalten wurden, und mit einem lauten Hurrah jagten wir davon.

„So war ich denn frei, der Criminaluntersuchung und der Haft entledigt; aber nach Hause durfte ich mich nicht wieder wagen, da mein Vater mit Recht auf mich zürnte, weil ich ihn in der That in seiner hohen Stellung im Staatsdienst arg compromittirt hatte. In Deutschland gab es zudem keine Sicherheit mehr für mich; da beschloß ich auszuwandern in die freie Schweiz. Ich verkaufte meinen ächten Sammetrock mit Schnüren, meine goldene Cylinderuhr, mein Pferd, oder vielmehr das meines Pferdeverleihers, den ich in einem abgesendeten Briefe wegen Vergütung des Werths des Pferdes

an meinen Vater verwies, verschaffte mir das Wanderbuch eines Handwerksgesellen und so mit einem kleinen Capitale versehen wanderte ich zu Fuß den Alpen zu, indem ich mit Schiller jubelte: „„Auf den Bergen wohnt Freiheit."" Aber, ach! wie sah ich mich getäuscht! — Ja, nur auf den hohen, unbewohnten Bergen, wo kein Mensch mehr weilet, wohnt noch die Freiheit und deshalb fahren wir zu Berg, um dort auf blauer Höhe die freie Luft zu genießen. Die Luft ist allein noch frei in der Schweiz; dort unten aber in den Thälern sind die Menschen geknechtet, in den katholischen Cantonen durch Pfaffenthum, Unwissenheit und Aberglauben, in den reformirten theils durch Aristokratie, Familienherrschaft unter der Vormundschaft fremder Diplomatie, theils durch demokratistische Rohheit. — Ich erkannte, daß die wahre Freiheit bis heute nirgends ihre Heimath, kaum noch im kleinsten Winkel der Erde ihr Asyl gefunden hat. Ich erkannte, wie wahr, aber auch zugleich wie trostlos unser großer Dichter sang:

„„Aus der Welt die Freiheit geschwunden ist;
Es giebt nur noch Herren und Knechte.""

Und mit bitterer Ironie fuhr er fort: „Und wenn es nicht geschmacklos wäre, die Kernsprüche dieses ächt deutschen Dichtergemüths zu citiren, so würde ich mit Schiller klagen:

„„Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.
Er ist dahin der süße Glaube,
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.““

Mit unendlicher Schwermuth sprach er diese Worte, die so tief den zerrütteten Gemüthszustand dieses edlen jungen Mannes bezeichneten, der durch Einwirkung phantastischer Freiheitsschwindelei auf Abwege gerathen war und allen Halt im wirklichen Leben verloren hatte.

Schweigend stiegen sie höher und höher. Immer mehr vertiefte sich das kleine Appenzeller Land unter ihren Füßen. Immer kleiner wurden die Tausende von niedlichen Schweizerhäusern, die, von Gärten und Baumpflanzungen umgeben, in der Ebene von kaum vier Quadratmeilen, so wie in den tiefen Schluchten und Thälern der Gebirge, einer dicht gedrängten Bevölkerung zur Wohnung dienen. Darüber hinaus ragten die grauen Hochgebirge und im Sonnenlichte blitzenden Gletscher des Cantons Graubündten, in dessen Mitte der kleinere Canton Appenzell, mit seiner paradiesischen Landschaft und der romantischen Bergkette des Klamor und des Säntis, gleichsam eingeschachtelt liegt.

Auf einem Felsenvorsprung, von wo sich die ganze

reiche Ebene in der Tiefe, die ferne Stadt Appenzell mit ihrer Landschaft, übersehen ließ, blieben sie stehen. Der mehr schwächliche Guideon bedurfte einer kurzen Rast, um Athem zu schöpfen und sich zum Höhersteigen vorzubereiten.

„Es ist doch seltsam," hob Roger wieder an, als sein junger Freund immer noch schwieg, „daß nicht leicht auf einem kleinern Fleck der Erde sich schärfere Gegensätze zwischen der verschiedenen Einwirkung des römisch-katholischen und reformirten religiösen Elements auf das Volksleben wiederfinden wird, als hier in dem kleinen Canton Appenzell, der in dieser Beziehung ein Bild im Kleinen der ganzen Schweiz genannt werden darf.

„Wie so?" fragte Guideon eintönig.

„Die Bevölkerung des ganzen Doppelcantons Appenzell besteht aus 50,876 Seelen, davon sind 9,796 Einwohner katholisch und 41,080 reformirt. Jene wohnen in der alten Stadt Appenzell und ihren nächsten Umgebungen und bilden eine völlig unabhängige kleine Republik, welche das Innerrhoden genannt wird. Diese wird umgeben von der ebenso unabhängigen Republik Außerrhoden, welche aus dicht an einander gesäeten Dörfern, Flecken, Fabrikanlagen, Gehöften und Mühlen besteht. Obwohl die Bewohner beider Republiken, bei dem steten Verkehr, mit einander in Frieden und

Einigkeit leben, so läßt sich doch kaum zwischen zwei so nahe an einander wohnenden Völkern eine größere Verschiedenheit in Religion, Sitte, Verfassung und Wohlstand denken, als zwischen den beiden kleinen Freistaaten, die den Canton Appenzell bilden. Sie werden das selbst bemerkt haben, lieber Guideon, obgleich Sie sonst wenig auf die Außenwelt achten."

„Ja," sprach Guideon vor sich hin, „das ist die Politik dieser frommen Väter, das Volk in Dummheit und Abhängigkeit zu erhalten. Aber wozu braucht auch der Bauer Wissenschaft und Aufklärung, wodurch ihm nur die Einfalt der Sitte gestört wird. Wahrlich, sie haben so Unrecht nicht die Väter Jesu, wenn sie sagen, daß für das Seelenheil dieser armen Leute viel besser gesorgt sei durch Beten, Messelesen und Wallfahrten, als durch Betriebsamkeit und Unglauben."

Roger sah ihn betroffen an und Guideon bemerkte augenblicklich, daß er zu weit gegangen war.

„Wir wollen darüber nicht streiten, mein guter Roger," sprach er, indem er seine Hand ergriff, „ich gestehe selbst gern, das sind Ansichten und Meinungen, die man mir so eingeimpft hat, aber stets widerstrebt mein sündlicher Verstand solchen Lehren, die mich seltsam verwirren, ich weiß nicht wie . . . doch fahren Sie nur fort. Ich selbst bin zu viel mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, um die Welt um mich her be-

obachten zu können, Sie aber, mein Roger, gehören dem Leben noch mehr an, als ich; Sie werden schärfer beobachtet haben, ein Beweis, daß Ihr Weltschmerz noch nicht so tief in Ihre Seele gedrungen ist, als das Herzweh in die meinige."

„Eben deshalb," sprach Roger lebhaft, „beobachte ich die kleine Welt um mich her, weil Alles meiner Abneigung gegen die große Welt nur zur Rechtfertigung dient. Man vergleiche nur das Außerrhoden mit dem Innerrhoden. Dort, wo die Reformation die Köpfe aufgehellt hatte, trägt Alles das Gepräge des Wohlstandes, der Ordnung und Reinlichkeit. Die freundlichen, saubern Wohnungen der Reichern, so wie der Aermern, sind fast durchsichtig von ihren vielen, hellen Fenstern und gewähren beim ersten Anblick ein Gefühl von Behaglichkeit des darin herrschenden Familienlebens. Zwischen sorgfältig gepflegten Wiesen, Aeckern und Baumgärten, den sich immer mehr erweiternden, zierlichen Dörfern, Landhäusern und Anlagen laufen wohlunterhaltene Landstraßen dahin, belebt von Fuhrleuten, Landarbeitern, Hausirhändlern und Reisenden jeder Gattung. In allen Ortschaften selbst regt sich neben Feldbau und Viehzucht das Treiben von Künstlern, Handwerkern, Webern, Fabrikanten und Kaufleuten. Schulen und Bildungsanstalten werden von Jahr zu Jahr verbessert und vermehrt. Es werden Bibliotheken und Lesecirkel

gehalten, wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften gestiftet und besucht. Straßenbettler erblickt man nirgends, und wenn es schon nicht ganz an Armen fehlt, so wird doch für die zur Arbeit Unfähigen durch reichliche Spenden und wohlthätige Stiftungen gesorgt."

„Unwillkürlich," entgegnete Guideon, „verräth diese freundliche Schilderung noch den tief im Innern warm fühlenden Menschenfreund. Sie sind noch nicht verloren für die Welt, mein guter Roger, denn unbewußt tragen Sie noch Sympathien für die Menschheit im edlen Herzen."

Roger sah ihn betroffen an.

„Aber das ist ja grade mein Schmerz," sprach er, „daß ein so reines Bild von geheiligter Freiheit und dadurch geschaffenem Völkerglück nur noch im verborgensten Winkel der Erde sich findet, während ringsum selbst die republikanische Verfassung der Schweiz nur Unheil gesäet hat. Vergleichen wir damit nur den Zustand vom nahe liegenden katholischen Innerrhoden. Dort wird jeder Glanz äußerer Ordnung vermißt. Das Volk ist wohl reich an heiterem Mutterwitz; aber bildungslos und unwissend, grob und ungefällig, ohne Sinn für bessere Schuleinrichtungen und gemeinnützige Anstalten; es ist unbedingt der Leitung altfrommer, herrschsüchtiger Geistlichen hingegeben, die, selbst ohne alle wissenschaftliche Bildung, auch keine Kenntnisse verbreiten können, dagegen

Kirchendienſt, Prozeſſionen und Kreuzfahrten über Alles erheben. Wenn ein Landamman gewählt werden ſoll, ſo ſind es wieder die Prieſter, welche im Beichtſtuhl und von der Kanzel herab das Gewiſſen der ſtimmführenden Bürger bearbeiten, um dem Candidaten die Wahl zuzuwenden, der dem Intereſſe der Kirche ſich am ergebenſten bewieſen hat. Die einmal herrſchenden Patrizierfamilien kennen dieſen Vortheil und ſchmeicheln dem Klerus. Kein Landamman, kein Rathsmann geht in die Sitzung, kein Bürger oder Bauer zur Volksverſammlung, ohne den hochwürdigen Herrn Pfarrer erſt um Rath gefragt zu haben, für welche Wahl er ſtimmen ſoll. So ſind die Pfarrer zugleich die Regenten und die Geſetzgeber des Landes, das als Republik eine freie Verfaſſung hat, von welcher es aber aus graſſer Bigotterie keinen Gebrauch zu machen weiß. Die Folgen dieſer heilloſen Pfaffenwirthſchaft treten denn auch ſichtbar ins offene Volksleben. Man ſieht es den unzierlichen Dörfern, dieſen ärmlichen Hütten mit ihren finſteren, unreinlichen Gemächern an, wie im Allgemeinen die Bewohner in Dürftigkeit leben. Nur in wenigen Familien iſt Wohlhabenheit, noch ſeltener Reichthum zu finden. Ueberall überwiegt das Familienintereſſe alles Andere. Gemeinſinn iſt gänzlich untergegangen; die Leute leben noch ſo, wie ihre Väter und Großväter lebten, wie vor Jahrhunderten, in Unwiſſenheit

und Aberglauben. Ihr geringes Hausgeräth verfertigen sie sich meistens selbst; Feld und Heerde geben ihnen die nothdürftigste Nahrung. Man beneidet die Wohlhabenheit der reformirten Nachbarn in Außerrhoden nicht, weil man die tägliche Anstrengung scheut, wodurch solche erworben wird; man freuet sich der zahllosen Heiligenfesttage, weil damit über ein Drittel des Jahres mit bequemem Kirchengehen und lustigen Wirthshausgelagen hingebracht wird, anstatt der mühsamen Arbeit. Straßenbettelei ist die ungehemmte Plage aller Einwohner und Durchreisenden. Man zählt auf die gegen 10,000 Bewohner dieses Ländchens an 400 Bettler von Profession; die Zahl der verschämten Armen, die aus frommen Stiftungen unterhalten werden, ist mindestens ebenso groß. Das ist das Glück, welches der Krummstab des römischen Klerus den freien Schweizern auch in andern katholischen Cantonen bringt. Von dem Glück der übrigen entweder aristokratisch, ochlokratisch oder demokratisch regierten reformirten Cantonen ein ander Mal. Doch, der Weg wird zu steil zum Reden. Wir werden ohnehin Einer hinter dem Andern gehen müssen."

---

* Wir wissen aus Roger's Mittheilungen, daß er sich als politischer Flüchtling in die Schweiz begeben hatte. Dort nahm er aus Schonung für die Stellung seines

Vaters und um Verfolgungen und Reclamationen zu vermeiden, statt seines Familiennamens Mühlheim, den so häufig vorkommenden bürgerlichen Namen „Müller" an.

Anfangs, um leben zu können, bewarb er sich um eine kleine Elementarlehrerstelle in Zürich, die er auch erhielt; dann aber, da er sich sehr bald durch mathematische Kenntnisse auszeichnete, war er, wie früher schon erwähnt ist, als Ingenieur bei einem großen patriotischen Unternehmen angestellt worden, welches in einer genauen trigonometrischen Vermessung der Schweiz bestand.

Das damit verbundene Wanderleben und der vielfältige Aufenthalt auf den höchsten Bergen der Schweiz war ihm sehr angenehm und, trotz seiner Anstrengungen, für seinen früh schon abgehärteten Körper überaus heilsam. Das Alles konnte aber seinen Geist nicht erwecken aus dem tiefen Trübsinn über die trostlose Versunkenheit des öffentlichen Lebens.

. . . . . .

Nach fünfstündigem Bergsteigen waren endlich die beiden jungen Männer auf der Höhe des Säntis angekommen. Sie befanden sich nach genauen Barometermessungen mehr als 7770 Fuß hoch über dem Meere erhaben. Ein furchtbarer Gletscher mit mächtigen Eiszacken und Schneefeldern scheidet die höchste Kuppe dieses Berges von seinem Nachbar, der steilen Gyrenspitze.

Dieser Aufenthalt war von einer schaurig erhabenen

Schönheit. Tief unter ihren Füßen zogen die Wolken, durch deren Dunstkreis unsere Wanderer gekommen waren, ohne mehr als einen feuchten Nebel zu bemerken. Jetzt waren es diese Wolken, welche die Abgründe und Schluchten, selbst die lichtgrüne, sonnenhelle Ebene da unten bald verschleierten, bald enthüllten.

Es war ein majestätischer Anblick, der eine Zeitlang die sinnenden Blicke der beiden Freunde fesselte.

Alsdann begann Guideon von Hochforst, indem er tief aufathmete:

„Hier, mein Freund," sprach er, „vor dieser großen Naturscene fühle ich mich gleichsam neugeboren und über mich selbst, wie über mein Geschick erhoben. Hier vermag ich meiner Wonne und meinem Schmerze Worte zu geben. Ich fühle mich hier dem Erdenleben entrückt, der Gottheit näher geführt; ich schwebe in den ewigen Himmelsräumen der Unendlichkeit und kann hier mit verklärter Seele der Vergangenheit gedenken, ohne von dem Schmerz der Entsagung zu Boden gedrückt zu werden. Auch meine unglücklichen Visionen scheinen verschwunden zu sein."

„Sie spannen meine Theilnahme aufs Höchste; was werde ich vernehmen?"

„Soll ich vor dem Freundesauge meines Herzens geheimnißvolle Tiefen aufschließen," sprach Guideon, „so muß ich Du zu ihm sagen dürfen, als wie ich zu meinem Gott

zu reden gewohnt bin.“ Roger nahm mit Dank dieſen Vorſchlag an, küßte ſeinen Freund und dieſer fuhr fort:

„Es iſt Dir, lieber Roger, ſo viel von meinen Familienverhältniſſen bekannt, daß ich meinen Vater verlor, als ich kaum fünf Jahr alt war. Meine Mutter war damals noch in ihren beſten Jahren und ſehr ſchön. Kaum war ſie ein halbes Jahr Wittwe geweſen und hatte die ſchwarzen Trauerkleider abgelegt, ſo ſprach die Dienerſchaft ſchon ganz laut von ihrer anderweiten Vermählung nach Ablauf des Trauerjahres. So viel erinnere ich mich noch dunkel, daß dieſe Mittheilung auf mich als Knaben ſchon einen unangenehmen Eindruck machte. Eines Tages fragte mich meine Mutter, indem ſie auf einen mit Sorgfalt gekleideten, noch ſehr hübſchen, aber äußerſt affectirten, und von Wohlgerüchen duftenden, ſchon etwas ältlichen Herrn zeigte: „Willſt Du dieſen ſchönen Cavalier zum Vater haben, er wird Dir alle Tage Bonbons geben, mein ſüßer Guideon?“

„Nein, nein, Mama,“ rief ich kindiſch, „ich will meinen alten Vater wieder haben.“

„Die Baronin, meine Mutter, lachte und ſagte zu dem Fremden, der übrigens öfter meine Mutter beſuchte, ohne von mir weiter Notiz zu nehmen: „„Der kleine Schelm wird ſich ſchon daran gewöhnen.““

„Laſſen wir ihn, meine Gnädige,“ ſprach der Fremde, indem er mit Grazie die Fingerſpitzen meiner Mutter

küßte; „da ich als Legationsrath und designirter Gesandter bald hier, bald dort in den bedeutendsten Residenzen Europas meinen Aufenthalt zu nehmen genöthigt sein werde, so kann man doch ein so kleines, liebes Wesen mit seinen allerliebsten Capricen nicht überall mit herum führen. Man würde daher wohlthun, ihn vorerst in eine Pension, dann auf eine Ritterakademie, wo er die Vorbildung zu einem tüchtigen Diplomaten erlangen könnte, zu senden; dann schickt man ihn auf die Universität, darauf drei Jahre auf Reisen und dann wird es Zeit sein, ihn bei irgend einer Legation zu attachiren. Der kleine Mann wird daher in seinem ganzen Leben vielleicht niemals in Verlegenheit kommen, zu mir: Mon cher père zu sagen."

„Ich sollte mich von ihm trennen?" rief meine Mutter, indem sie mich umarmte.

„Meine Gnädige," sprach er im kalten, ungemein höflichen Tone, „wird einsehen, daß ein so hoffnungsvoller Knabe einer sorgfältigern Erziehung bedarf, als Eltern ihm gewähren könnten, die durch ihre Verhältnisse genöthigt sein würden, stets in und mit der großen Welt zu leben. Man würde also das liebe Kind, wenn es im Hause erzogen werden sollte, gänzlich der Dienerschaft überlassen müssen, wohin ich auch Bonnen, Gouvernanten und Hofmeister rechne."

„Meine Mutter willigte ein in die Trennung und

so kam ich noch vor ihrer Vermählung in eine Pension, wo nur adlige Knaben erzogen wurden und man sich redlich bemühte, uns frühzeitig schon mit allen Ansprüchen und Vorurtheilen unseres Standes bekannt zu machen und uns Junkern, wie wir genannt wurden, ein Gefühl der Ueberhebung über die wenigen bürgerlichen Knaben beizubringen, die einige Unterrichtsstunden mit uns gemeinschaftlich genossen.

„Man sagte uns unaufhörlich, daß der Adel eine von Gott bevorzugte, edlere Menschenrace und der Bürgerstand nur geschaffen sei, um dem Adel zu dienen und unterthänig zu sein, und daß zwischen dem Adel und dem Bürgerstande durchaus keine Gemeinschaft anständig und zulässig sei, als eine reiche Partie, und so hatte man in uns den Keim gelegt von jenem modernen, verkommenen Junkerthum, das so lächerlich ist, weil es allen gebildeten und verständigen Menschen nur noch als leere Anmaßung ohne Anerkennung erscheint."

„Lieber Guideon," rief Roger, indem er mit Wärme seine Hand ergriff, „Du überraschest mich durch die in Deiner Erzählung durchblickende, verständige Welt- und Lebensansicht, die ich Dir gar nicht zugetraut hätte bei dem welt- und menschenscheuen Trübsinn, der Dich sonst immer gefangen hält."

„Ja," entgegnete er, vor sich hin lächelnd, „es ist mir selbst so seltsam klar vor den Augen geworden in dieser

heiligen Weihestunde, ob es die Gottesnähe ist hier in diesem Himmelreich der Berge, wo Alles von Duft und Verklärung angehaucht erscheint, ob es das majestätische Rollen des Donners tief unter unsern Füßen ist, was die Seele des Menschen hoch über das finstere, kalte Treiben der jammervollen Menschenwelt da unten erhebt? ich weiß es nicht; aber ich fühle, daß ich hier oben ein anderes Wesen geworden bin; ob das die Wandlung ist zu der himmlischen Freudigkeit, die mir verheißen worden? .... ich weiß es nicht; denn ich bin ein armer, sündiger und kurzsichtiger Mensch."

So hatte Guideon in dem Augenblicke, wo er sich seiner geistigen Klarheit bewußt wurde, dieselbe auch schon wieder verloren.

„Denken wir nicht weiter darüber nach," unterbrach ihn Roger, besorgt, daß sein Irrsinn wiederkehren möge.

„Ach, ja so," entgegnete er, indem er sich über die Stirn strich, „gut, daß Du mich daran erinnerst; es ist in der That eine Schwachheit von mir, daß ich meinen Träumereien so leicht nachhänge; fahren wir fort! doch, wo war ich geblieben in meiner seltsamen Lebensgeschichte, die mir bisweilen wie ein optisches Trugbild vor der Seele vorüber gaukelt?"

„Du warst noch in der adligen Pension ..."

„Ha so, ja. Sieh, lieber Freund, daraus wurde ich nun freilich erlöset; aber es erging mir wie dem Aeneas:

„Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.‘ Doch hören Sie das Nähere. Eines Tages kam ein Fremder in die Pension, der sich Alles mit großer Aufmerksamkeit ansah und auf eine Weise fragte, die große philologische Gelehrsamkeit und genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der Erziehungsinstitute verrieth. Er hatte sich eingeführt als Doctor der Philosophie, Namens Cyrillus, und hatte, wie er gelegentlich verrieth, als Professor und Docent an einem katholischen Seminar in Freiburg gelehrt. Er war ein Mann, der noch nicht die ersten dreißig Lebensjahre überschritten hatte; bis auf eine etwas blasse Gesichtsfarbe war er ohne Uebertreibung ein schöner Mann zu nennen. Mit dem vollkomsten Ebenmaß seiner hohen Gestalt, die er jedoch etwas vorgeneigt trug, verband er eine Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen, die aber wieder etwas Seltsames hatte, indem sein Gang nicht rasch und fest auftretend, sondern leise und fast unhörbar über die Erde dahingleitend war. Dabei schien er seinen Gesichtszügen ein stets freundliches und verbindliches Lächeln gleichsam aufgeprägt zu haben und doch ließ diese stereotype Freundlichkeit, die sich auch in glatten, verbindlichen Worten aussprach, das Herz kalt und erfüllte mit einem geheimnißvollen Schauer gegen eine Person, die uns mit Artigkeiten überhäufte. Mag dazu auch sein Blick und die gesenkte Haltung seines Kopfes etwas beigetragen ha-

ben; er hatte die Gewohnheit, die Augen ſtets vor ſich niederzuſchlagen und nie Denjenigen anzuſehen, mit dem er ſprach. Blickte er aber einmal auf, ſo hatte er etwas Scharfes, Stechendes und Beobachtendes im klugen Auge, das unwillkürlich einen geheimnißvollen Schauder erregte.

„So jung ich damals auch noch war, ſo bleibt mir doch die Erſcheinung dieſes Mannes unvergeßlich, um ſo mehr, als derſelbe, nachdem er Alles in dem Inſtitut mit Sorgfalt beſehen hatte und wir Zöglinge ihm einzeln vorgeſtellt wurden, ſich freundlich an mich wendete und meine Hand ergriff mit den Worten: „„Nun, Junkerchen, habe ich einen kleinen Auftrag an Sie auszurichten. Ihre treffliche Frau Mutter, die ſich ſtets mit Ihrem Wohl beſchäftigt und ſeit einigen Jahren auch, für ihr eigenes Seelenheil als ſtrenggläubige Chriſtin zu ſorgen, mit redlichem Eifer bemüht iſt, ſendet Ihnen durch mich die freundlichſten Grüße mütterlicher Liebe und giebt Ihnen in dieſem Handbillet zu erkennen, daß ſie die fernere Leitung Ihrer Erziehung meinen Händen anvertraut hat. Und Sie, mein werthgeſchätzter Herr Rector,““ damit wendete er ſich gegen den würdigen Vorſtand dieſer Penſionsanſtalt, „„erlauben mir gütigſt, Ihnen hierbei mein Creditiv zu übergeben, woraus Sie die beſtimmte Intention der gnädigen Eltern dieſes jungen Herrn erſehen werden, die dahin geht, daß Jun-

ker Guideon von Hochforst sogleich meiner Leitung übergeben werde.'''

„Betroffen empfing und las der Rector der Anstalt das mit einem großen, reichsfreiherrlichen Wappen zugesiegelte Schreiben. Es war von meiner Mutter und lautete so: ,,,Unser gelehrter Freund, der Professor Dr. Cyrillus Heilinger, Ueberbringer dieses Schreibens, ist von uns beauftragt, die Erziehungsmaximen, wonach mein Sohn Guideon erzogen wird, einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen und würde er solche nicht für heilsam und der leiblichen und geistigen Wohlfahrt dieses geliebten Kindes für angemessen erachten, so ist er ermächtigt, meinen Sohn Guideon von Hochforst sogleich aus dieser Anstalt fortzunehmen und in eine ihm geeigneter scheinende unterzubringen.

Lissabon, am Tage Mariä Reinigung, im Jahre des Heils 18 . . . .

Melusine, Vicomtesse von Mirabella,
verehlicht gewesene Baronesse von Hochforst.'''

„Darunter stand geschrieben von einer andern Hand: ,,,Gesehen und genehmigt von uns dem gerichtlich bestallten Vormund des jungen Barons Guideon von Hochforst.

Freiherr Albert von Werdenburg,
Gutsbesitzer.'''

„Ich war damals 12 Jahr alt und es war das erſte Wort, das ich vernahm von der anderweiten Vermählung meiner Mutter und ſelbſt von der Beſtallung eines Vormundes für mich, ſo ſorgfältig hatte man Alles von mir fern gehalten, was mich auf irgend eine Weiſe an Familienbande erinnern konnte, denen ich angehörte, ohne es zu wiſſen. Ein ſolches Syſtem der Iſolirung gegen mich durchzuführen, ſchien ein tief angelegter Plan zu ſein, von welcher Seite, konnte ich damals noch nicht ahnen; ſpäter ſollte dieſe Abſcheidung von der Welt noch ſtrenger durchgeführt werden.

„Und darf ich fragen," nahm der Rector höchſt pikirt das Wort, „was der Herr Profeſſor an meiner Erziehungsmethode in Betreff des jungen Herrn auszuſetzen haben? Habe ich nicht Alles gethan, um in ſeiner jugendlichen Seele das Bewußtſein der hohen Bedeutung ſeiner adligen Abſtammung aufrecht zu erhalten?"

„Eitel Dunſt und Thorheit," ſprach der Profeſſor Heilinger, indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte; „Alles für eitle, ſündige Weltluſt berechnet, aber das Heil der Seele haben wir dabei nicht bedacht; widerſpenſtige Junker und gotteslaſterliche Freigeiſter haben wir gebildet, aber nicht gehorſame Söhne der Kirche, nicht willenloſe Werkzeuge des Stellvertreters unſers Herrn und Weltheilands, des Nachfolgers Jeſu auf dem Stuhle Petri, des heiligen Vaters zu Rom."

„Herr, Sie sind Jesuit!“ rief der Rector und trat einen Schritt zurück.

„Wenn ich es wäre,“ entgegnete Jener kaltblütig, „so würde ich es nicht zugestehen, weil der Orden noch nicht wieder aufgenommen ist in Deutschland; wenn ich es aber nicht bin, mein Verehrtester,“ fuhr er mit einem feinen Lächeln fort, „so würde ich mich als Mitglied der Gesellschaft Jesu wahrheitswidrig bekennen. Sie erlauben mir also aus dem einen oder dem andern Grunde eine Antwort auf Ihre Frage schuldig bleiben zu dürfen.“

„Aber er war Jesuit . . . .“

In diesem Augenblick rollte der Donner und zuckten die Blitze so nahe unter ihren Füßen und die ganze weite bewohnte Welt da unten hatte sich in Wolkengebirge gehüllt, so daß die Beiden da oben, auf dem noch allein von der schon sinkenden Sonne beleuchteten Gipfel des Säntis, wie über dem Chaos einer untergegangenen Welt zu schweben schienen. Und mit dem Grauen eines tiefen Entsetzens schwieg er still.

„Ja,“ sprach er nach einer Pause mit einer gedämpften Stimme und niedergesenkten Blicken, „er war Jesuit und mich führte er in das Jesuitenlyceum in Freiburg.“

„Was soll ich erzählen von dem dortigen Treiben? Sollte es wirklich, wie man sagt, im Erziehungsplane dieser ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu gelegen

haben, jede menſchliche Regung, jedes geiſtige Leben, jede Freiheit der Wiſſenſchaft, des Willens und Denkens in ihren Zöglingen zu ertödten, ſo würden ſie ihre Methode der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung nicht zweckmäßiger haben einrichten können, als ich es in Freiburg viele Jahre lang ertragen mußte. Mit dem Murmeln gedankenloſer lateiniſcher Gebetformeln wurde der Tag eröffnet und beſchloſſen, und jede Stunde hatte ihre Gebete. Der Unterricht war lauter Scholaſtik, Spitzfindigkeiten des Verſtandes, deren Löſung dem Geiſte wohl Schärfe, aber keine Wärme giebt, unfruchtbare Wiſſenſchaft und hohlklingende Schulweisheit; im Uebrigen Alles geregelt. Obwohl in großer Anzahl beiſammen lebend, ſo war doch unſer Umgang nur auf den Socius beſchränkt, d. h. auf den, einem Jeden von uns zugetheilten Gefährten, der jedoch in der ſtreng gehaltenen Ohrenbeichte gezwungen war, jedes Wort, jede Handlung ſeines Genoſſen dem Obern zu verrathen. So war ein Gefährte des Andern Spion und weil derſelbe für jede Anzeige mit glatten, liebreichen Worten belobt wurde, ſo ließ Mancher ſich auch wohl noch verleiten, zum Verrath noch Verläumdung zu geben, ſo daß alles jugendliche Vertrauen aus unſern Gemüthern weichen mußte und ſich Heimtücke und Hinterliſt der Meiſten bemächtigte. Obgleich jeder Tag auch ſeine Spielſtunden hatte, ſo war doch Alles ſo geregelt und geord-

net, daß keine Jugendluſt auftauchen konnte und das Spiel uns mehr als Arbeit, denn als Vergnügen erſchien. Dazu kamen noch die geiſtlichen Exercitien, die in uns das Fleiſch abtödten und den Geiſt unterjochen ſollten; das war die Selbſtgeißelung, wozu wir Morgens und Abends im Schlafſaale commandirt wurden. Im Uebrigen war die Beköſtigung gut und reichlich; aber Tiſchgeſpräche und Vorleſungen trugen alle den Charakter einer Mahnung an Tod und Vernichtung. Dabei war der unbedingteſte, leidende Gehorſam Jedem von uns zur heiligſten Pflicht gemacht und das Alles waren nur erſt die Vorübungen, die, wie mir in dieſem Augenblicke klar wird, noch keinen andern Zweck hatten, als den Zögling, wie die Jeſuiten ſich ausdrückten, zum willenloſen Leichnam zu machen, der, ohne nach dem Wie und Warum zu fragen, die Befehle ſeiner Obern blindlings ausführt.

„Mit meiner Familie war jede Verbindung ſo gut wie abgeſchnitten; denn daß ich in jedem Jahre zum Neujahrstage einen wohlſtyliſirten Brief an meine Frau Mutter ſchrieb, worin ich ihr Glück zum neuen Jahre wünſchte und für das regelmäßig von ihr empfangene Weihnachtsgeſchenk mich bedankte, kann ich kaum noch eine Familienbeziehung nennen, da der Brief von meinen Lehrern corrigirt, dann von mir ſorgfältig ins Reine geſchrieben, darauf offen dem Rector zur Abſendung übergeben werden mußte. Auf demſelben Wege

erhielt ich dann auch nach Verlauf von drei bis vier Monaten eine kurz gefaßte Antwort von Seiten meiner Mutter in französischer Sprache, worin sie mich jedes Mal ermahnte, meinen würdigen Lehrern und hochwürdigen Oberen des Lyceums stets gehorsam und unterwürfig zu sein; fleißig zu fasten und zu beten und die der Seele heilsamen Exercitia spiritualia in keiner Weise zu versäumem, Alles in majorem dei gloriam.

„Offenbar hatten Jesuiten selbst bei der Abfassung solcher Briefe ihre Hände im Spiel gehabt und da dieselben bald aus Madrid, bald aus London oder Petersburg datirt waren, so hätte ich bei mehrerem Nachdenken wohl nicht zweifeln dürfen, daß meine Mutter von Jesuiten stets umgeben war.

„In einem der letzten Briefe, die ich von ihr empfing, ermahnte sie mich, meinen ascetischen Eifer, den meine Vorgesetzten an mir rühmten, noch zu verdoppeln, damit ich dereinst würdig sei, als ehrenwerthes Mitglied in die Gesellschaft Jesu aufgenommen zu werden; denn das sei der einzige Weg, das Heil meiner unsterblichen Seele zu fördern, zugleich auch als ein großes Licht in der allein seligmachenden Kirche zur Ehre Gottes und unseres lieben Herrn Jesu zu glänzen.

„Einige Tage später wurde ich zum Rector berufen. Ich erblickte dort denselben Jesuiten, jetzt in der schwarzen Ordenskleidung, der mich nach Freiburg geführt

hatte. Es war der Professor Cyrillus Heilinger, der mich freundlich und mit dem Ausdruck von väterlichem Wohlwollen begrüßte. Seit sechs Jahren hatte er mich nicht gesehen. Er äußerte sich sehr erfreut darüber, daß ich so groß geworden sei und seitdem, wie mir meine Oberen bezeugten, so erfreulich zugenommen habe an Geist und Frömmigkeit. „„Der Lohn dafür, mein geliebter Sohn in Christo,"" sprach er, „„wird nicht ausbleiben. Fahren Sie so fort in Ihrem Eifer und Sie werden noch einer großen Zukunft entgegen gehen.""

„Jetzt nahm der Rector ebenso freundlich das Wort und eröffnete mir, daß ich aus dem Lyceum in das Colleg versetzt werden würde, wo ich, in die philosophische Classe eintretend, mich durch Fleiß und Strenge gegen mich selbst würdig machen werde, eine große Rolle in der Welt zu spielen; jedoch Alles in majorem dei gloriam. „„Sie werden von nun an in neue Verhältnisse treten,"" fuhr der Rector fort, indem er sich zum ersten Male des Ausdruckes: Sie gegen mich bediente; „„Sie werden die feinere Gesellschaft und die Welt kennen lernen; denn Ihr künftiger Beruf erfordert dies, daß Sie mit der Welt und ihren Thorheiten bekannt werden, ohne sich selbst von ihnen hinreißen zu lassen. Nach und nach wird man Sie mit den Lehren unserer Casuistik bekannt machen, denn es ist ebenso viel Frömmigkeit als wahre Lebensklugheit darin.""

„Mit diesen Worten wurde ich entlassen und bald darauf in einen andern Theil der Jesuitenpaläste geführt, welche dieser fromme Orden auf der schönen Höhe bei Freiburg erbaut hat.

„Mein äußeres Leben gestaltete sich damit anders. Die innere Regel blieb indeß dieselbe; aber im äußern Verkehr war mehr gesellige, wenn auch nicht freie Bewegung eingetreten.

„Die begünstigten Pensionäre des Collegs, d. h. die für eine höhere Stellung im Orden Ausersehenen, oder die Söhne reicher adliger oder höherer Beamten aus der Schweiz, aus Deutschland und selbst aus Frankreich wurden nicht nur von den Professoren der Anstalt, sondern auch von den vornehmen Familien, bei denen die Jesuiten Zutritt hatten, zu Gesellschaften, Landpartien und selbst Bällen zugezogen, wobei jedoch begreiflich die Zöglinge des Jesuitencollegs am Tanz nicht Antheil nehmen durften. Wie dem Herrn auf der Thurmzinne von Zion der Versucher alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt hatte, so bekamen auch wir die von Tanz und Freude erhitzten jungen Schönen zu sehen, ohne je die Erlaubniß zu erhalten, mit Einer oder der Andern derselben nur ein Wort zu wechseln. Uebrigens wurde jeder unserer Blicke, jeder Wechsel der Farbe, jeder Ausdruck auf den Gesichtszügen beobachtet, sowohl von dem, einem jeden Alumnen zugesellten Socius, als auch von

Seiten unserer Vorgesetzten, die kein Auge von uns verwendeten. Dann erfolgte eine Strafpredigt über die Sündhaftigkeit der Welt und die Warnung, nie sich durch irgend eine Leidenschaft hinreißen zu lassen. Doch, wurde hinzugesetzt, kann es Fälle geben, wo es nicht nur erlaubt ist, sondern auch die Pflicht erfordert, der Eitelkeit der Frauen zu schmeicheln und selbst sie glauben zu machen, daß man sie liebe und anbete, wenn nur das Herz dabei kalt bleibt und der Verstand allein operirt, in der Absicht, dem Orden Helferinnen und Freundinnen unter dem schönen Geschlecht zu erwerben. Doch für Euch, hieß es weiter, ist die Zeit noch nicht gekommen, wo solche Exercitia Euch erlaubt sind. Ihr habt daher für jetzt nur zu beobachten, um zu erlernen, welcher Mittel der ältere und erfahrnere Mann sich zu bedienen hat, um das schwächere Geschlecht zu bethören und für den hohen Zweck der größeren Verherrlichung Gottes geneigt zu machen.

„Wie sehr auch mein ganzes Seelenleben schon in eine gewisse Gedankenlosigkeit versunken war, so darf ich doch gestehen, daß solche und andere Aeußerungen der Falschheit und Hinterlist mein sittliches Gefühl auf das Tiefste verletzten.

„Es war mir unmöglich, meine Entrüstung darüber ganz zu verbergen und unvorsichtig genug warf ich darüber einige Aeußerungen hin gegen den jun-

gen Gefährten, der mir seit meinem Eintritt im Colleg als Socius zugetheilt war.

„Dieser ergriff jetzt plötzlich meine Hand und sagte mit mehr Wärme, als ich ihm jemals zugetraut hätte: „„Jetzt habe ich Sie erkannt, mein Bruder Gideon, und wenn wir Beide uns gegenseitig verständigen und der Schlauheit und Hinterlist dieser Jesuiten wieder Schlauheit und Hinterlist von unserer Seite, versteht sich nur als Nothwehr, entgegen setzen, so wird es uns gelingen, ihren verruchten Schlingen zu entgehen.““

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich, ihn groß ansehend.

„Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo Alles gewagt werden muß, um Alles zu gewinnen. Ich wage es, offen und vertrauungsvoll mich gegen Sie auszusprechen; ich rechne aber darauf, daß Sie dieses Gespräch Ihrem Obern nicht beichten werden.“

„Gewiß nicht, ich bin kein schlechter Mensch, und Vertrauen zu mißbrauchen, ist ein Zeichen von der tiefsten Schlechtigkeit des Charakters, dessen ich nie fähig wäre.“

„Gut also, wir reden jetzt als Freunde vertraulich und offen mit einander; um aber nicht getrennt zu werden, müssen wir fortfahren, Einer den Andern zu verläumden, versteht sich, indem wir uns gegenseitig einige

von jenen tausend kleinen Versündigungen andichten, die hier eine so wichtige Rolle spielen in diesem ascetischen Leben einer großartig angelegten Heuchlerwelt."

„Erstaunt und verwundert sah ich ihn an.

„Ja," entgegnete er, „wundern Sie sich nur über meine tiefere Kenntniß des Jesuitentreibens, bei der vollkommensten Verstellungskunst, die hier nothwendig ist, um diese Füchse in ihrem eigenen Baue zu überlisten."

„Ich bin nämlich der Sohn," fuhr mein Socius fort, „einer hohen baierschen Beamtenfamilie. Mein Vater und meine Mutter sind blind ergeben jener ultramontanen Hinneigung, die damals von Oben herab so begünstigt wurde. Sie glaubten daher ein Gott und dem Könige wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie mich hierher nach Freiburg in das Jesuiten-Colleg sendeten, um mich für die Grundsätze der Förderung jener römischen kirchlichen Interessen, durch welche das feiste Mönchthum und mittelalterlicher Wahn und Aberglauben wieder herauf beschworen werden soll, geneigt zu machen."

„Die heutige Jugend aber," fuhr er fort, „geht oft ihren andern Weg, als das bedächtige Alter. Ich hatte einen aufgeklärten Hofmeister gehabt, der aber, um sich seine Stellung zu erhalten, seine wahre Gesinnung schlau zu verbergen wußte unter frömmelnder Außenseite ....."

„Kein ehrenwerther Charakter," warf ich ein.

„Freilich, freilich; indeß grade dieſe frömmelnde und ſtreng orthodoxe kirchliche Richtung, wo ſie von Oben her ſtreng protegirt wird, macht entweder Heuchler oder Nothleidende. Die ganze Verantwortlichkeit davon fällt auf Diejenigen, welche jeder geiſtigen Freiheit, jedem Fortſchritt der Aufklärung widerſtreben. Zu dieſer Erkenntniß war ich gekommen auch durch den Umgang mit gleichgeſinnten Freunden. Erſt 16 Jahr alt kam ich hier ins Colleg, aber ſchon eingeweiht in alle Forderungen und Anſprüche einer liberalen und radicalen Jugend.

„Bei ſolchen Geſinnungen, mein Freund," fuhr der junge Menſch fort, „wirſt Du begreifen, was ich empfinden mußte unter der geiſtigen Tyrannei, die hier ihr Weſen treibt. Da ich von meinem Vater beſtimmt bin, nachdem ich feſt geworden ſein würde in ultramontanen Geſinnungen, meine weitere Ausbildung auf der Univerſität in München zu empfangen, ſo habe ich Alles angewendet, um dieſen Zeitpunkt zu beſchleunigen. Ich muß oft noch lachen, wenn ich mich daran erinnere, welchen jeſuitiſchen, lügenhaften Unſinn ich zur großen Genugthuung unſers hochwürdigen Rectors und ohne Zweifel zur größten Erbauung meiner lieben Eltern nach Hauſe geſchrieben habe. Indeß hat es geholfen. Ich bin für reif und würdig erklärt, nach Ableiſtung der Gelübde, die Intereſſen des Ordens mein ganzes Leben lang fördern zu wollen, nach Hauſe entlaſſen zu werden, und

mein Abgang steht nach Ablauf von zwei Monaten bevor. Nun aber wünschte ich auch Dich zu retten, mein lieber Guideon."

„Das wäre wohl gut," sprach ich, „denn hier weiß ich oft nicht, wo mir der Kopf steht vor alle dem wirren Zeug, das man uns eintrichtert; aber werde ich die Erlaubniß dazu erhalten?"

„Ludwig von Wetterau, so hieß mein junger Socius und neuer Freund, mit dem ich so schnell vertraut geworden war, daß wir uns unter vier Augen dutzten, lachte hell auf. „„Eben deshalb,"" sprach er, „„wollen wir uns die Freiheit nehmen, Dich zu entführen, da Dir doch nie eine andere Freiheit gewährt werden würde.""

„Aber wohin sollte ich fliehen?" entgegnete ich kleinlaut. „Meine Mutter würde mich sogleich wieder ausliefern; zudem weiß ich nicht einmal, wo sie sich jetzt aufhält, ob im Süden oder Norden, im Westen oder Osten von Europa."

„Dein Name ist doch Guideon von Hochforst?"

„Ja, allerdings, mein verewigter Vater war ein Freiherr von Hochforst . . ."

„Und Deine Mutter lebt in zweiter Ehe als Marquise von Mirabella . . . ."

„Mirabella, ja, so war der Name, den sie unterzeichnet unter ihren Briefen, die ich jedoch immer wieder abgeben mußte, wenn ich sie gelesen hatte."

„In diesem Falle wirst Du auch einen Vormund haben?“

„Allerdings, einen Freiherrn von ....., nur kann ich mich des Namens nicht entsinnen; er hat nie an mich geschrieben, nur eine Vollmacht, die ein Dr. Heilinger einst vorzeigte, um mich aus dem adligen Stift hierher zu führen, war von ihm unterzeichnet.“

„War es nicht ein Freiherr von Werdenburg?“

„Ja, ganz richtig; aber woher weißt Du ...“

„Dein Vormund ist mir zwar nicht von Person, aber seinem Charakter und seiner Denkungsart nach genau bekannt. Herr Blümel, mein Hofmeister, hatte früher bei dieser achtungswerthen Familie gestanden und den einzigen Sohn des Barons Werdenburg erzogen; als dieser vom Nervenfieber hinweggerafft war, kam er nach München und in unser Haus. Herr Blümel aber hatte die Gewohnheit, Abends vor Schlafengehen gern ein Stündchen gemüthlich zu plaudern. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu, denn er erzählte Züge aus dem Leben, die immer etwas Interessantes hatten, indem sie irgend eine Seite des menschlichen Herzens beleuchteten. So erinnere ich mich noch ganz genau, daß er auch von Deiner Familie erzählte, mein lieber Guideon. Deine Mutter lebt mit ihrem zweiten Gatten, dem Baron von Mirabella, auf einem vornehmen Fuß, wo die Ehe kaum mehr ist, als eine leere Repräsentation, das Mittel, ein

glänzendes Haus zu machen. Ohne Liebe und Vertrauen ging jeder von beiden Gatten seinen eigenen Weg, während in ihrem gegenseitigen Verkehr eine große Feinheit und ausgesuchte Artigkeit an den Tag gelegt wurde, so daß man allgemein ihr eheliches Verhältniß für ein höchst glückliches hielt; der Wahrheit nach war es aber ein kaltes, gleichgültiges. Der Marquis, Dein Stiefvater, war vollendeter Diplomat mit allen Feinheiten, Vorurtheilen und arrière-pensées dieses Standes ausgerüstet. Die Marquise, Deine Mutter, dagegen war eine Dame von Welt, die, nachdem sie das Leben genossen, ohne auf die Freuden der Welt gänzlich zu verzichten, doch ein gewisses frommes Relief angenommen hatte, wie es in den höhern Kreisen damals Mode war. Als fromme römisch-katholische Christin hielt sie einen Hauskaplan, der bald unbedingten Einfluß auf ihre Entschließungen gewann. Dieser Kaplan aber war Jesuit; es war Niemand anders, als der Professor und Jesuitenpater Heilinger, damals noch ziemlich jung und schön, denn diese Jesuiten wissen wohl, welche Eigenschaften ihrer Sendlinge das meiste Glück bei gesetzten Damen in gewissem Alter machen. Kurz, der hochwürdige Pater, wie er genannt wurde, wenn er in dem langen Rocke des Ordens erschien, hatte es durchgesetzt, daß Du den Jesuiten zur Erziehung übergeben wurdest.“

„Welche Absicht kann man dabei gehabt haben?“ fragte ich nachdenkend.

„Nur ganz einfach,“ entgegnete er, „die, Dein Vermögen für den Orden zu erschleichen. Deshalb solltest Du Jesuit werden, damit die Reichthümer, die Dir aus dem väterlichen Nachlaß bei der Auseinandersetzung zugegangen sind, in die nimmersatte Kasse der römischen Glaubenspropaganda fließen.“

„Und mein Vormund hat das zugegeben?“

„Dein Vormund, Freiherr von Werdenburg, ist ein so guter Mann, daß er unter allen Umständen den Frieden liebt. Aufgeklärt genug, um nicht den römischen Popanz mit seiner geistestödtenden Richtung im Innersten der Seele zu hassen, würde er nie eingewilligt haben, Dich, seinen Mündel, den Jesuiten zu übergeben, wenn nicht seine Liebe zum Frieden und zu einer ungestörten Gemächlichkeit des Daseins größer gewesen wäre, als jene Abneigung. Er dachte auch wohl: am Ende hat die leibliche Mutter noch ein größeres Recht, über das Geschick ihres Kindes zu verfügen, als der Vormund, der diesen Sprößling seiner leiblichen Schwester nicht einmal persönlich kennt; endlich scheute er jeden Widerspruch gegen eine so herrschsüchtige Frau, wie die Marquise von Mirabella war, und so unterschrieb er denn, wenn auch mit schwerem Seufzer und gegen alle bessere Ueberzeugung, die Vollmacht, die Deine darauf

folgende Auslieferung an die Jesuiten rechtlich begründet hatte."

„Zürne ihm deshalb nicht. Sein Widerstand würde dennoch überwunden sein, denn der List dieser schlauen Füchse bleibt nichts unmöglich. Bei aller dieser Nachgiebigkeit aber würde der Charakter Deines Vormundes Dir Bürge sein, daß er Dich, wenn Du aus diesen, ihm selbst verhaßten Verhältnissen entfliehen könntest, gewiß mit Wohlwollen aufnehmen und gegen jeden Anspruch von Außen in Schutz nehmen würde. Darum, mein lieber Guideon, fasse Muth, entfliehe von hier. Benutze dazu die Gelegenheit meiner Abreise. Ich selbst werde Dich bei Deinem Vormunde einführen, der seit vielen Jahren die Gewohnheit hat, mit seiner Familie die Sommermonate in den berühmten Bädern von Leuk im Canton Wallis zuzubringen. Ohne Zweifel werden wir ihn auch jetzt dort treffen und ich stehe dafür, daß er Dich freundlich aufnehmen und gegen jede Reclamation in Schutz nehmen wird."

Wetterwolken fingen an, die Thäler zu verschleiern; einsamer wurde die Höhe und ruhiger wurde es in der Seele des armen Guideon. Mit glänzenden Augen tauchte er sich in das Meer einer schönen Vergangenheit.

Er fuhr fort zu erzählen.

. . . . . .

„Von Sitten aus, dem Hauptort des Canton Wal-

lis, ſchrieb ich an meinen Vormund, den Bruder meiner Mutter, den ich in meinem Leben noch nicht geſehen hatte. Ich meldete ihm offen, daß ich mich durch asceti-ſche Grübeleien und eine geiſtesmörderiſche Richtung im Penſionat der Jeſuiten zu Freiburg genöthigt geſehen habe, dieſes Inſtitut zu verlaſſen. Ich bäte und be-ſchwöre ihn daher, mich einſtweilen aufzunehmen, bis es mir gelungen ſein würde, meine Mutter zu verſöhnen, oder mir ein anderes Unterkommen zu verſchaffen."

„„Du wirſt mit offenen Armen empfangen wer-den,"" ſchrieb er zurück, „„meine Kinder freuen ſich darauf, den neuen Couſin kennen zu lernen, und willſt Du uns eine rechte Freude bereiten, ſo triff am 29. Ju-nius bei uns ein; dann iſt mein Geburtstag, ein hei-teres Familienfeſt, deſſen Feier Deine Anweſenheit noch erhöhen wird. Im Dörfchen Leuk wird man Dich gegen Abend erwarten; denn bis dahin kannſt Du dort ſein.""

„Wer war glücklicher, als ich? Mein Freund, als er ſah, daß der Hafen der Aufnahme bei lieben Ver-wandten für mich offen ſei, verließ mich, um ſeinen Weg nach Baiern fortzuſetzen.

„In den berühmten Bädern von Leuk hielt mein guter Oheim ſich auf, um ſich von einer hartnäckigen gichtiſchen Lähmung zu befreien.

„Obwohl eine dunkle Ahnung, wovon feinfühlende Seelen bei hoher Erregbarkeit der Nerven leicht befallen

werden, mir sagte, daß ich dort die Quelle eines schweren Unglücks finden werde, so glaubte ich doch, eine so freundliche Einladung nicht ablehnen zu dürfen.

„Ich trat daher meine Wanderung an und schritt gegen Abend, an dem von mir bezeichneten 29. Juni, auf einem wenig betretenen Fußsteige aus dem Walde hervor, welcher von einer kleinen, mit Moos bewachsenen, von Kastanienbäumen überschatteten Anhöhe plötzlich den malerischen Anblick des Dorfes Leuk, auf der rechten Seite meines Standpunktes, tief unter meinen Füßen gewährte.

„Erstaunt, ergriffen, begeistert blieb ich stehen.

„Da, am Fuß eines himmelansteigenden Hochgebirges, dessen in Duft und Nebel verschwimmende Felsenwände, mit ewigem Eis und Schneefeldern geschmückt, von den rothen Streiflichtern der untergehenden Sonne durchzogen waren, lag in tiefem Schatten vor der Ausmündung einer Bergschlucht das kleine, malerische Dorf mit seinen ärmlichen Hütten und zwei alten Schlössern, wovon das eine schon ganz verfallen, das andere mindestens verödet war. Aus der Thalebene erhob sich ein steiler Kegel von verwittertem Felsenschutt an 200 Fuß hoch und am Abhange wilder Gebirge, im Süden, sah man auf den Vorbergen derselben jene grünen Sennhütten, welche dort les Mayens (die Maiensässen) genannt werden, weil sie auf den ersten Stufen der Hoch-

alpen liegen, wohin man am ersten Mai die läutenden Rinderheerden treibt, die alsdann höher, in den noch mit Schnee bedeckten Gebirgen, noch keine Weide finden. Von einer der näher liegenden Bergweiden dieser Art tönte harmonisches Glockengeläut herüber.

„So gewährte das ganze Bild einen idyllischen Eindruck von ländlicher Abendruhe und einer so erquickenden Erhabenheit der Wunder der Natur, daß mir Thränen ins Auge traten und ich die Hände faltete, tief durchschauert von Gefühlen der Andacht und einer höhern Liebe für Gott, Natur und Menschheit, die in meiner Seele wogten, ohne Worte für den Ausdruck dieser Gefühle finden zu können.

„In diesem Augenblick kamen zwei bildschöne Knaben, von acht und neun Jahren vielleicht, herbeigesprungen; die feine Gesichtsbildung, der zarte Gliederbau und die Anmuth ihrer Bewegungen, so wie ihre feine und geschmackvolle Knabenkleidung, ließ keinen Zweifel, daß sie den höheren Ständen, wahrscheinlich einem der vornehmen Badegäste zu Leuk angehörten.

„In dem Augenblick fiel es mir ein, daß mein Oheim und Vormund ein Paar Söhne dieses Alters hatte. Ich trat ihnen freundlich näher und fragte:

„„Ihr könnt mir wohl nicht sagen, lieben Kinder, wo der Freiherr von Werdenburg in den Bädern von Leuk logirt?“

„„Ach, der neue Couſin!““ riefen beide Knaben aufjauchzend, „„Couſin Guideon!““

„„Ja, Guideon heiße ich, und Ihr ſeid Franzel und Seppel, wie der Onkel ſcherzend in ſeinen Briefen ſeine Söhne nannte.““

„„Ja, Franzel und Seppel,““ lachten die Knaben; „„nun aber, Couſin Guideon, komm geſchwind zur Couſine Seraphine, die hat es gleich geſagt, das iſt der Vetter, daher muß er kommen, von Sitten her, und deshalb ſind wir Dir hierher entgegen gegangen.““ Damit hatten beide Knaben ſich meiner Hände bemächtigt und zogen mich fort mit freundlichem Andringen.

„„Da ſteht ſie,““ rief plötzlich der Eine, „„ich will es ihr ſagen, daß Couſin Guideon gefunden iſt.““

„Mit dieſem Ausruf hüpfte er fort, wie eine junge Gazelle über den Felſenpfad dahin.

„Meine Blicke aber folgten jener Richtung, und ich ſah . . . . . “

Mit dieſen Worten verſagte ihm ein überwältigendes Gefühl die Stimme. Heiße Thränen drangen aus ſeinen Augen und er warf ſich an die Bruſt ſeines theilnehmenden Freundes.

„Du ſaheſt . . . . “ ſprach Dieſer nach einer Pauſe, damit er durch Reden ſeinen Schmerz erleichtere.

„Sie . . . . . !“ und damit zog er das Miniaturbild eines jungen Mädchens, das er an einer feinen

goldenen Kette auf der Bruſt verborgen trug, hervor und hielt es ſeinem Freunde Roger vor Augen.

Es war, ſo viel ſich aus einem übrigens trefflich gemalten, ſo kleinen Bilde beurtheilen ließ, eine überaus liebliche, noch ſehr jugendliche Blondine, ein junges Mädchen in halber Figur von Engelſchönheit, mit einem wahren Madonnenblick im großen, ſanften und doch ſo ſchwärmeriſch tiefen, blauen Auge. Den Hintergrund des Bildes erleuchteten die Purpurſtrahlen der untergehenden Sonne; es war, als ob eine Glorie die heilige Jungfrau noch in ihrer zarteſten Jugendgeſtalt umgebe.

Roger machte dieſe Bemerkung, die von dem innigſten Verſtändniß dieſes lieblichen Bildniſſes zeugte.

„Du haſt die Seele dieſes Bildes bezeichnet, lieber Freund. Ja, Seraphine erſchien mir wie eine geheiligte Jungfrau, wie von einer Glorie umgeben, ſo ſtand ſie unfern von mir auf einer Anhöhe, während die Gluth des gerötheten Abendhimmels den Hintergrund bildete, auf welchem ihre zarte, ätheriſche Geſtalt im weißen Gewande gleichſam zu ſchweben ſchien. So habe ich ſie ſpäter ſelbſt gemalt.“

„Sie gemalt, dieſes herrliche Bildniß?“

„Nun ja, ich hatte früh ſchon Miniaturmalerei aus Liebhaberei betrieben, denn im Colleg der Jeſuiten wird jedes Talent der Zöglinge möglichſt ausgebildet. So hatte ich es denn in dieſer Kunſt zu keiner unbedeutenden Fertigkeit

gebracht; aber seitdem ich dieses Bild gemalt und sie verloren, habe ich keinen Pinsel wieder angerührt."

„Verloren? ist sie todt?"

„Sie lebt. Wäre sie todt, die Zeit würde meinen Schmerz mildern; aber diesen Engel unter den Lebenden zu wissen, sie nie wiedersehen zu dürfen, auf ewig verloren, o . . . . .!"

„Laß den Muth nicht sinken, mein guter Guideon. Was sollte Deinen Wünschen entgegen stehen?"

„Ein unübersteigliches Hinderniß."

„Nun gut, selbst wenn Sie Nonne geworden wäre, es wäre nicht die Erste, die Gott Amor dem Kloster entrissen hätte."

„Verschone Deinen Scharfsinn mit Muthmaßungen; das Hinderniß ist größer, unabwendbar!"

„Du setzest mich in Erstaunen und doch vermag ich nicht zu errathen . . . . . "

„Dazu gehört eine Geschichte, dieses Räthsel zu lösen. Doch laß uns umherblicken. O siehe! welch' ein grandioses Schauspiel beginnt, die Berge brauen Wolken, die Luft wird schwül. In der Ferne regen sich Blitze wie ein goldenes Schlangengewebe am schwarzen Hintergrunde. Ein Nebelmeer verhüllt das Land und furchtbar einsam wird es hier."

„Ein grandioser Anblick! Aber da oben rollt ein anderer Wolkenhimmel sich auf und verspinnt sich gäh-

rend mit dem untern. Tief in den Schluchten und Klippen heult schon der erwachende Föhn und von den Felsenwänden in der Tiefe hallt der Donner zurück."

„Hier oben dagegen, hoch über dem Gebiet der Wolken, ist Alles noch grausige Ruhe und erhabene Stille. So ist es in meiner Seele Ruhe geworden, mitten im Sturm ewig gährender Gefühle. So nur vermag ich's zu erzählen."

So sprach Guideon.

„Das junge Mädchen empfing mich mit der Befangenheit einer Jungfrau, die sich eben aus der Knospe der Kindheit lieblich entfaltet hat. Sie begrüßte jedoch mit leisen, freundlichen Worten den lieben Cousin, den Onkel und Tante schon lange erwartet hatten. Und nun führten mich diese drei liebenswürdigen Wesen wie im Triumphe grade in der, dem Dorfe Leuk in der Thalebene entgegengesetzten Richtung nach den berühmten Bädern, die am Fuß des Gemmi noch beinahe drei Stunden höher im Gebirge lagen. Plaudernd verging uns die Zeit dieses nicht steilen Berganstiegens wie Minuten. Auch Seraphine war zutraulicher geworden. Sie erzählte vom Onkel und Tante kleine häusliche Züge, welche die Herzensgüte der Letztern und den freundlichen Humor des Erstern, trotz seiner vielfachen Schmerzen, bezeichneten. Sie sprach davon, wie Alles gehofft und sich gefreut habe auf meine Ankunft. „„Ich bin

aber auch selbst dabei interessirt,"" sprach sie neckend heiter, ,,,,und verdiente deshalb, eine Erzegoistin gescholten zu werden. Ich schwärme nämlich für die schönen, freien, grünen Berge, die ich ringsum hier erblicke. Auf jedem blauen Gletscher möchte ich mir ein Alpenröschen pflücken, auf jeder grauen Felsenhöhe mir eine Moosguirlande um den Strohhut winden; aber ich darf mich mit den beiden Knaben allein nicht sicher hinauf ins Gebirge versteigen, da haben sie mich denn auf die Ankunft des guten Cousins vertröstet; Der liebe gewiß auch, sagten sie, die freien Bergeshöhen und würde mich gewiß gern mitnehmen auf solchen Ausflügen in diese romantischen Gebirge, die schon Rousseau in seiner Heloise in trunkener Bewunderung malte.""

,,,,So schildert,"" fuhr sie mit leuchtenden Blicken fort, ,,,,der begeisterte Dichter das prachtvolle Gemenge der Wallisischen Landschaftsgebilde;"" und nun recitirte sie mit erhabener Stimme dessen Worte:

,,,,Felsentrümmer, unermeßliche, hingen mir über dem Haupte; bald benetzte mich ein dichter Nebel von hohen, donnernden Wasserfällen; bald riß neben mir mit ewiger Gewalt ein Waldstrom den Abgrund auf, dessen Tiefe die Augen nicht zu entdecken wagten. Zuweilen versank ich in der Finsterniß dichter Gebüsche und wenn ich aus einer dunkeln Schlucht hervortrat, so lächelte mich plötzlich eine reizende Wiesenflur an. Ueberall wunderbare

Mischung der Natur mit dem Anbau von der Hand des Menschen, wo man ihn nie erwartet haben würde; neben einer Höhle ländliche Wohnungen; Weinreben, wo man nur Brombeergestrüpp gesucht hätte; Rebenhügel auf Bergfällen; edle Früchte auf Klippen; Ackerfelder in jähen Abgründen. Zu dem Allen noch die Täuschungen des Auges, in der mannichfaltigen Beleuchtung von Gebirgsspitzen; das Helldunkel der Schatten und des Sonnenscheins; alle Zauberspiele des Lichts, besonders in Abend- und Morgenstunden. Und welch ein Theater! diese Perspective von Bergen an Bergen, wo die hohen, senkrechten Gestalten das Auge unendlich mächtiger beschäftigen, als flache Ebenen, in denen ein Gegenstand den andern verdeckt.""

„Bei diesen Worten war ihr ganzes Wesen erhabener, und der Ausdruck ihrer Stimme pathetischer geworden. Es war, als sei das eben noch so liebliche Kind plötzlich zu den tieferen Gefühlen der gereiften Jungfrau erwacht. Das Landschaftsbild, das sie schilderte, umgab uns; wir wandelten zwischen Felsentrümmern am Rande tiefer Schluchten, im Angesichte majestätischer Berge, deren Gipfel mit ewigem Eise gekrönt erschien.

„So erreichten wir denn endlich die berühmten Bäder von Leuk. Indem wir aus einer engen Felsenschlucht hervorgetreten waren, erblickten wir die hölzernen und steinernen Wohn- und Gastgebäude im heiteren Alpenthal. Den Hintergrund bildeten die zerklüfteten kahlen

Felswände des Gemmi, zwischen deren Klippen und Schluchten, neben senkrechten Abgründen, ein schmaler Steig, in Felsen gehauen, über die Berghöhe, die 17,000 Fuß über der Meeresfläche sich erhebt, zu den Thälern des Berner Oberlandes leitet. Ueberall im Thal sah man die dampfenden Heilquellen dem Boden entspringen. Obgleich für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegäste wenig gesorgt ist und hier noch die alte Einrichtung besteht, wonach Alles, Männer und Frauen, Capuziner und Kriegsleute, Bauern und Banquiers, erhabene Matronen und empfindsame Damen, traulich beisammen in den großen Badebassins, in ihren flanellenen Bademänteln sich ergehen: so ist doch die Heilkraft dieser heilsamen Mineralquellen so wunderbar, daß Fremde aus aller Herren Ländern hier Genesung suchen. Der Abend dämmerte schon; vor allen Häusern saßen Gruppen familienweise beim Thee; endlich, laut aufjauchzend, sprangen die Knaben einer dieser Gruppen entgegen und stellten mich ihren Eltern, meinem Oheim und Vormund und dessen Gattin, als den erwarteten Cousin Guideon vor.

„Es läßt sich nicht beschreiben, wie wohlthuend dieses Gefühl des Familienlebens für mich, dem Ausgestoßenen, dem im Leben Vereinsamten war. Meinen Oheim, den ich noch nie gesehen, aber aus meines Freundes Schilderung als einen Mann von heiterer

Gemüthlichkeit und Herzensgüte schon liebgewonnen hatte, fand ich ganz so, wie ich mir sein liebes Bild gedacht. Er war die Herzlichkeit selbst; auch seine Gattin, meine Tante, empfing mich mit der freundlichen Zutraulichkeit einer Mutter, die an ein glückliches Familienleben gewöhnt ist. Bald war ich in diesem Kreise heimisch. Die beiden Knaben hingen mir fast immer an den Händen, und Seraphine fühlte sich wie eine jüngere Schwester mit Zutrauen und Liebe zu mir hingezogen. Die beiden Alten schienen ein Geheimniß, in Beziehung auf uns Beide, zu haben, das sie aber neckend bewahrten, indem sie jede freundliche Annäherung zwischen mir und dem lieblichen Mädchen begünstigten, so daß in mir wohl die Idee entstehen mußte, es sei der Wunsch der Familie, daß zwischen uns Beiden einmal eine innigere Verbindung geschlossen werde. Auch Seraphine mochte ähnliche Gedanken hegen; wenigstens glaubte sie sich berechtigt, die zärtlichen Gefühle zu erwiedern, die, einem so lieblichen jungen Mädchen gegenüber, in der Seele eines Jünglings, der nie geliebt hatte, wohl erwachen mußten.

„So gingen denn unsere täglichen Spaziergänge über Berg und Thal. Die erhabene Romantik dieser Felsenhöhen und der idyllische Zauber jener grünen Thäler, mit ihren klaren Bächen und läutenden Heerden, das

Alles mußte dazu beitragen, den Aufschwung unserer jugendlichen Gefühle noch zu erhöhen.

„Einst in einer lauwarmen Sommernacht, im magischen Mondlicht, saßen wir Beide noch ganz allein unter dem Schatten eines Kastanienbaums vor unserm Hause. Hand in Hand, Arm im Arm, saßen wir da im leisen Flüstern und zärtlichen Kosen; da endlich fand mein überschwenglich süßes Gefühl die Worte der innigsten Liebe; ich gestand ihr meine Gefühle und fragte sie, ob sie vertrauend ihr Geschick in meine Hand und an mein Herz legen wolle, ob sie geneigt sei, dereinst meine Gattin zu werden.

„Da sank sie weinend an meine Brust und ich küßte ihr die Thränen von den schönen Augen, die mich anstrahlten in trunkener Wonne, und sie antwortete mit leiser, bebender Stimme: „„Ja, mein Guideon, wenn es Gottes und der heiligen Jungfrau Wille ist und es meine gnädige Mama erlaubt, so werde ich ewig die Deinige.““

„Deine Mutter, sollte sie gegen dieses Verhältniß sein?“ . . . .

„Sie selbst weniger als unser Hausfreund und Beichtvater, der mich für das Kloster bestimmt hat.“

„In das Kloster? nie.“

„Morgen werden, wie mir der Onkel heute Abend sagte, meine Eltern hier eintreffen. Wir wollen meiner

Mutter zu Füßen fallen und um ihre Einwilligung, ihren Segen bitten."

„Der andere Tag kam, mit ihm die Erwartete. An der Hand eines feinen, blassen Mannes trat eine wohlbeleibte, gut conservirte, noch ziemlich hübsche Dame uns entgegen. Die ganze Familie empfing sie mit Hochachtung. Es lag viel Feierliches in der ganzen Empfangscene, die ich mir zuvor ganz anders gedacht hatte.

„Die gnädige Frau umarmte Seraphine, ihre Tochter, und der gnädige Papa küßte sie auf die Stirn, als das junge Mädchen sich auf seine Hand beugte, um diese zu küssen. Ich stand an der Hand des Onkels als seltsam bewegter Zuschauer dieser Scene. Es war mir, als tauchten dunkle Erinnerungen in mir auf, meine Mutter .... Unsinn! schaudernd verwarf ich diesen Gedanken, und dennoch, der Onkel führte mich vor:

„Nun Schwester, willst Du Deinen Sohn nicht begrüßen?"

„Seraphine, meine Schwester? .....

„Dieser Gedanke war ein Gebirge, das mir die Brust zerdrückte. Ich verlor Athem und Bewegung. Ich erinnere mich noch, daß ich den Versuch machte, ihre Hand zu küssen; aber leblos sank ich zu Boden. In meiner Bewußtlosigkeit überhörte ich die Aeußerungen ihres Unwillens über den Flüchtling aus dem Jesuitencolleg, was ihr der Onkel allerdings mittheilen zu müssen glaubte.

„Als ich endlich nach langer Zeit wieder zum Bewußtsein erwachte, sagte mir meine Wärterin, daß ich viele Wochen in Fieberphantasien gelegen habe; Mutter und Schwester waren abgereist; Seraphine, meine, nach meiner Entfernung aus dem Hause, geborene Halbschwester aus der zweiten Ehe meiner Mutter war für mich auf immer verloren."

Der Donner rollte näher; Blitze züngelten um die nahe Spitze des Gyren, und die Wolken hatten eine dichte, dunkle Regenwand rings um die einsame Höhe, auf welcher die beiden Freunde sich befanden, aufgezogen. Einzelne große und schwere Regentropfen kündigten schon das furchtbare Ungewitter an, das im nächsten Augenblicke losbrechen sollte.

„Bergen wir uns in mein Zelt!" sprach Roger und Beide begaben sich dorthin, wo ein niedriges Zeltdach, groß genug, um zwei Personen zum Liegen Raum zu geben und die physikalischen Instrumente aufzunehmen, unter dem Schutz einer hervorragenden Klippe aufgeschlagen sich befand.

„Lieber Guideon," sprach Roger, als Beide am Boden auf der elastischen Moosmatratze lagen und Jener sich eine Cigarre angezündet hatte, womit er sich mitten unter dem auf das niedrige Zeltdach herabprasselnden Regen und dem furchtbar krachenden Donner recht behaglich fühlte; „sehen Sie, wie wir uns hier gesichert

haben gegen das Unwetter; so sollte auch der besonnene Mensch sich gegen die Stürme des Lebens ein künstliches Obdach erbauen. Dein Unglück beruht auf einer Idee, setze eine andre ihr entgegen und Du wirst gerettet sein."

„Scherze nicht so bitter mit einem unheilbaren Geschick, lieber Roger."

„Ich scherze nie mit dem Leid und Weh eines Menschen, am wenigsten eines Freundes. Vernimm meine Erklärung. Deine Liebe zu dem lieblichen Mädchen, dessen Bild Du im Herzen und auf demselben trägst, beruht auf der Idee, daß Du mit ihr in ein noch viel innigeres, eheliches Verhältniß treten würdest. Die Phantasie hat diese Idee ausgeschmückt mit allem Zauber einer sinnlich sittlichen und geistig gemüthlichen Glückseligkeit, und dieses Zauberbild, das Dir so lieb geworden war, ist nun zerronnen."

„So ist es; die Stürme des Lebens haben es vernichtet."

„Nun dann, so schlüpfe in das Gezelt einer weit höheren, weit geistigeren Idee; was Du gewannst für den verlorenen Traum von Glückseligkeit, ist ein weit heiligeres, innigeres Band der Natur. Es sind die Bande des Bluts, die Dich durch dieselbe Mutter mit jenem lieblichen Mädchen vereinigt haben. Nichts hindert Dich, die zarteste Einigung der Seelen unter andern Verhältnissen fortzusetzen. Die geliebte Schwester steht ja dem geliebten Bruder geistig noch näher, als die Gattin dem

Gatten. Es getröste Dich daher das Geschenk der Familienbande für den Verlust des Eheglücks. Und damit nicht ein Verhältniß entstehe, das irgendwie sich zwischen Eure Geschwisterliebe eindränge, so könntet Ihr ja Beide geloben, Euch nie zu vermählen."

„Dem Leben genügt das nicht," sprach Guideon finster und fuhr fort:

„„Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, ist sein Gehalt verschwunden!""

Ein furchtbarer Donner erschütterte jetzt die Luft und selbst des Berges ewiger Felsengipfel schien zu beben. Blitz und Schlag war jetzt nur ein Moment.

„Rücke hinweg von der Eisenstange, die das Gezelt trägt," rief Roger dringend.

„Und was wäre an mir verloren, wenn mich der Blitz erschlüge," entgegnete Guideon mit bitterer Wehmuth; „ein Unglücklicher weniger auf der Erde, das wäre . . ."

Er vollendete nicht, der Unglückliche, ein Feuerball schien für einen Augenblick das Gezelt zu füllen, erstickender Schwefelgeruch! Die Eisenstange hatte als Blitzableiter den Wetterstrahl angezogen und auf den Zunächstliegenden hingeleitet.

Guideon regte sich nicht mehr. Kein Zweifel blieb, daß der Blitz ihn erschlagen hatte.

Eine dunkle Wolkennacht, der bald mit dem Untergange der Sonne die wirkliche folgte, umgab die beiden

Freunde, den lebenden und den todten, mit tiefer Finsterniß. Nur Blitze erleuchteten auf Augenblicke das immer bleicher werdende feine Antlitz des todten Jünglings. Roger hatte nicht einmal die Macht, der grausigen Nähe des Erschlagenen zu entfliehen, noch weniger ihm zu helfen.

So war er denn genöthigt, die ganze Nacht an der Seite des kalten, erstarrten Freundes zuzubringen, eine schreckliche Situation! Ein Meer von grausigen Gedanken und Empfindungen durchwogten sein Inneres. Entsetzen hatte abspannend auf ihn eingewirkt. Er versank in eine Art von Halbschlummer, in welchem ein wirres, wüstes Traumleben sich seiner bemächtigte. Im Fluge der Phantome, die ihn durchzogen, erschien ihm der große Reformator Martin Luther so lebhaft, wie in einer Vision.

„Siehe," sprach Dieser, „wie du noch berufen bist, gleich mir, Großes zu vollbringen. Auch ich war ein Träumer, wie Du; da wurde mir an meiner Seite vom Blitz mein liebster Freund erschlagen und ich vernahm Gottes zürnende Stimme: „„Wach' auf, du Träumer, und handle, denn die da müssig sind für die große geistige Entwickelung der Menschheit, die sollen den Tod haben und ausgestoßen werden, als unnütze Glieder einer christlichen Gemeinschaft.""

Und als er erwachte am Morgen, war die Luft

klar und still und die aufgehende Sonne hatte die Zeltdecke schon angefangen zu trocknen. Es dampfte das Gezelt und der Moosboden ringsum, und die ganze Natur war erwacht zum neuen Leben, nur der Freund blieb blaß und kalt.

Die Erstarrung eines Fußes war schon etwas gewichen. Roger fühlte die Möglichkeit, mit Hülfe eines Stabes den Versuch zu machen, den Berg hinabzusteigen. Da nahm er mit schmerzlichen Empfindungen das Medaillon von der Brust des todten Freundes und die Brieftasche desselben aus der Brusttasche seines Rocks; schloß dessen Augen, faltete seine Hände, und nachdem er ein stilles Gebet gesprochen hatte, verließ er das Gezelt, um für das Weitere Sorge zu tragen.

Nach der Anstrengung eines ganzen Tages kam er endlich zu einer Sennhütte. Von da aus schickte er einen Boten hinunter nach dem Weißbade, um Hülfe zu holen.

Roger fühlte jetzt, welche schwere Verpflichtung ihm obliege. Die Bestattung seines Freundes konnte er nun wohl in die Hände des Ortspfarrers legen, dem er eine Geldsumme zurückließ; dann aber mußte er die Reise zu den Verwandten seines verewigten Freundes antreten, um dieselben, besonders aber auch die liebliche Seraphine von dem plötzlichen Tode des armen Guideon auf schonende Weise in Kenntniß zu setzen.

Seine Geschäfte als Geometer waren soweit beendigt, daß er sie nur noch zu ordnen brauchte, um seine Commission als erledigt anzusehen. Seinem Hange zum Wandern konnte er damit aufs Neue nachhängen.

Aber dieses Ereigniß hatte ihn furchtbar aus seinen müssigen Träumereien geweckt. Er fühlte in sich die Thatkraft, sich wieder in das öffentliche Leben zu stürzen, das damals in der Schweiz so bewegt war.

Aus dem Tagebuche seines verewigten Freundes waren manche Züge von Geistesstörungen zu sehen, die aber nur periodisch eintraten, während er in den oft lange anhaltenden lichten Zwischenräumen ganz vernünftig war, und Geist und Herz verrathen haben würde, wäre ihm nicht eine scheue, finstere Zurückgezogenheit eigen gewesen. Nur selten, vielleicht nie war ihm Herz und Zunge so aufgegangen gewesen, als damals kurz vor seinem Ende, auf den Höhen des Säntis.

Roger fand in seinen nachgelassenen Papieren den Beweis, daß der arme Guideon, nachdem er seine Geliebte für seine Schwester erkannt hatte, wieder in die Hände der Jesuiten, seine Beichtväter, gefallen war.

Sie überhäuften den Jüngling mit Gewissensqualen im Beichtstuhl, legten ihm geistliche Pönitenz auf, welche sein ohnehin zartes Nervensystem völlig zerrütteten und ihn zum Wahnsinn führten.

„Il nous faut des Saintes," sagten sie, indem sie

ihn nöthigten, Nächte hindurch sich zu geißeln und dabei eine Dornenkrone zu tragen, von welcher das Blut, gleich dem Heilande, über sein Gesicht lief.

Eines Morgens war er aus dem Jesuitenhause, wo man ihn aufgenommen hatte, verschwunden und ließ einen Zettel zurück, worauf geschrieben stand: „Die heiligste gebenedeite Jungfrau Maria hat mir verkündet, ich sei Jesus der Zweite geworden und solle eine Bergpredigt halten. Ich gehe, diesem heiligen Rufe zu folgen."

Als er aber wieder unter Menschen kam, traten seine lichten Zwischenräume wieder ein. Es war ein wohlwollender Arzt, der Dr. Steiger aus Luzern, der sich seiner annahm, und ihn nach dem Weißbade führte, wo Roger sich seiner annahm, ohne jedoch dessen Seelenstörung ganz heben zu können. Nun war er todt, ihm war wohl daran, dem Armen. Er hatte endlich den innern Frieden gefunden, der im Erdenwallen ihm so störend geraubt war.

Um sich für weitere Ereignisse und besonders für das schmerzliche Geschäft, das ihm bevorstand, zu sammeln, beschloß er, noch eine Bergfahrt nach dem hochbelegenen Wildkirchlein zu machen.

Dort werden wir ihn wiedersehen.

Zweites Capitel.

Das Wildkirchlein. — Seraphine. — Frau von Mirabella.

Anderthalb Stunden vom Weißbad entfernt, erhebt sich ein phantasiereiches Gebilde der schöpferischen Natur.

Die Innerrhödler in den tief unten liegenden Dörfern und Flecken nennen es das Wildkirchlein und preisen, indem sie sich bekreuzigen, die wunderthätige Kraft des dort aufgestellten Heiligenbildes.

Im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen „Ebenalp," 4620 Fuß hoch über dem Meere, wölbt sich eine geräumige Höhle, die mehr als 100 Fuß über der darunter grünenden Brommeralp und ihren läutenden Heerden erhaben ist.

Im Innern des weiten Thors dieser Höhle errichtete gläubige Frömmigkeit einen Altar, dem heiligen Michael geweiht; daneben erhebt sich ein Kapellenthurm, dessen

Glöcklein viermal täglich geläutet wird. Der weithin durch das Gebirge hallende Ton dieser Glocke ruft die Hirten und Sennen auf den Alpen, in der Tiefe und Ferne zum Gebet. Ueber der Grotte aber steigt der senkrechte Felsen noch einige hundert Fuß gegen den blauen Himmelsdom hinan. Neben der Kapelle ist die Einsiedelei eines bärtigen Capuziners wie an die Felsen geklebt, die ebenfalls eine Grotte bilden, romantisch und malerisch, wie die ganze wundersam reiche Umgebung derselben. Zu ihr hin führt eine kleine Brücke, die sich am schwindeltiefen Abgrunde dahin zieht. Hinter des Einsiedlers Gemach klafft eine andere Höhle auf, deren Wunder wir später beschauen werden; denn ein neues Wunder der Natur, ein bildschönes, junges Mädchen, schwarzgekleidet, als ob sie traure, das da kniet und andächtig betet am Fuße des über lebensgroßen Crucifixes, welches in der Mitte der Höhlenwölbung neben der Kapelle des heiligen Michael sich erhebt, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der bärtige Eremit hat eben das Glöcklein, das am vorgebauten Glockenstuhl hängt, geläutet. Er tritt aus der niedern Pforte, in der, das Innere der Höhle verschließenden Planke hervor, kniet nieder und betet leise murmelnd einige Paternoster am Rosenkranz; auf der andern Seite des jungen Mädchens kniet ein ältlicher Mann von feinen, blassen Zügen, der auch die Hände gefaltet hat und die Lippen

bewegt, als ob er bete; aber in seinen Zügen liegt keine Andacht, in den unruhigen Blicken seiner kleinen, grauen Augen keine Erhebung zum Himmel. Mit einem stechenden Glanze sind sie auf das junge Mädchen gerichtet und ganz andere Gedanken scheinen ihn zu beschäftigen, als seine Stellung und seine äußere Frömmigkeit andeuten soll.

Zur Seite, auf einem Felsenvorsprung, sitzt eine Frau von gesetzten Jahren, die den gebildeten Ständen angehört. Sie ruht aus von der Anstrengung des Bergsteigens. Sie ist in graue Seide gekleidet, mit einem schwarzen Umschlagetuch und gleichfarbigen Schleier am Hut, unter welchem sie eine weiße Haube trägt, und scheint dem geistlichen Stande, wenigstens der Gesinnung nach, anzugehören. Das ist die Gouvernante des vorgedachten jungen Mädchens, das von einem sie begleitenden, frommen Hausfreunde hierher geführt ist, um die Wunder dieses Gnadenortes zu schauen und sich daran zu erbauen.

Neben ihr stehen noch zwei Figuren im tiefen Schatten der überhangenden Felswand: der Eine ein derber Schweizer aus Innerrhoden, in seiner malerischen Tracht, der als Führer zum Wildkirchlein gedient hatte, der Andere ein Bedienter, fein gekleidet, dessen Eigenschaft nur an der herrschaftlichen Kokarde am Hut, an den Kamaschen und kurzen, schwarzen Sammet-Beinkleidern

und den Damenmänteln, die er über den Arm geschlagen trug, zu erkennen war.

Und welche Fernsicht, welche Tiefe des, wie aus Duft und Luft gewobenen Hintergrundes und der blauen Berge am Horizont! welche flimmernden Gletscher hoch in den blauen Lüften, wo der Adler kreiset; welche mattgrünen Alpenweiden und dunklen Fichtenwälder da unten am Abhange der Berge!

So war das Bild, das sich hier oben dem Auge des Wanderers darbot, der rüstig am hohen Alpenstock auf dem gewundenen Felsenwege eben die letzte, graubemooste Granitwand überstieg und auf das kleine Felsenplateau vor der Höhle trat, wo ihm die geschilderte Gruppe der Betenden, die er früher nicht sehen konnte, plötzlich vor Augen erschien. Und nun, im ersten Augenblick der Ueberraschung, wie geblendet und betroffen blieb er stehen.

Wäre es möglich, in der Seele dieses jungen Mannes zu lesen, so würden wir den Gedanken darin erkennen: „Das ist sie!"

„Ja, das ist sie, deren ätherisches Bild mein unglücklicher Freund im Herzen trug; das sind dieselben fein hingehauchten Madonnenzüge, mit dem blonden, seidenweichen Haar und der zarten Sylphidengestalt, die auf diesem Bilde," und dabei zog er ein Medaillon aus der Brusttasche seiner Weste, „so mit allem Liebreiz der Jugend geschmückt dargestellt ist! Das ist Seraphine,

die Unglückliche! und ihren Schmerz, für den sie vielleicht jetzt eben im heißen Gebet des Himmels Milde anflehet, soll ich noch erhöhen durch die Botschaft von seinem Tode? Woher soll ich die Kraft nehmen, solche Grausamkeit zu üben, indem ich voll Wehmuth eine heilige Pflicht erfülle?"

Erst als die Betenden sich vom Boden erhoben und nun das junge Mädchen, indem es den schwärmerischen Madonnenblick aufschlug und über die unermeßliche Aussicht dahinstreifen ließ, kam er wieder zur Besinnung. Einen Augenblick hatte sie ihn gesehen; nun aber wendete sie sich zu ihrem Begleiter und sprach: „Mein Vater, ich möchte gern das Innere jener Höhle sehen, besonders wegen der überraschenden Aussicht, von der die Touristen in den Umgebungen meiner Mutter so viel Rühmens machten."

„Es ist mir kalt und zu feucht darin," sprach der ältliche Mann, „und dann haben wir ja auch den Hauptzweck unserer Wallfahrt erreicht. Wir haben vor dem wunderthätigen Heiligenbilde gebetet und haben dadurch neue Kraft im Glauben gewonnen. Gestärkt durch das Gebet werden Sie zurückkehren in die Arme Ihrer besorgten Mutter, meine geliebte Tochter in Christo, und der heilige Michael wird Ihre Seele aus der Betrübniß erretten, in der Sie befangen sind durch eine sündliche Liebe zu einem Abtrünnigen."

„Mein Vater, aber ich fühle, daß meinem armen Herzen eine Stärkung und Erhebung Noth thut, wie sie nur die erhabene Natur gewährt. Der Eremit wird mich schon sicher führen.“

„Ohne weitere Begleitung? es wäre Gefahr dabei, die ich nicht verantworten dürfte.“

„Nun, der Führer und der Bediente . . . .“

„Solche ungebildete Menschen . . . . . werden sie Ihnen sagen können, meine Tochter: die Himmel erzählen die Ehre Gottes?“

„Die Natur spricht lauter, als Menschenzungen zur Ehre und zum Preise des Herrn,“ nahm jetzt Roger das Wort, indem er bescheiden vortrat. Auch würde ich mir die Erlaubniß erbitten, das gnädige Fräulein Seraphine von Mirabella begleiten zu dürfen und sie unter meinen Schutz zu nehmen.“

„Sie kennen meinen Namen, mein Herr?“

„Ich heiße Roger Mühlheim, vielleicht ist Ihnen der Name schon genannt, mein gnädiges Fräulein, aus dem letzten Briefe, den Guideon, Ihr Bruder, vom Weißbade aus an Sie schrieb.“

„Roger, meines Bruders einziger Freund?“

„Derselbe.“

„Wie geht es meinem armen Bruder? hält er sich noch in Appenzell auf?“

„Ihm ist wohl,“ versetzte Roger mit einer eigenen

Feierlichkeit des Tons, „er hat seinen Frieden gefunden.“

„Der Unglückliche!“ seufzte Seraphine vor sich hin, „Frieden im Entsagen, das ist kein Frieden, der Glückseligkeit gewährt! Ich nehme die Begleitung eines Freundes meines Bruders an und bitte, mir recht Vieles von ihm zu erzählen.“

„Meine Tochter, ich trage ein christliches Bedenken gegen dieses Geleit auf solchem Wege; ich habe nicht bemerkt, daß dieser Herr bereits seine Andacht verrichtet oder auch nur vor dem heiligen Bilde sein Knie gebeugt hat. Dort, mein Herr, hängt der Weihkessel.“

„Ich bin Protestant,“ entgegnete Roger lächelnd, indem er Seraphine seinen Arm bot, um sie über den Steg zu leiten, der nahe am schwindeltiefen Abgrunde nach der Einsiedelei hin führte.

„Gott sei der armen Seele dieses Herrn gnädig!“ sprach der Geistliche in bürgerlicher Kleidung, indem er sich bekreuzte, „aber Ihr Seelenheil, theure Tochter, ist in meine Hand gelegt und ich würde es vor Gott nicht verantworten können, Sie mit Ketzern und Ungläubigen allein zu lassen. Mit Gefahr meines Lebens,“ damit trocknete er sich den Schweiß von der Stirne, „werde ich Sie begleiten.“

„Nach Belieben,“ entgegnete Roger ironisch, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, indeß nach Ihren Aeußerungen zu schließen, glaube ich annehmen zu dür-

sen, daß Sie sich im Dunkel der Höhle ganz in Ihrem Element befinden werden. Nur fürchte ich, das plötzliche Licht später werden Ihre Augen nicht ertragen können."

„Sie haben Recht, wenn Sie glauben, daß ich kein Lichtfreund, also auch kein Gottesleugner bin, indeß zur größern Ehre Gottes werde ich mich nicht scheuen, dem Lichte muthig entgegen zu treten, wo es auch immer blendend und verführend in der Welt erscheint. Gehen Sie voran, ich folge."

. . . . . .

Jetzt waren sie über den gefährlichen Steg gegangen und in die Eremitenwohnung getreten. Der Einsiedler öffnete mit der Weise eines Guckkästners, der sein Bild zeigt, eine mit einem dunklen Laden verschlossene Fensteröffnung.

„Hier, meine Herren und Damen," sprach er, „werden Sie sehen den großen Naturtempel, wie er dem heiligen Michael zu Ehren vor dem Fenster dieser frommen Einsiedelei durch Gottes Gnade aufgebaut ist. Betrachten Sie dieses Bild, meine hohen Herrschaften, es ist ein Wunder der Natur, wie es schon Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen und andre höchste und hohe Herren und Damen mit Erstaunen und absonderlicher Erbauung bewundert haben."

Während Herr Cyrillus Heilinger, so nannte sich

der fromme Mann, der uns aus Guideon's Erzählung schon hinreichend bekannt ist, die Heiligenbilder in der kleinen Wohnstube des Eremiten, die an den mit Holz getäfelten Wänden angenagelt waren, betrachtete und sich vor jedem derselben bekreuzte, waren Seraphine und Roger an das offene Fenster getreten und der Anblick des unermeßlichen Prachtbildes, das sich vor ihren Blicken aufrollte, erfüllte ihre Seelen mit lautlosem Erstaunen.

Da standen sie nun Beide neben einander in der Stille eines herrlichen Sommermorgens. Vor ihnen lag es, wie ein aufgeschlossenes Weltall. Ihre Blicke schweiften lange und irre durch die blau dämmernden Fernen. Sie fanden keinen Haltpunkt, um Ruhe zu gewinnen. Die zahllosen Hütten, die man von dem früheren Standpunkt aus noch wie Maulwurfshügel an den Höhen von Appenzell zerstreut liegen gesehen hatte, waren hier völlig verschwunden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben sind hier zur flachen, in sich verschwommenen Landkarte geworden; zu einer Mosaik, worauf sich das azurblaue Himmelsgewölbe lehnt. Die Seele bebt im wonnevollen Grausen, als habe sie sich in den Tiefen der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, als wenn er sich fürchte, zu ertrinken in einem unbegrenzten, lautlosen Meer von Dunst- und Duftfarben. Er rettet sich zu den benachbarten Alpen-

firsten und zu näheren, festeren Gegenständen. Er senkt sich hinab, wo der Seealp-See aus dem nahen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändlibaches aus schwarzer Waldschlucht und der Strom der Sitten hinter Hügeln heraufglänzt.

Seraphine wandte jetzt das in Thränen einer heiligen Rührung glänzende Antlitz gegen ihren Begleiter und sprach in den weichsten und innigsten Tönen:

„O wie verschwindet hier das milbenhafte Geschlecht der Sterblichen, wie unerreichbar bleiben sie hier auf diesem erhabenen Standpunkte dem Auge, wie verschwinden ihre kleinen Bekümmernisse und Sorgen, ihre Leiden und Freuden unsern Blicken, wie erhebt sich die Seele im Gedanken an die Erhabenheit Gottes, des unendlichen Schöpfers dieser so ergreifenden Naturscene?"

„Die weiten Landstriche dort unten," entgegnete Roger, „sind todt und still, als wären sie unbewohnt. So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten Kreisen um die Sonne, nur ein Spiel gährender Elemente, welche aus den Tiefen der Gewässer Länder und Gebirge hervordrängten, und Jahrtausende rollte er wieder im grünen Gewande seiner Urwälder und Savannen dahin, ehe das Thiergeschlecht aus Meeren und Sümpfen über festem Grund hervorging und dieser sich stufenweise mit Pflanzenarten und Wäldern überzog. Wenn wir so die Welt in ihrer un-

endlichen Größe und dann wieder die Schöpfung in ihrer erhabenen Majestät betrachten, o wie klein erscheint uns dann der einzelne Mensch, wie verschwimmt sein Leben und Sterben im All der Unendlichkeit; wie gewinnt der Mensch selbst nur Größe und Bedeutung, wenn wir uns an die Unsterblichkeit der Seele erinnern, deren Wahrheit und Wirklichkeit die ganze Natur predigt, die Natur, in der selbst nichts völlig vergänglich ist, indem sogar aus dem Moder der Verwesung wieder neues Leben emporsprießt."

Seraphine sah ihn nachsinnend an. Der schwärmerische Blick ihrer großen blauen Augen verrieth, daß die Tiefe dieses Gedankens auch sie ergriffen hatte.

„Und dennoch," fuhr sie fort, „hat der Tod seine Schrecken, die Scheidung von geliebten Wesen seinen Schmerz."

Das weitere Gespräch wurde unterbrochen durch die Mahnung des Einsiedlers, nun auch das Innere der Höhle in Augenschein zu nehmen.

Er öffnete dabei eine Thür im Hintergrunde seines Gemachs und eine hohe, dunkle Wölbung ließ sich erkennen, die tief in den Berg hinein ging. Man hörte den fast klagenden Ton fallender Tropfen, und eine feuchte Luft drang kalt und murmelnd aus den tiefer liegenden Höhlengängen hervor.

Nun zündete der Klausner am kleinen Herde eine

Kienfackel an und als sie hell brannte, trat er leuchtend voran und Roger bot Seraphinen seinen Arm. Zaghaft, mit unsicherem Schritt und doch vertrauend dem Freunde ihres geliebten Bruders, schmiegte sich das junge Mädihm an und bald standen sie mitten in einer majestätischen Wölbung von 80 Fuß Höhe und 60 Schritt Breite.

Der ganze schauerliche Raum war nicht mit den Blicken zu übersehen, nur hin und wieder dämmerte eine Ahnung von der ungeheuern Tiefe auf, wenn die Streiflichter des Fackellichts, an den wunderlichen Gestaltungen der Stalaktiten dahingleitend, sich in einem fernhin an der Kalkwand herabrieselnden Gewässer spiegelten. Blitzende Tropfen fielen überall herab und bildeten durch den Niederschlag des Kalks, den sie mit sich führten, rings herum jene phantastischen, abenteuerlichen Figuren, die der Eremit im Ausruferton bald als enthauptete Mönche, bald als knieende Nonnen, als heilige Märtyrer oder Osterlämmer, als ein wallendes Meer, zerstörtes Kloster oder als den gekreuzigten Heiland bezeichnete. Selbst der ganze Calvarienberg und die klingende Salzsäule, in welche Lot's Tochter, da sie sich wider Jehovahs Gebot umgesehen, verwandelt worden, war da zu schauen.

„Solche störende Erklärungen," sagte Seraphine endlich, „schwächen den Eindruck dieser gewaltigen Massen in der Tiefe der Erde."

Roger bat den Einsiedler, mit seinen Erklärungen aufzuhören und schweigend voranzuleuchten, was dieser auch unzufrieden vor sich hin murmelnd that.

„Es ist hier so schaurig, so öde, als wandelten hier die Todten in ihren Grabgewölben."

„Die Todten," entgegnete Roger, „wandeln nicht in ihren Grüften, sondern auf lichten Himmelshöhen, wo sie die Freuden ewiger Seligkeit genießen."

„Wenn die Pein des Fegefeuers nicht wäre, aber schrecklich ist es, Jahrtausende zu brennen bis zu dem Tage des Gerichts, bis die Kraft priesterlicher Seelenmessen ihnen endlich Erlösung gewährt."

Roger dachte bei diesen Worten an den unheimlichen frommen Begleiter des schönen Mädchens und bemerkte, daß derselbe am Eingange in diese Höhle stehen geblieben war. Dadurch ermuthigt fragte er:

„Kann ein verständiger Mensch wohl bei einigem Nachdenken an den Unsinn solchen Priesterwahns glauben? Mag auch die ganze Bedeutung der Lehre vom Fegefeuer eine mystische und sinnbildliche sein, so ist doch das Bild derselben ebenso unglücklich als unverständig gewählt. Ich frage nur: können Seelen ohne Körper Schmerz empfinden, also gepeinigt werden durch Brennen im Flammenpfuhl und wenn es eine Pein für sie wäre, ließe es sich mit der ewigen Gerechtigkeit Gottes vereinigen, Solche Jahrtausende hindurch zu quälen und zu martern, um

sie für den Zustand der ewigen Seligkeit vorzubereiten? Und wie ließe es sich wieder mit der Erhabenheit Gottes reimen, wenn uns die Priester glauben machen wollen, daß der liebe Gott sich erweichen ließe durch bezahltes, gedankenloses Ablesen lateinischer Meßformeln, um der armen Seele einige tausend Jahre von den Qualen des Fegefeuers zu schenken. Und, frage ich weiter, wäre es gerecht vom ewigen Weltenrichter, den Armen ewig brennen und schmoren zu lassen im Fegefeuer, während dem Reichen durch geringe Opfer seiner lachenden Erben für Seelenmessen die ewige Seligkeit erkauft würde? O welche kleinliche, klägliche Anschauung von Gott liegt in diesem, von geistlicher Habsucht und kirchlicher Geldgier geförderten Wahnglauben!"

Während er so redete, hatte Seraphine leise und fast unbemerkt ihren Arm aus dem seinigen gezogen. Ein heimlicher Schauder überlief sie, wenn sie dachte: so redet ein zur ewigen Verdammniß verurtheilter Ketzer, der durch seine heillose Freigeisterei Dich abwendig machen will von dem wahren, allein selig machenden Glauben.

Und dennoch wirkte die Macht des Verstandes verführerisch auf ihre, ihr angeübte Vorstellungsweise von dem Zustande der menschlichen Seele nach dem Tode, daß sie sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlte und indem sie stehen blieb, sprach sie mit einiger Aengstlich-

keit: „Aber ich bemerke soeben, daß Vater Heilinger zurückgeblieben ist. Wahrscheinlich ist ihm die Luft hier zu kalt und feucht, und ich denke, wir thun wohl, wieder umzukehren.“

„Besorgen Sie nichts, Fräulein Seraphine,“ sprach Roger, „ich gehe durchaus nicht darauf aus, irgendwie Ihren Glauben zu erschüttern; nur wünschte ich, daß Sie über Fortdauer der unsterblichen Seele nach dem Tode sich beruhigendere, naturgemäßere und daher philosophisch wahre und erhabenere Ideen aneignen möchten, als Ihnen jene klägliche Lehre von der Erbsünde und dem Fegefeuer gewährt. Sie könnten in Lebenslagen kommen, und diese sind Ihnen vielleicht näher, als Sie glauben, wo Sie geliebte Personen, die Sie durch den Tod verloren, zu betrauern haben werden, und in solchem Falle gereicht es unendlich zur Beruhigung, wenn Sie ein freundlicheres Bild von dem Zustande der Fortdauer nach dem leiblichen Tode in sich tragen, als eine solche qualvolle Erfindung einer römischen Klerisei.“

„Vorgesehen, meine Herren und Damen,“ rief jetzt der Eremit und leuchtete voran auf einem mit Klippen und zerbröckeltem Gestein belegten Weg. Die Höhle hatte sich hier beträchtlich verengt. Die Wände waren voll feuchter Mondmilch und Felsenspalten gähnten herauf zur Seite des engen Steiges, auf welchem Roger seine Schutzbefohlene mit Vorsicht führte.

Jetzt ging es über diesen Schutt eine Strecke aufwärts, noch immer leuchtete der Eremit mit der flammenden Kienfackel voran. Hinterwärts war es tiefe, schauerliche Dunkelheit. Es blieb also nichts übrig, als ihm zu folgen. So standen sie endlich vor einer hölzernen Thür, durch deren Spalten einige Strahlen vom Tageslicht schimmerten. — „Hier werden Sie schauen das neunte Wunder der Welt!"

Mit diesen Worten öffnete der Eremit die Thür und überraschend, mächtig ergreifend, trat ihnen ein leuchtendes Bild entgegen, das sich mit Worten nicht beschreiben läßt.

Es war eine ganz fremde Alpenaussicht, blauer Himmel, Gebirg und Wiesengrün, leuchtende Halme der Gräser in der Nähe und in den weichsten Farbentönen schattirte Hintergründe.

Ein magisches Bild, angestrahlt vom hellsten Sonnenlicht, eingerahmt von der tiefsten Dunkelheit, war aufgegangen vor ihren Blicken. Und das Alles ist Wahrheit, keine Täuschung. Sie hörten das zeitweise Tönen der Kuhglocken, von unten herauf, und durch das Innere eines hohen Alpenstocks, wie durch ein langes Felsengrab, waren sie zum Anblick der schönsten aller innerrohdeschen Alpen gelangt, der Ebenalp, wo Hunderte von Kühen weideten.

Mit sehnsüchtigen Molltönen klang das Alpenhorn

herauf, die schwermüthige Weise des Kuhreigens blasend.

„Das ist der Himmel, der vor uns aufgeht," sprach Seraphine, indem sie sich vertraulich auf den Arm des Freundes ihres geliebten Bruders lehnte. Dann fuhr sie fort:

„Hier, wo wir ein Bild der ewigen Freuden des Himmelreichs vor Augen haben, erzählen Sie mir nur von meinem Bruder, der sich die Entdeckung, daß ich seine leibliche Schwester sei, so tief zu Gemüth gezogen hatte."

Diesen Augenblick hielt Roger für den geeignetsten, die so traurige Pflicht zu erfüllen, die ihm so schwer das Herz drückte. Er sagte mit sanfter Stimme: „Ich habe es Ihnen schon gesagt, dem Armen ist wohl, er hat den Frieden gefunden, den ihm hienieden das Erdenleben versagte, den ewigen Frieden und die ewige Seligkeit!"

„Todt?" rief Seraphine mit einem leisen Aufschrei von Schreck und Schmerz; und er entgegnete: „Ja, schmerzlos war sein Ende, an meiner Seite, auf der Höhe des Säntis vom Blitz erschlagen! Todt, und erwacht zum ewigen Lichte!"

Seraphine kämpfte sichtlich mit dem Schmerz, aber sie erlag demselben; ohnmächtig sank sie in die Arme des Freundes ihres geliebten Bruders.

Roger trug sie zurück bis in die Hütte des Eremi-

ten. Er erklärte mit wenigen Worten dem Professor Heilinger die Veranlassung ihrer Ohnmacht.

„Erschlagen vom Blitz?" rief Dieser, das ist die Geschichte, welche uns die Leute im Gasthause erzählten, ohne seinen Namen zu wissen. Sein Leichnam aber war verschwunden, wahrscheinlich von dem Fürsten des ewigen Feuerpfuhls in einen der tiefen Alpenschlünde hinabgestürzt. So entbehrt er sogar der christlichen Bestattung in geweihter Erde. Gerechter Himmel," fuhr er fort, die Hände in die Höhe hebend und zusammenfaltend, „das ist die Strafe Gottes für seine ketzerischen Gesinnungen, weil er Umgang gehabt hatte mit einem von Gott verdammten Ketzer, der in Außerrohden wohnte."

„Das war ich, mein guter Herr," sprach Roger mitleidig lächelnd, „wenn indeß mein Glaube so gottlos wäre, so wundere ich mich, daß der liebe Gott nicht mich, als den Verführer, sondern den vermeintlich Verführten erschlagen hat. Uebrigens hatten wir grade an dem Tage über religiöse Angelegenheiten gar nicht geredet."

„Schon das ist sündlich," sprach Herr Heilinger, „zweifeln wollen an den ewigen und gerechten Strafgerichten Gottes. Und wenn Sie so schwach im Glauben sind, so fürchte ich, werden Sie noch mehr den Zorn Gottes auf diese fromme Familie herabbeschwören, wenn Sie sich nicht fern von uns halten."

„Apage, Satanas!“ murmelte er in den Bart.

Seraphine erwachte aus ihrer Ohnmacht unter der Pflege ihrer herbeigerufenen Gouvernante und ihr erster, noch schwacher Ausruf war: „Wo ist der Freund meines verewigten Bruders? Ich betrachte ihn als sein heiliges Vermächtniß; er möge mich zu meiner Mutter zurückführen.“

So war Roger der Führer dieses engelschönen Mädchens geworden, das selbst in seinem tiefen Schmerz so lieblich, hingebend und so rührend war.

Der Zufall hatte Roger früher seiner traurigen Pflicht entledigt, als er es sich gedacht hatte. Aus den Briefen in Guideon's Nachlaß hatte er ersehen, daß diese Familie im August in Basel zum großen Freischießen eintreffen werde. Bevor er dorthin abging, wollte er noch das Wildkirchlein besuchen, eine Partie, die er längst mit seinem verewigten Freunde verabredet hatte. Er sah in der Ausführung dieses lange gehegten Lieblingsplans gewissermaßen eine Art der Pietät und der lebendigen Erinnerung an denselben. So hatte ihn der Zufall glücklich geleitet.

. . . . . .

Seraphine, die sich mit ihrer Familie auf einer Schweizerreise befand, hatte ihre Mutter, die gegen ihre Wünsche sehr nachgiebig war, beredet gehabt, einen kurzen Abstecher nach Appenzell zu machen, in der Hoff-

nung, ihren geliebten Bruder, der nach seiner Genesung sich dort aufhielt, wieder zu sehen. Die Mutter aber wollte, wegen einiger rheumatischen Schmerzen, die sie fühlte, in dem heilkräftigen Weißbade verweilen. Dort sprach man viel von den Strafgerichten Gottes, indem der Himmel einen Fremden erschlagen, der mit Ketzern Verkehr gehabt habe; aber Rosalie, so wie ihre Mutter, hatten nicht die leiseste Ahnung davon, daß dieses Guideon gewesen war. Nur bei dem Herabsteigen von der Alpe, als Roger das junge Mädchen mit Vorsicht führte, hörte sie mit der Ruhe einer wehmüthigen Resignation die genauesten Mittheilungen über das schreckliche Ereigniß und seine Geistesstörung an.

Herr Heilinger ging an der Seite der Gouvernante, Madame Lemoine, so dicht als möglich hinter den beiden jungen Leuten her. So entging ihm kein Wort ihres Gesprächs, das indeß deutsch geführt und von der französischen Gouvernante nur wenig verstanden wurde. Professor Heilinger mischte sich indeß einigemal hinein, indem er jedes Bildstöcklein am Wege benutzte, um das junge Mädchen aufzufordern, zur Sühnung der Seelenpein ihres durch Gottes Zorn erschlagenen Bruders ein Paar Paternoster, Ave Maria und Angelus-Dei zu beten, was denn auch geschah, indem sie sich bekreuzte und knieend den Rosenkranz betete. Dann erzählte er lange Legenden von dem Heiligen, dem hier zu Ehren ein

in einem hölzernen oder gemauerten Pfeiler eingeschlossenes Heiligenbild errichtet war. Seraphine versäumte auch nicht, in die dabei ausgestellte Büchse ihr Scherflein zu legen und den zahlreichen Bettlern und singenden Buben, die, je näher sie dem Weißbade kamen, desto häufiger sich einfanden, Almosen zu geben. Der Bediente trug einen Säckel mit kleiner Münze zu ihrer Verfügung, der fast gänzlich geleert war, als sie endlich ihr Logis im Weißbade erreichten, wo ihre Mutter, die Baronin von Mirabella, soeben am Spieltisch beschäftigt war.

. . . . . .

Diese Dame spielte soeben mit drei Engländern, die sich auf der großen Tour durch Europa befanden, eine Whistpartie, den Point zu einem Louisd'or. Das war eine unschuldige Unterhaltung in einem Bade, welches in einem der schönsten Alpenthäler lag und besonders häufig von reichen Engländern besucht wurde, die hier die Molkenkur und die trefflichen Heilbäder, die in achtzig Wannen zu haben waren, benutzten. Das Spiel war ein Mittel, die Langeweile zu vertreiben in einer Saison, die nichts gewährt als einige mühsame Ausflüge in die paradiesische Gegend oder gar das beschwerliche Ersteigen der hohen Alpenstöcke mit ihren Sennhütten und grünen Matten, die überraschende Schönheiten und frische, kräuterreiche Milch darboten.

Indeß die Baronin von Mirabella und die drei

Engländer, mit denen sie zufällig in einem Hotel zusammen wohnte, hatten schon so Vieles gesehen, daß die herrlichste Alpenlandschaft ihnen nichts Neues darbieten konnte; zudem war Lord Plumbel zu dick und schwerfällig, der Viscount Radions zu hektisch und zu hüstelnd, und der reiche Master Guirly zu bequem, um sich irgend eine Bergwanderung zu erlauben, die nicht im Wagen oder allenfalls im Gebirge auf dem Rücken eines Trägers zurückgelegt werden könne. Frau von Mirabella aber war bei aller Frömmigkeit eine noch sehr wohlconservirte Dame, die sich immer noch gern den Hof machen ließ, ohne übrigens deshalb ein ernstliches Verhältniß anzuknüpfen.

Sie gehörte zu den galanten und liebenswürdigen Frauen des höhern Alters, die durch eine gewisse Anmuth und Lebendigkeit der Conversation stets einen Kreis von Verehrern um sich zu versammeln wissen. Indem sie Jedem derselben die feinste Aufmerksamkeit erweisen und Angenehmes sagen, lassen sie ihn glauben, daß er ausgezeichnet sei, während eigentlich Keiner der Begünstigte vor den Andern ist.

So bildeten jetzt die drei Engländer ihren Hof. Doch, da sie theils wortarm waren, theils auch die französische Sprache, worin die Marquise mit Leichtigkeit die feinsten Pointen ihrer Unterhaltung zu geben wußte, nur schwerfällig sprachen, so sehnte sich die Dame aus der großen

Welt sehr bald wieder nach einer lebhaftern Conversation und mehr geistigen Anregung.

Seit einer Stunde hatte man in diesem Kreise nichts gehört, als bald englische, bald französische abgebrochene Worte, die sich auf das Spiel bezogen, welches wegen des hohen Satzes mit großem Ernst betrieben wurde. Da meldete ein Diener die Rückkehr der Baronesse Seraphine in Begleitung eines Fremden, der der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen wünsche, da er Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu bringen habe. Zugleich überreichte der Diener die Karte des Fremden, worauf geschrieben stand: „Roger Müller, Ingenieur."

„Ein Bürgerlicher?" sprach die Baronin vor sich hin, „was kann Der wollen? — und in Begleitung meiner Tochter? — sonderbar das . . ."

Dann zu dem Kammerdiener sich wendend, indem sie aufs Neue die Karten mischte und gab, sprach sie: „Der Fremde möge warten im kleinen Salon, bis ich ihn rufen lasse; Baronesse Seraphine aber kann eintreten, sobald dieser Robber beendigt sein wird."

In diesem Augenblick aber erschien Seraphine schon auf der Schwelle. In ihren schönen, dunkeln Augen glänzten Thränen. Ihr ganzes Wesen verrieth eine Aufregung, welche ihre Mutter gewiß bemerkt haben würde, wäre sie nicht eben mit dem Arrangiren ihrer Karten beschäftigt gewesen. Ohne aufzublicken, sprach sie: „Schon

gut, mein Kind, schon gut, später wirst Du mir von Deinem Ausflug ins Gebirge erzählen, laß nur gleich den Thee serviren; der Robber wird der letzte sein und diese Partie wird ihn ausmachen. Sieh hier, Seraphine, zehn Atout à main! o ich wußte es wohl, daß mein liebes Kind mir Glück bringen würde."

„Unglück bringe ich," rief das junge Mädchen im dumpfen Ton des Schmerzes, sank auf einen nahen Stuhl und weinte heftig.

Jetzt wurde Frau von Mirabella aufmerksam.

„Ei," rief sie mit freundlichem Unwillen in deutscher Sprache, welche die Engländer nicht verstanden, und spielte dabei aus, „welch' ein kindisches Benehmen, sind das die Früchte einer sorgfältigen Erziehung, sich so gehen zu lassen in Gegenwart dieser Gentlemans? Da hat das Kind vielleicht die Broche verloren mit römischer Mosaik, oder den neuen Ternaux-Shawl, und das nennt sie Unglück....."

„Nein, Mutter, liebe Mutter, der Blitz hat ihn erschlagen, und das ist ein Unglück!"

Atout! die Herren haben sämmtlich Renonce in Trumpf, der Stich ist mein, und alle übrigen — ich kann gleich auflegen."

Damit legte sie ihre Karten auf und durch den Gewinn sichtbar erheitert, sagte sie lächelnd zu ihrer Tochter, die sie, mit dem Spiel beschäftigt, nicht einmal

ansah: „Nun, Kleine, beruhige Dich, ich kaufe Dir einen andern.“

„Mutter, Mutter, das ist unmöglich!“ rief Seraphine mit einem Ausbruch von Schmerz, „o, dieser Verlust kann ja nie wieder ersetzt werden!“

„Du meintest doch den Shawl, den der Blitz verbrannt haben sollte?“ ....

„Nein, meinen Bruder, unsern armen Guideon; auf der Höhe des Säntis ist er vom Blitz getödtet, an der Seite des Fremden, der mich hierher begleitet hat.“

Was in diesem Augenblick im Innern jener Frau vorging, möchte sich wohl schwer enträthseln lassen. Die Natur hat in die Seele eines jeden Weibes eine tiefe, fast unauslöschliche Liebe für das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, gelegt; aber wie oft haben schon Welt und Verhältnisse dieses so natürliche Gefühl durchkältet oder ausgelöscht. Nur zu oft haben wir die Erfahrung gemacht, daß das Gefühl der Liebe und des Wohlwollens zu einem Pflegebefohlenen mehr genährt wird durch die Sorge, die wir selbst ihm weihen, als durch die Stimme der Natur, die oft nur zu leicht verstummt in der Selbstsucht und Eitelkeit des Lebens in der großen Welt. Erinnern wir uns daran, daß die Baronin den Sohn ihrer ersten Ehe schon gleich nach seiner Geburt einer Amme und Gouvernante übergeben, dann ihn in ein Jesuitencolleg geschickt hatte, wo die ganze

Erziehung darauf gerichtet war, ihn dem Familienleben zu entfremden; daß sie ihn seit seiner Kindheit nicht wiedergesehen hatte bis zu dem unglücklichen Augenblick, wo ihn der Schreck und die Gemüthsbewegung über die Entdeckung, daß Seraphine seine Schwester sei, an die Grenzen des Wahnsinns geführt hatte: so dürfen wir wohl annehmen, daß Frau von Mirabella, als sie eine Ohnmacht fingirend nach ihrem Flacon rief, mehr einer Forderung der Schicklichkeit genügte, als einem Uebermaß von Gefühl zum Opfer wurde.

Seraphine, viel zu tief ergriffen, um nicht auch gleiche Gefühle, wie sie selbst empfand, bei ihrer Mutter voraussetzen zu können, fing sie in ihren Armen auf und bedeckte sie mit Thränen und den zärtlichsten Küssen.

Betroffen sahen sich die Engländer einander an. Da sie die in deutscher Sprache gemachten Mittheilungen nicht verstanden hatten, so fühlten sie nur mit dem sichern Takt des Weltlebens heraus, daß hier sich eine Familienscene ereigne, bei der sie, ohne eine Indiscretion zu begehen, nicht Zeugen bleiben durften. Sie berechneten daher in aller Eile die Points und Honneurs, und die zwei verlierenden Mitspieler legten mit kalter Ruhe und dem vollen Aplomb des Bewußtseins, ein sehr ernstes Geschäft zu vollziehen, eine bedeutende Anzahl Goldstücke zu der Kasse der Marquise und ihres Aide; dieser aber hatte indeß geklingelt und die Kammerfrauen ein-

treten lassen. Jetzt aber erhoben sich die Engländer, um sich im Stillen zurückzuziehen. Diese Bewegung bemerkte die Baronin durch ihre halbgeschlossenen Augen. Sie wendete sich jetzt mit Grazie zu den Gentlemans und sprach auf Englisch:

„Meine Herren, entschuldigen Sie gütigst das Derangement, in welches mich soeben eine von meiner Tochter empfangene Trauerbotschaft versetzt hat. Der junge Mann, von dem uns erzählt wurde, daß er auf der Höhe des Säntis in dem furchtbaren Wetter vom Blitz erschlagen sei, war mein Sohn erster Ehe, der Freiherr Guideon von Hochforst. Ich habe die Ehre, meine Herren, Ihnen diesen Trauerfall, von Ihrer gütigen Theilnahme überzeugt, hiermit vorläufig anzuzeigen."

Die Herren verneigten sich schweigend, die beste Manier, eine stumme Condolenz darzubringen, und zogen sich zurück; die Baronesse Mirabella aber, von ihrer Tochter und einer Kammerfrau geführt, begab sich in ihr Cabinet.

Eine Stunde später, nachdem Seraphine Alles erzählt hatte, folgte die Vorstellung des jungen Mannes bei der Frau Baronin.

Roger benahm sich mit dem Takt und der Sicherheit eines jungen Mannes, der die Welt kennt und Viel erlebt hat. In natürlicher Freimüthigkeit verleugnete er

doch keinen Augenblick die Würde und das Selbstbewußtsein des Mannes, der keinen andern Rangunterschied anerkennt, als den der Verdienste, der Bildung und der geistigen Befähigung; weit entfernt von jenem servilen Wesen, das schwache Charaktere höher gestellten Personen gegenüber zu verrathen pflegen, hatte er doch eine natürliche, liebenswürdige Bescheidenheit und einen Ton der freundlichen Höflichkeit gegen Damen, der darum so wohlthuend ist, weil man es ihm anfühlt, daß es der Ausdruck von Hochachtung ist, der aus einem reinen, warmfühlenden Gemüth hervorquillt.

So konnte es nicht fehlen, daß Roger trotz der Standesverschiedenheit und selbst der freigeistigen und ketzerischen Religionsansichten, die sich bald verriethen, einen sehr günstigen Eindruck auf die Marquise von Mirabella machte. Diese sonst so förmliche, fromme und adelstolze Dame, fühlte doch den Eindruck, den eine edle Männlichkeit auf jedes weibliche Wesen selbst im gereifteren und höheren Lebensalter macht. Es trat noch das Bedürfniß hinzu, einen angenehmen Gesellschafter zu haben, und am Ende eines durch anziehende Gespräche verlängerten Thees machte die Marquise ihm den Vorschlag, sie nach Basel zu begleiten, wo sie auf dem dortigen großen Freischießen mit ihrem Gemahl zusammentreffen würde, der beabsichtige, das heutige Schweizervolksleben recht im Kern der Bewegung kennen zu lernen.

„Das thut aber auch wahrhaftig Noth, gnädige Frau," erwiederte Roger, „denn eins von den drei Kreuzen der heutigen Schweiz ist die Diplomatie mit ihren überall hemmenden Einmischungen in die Bewegungen des Zeitgeistes, ohne diesen und das Volksleben selbst nur im Mindesten zu kennen."

„Deshalb eben, mein Herr, würden Sie sich um die gute Sache sehr verdient machen können, wenn Sie sich an die Legation meines Gemahls attachirten; ich glaube Einfluß genug auf ihn zu besitzen, um Ihnen eine Stellung zu verschaffen, die Ihnen die nöthige Freiheit ließe und doch auch — Sie entschuldigen, ich vernehme, daß Sie Ingenieur im Dienst der Republik sind — nur also eine Stellung, die Ihnen auch äußerlich eine ebenso angenehme als gesicherte Existenz darbieten würde."

„Gnädige Frau," entgegnete Roger, indem er sich verneigte, „ich bin sehr dankbar für das gütige Wohlwollen, mir eine gesicherte Zukunft zu gewähren, wozu ich bei meinen Arbeiten auf Diäten, im Dienst der Bundesregierung, als Ausländer nur sehr geringe Aussichten gehabt habe; allein wenn Sie die Gewogenheit haben würden, mir eine offene Erklärung zu erlauben....."

„Reden Sie."

„So widerstrebt es meinen Grundsätzen, irgendwie Besoldung oder Gratification von der absoluten Gewalt oder ihren Dienern anzunehmen. Wenn Sie mir

aber erlauben, mich Ihrer geehrten Familie für jetzt als Reisebegleiter anschließen zu dürfen, so hoffe ich, in der bewegten Zeit, der wir entgegen gehen, vielleicht noch Gelegenheit zu erhalten, Ihnen nützliche Dienste leisten zu können. Zum Glück habe ich bei meinen bescheidenen Bedürfnissen von meinem Erwerb als Ingenieur so viel erübrigt, um einmal ein halbes Jahr mir selbst und meinen Neigungen leben zu können. Und da die Arbeit, welche ich übernommen hatte, zu Ende ist, so bin ich frei von jenen kleinlichen Geschäften, und kann mich nun um so freier den großen Interessen meines neuen Vaterlandes weihen."

Damit zog er sich zurück. Auch Seraphine ging auf ihr Zimmer.

. . . . . .

Die Frau Baronin von Mirabella aber, die an der ganzen Erscheinung, wie an dem edlen männlichen Wesen des jungen Mannes Gefallen gefunden hatte, blickte ihren Gewissensrath, den Professor Heilinger, zweifelnd an.

„Ich weiß nicht, hochwürdiger Vater," fragte sie, „ob ich recht gethan habe, diesen jungen Radicalen, der noch dazu ein Mensch ohne Familie ist, an unser Haus zu attachiren; allein eine innere Stimme sagt mir, daß er meinem Gemahl bei seiner Mission, die Pacification der Schweiz vorzubereiten, sehr nützlich werden kann.

Um die Umtriebe der radicalen Partei genau kennen zu lernen, bedarf er eines Spions, der selbst ein Radicaler ist und überall mit dieser Partei in Verkehr tritt."

„Das wäre wohl ganz gut, meine geliebte Tochter in Christo, wenn dieser junge Ketzer nicht zu viel Stolz besäße, um sich als Spion gebrauchen zu lassen."

„Mein Vater ist ein so kluger Mann," lächelte die Marquise von Mirabella, „daß er nicht verkennen wird, wie grade aus dieser Eigenschaft sich der größte Nutzen für das Unternehmen ziehen läßt. Der männliche Stolz dieses Herrn Müller und sein entschiedener Charakter geben ihm eine Offenheit, die keinen Rückhalt kennen wird; die liberale Partei in der Schweiz sucht in der Oeffentlichkeit ihre Kraft und ihre Größe. Da giebt es keine geheimen Verschwörungen, wie bei den Revolutionären anderer Staaten; keine arrière-pensées, wie bei den Diplomaten der conservativen Mächte, keine verdeckte Schleichwege, wie bei den Ultramontanen; im Gegentheil, mit Stolz berühmen sie sich ihrer Pläne und Grundsätze, und so wird es nur sehr geringer diplomatischer Klugheit bedürfen, die meinem Gemahl in hohem Grade eigen ist, um diesen excentrischen Radicalen ganz nach Belieben für unsere Zwecke verwenden zu können."

„Ich bekenne, gnädige Frau," entgegnete der Jesuit mit der Gewandtheit des feinen Weltmannes, „daß im Allgemeinen die Frauen unser Geschlecht, in Hinsicht der

Menschenkenntniß vom innersten Wesen des Mannes, übertreffen; Sie aber, meine geliebte Tochter in Christo, verdienen das Lob, in dieser Hinsicht unsere scharfsinnigsten Devoten und Enfilirten zu überragen. Auch hier fühle ich mich geschlagen durch Ihre Klugheit und billige vollständig die Aufnahme dieses radicalen Ketzers in Ihre Familie, und zwar in majorem dei gloriam."

. . . . . .

Als es aber Mitternacht war, saß der Jesuit bei dem Schein einer halbverdeckten Lampe in seinem stillen kleinen Schlafzimmer und schrieb.

Es war ein Bericht an seinen Obern, den Pater Rothenfluh in Luzern, worin er Alles erzählte über die Aufnahme des radicalen Ketzers im Hause des Marquis, und mit den Worten schloß: „Wenn ich auch nicht grade der Meinung bin, welche die Baronesse als Grund der Aufnahme dieses jungen Mannes voranzustellen beliebt, indem es grade wegen der Oeffentlichkeit der radicalen Umtriebe eines Spionirsystems für die Agenten der conservativen, so wie der ultramontanen Mächte nicht bedürfen wird: so habe ich doch aus ganz andern Gründen, die ich mir erlaube Ew. Hochwürden vorzulegen, den erwähnten Plan gebilligt.

„Ich habe nämlich bis jetzt alle Mühe vergeblich angewendet, die junge Baronesse Seraphine durch Gebete und fromme Exercitien dahin zu bringen, daß sie sich

selbst nach der Stille und Abgeschiedenheit des Klosters sehnt und ihr ansehnliches Vermögen, das durch den Erbantheil ihres kürzlich vom Blitz erschlagenen Bruders Guideon noch bedeutend vermehrt ist, für fromme Zwecke unserm Orden zu vermachen. Ihre zarte, aber noch immer kräftige Natur widerstrebt den sonst bei andern jungen Mädchen das Nervensystem so zerrüttenden Einflüssen solcher ascetischen Uebungen, und ihr heiterer Jugendmuth durchkreuzt nicht selten meine Pläne, wo ich es am wenigsten erwartete. Schon glaubte ich, daß ihre erste jugendliche Liebe zu Guideon und die Entdeckung, daß dieser ihr leiblicher Bruder sei, ihr Gemüth so erschüttern würde, daß eine Exercitatio spiritualis vom höchsten Grade der Selbstkasteiung mit mehr Erfolg würde angewendet werden können; allein noch war keine Vergiftung ihres reinen Wandels eingetreten. Ihre Sinnlichkeit war noch nicht geweckt, und in der kindlichen Unschuld ihrer ersten Liebe ahnete sie kaum einen Unterschied zwischen reiner Geschlechtsliebe und inniger Geschwisterliebe, und diese Katastrophe, die den armen Guideon wahnsinnig gemacht hatte, ging an dieser kleinen Novize ohne bedeutende Erschütterung vorüber.

„Auch die Nachricht von dem Tode dieses ihres geliebten Bruders wirkte milder auf ihr Gemüth, als sich erwarten ließ, durch die schonende Art und Weise, womit der erwähnte Fremde ihr diese Nachricht tropfenweis

beibrachte, indem er zugleich ihre Seele zu den erhabenſten Gedanken über Tod und Unſterblichkeit zu erheben wußte. Wäre ich früher davon unterrichtet geweſen, ſo würde ich ihr dieſelbe Kunde auf eine mehr erſchreckende und erſchütternde Weiſe beigebracht haben, und ich bin überzeugt, ſie durch meine Schilderungen von Tod und Vernichtung und ewigen Qualen im Höllenpfuhl zu einer ſolchen Seelenſtörung gebracht zu haben, daß ſie und ihre Mutter ſich des Kloſters Stille als eine Wohlthat von mir erbeten haben würden.

„Da nun alſo auch dieſe Kataſtrophe, mein hochwürdiger Vater, ohne den beabſichtigten Zweck zu erreichen, vorüberging, ſo konnte ich nach menſchlichen Berechnungen und unter den Eingebungen des heiligen Geiſtes, der das Weſen unſers hohen Ordens bis in das innerſte Mark durchdringt, in dem Ereigniſſe der Aufnahme jenes radicalen Ketzers in jene rechtgläubige Familie nur den Finger Gottes erkennen.

„Denn dieſer junge Mann iſt ſchön und liebenswürdig genug, um in den Herzen von Mutter und Tochter die größten Verwirrungen anzurichten. Sein Stolz wie ſein Communismus kennt und achtet keinen Standesunterſchied, und ſo wird er keinen Augenblick Bedenken tragen, ſich um die Liebe des jungen Mädchens aus ſo hoher Familie zu bewerben und zugleich ihrer noch ſehr eitlen und bei aller Frömmigkeit an ſchnöder Weltluſt

hangenden Frau Mutter eine gleiche leidenschaftliche Neigung einzuflößen. Was werden die Folgen davon sein? Unsere kleine Seraphine wird ein Opfer einer Leidenschaft werden, welche unausbleiblich die Eifersucht der Mutter und der Ahnenstolz ihres Vaters zerreißen wird. Der Schmerz darüber in der Seele des jungen Mädchens wird ein großartiger und vernichtender sein. Verzweiflung wird sie an die Grenzen des Wahnsinns führen und dann werden wir leichteres Spiel haben, um zur größeren Ehre Gottes unsere Pläne durchzusetzen.

„Möglich endlich, daß wir mit diesem einen Schlage zwei Fliegen treffen. Die Liebe ist ein wunderlich seltsamer Kobold, der nicht selten die spätern Lebensjahre eines Menschen mit einer Macht überfällt, wovon wir ruhigen Verstandesmenschen uns keine Vorstellung machen können. Wer weiß, ob nicht die Marquise von Mirabella noch im Herbst ihres Lebens am Köder derselben Leidenschaft gefangen wird, wie ihre jugendliche Tochter, dieses lieblich duftende Maiblümchen; alsdann aber bedürfte es nur einer geschickten Erregung von Eifersucht zwischen beiden Gatten, um zu bewirken, daß der Sturm losbricht. Eine Scheidung von Tisch und Bett zwischen beiden vornehmen Ehegatten, eine Verweisung der Marquise von Gerichtswegen in ein Kloster, und dort Gewissenspeinigung im Beichtstuhl, endlich Erweckung von Menschenhaß, besonders gegen alle Ver-

wandte und Angehörige, und eine ascetische Lebensweise, die sie wie ein schleichendes Gift langsam zum Tode führt. Das Alles wird ohne Zweifel hinreichen, auch diese reiche Dame zum Zerfallensein mit der Welt und dem Leben zu bringen, und der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu das reiche Erbe derselben zuzuwenden."

So war der Plan zu einer kaltherzigen Vernichtung des ganzen Lebensglücks einer achtbaren Familie mit teuflischer Bosheit und jesuitischer Schlauheit entworfen, doch das Eine nicht in Rechnung gebracht, was solche aufgetrocknete Seelen nicht zu fassen und zu begreifen vermögen, daß es im Leben guter Menschen zwei Elemente giebt, die nicht selten solche Ausgeburten der Hölle durchkreuzen, nämlich: eine reine, sittliche Naturkraft und edle Gesinnung, durch Charakterstärke gehoben.

Wenn aber damit leicht um so mächtiger das Walten der Leidenschaften in den Kampf tritt, so können wir noch nicht voraussagen, wohin sich der Sieg wenden werde in jenen Wirren, denen wir diese Familie jetzt Preis gegeben sehen.

Drittes Capitel.

Nach Luzern.

Die Reise aus dem Appenzeller Lande nach Zürich hatte kurz vor dem Antritt derselben eine andere Richtung genommen.

Es war von dem Marquis von Mirabella ein Courier eingegangen, der der Marquise die Nachricht brachte, daß ihr Gemahl sich genöthigt gesehen habe, auf einige Zeit nach Luzern zu gehen, wo für das conservative Princip die wichtigsten Ereignisse sich vorbereiteten; seine Familie möge daher dort mit ihm zusammentreffen.

Roger machte diese Reise in Gesellschaft der Baronin, ihrer Tochter und des Jesuiten, Professor Heilinger.

Einzelne Momente dieser Reise gehörten zu den entzückendsten seines Lebens; während andere etwas ungemein Peinigendes für ihn hatten.

Die Marquise fand so viel Wohlgefallen an seiner Person und seiner Unterhaltung, daß sie kein Bedenken trug, ihm, dem bürgerlichen Reisegefährten, einen Platz in ihrem großen sechssitzigen Reisewagen anzubieten, der, von sechs Postpferden gezogen, auf den jetzt meistens guten Chausseen der Schweiz mit Leichtigkeit über Berg und Thal rollte.

Auf dem geräumigen Sitz im Fond saßen die Marquise und ihre Tochter, Beiden gegenüber der Jesuit und der Radicale.

Ein bunteres Gemisch von Charakteren, Gesinnungen und Persönlichkeiten hat wohl selten in einem engern Raume zusammen gesessen, und dennoch war es vielleicht grade die Opposition, die mit rücksichtsvoller Feinheit von allen Seiten die verschiedensten Welt- und Lebensansichten mehr andeutend, als ausführlich streitend geltend machte, was der Conversation im Innern des Wagens jenes pikante, spannende, doch nirgends verletzende Interesse gab, welches die schöne Außenwelt rings umher, die man nur durch den engen Rahmen der Kutschfenster bewundern konnte, fast ganz vergessen ließ.

Nur wo hier und da irgend ein Weltwunder der Natur in dem, in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebundenen, veralteten Guide-voyageur angedeutet stand, ließ die Marquise halten und betrachtete bald eine grandiöse Felsenpartie, bald eine ergreifende Gletscheransicht, bald

einen kühn von der Höhe sich herabstürzenden Wasserfall durch das Lorgnon oder den doppelten Operngucker, während sie wo möglich im Wagen sitzen blieb und in breitspurigen, meistens schon gelesenen Phrasen gegen ihr Vis-à-vis ihre Anerkennung dieser berühmten Naturschönheit aussprach.

Professor Heilinger erschöpfte sich in Bewunderung der geistreichen Auffassung dieser Schilderungen und recitirte einige darauf passende Gedichte von Hölty, Geßner und Anderen, und bedauerte nur hin und wieder, daß solche Naturwunder sich im Lande der Ketzer fänden, wo kein Heiligenbild sie verherrlichen könne. „Indeß," fuhr er fort, „wenn die Propaganda, wovon unsere Gesellschaft die Spitze bildet, noch ein Jahrzehnt in diesem großen Schweizerkäse fortminirt, worin sie sich einmal wie schwarze Maden eingenistet hat, so werden wir bald keine dieser sonnenhellen Höhen und malerischen Wasserfälle ohne Kreuz und Heiligenbild mehr sehen."

Während dieser Conversation war Seraphine, nach erhaltener Erlaubniß, leichtfüßig aus dem Wagen gesprungen, den der Leibjäger geöffnet hatte, und Roger folgte ihr, um ihr als Führer zu dienen.

Unbefangen hing sie sich an seinen Arm und dann, wenn sie auf dem schönsten Punkte der Aussicht angekommen waren, übernahm sie meistens selbst die Schilderung des Eindrucks dieses Anblicks, und ihre Schil-

derungen waren so poesiereich, so entzückend, daß Roger mit schwärmerischen Blicken und hochklopfendem Herzen ihr zuhörte und dann auch selbst seinen Gefühlen und Gedanken Worte gab, welche in Seraphinens Seele ebenso begeistert den Widerhall fanden.

So war denn endlich, fast in der Mitte der Schweiz, der Canton Luzern erreicht.

Es war ein wunderschöner Sommerabend, als sie sich dem herrlichen See, an welchem die uralte Klosterstadt Luzern liegt, näherten.

Die Chaussee zog sich auf weiten Umwegen um die Berge, über welche steil ansteigende Fußwege führten; da erlaubte sich Roger den Vorschlag, über den Berg zu gehen, um den Anblick des Sees und der Stadt von einem der schönsten Standpunkte aus genießen zu können.

Seraphine unterstützte lebhaft diesen Vorschlag und war bereit, sich von dem jungen Mann, dessen Sinn für Naturschönheit sie so sehr anzog, auf diesen Punkt hinführen zu lassen.

Die Marquise dagegen trug Bedenken. Für die Fülle ihres Körpers war ein solcher Spaziergang eine sehr anstrengende Partie; dann aber widerstrebte eine Art von Eifersucht, deren sie sich selbst nicht bewußt war, der Erlaubniß, daß ihre Tochter sich dem fremden jungen Mann allein in dieser Wildniß anvertraue. Allein Pro-

fessor Heilinger unterstützte freundlich den Wunsch der jungen Leute.

„Ich muß um so mehr dafür stimmen," sprach er, ohne sich merken zu lassen, daß er nach seinem tief angelegten Plane damit umging, die Entzündung einer Liebesflamme in den jungen Herzen derselben zu begünstigen, „als sich da oben auf der Höhe ein wunderthätiges Marienbild befindet. Es ist einer der berühmtesten Gnadenorte in den nächsten Umgebungen Luzerns, und ich bin gewiß, daß, wenn meine geliebte Tochter in Christo dort das Knie beugen und in Demuth vor dem gebenedeiten Muttergottesbilde sechs Paternoster und fünf Ave-Maria beten würde, diese geistlichen Exercitien ihr großes Heil an ihrer Seele erwerben würden. Ich selbst wünschte sie eben wegen dieses Gnadenbildes begleiten zu können; allein meine rheumatischen Affectionen haben aus Gesundheitsrücksichten die Zugluft da oben zu scheuen. So gehen Sie denn mit Gott, meine Lieben. Ich bin überzeugt, daß Ihre fromme Frau Mutter Sie am guten Werke nicht hindern wird."

„Davor möge mich der Himmel bewahren," entgegnete die Marquise und reichte ihrer Tochter, die flink wie eine Gazelle aus dem geräumigen Wagen schon ausgestiegen war, ihre mit feinen, weißen Glacéhandschuhen bekleidete Hand zum Abschiedskuß; darauf befahl sie, daß

der Leibjäger den jungen Leuten als Sicherheitswache folgen solle.

In bescheidener Entfernung schritt ihnen der Jäger, mit dem seidenen Mantel des jungen Mädchens, hinterher. An Roger's Arm hing Seraphine schwesterlich zutraulich und ohne in ihrer Unschuld Arges darin zu finden. So stiegen sie immer höher und höher. So lange Seraphinens Auge noch unten auf der Landstraße den Wagen zu erkennen vermochte, hatte sie weniger Sinn für die immer reicher emportauchenden Umgebungen eines vor ihren Blicken sich aufrollenden wunderherrlichen Landschaftsgemäldes. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und winkte Grüße zurück; dann erst, als der Wagen um eine Ecke gebogen war, wendete sie sich gegen Roger und sprach:

„Nun, mein Freund, gehöre ich mit voller Seele Ihnen und der schönen Natur. Lassen Sie uns hier etwas stehen bleiben und uns umschauen. Wie erhebt sich der farbige Duft jener malerischen Hintergründe über die markigen Schatten der Vordergründe. O wie herrlich blitzt dort der See mit seinen tiefen Einschnitten in das Land, wie glänzend im Sonnengolde des Abends! Wie himmelhoch mächtig erheben sich darüber grau in Grau getuscht, mit violetten, hellgrünen und rosenfarbenen Lichtern aufgehöhet, der gewaltige Pilatus und der stillerhabene Rigi!“

„Lassen sie uns noch höher steigen, Seraphine,“ sprach Roger, indem er das hochentzückte schöne Mädchen weiter führte, „dort oben, wo das Bilderstöcklein steht, werden wir die alte Stadt Luzern hineingezeichnet sehen in dieses magische Bild. Hier ist uns der Anblick noch durch den Felsenvorsprung verdeckt.“

Und als sie oben standen, wo vor einer Mauer ein steinerner Pfeiler sich erhebt, in dessen mit Eisen vergitterter Nische ein buntbemaltes Marienbild mit dem Jesuskindlein der Anbetung einer gläubigen Menge ausgestellt war, da schwiegen Beide einige Minuten in tiefer Bewegung der Seele; denn menschliche Sprache war zu arm, um den ersten Eindruck dieses entzückenden Bildes schildern zu können.

Der feierliche Moment dieses Anblicks wurde noch erhöht durch das Läuten der Vesperglocken in der am Abhange dieser Berghöhe stehenden Klosterkirche. Und als sie nach dem Bildstöckel mit dem Marienbilde ihre Blicke wendeten, sahen sie dort in malerischen Gruppen ein buntes Gemisch von Gemsjägern, Sennern und armen Ziegenhirten, neben blühend schönen, jungen Luzernerinnen, deren anmuthige Kleidung so vielfarbig mit Band besetzt war, daß man von ihnen sagen könnte: die Luzerner Maidlis müssen durch den Regenbogen gegangen sein, denn von allen seinen Farben ist etwas an ihnen hängen geblieben.

Das murmelnde Gebet, in leise singendem Ton gesprochen, legte ein Gefühl von Andacht in die Betrachtung dieser Scene.

„Welch ein Anblick!“ rief endlich Roger aus. „Wie hat hier die Natur in diesem Landschaftsgebilde mit poetischer, wonniger Trunkenheit gearbeitet? Wie sonnig und warm liegt dort die Stadt Luzern mit ihren freundlichen, idyllischen nächsten Umgebungen, umarmt von heimathlichen Hügeln am reizenden Busen ihres prachtvollen Sees!“

„Als wäre sie sich ihres romantischen Reizes bewußt,“ sprach Seraphine mit glänzenden, wonnetrunkenen Blicken in ihren wunderschönen Augen, hingerissen durch die entzückende Aussicht und die poetische Begeisterung ihres Freundes, „so spiegelt diese uralte Stadt ihre Tempel, Ringmauern, Gebäude und Thürme in der Klarheit dieses Sees. Mit seladon-grünen Wellen tritt dort der Reußstrom aus ihr hervor und trennt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, die von mehreren Brücken wieder zusammengeschnürt sind. Und dieser große, nach allen Seiten hin mit seinen tiefen Buchten in das Gebirgsland einschneidende Vierwaldstätterse, enthüllt hier, wo man ihn den Luzernersee nennt, ohnerachtet seiner Großartigkeit nur das Liebliche seiner sagenreichen Umgebung. Während weiter unten die romantischen Punkte, welche an Tell und die Befreiung der

Schweiz erinnern, durch ihre gewaltigen Gebirgsmaſſen ſchon imponiren, ſind es hier die ſanftgerundeten Uferhügel, auf welchen, wie auf weichen Polſterbetten, die weißgetünchten, weithin über den See ſchimmernden Villen und die kleinen maleriſchen Schweizerhäuschen ruhen."

„Und dort in angemeſſener Ferne," fuhr Roger fort, als Seraphine ſich mehr an den weichen und ſtillen Eindrücken dieſes idylliſchen Bildes zu weiden ſchien, „ſteigen unmittelbar aus dem See, links der heitere Rigi und rechts der finſtere Pilatus zu den Wolken des Himmels empor, um dem großen Bilde zur Einfaſſung zu dienen, und von einem zum andern ſpannt ſich am Horizont des Hintergrundes die koloſſale Perlenſchnur der ewigen Eisregionen."

So würden die Beiden noch lange fortgeſchwärmt haben in ihrer Naturbetrachtung, und vielleicht noch länger würde Seraphine ihre Verpflichtung, vor dem wunderthätigen Madonnenbild ihre Andacht zu verrichten, verſäumt haben, wenn nicht eine den Berg heraufziehende Prozeſſion ſie daran erinnert hätte, daß ſie ſich im Mittelpunkt der katholiſchen Schweiz befanden.

Schon von Weitem her hörte man, wie Wellen des Meeres, die ſich am Felſengeſtade brechen, das Gemurmel von Gebeten, die in monotonen Weiſen mit gedämpfter Stimme mehr geſungen als geſprochen wurden; bald ſahen unſere Wanderer auf dem ſteilen Schlangen-

wege, der sich in endlosen Krümmungen den Berg heraufwand, eine lange Kette von dichtgedrängten Schaaren einer zahllosen Menschenmenge. Voran und darüber hinaus schwebten Kirchenfahnen, auf welchen in bunten Farben Heiligenbilder aller Art gemalt waren. Kreuze ragten aus der Menge hervor und ein großes, hohes Crucifix, das Alle überragte, wurde vorangetragen.

Auf diese Erscheinung, da sie zuerst aus der bewegten Masse hervortrat, fielen die Blicke unserer Reisenden zuerst.

Das hohe Crucifix trug ein rüstiger Vierziger; ein Mann von hoher und kraftvoller Gestalt, mit einem großen vollen Gesicht, dessen Züge zwar grob und markig waren, wie die eines Bauern, aber dabei regelmäßig und schön geformt. Der kleine Mund, die gebogene Nase, die hohe Stirn und das volle runde Kinn waren von regelmäßiger Form. Seine Kleidung war mehr städtisch einfach, als ländlich. Ein schwarzer Leibrock und Beinkleider von bürgerlichem Schnitt, schwarze Tuchweste bis obenhin zugeknöpft, eine schwarze Halsbinde, den Hut unter dem Arm, das Haar kurz verschnitten und schwarz, so hatte der wohlhäbig beleibte Mann mehr etwas einfach Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen, als irgend einen Schein von Repräsentation. Grade aber in dieser Einfachheit der Erscheinung lag eine imponirende Würde. Seine Gesichtszüge verriethen mehr

Gutmüthigkeit als Verstand, und dabei eine ernste feierliche Devotion, womit er den Ehrendienst der Kirche, das große Crucifix zu tragen, übernommen hatte. Zwischen den Händen, womit er den Stamm des Kreuzes umfaßt hielt, hing ein Rosenkranz herab. Man sah es an dem Bewegen seiner Lippen und dem demüthigen Niederschlag der Augen, wie sehr er sich in sein frommes Werk, die Schaaren der Gläubigen zu dem wunderthätigen Marienbilde zu führen, vertieft hatte.

An seiner Seite gingen zwei Jesuitenpatres, kenntlich an den hagern, gelblichen Gesichtszügen, gesenkten Köpfen und lauernd aufblitzenden Blicken, so wie an den langen, schwarzen, von oben bis unten zugeknöpften, breit umgürteten Talaren und den an drei Seiten aufgeschlagenen, breit geränderten Hüten, deren Spitzen tief in die Augen gedrückt waren, den schwarzen priesterlichen Florcravatten mit weißen Rändern. Diese beiden Geistlichen trugen den Rosenkranz nebst einem Brevier zwischen den gefalteten Händen.

Hinter ihnen drein sah man mehrere Männer gehen, die durch stolze Haltung verriethen, daß sie in der herrschenden Partei dieser Republik bedeutende Stellen bekleideten. Dann kam der Troß, Bürger und Bürgerinnen von Luzern, gemischt mit Landvolk in den verschiedenen malerischen Trachten der umgebenden Thäler, namentlich die athletischen Gestalten der Entlibucher, die

als die besten und kräftigsten Ringer der Schweiz, so wie ihre Frauen und Jungfrauen, wegen ihrer starkknochigen, oft riesigen Körpergestalten bekannt sind. Dann erkannte man wieder an den finstern, menschenscheuen Zügen die bigotten, unter der Pfaffenherrschaft gedrückt lebenden Schwyzer, wogegen die Luzerner, ein von Natur heiteres Völkchen, so oft sie sich von ihrem Pfarrer, der jede Gemeinde begleitete, unbemerkt glaubten, in dem singenden Tone ihrer Gebete sich mit einander unterhielten.

An diesen Kern einer ehrenwerthen und seßhaften Bevölkerung hatte sich aber noch eine nicht geringe Masse von allerhand Gesindel angeschlossen. Jene zerlumpten Schaaren, die im heulenden, singenden Tone um der heiligsten, gebenedeiten Mutter Gottes willen um ein Almosen betteln, die sich mit den Fäusten die Brust und mit der Geißel den Rücken zerschlagen, so oft ein Priester in ihrer Nähe zu sehen ist, die auf offener Straße ihre Sünden beichten und Absolution empfangen, die auf ihren Knieen den Berg heran rutschen, das Crucifix in des Priesters Hand am brünstigsten küssen und am schnellsten mit murmelnden Gebeten die Kugeln ihres Rosenkranzes durch die braunen, arbeitsscheuen Hände rollen lassen, das sind die Heimathlosen; diese Landplage, die der Canton Schwyz am zahlreichsten besitzt; diese zigeunerartigen Nomaden, die sich nirgends ansie-

deln lassen, die als Kesselflicker, Wahrsager, Heiligenbilderhändler, Gauner und Diebe besonders die Cantone der katholischen Schweiz durchstreichen.

Und da wieder, mitten unter dem frommen Haufen, diese stattlichen Männer, die mit phlegmatischer Ruhe ganz genau die Gebräuche der Religion erfüllen, dabei es sich wohl sein lassen und der Branntweinflasche fleißig zusprechen: das sind die Lohnfrommen, die davon leben, solche Pilgerzüge mitzumachen um guten Lohn, den sie von solchen reichen Sündern empfangen, die zu bequem sind, die ihnen von ihrem Beichtvater auferlegte Wallfahrt nach einem Gnadenbilde persönlich mitzumachen. Für reiche Leute ist es oft so angenehm zu sündigen, wenn Andere die Buße dafür tragen können.

Das war ein Wanderzug von Pilgerschaaren, der von Luzern aus sich über die Berge in das Schwyzergebiet, nach dem weltberühmten Gnadenorte von Maria Einsiedel hinzog und hier auf der Höhe, von welcher aus Luzern zu übersehen war, die erste Station machte.

Noch stand Roger etwa fünfzig Schritt von diesem Marienbildstöcklein entfernt; er und Seraphine, diese schlanke Gestalt im schwarzen Seidenkleide, mit dem weißen Schleier, der vom Strohhütchen wehend ihre feinen Gesichtszüge umflatterte, betrachteten sinnend diesen Wanderzug; Beide dachten nicht daran, dem nahenden Crucifix oder auch dem Gnadenbilde ihre Devotion zu

beweisen, als eine Stimme hinter ihnen sprach: „Wollen Sie sich unglücklich machen? Nehmen Sie den Hut ab und knieen Sie nieder, wenn Sie auch, wie wir, zu den Schwarzen gehören; Sie sehen ja, da kommen die Rothen, die Jesuiten und ihre Devoten und Affilirten an der Spitze."

Seraphine wurde von dieser Mahnung, die zugleich an ihr Gewissen schlug, wie vom Blitz getroffen. Sie sank auf ihr Knie und begann ängstlich betroffen die Gebete des Rosenkranzes zu murmeln.

Roger aber wendete sich gegen die beiden jungen Männer, die hinter ihm in hellgrauen Blousen mit grauen, breitgekrämpten Reisehüten standen und sich soeben auf ihre Kniee niederließen, und entgegnete: „Ich bin Protestant und kniee nicht vor Götzen."

„Um Gott," sprach der Kleinere von Beiden, eine untersetzte, breitschulterige Figur, mit dunkler Gesichtsfarbe und schwarzem Haar, dem aus den dunkelbraunen Augen viel Geist und Leben sprühte, „sehen Sie denn nicht: der da das Kreuz trägt, der große starke Mann ist ja der gewaltige Volkstribun Leu von Ebersol, der durch seine ultramontanen Umtriebe die Berufung der Jesuiten durchgesetzt hat; dieses Mitglied des großen Raths, der allein mächtiger ist als die ganze Regierung des Cantons, und da gleich hinter ihm die Schreckens-

männer: der Polizeidirector Siegwart Müller, der despotische Verhörrichter Amman und Andere."

„Haben Sie Luſt," fuhr der Zweite jener Reiſenden fort, „im Keſſelthurm in ſcharfe Frage genommen, vielleicht Jahre lang vergeſſen zu werden im feuchten, dunkeln Moderloch, bei Hunger und Froſt? ſo trotzen Sie ferner dem religiöſen Gebrauch und bleiben Sie ſtehen, wo Tauſende knieen."

„Ich bin der ....ſchen Geſandtſchaft attachirt," ſprach Roger ruhig, „und deshalb werden ſie es nicht wagen, meine Freiheit anzugreifen. Zu heucheln vermag ich nicht, lieber mein Leben laſſen."

„Aber, mein theurer Freund," ſprach jetzt Seraphine, indem ſich Theilnahme, Liebe und Beſorgniß auf ihren ſchönen Zügen ausdrückte, „Sie werden meinen Vater compromittiren und um dieſen Jeſuiten gegenüber nicht für irreligiös zu gelten, wird er Sie fallen laſſen. Bitte, mir zu Liebe knieen Sie nieder! — Ich ängſtige mich darüber zu Tode."

„Nun wahrlich," bemerkte der kleinere von jenen beiden Reiſenden, „wenn mich ein ſolcher Engel in Frauengeſtalt bäte, an ſeiner Seite niederzuknieen, ſo würde es mir nicht ſchwer werden, dabei an dieſen Engel zu denken und ihn anzubeten."

Als er zu reden begann, hatte Seraphine mit ihrer unbefangenen Freundlichkeit den Helfer angeſehen; jetzt

aber wendete sie sich unwillig von ihm ab und sprach: „Man kniet vor Gott, aber nicht vor Menschen; knieen Sie nieder, Roger, aber denken Sie dabei betend an Gott, nicht an mich.“

Jetzt ließ sich Roger auf ein Knie nieder. Und da, so weit man das Marienbild sehen konnte, Hunderte und Tausende knieten, und dicht neben ihm das liebe holde Mädchen, das ihm wie ein Engel des Himmels erschien, so ergriff auch ihn die Macht der Sympathien, und er betete inbrünstig zu Gott; aber in sein religiöses Gefühl mischte sich das rein menschliche der erwachenden Liebe und Anbetung für das lieblichste weibliche Wesen von allen holden Frauenbildern, die jemals in seine Nähe gekommen waren.

Dazu läuteten feierlich die Vesperglocken von einer nahen Klosterkirche, und fernher von unten aus der Thaltiefe hallten ganz leise, doch immer noch den murmelnden Gesang der Gebete übertönend, die Glocken von allen den zahlreichen Kirchthürmen herauf, und von der diese geweihte Stelle noch weit überragenden Höhe herab klang das harmonische Glockengeläute der zahlreichen Kuhheerden; dazwischen vernahm man in einzelnen lang gezogenen Tönen, auf dem langen Alpenhorn, den Kuhreigen blasen und dazu wurden immer glühender die Rosenfarben der Gletscherketten am Horizont, immer brennender die Goldstrahlen des Abendhimmels, die sich auf der klaren

Tiefe des Sees wiederspiegelten, und immer weicher getuscht erhoben sich die violettgrauen Schatten des Pilatus und des noch sonnenhellen Rigi bis zu dem in Blaßgrün sich färbenden Himmelsdome.

Dieser feierliche Moment, der unsere Alpenwanderer durch die Macht einer großartigen, wunderbaren Naturanschauung zu einem wahren, tiefgefühlten religiösen Gebet hinriß, ging an der Menge der das Gnadenbild umknieenden Pilger spurlos vorüber.

Denn der fromme Glaubenseifer der Vorfahren hatte dafür gesorgt, daß hier, wo das Muttergottesbild stand, nicht irdische Gegenstände, und sei es: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes," die wundergläubigen Seelen abziehen von der kleinen, aus Holz geschnittenen Puppe, die, mit verwitterten Farben und stoffnen Kleidern angethan, ein Gegenstand der Verehrung für die Hirten der Berge, wie für die Bürger der Städte war; denn der gemauerte Pfeiler, der in seiner vergitterten Nische dieses Gnadenbild trug, stand in einer Einbiegung der hohen Klostermauer, die sich, den Weinberg schützend, über die grüne Höhe zog und für Alle, die sich auf dem Platze vor dem Gnadenbilde oder auf dem treppenartigen Felsensteige befanden, die weitere Aussicht versperrte.

Nur Roger und Seraphine, nebst den beiden Fremden, die höher am Berge sich befanden, konnten über

jene Mauer hinwegsehen und so das wunderreiche Landschaftsgemälde überschauen.

Nachdem die Menge ihre Anzahl von Gebeten am Rosenkranz abgeleiert hatte, erscholl das Mettenglöcklein. Alles wurde plötzlich still und ein Jesuitenpriester bestieg einen Quaderstein, der neben dem Pfeiler mit dem Marienbilde lag, und hielt eine sogenannte Missionspredigt.

Er sprach ungefähr so:

„Meine geliebten Söhne und Töchter in Christo! Das Böse verbreitet sich schnell wie eine Windsbraut über die Erde, aber langsam, mit sicherm, festem Tritte schreitet das Gute hinterdrein. So ergeht es auch der Gesellschaft Jesu, die das Volk von Luzern berufen hat, um die heilige Religion gegen ihre Feinde und Verächter zu schirmen und zu schützen, während die Windsbraut ketzerischer Jesuitenverfolgung und natterzüngiger Verläumdung vor ihnen vorausgeht und hinterdrein keucht, in dem Wahn und Bestreben, daß sie sich austreiben lasse aus der Schweiz, der diese ehrwürdige Gesellschaft ihre Liebe und ihre Thätigkeit weiht.

„Darum aber, damit sich Niemand von den Radicalen und Ketzern, die man insgemein die Schwarzen nennt, irre machen lasse, sage ich Euch: Der Orden der Jesuiten ist eine vom Geist Gottes eingegebene, von einem Heiligen gestiftete, von den Päpsten bestätigte, durch die allgemeine Kirchenversammlung von Trient gut-

geheißene religiöse Gesellschaft, deren hoher, segensreicher Beruf einerseits der Erziehung und Bildung der Jugend, und andererseits der Vertheidigung des katholischen Glaubens geweiht ist. Also um des Ursprunges, um der kirchlichen Anerkennung und ihres Berufes willen ist die Gesellschaft Jesu jedem rechtgläubigen Katholiken, welcher sich mit Mund und That zur römisch-katholischen Kirche bekennt, ehrwürdig. Wer daher diesen Orden, als solchen, angreift, schmäht und verfolgt, erscheint einem solchen Katholiken grade so, als wenn er den heiligen Stifter unserer Religion, die Päpste und das allgemeine Concilium von Trient angriffe, verschmähte und, so viel an ihm, die katholische Kirche selbst verfolgte; diese Angriffe und Verfolgungen werden in dem rechtgläubigen Katholiken die Verehrung für den Orden der Gesellschaft Jesu nicht vermindern, sondern vermehren; denn diese Erhöhung der Verehrung beruht auf dem unerschütterlichen Glauben an den Ausspruch seiner Kirche.

„Verdächtigungen und Mißdeutungen der Grundsätze dieser ehrwürdigen religiösen Gesellschaft konnten nicht ausbleiben; denn der Orden hat seine Feinde und wie jede menschliche Institution auch seine Mängel und Unvollkommenheiten. Einzelne Genossen derselben haben im heiligen Eifer einer casuistischen Dialektik Grundsätze aufgestellt, welche die Billigung der Welt nicht haben; sie sind darin zu weit gegangen und haben den Gegnern des

Ordens Waffen damit in die Hände gegeben; aber das eben spricht für die Vortrefflichkeit der ganzen Institution, daß sie nicht zu Grunde gegangen ist unter solchen Irrlehren und Anfeindungen."

Nachdem sodann der gewandte Redner auf die Verdienste des Ordens um die Jugendbildung, so wie auf die religiöse Erziehung des Volks übergegangen war, rühmte er das hohe Verdienst des Rathsherrn Leu von Ebersol, der die Jesuitenberufung, trotz aller Hinderniſſe und Widersprüche von Seiten der liberalen Partei, durchgesetzt habe, und zum Schluß forderte er auf für die größere Ehre Gottes reichliche Almosen niederzulegen auf dem Altar der Religion und fest zusammen zu halten gegen die klosterschänderischen Glaubensfeinde, die unter dem Stichwort einer Jesuitenaustreibung aus der Schweiz Gott selbst und die Religion angriffen und beleidigten. „In diesem Sinne, meine Freunde," rief er, „stehet fest im Glauben und Gott wird mit Euch sein."

Diese Rede hatte den tiefsten Eindruck auf die Menge gemacht. Viele warfen sich wie zerknirscht auf den Boden und küßten die Hände und das Gewand, selbst die Füße der Jesuiten. Diese vertheilten ausgeschnittene und buntbemalte Heiligenbilder, bleierne Medaillen mit dem Muttergottesbilde, die der heilige Vater in Rom selbst geweihet habe, so daß sie gegen Leibesgebrechen, Krankheit und Viehseuchen schützen sollten; auch gedruckte Trac-

tätlein und kleine Crucifixe, die aber durch reichliche Gegengeschenke in die Büchsen der Gesellschaft, welche Chorknaben unter der Menge umhertrugen, vergolten wurden.

„Diese frommen Väter," sagte Seraphine, „sind vielfältig verläumdet und gekränkt, und dennoch tragen sie stets christliche Liebe und Versöhnung auf der Zunge."

„Und Gift und Galle im Herzen," dachte Roger; aber er war schonend genug, den frommen kindlichen Glauben des jungen Mädchens an die Heiligkeit der Jesuiten nicht erschüttern zu wollen, und darum erlaubte er sich nicht, diese Worte laut auszusprechen.

Um von diesem störenden Gedanken abzubrechen, sprach er: „Wir werden indeß eilen müssen, Ihre Frau Mutter wird uns erwarten."

Seraphine legte ihre feine kleine Hand in den Arm ihres Freundes und war bereit, mit ihm durch die Schaaren der Pilger, welche den schmalen, treppenartigen Fußsteig, der von Luzern herauf führte, belagert hielten, weiter zu wandern, da trat einer der beiden Fremden, die Seraphinens Aeußerung gehört hatten, mit abgezogenem Hut heran und sprach höflich und im Ton des gebildeten Weltmanns:

„Es ist mir unmöglich, über jene schwarzen Pestbeulen der Schweiz solche ihnen günstige Aeußerungen zu hören, ohne mich berufen zu fühlen, das Gift einer jeden Jesuitenfreundlichkeit, woher es auch komme, offen

zu bekämpfen. Mögen wir die Gebräuche des Knieens vor dem heiligen Bilde mitmachen, um nicht Störungen des als religiöses Gefühl immer doch ehrwürdigen Gebets dieser Tausende von Pilgern zu veranlassen und uns selbst nicht der Tyrannei jener Glaubenseiferer Preis zu geben, so darf uns doch keine Rücksicht in der Welt bewegen, das Gemeinschädliche dieser Gesellschaft, die sich frevelhaft nach unserm Welterlöser nennt, dessen Gebote Niemand ärger als sie selbst verletzt, zu loben oder nur zu schonen. Wenn Ihr Begleiter, mein Fräulein, offenbar aus Rücksicht auf Ihren Glauben, mit seiner Meinung über die Jesuiten zurückhält, so habe ich nicht gleiche Gründe zu berücksichtigen und bitte daher um Erlaubniß, nur wenige Worte zur Widerlegung der vorher gehörten Apologie jener schwarzen Jesuitenbrut sagen zu dürfen."

Seraphine schwieg, indem sie die Augen niederschlug. Sie hielt es in ihrem rein weiblichen Schicklichkeitsgefühl nicht für angemessen, dem fremden, unbekannten Mann Rede zu stehen, noch dazu in einer so delicaten Angelegenheit. Und ein leichtes Erröthen, ein Druck auf Roger's Arm und ein Schritt zum Weitergehen verrieth, daß sie wünschte diese Unterhaltung abgebrochen zu sehen.

Allein Roger sah es nicht ungern, daß ihr eine Belehrung über diesen Gegenstand ihrer Vorliebe von einer andern Seite zuging, und er sprach zu dem Fremden: „Ich glaube, wir stehen entfernt genug von der Prozes-

sion, um uns einige vertrauliche Bemerkungen über die Rede des Jesuitenpaters erlauben zu dürfen."

Dadurch ermuthigt fuhr der Fremde fort:

„Man darf nur die Zwecke und die Mittel, welche diese Gesellschaft in Bewegung setzt, um jene Zwecke zu erreichen, betrachten. Ihren Zwecken nach ist es eine religiöse und politische Gesellschaft. Die religiöse Richtung geht dahin: den Protestantismus ewig zu bekriegen und wo möglich zu unterdrücken. Da aber in der Schweiz mehr als zwei Drittel ihrer Bevölkerung Protestanten sind, so ist an einen kirchlichen Frieden nicht zu denken, so lange die Jesuiten in den Urcantonen der Schweiz geduldet werden. Und in dieser Beziehung sind sie auch politisch gefährlich. Um ihre Zwecke auf Unterdrückung jeder Glaubensfreiheit verfolgen zu können, suchen sie sich des Volks zu bemächtigen durch Verbreitung von Wahn und Aberglauben, durch Verhinderung jeder Aufklärung, und deshalb bemächtigen sie sich der Jugenderziehung, damit sie in künftigen Generationen den Keim jeder Geistesfreiheit ersticken. Sie widerstreben somit politisch jedem Fortschritt in der Entwickelung der Civilisation und des Staatenlebens. Sie umhüllen sich mit der Maske der Heuchelei, und ihre Lehre stellt Meineid, mit der heillosen Reservatio mentalis; dann den Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel — es ist also erlaubt, selbst Fürsten zu tödten, wenn sie den Einflüssen dieses Ordens

widerstreben sollten — an die Spitze ihrer Lehren, und um Alles, selbst das Schlechteste sich erlauben zu dürfen, lehren sie ihren Geweihten das Princip der Probabilität, wonach selbst das schwärzeste Verbrechen erlaubt ist, wenn es nur wahrscheinlich ist, daß es in einer löblichen Absicht geschehe."

Diese zu einer Rede sich ausdehnende Bemerkung gegen die Jesuiten wurde unterbrochen durch einen Rathswaibel, der, begleitet von zwei Landjägern, sich dieser Gruppe von Fremden näherte, welche der Aufmerksamkeit der zunächst dem Gnadenbilde versammelten Jesuiten und Cantonalbeamten nicht entgangen war.

„Meine Herrschaften," sprach der Waibel im Tone einer trotzigen und hochmüthigen Höflichkeit, „der Herr Polizeidirector lassen fragen, wer die Herren und die Dame sind, welche offenbar es an schuldiger Devotion gegen die heilige Handlung haben fehlen lassen und daher zur Verantwortung gezogen werden sollen."

„Diese junge Dame hier," nahm Roger das Wort, „ist die Tochter des ....schen Gesandten, Marquis von Mirabella, und ich bin Attaché dieser Gesandtschaft."

„Und ich," nahm der Kleinere das Wort, „heiße Georg Fein, ich bin ein deutscher politischer Flüchtling aus dem Herzogthum Braunschweig; Dieser aber, mein Freund, heißt Daffner und wird einer löblichen Polizei

wohl schon aus seinen freisinnigen Artikeln in öffentlichen Blättern bekannt sein.“

Da Roger zwei unter den Radicalen so bekannte Namen hörte, nahm er seinen Hut ab und begrüßte sie freundlich. „Ich freue mich,“ sprach er, „die Bekanntschaft zweier so berühmter Unglücksgenossen zu machen. Obgleich für jetzt der Gesandtschaft einer conservativen Macht attachirt, bin ich doch meinem Glauben nach Protestant, nach meiner Gesinnung Radicaler, und nach meinem Geschick, wie Sie, ein politischer Flüchtling, der Gleichgesinnten bekannt ist unter dem Namen Roger Müller.“

Diese mit Freimüthigkeit gesprochene Manifestation von Namen und Verhältnissen, welche einer theokratischen Regierung, wie die des Cantons Luzern jetzt war, offenbar zum Gräuel gereichen mußte, machte begreiflich auf den Rathswaibel und die Landjäger einen Eindruck, der sich nur mit der Polizeifreude über das Einfangen großer und berühmter Spitzbuben vergleichen läßt.

„In diesem Falle,“ entgegnete der Rathswaibel, „erfordert es meine Dienstpflicht, anderweite Instruction einzuholen. Die Herren werden es sich indeß gefallen lassen, unter Aufsicht dieser Landjäger hier stehen zu bleiben, bis etwa wegen Abführung in den Kesselthurm höhere Befehle eingehen.“

„Die Geschichte kann noch tragisch werden,“ sprach

mit ironischem Lächeln der Dr. Fein, „die Polizei hat lange Arme und ein weites Gewissen. Man darf nur mißliebig bei ihr angeschrieben stehen, und menschenfreundlich gewährt sie uns freies Quartier mit freier Beköstigung oder auch kostenfreie Rückkehr in die Heimath.“

In diesem Augenblicke traten aus der dicht geschaarten Menge zwei Herren in schwarzer Kleidung, gefolgt vom Rathswaibel, hervor und stiegen zu unsern Reisenden heran.

„Nun, das sind auch die ächten Linksmacher und Rechtsverdreher,“ sprach der andere Fremde, der sich Daffner nannte; „der Vordere von Beiden,“ fuhr er fort, „ist der Polizeidirector Siegwart Müller, früher ein Radicaler, so gut wie wir es sind, und noch dazu Herausgeber eines freisinnigen Blattes, der aber, als es mit dem Liberalismus in Luzern aus war, sich von den Jesuiten anwerben ließ und unter ihrer Fahne gute Geschäfte macht; und der Andere, der Verhörrichter Amman, der behauptet, daß durch angemessene Behandlung im Kerker, da leider die Tortur abgeschafft sei, jedes dem Richter beliebige Geständniß erlangt werden könne. Der Inquisit müsse nur erst gehörig mürbe gemacht werden, und das verstehe Niemand besser als er.“

Ueber diesen Reden waren die Herren herangekommen. Stolz und kalt grüßten sie die Fremden, ungemein höflich dagegen die schöne Tochter des Gesandten, hinter

welche jetzt der Leibjäger der Marquise getreten war, dessen in Silber gravirtes Wappen auf dem Bandelier des Hirschfängers, so wie überhaupt seine Livree und Kokarde bekannt genug war in den Schweizercantonen, um für den Augenblick wenigstens als Beweis der Wahrheit der gemachten Angaben gelten zu können.

„Wer ist man?" fragte der Polizeidirector zuerst die beiden Fremden.

Fein und Daffner nannten sich, mit dem Beisatz: politische Flüchtlinge aus Deutschland, eine Eigenschaft, die in den freisinnigen Cantonen der Schweiz sonst immer als Empfehlung gegolten hatte.

„Die Pässe, wenn es beliebt!"

Sie überreichten die Pässe.

Der Polizeidirector blickte hinein und fuhr dann fort: „Was will man in Luzern? Fremde, besonders wenn sie Radicale und Ketzer sind, haben dort nichts zu thun."

„Wir wünschten," nahm Georg Fein das Wort, „in der berühmten Rathsbibliothek für ein historisches Werk über die Befreiung der Schweiz zur Zeit Wilhelm Tell's an Ort und Stelle ein gründliches Quellenstudium zu machen."

„Nun gar noch gelehrte Federfuchser!" sprach der Verhörrichter im höhnenden Tone, „das sind die gefährlichsten Leute, die wahrscheinlich hier im rechtgläubigen Canton ein Lügengewebe anspinnen wollen über unsere

Freunde, die frommen Väter der Gesellschaft Jesu? — Daraus aber, meine Herren, wird nichts werden. Wenn mein Vorschlag gilt, so betreten Sie Luzern nur, um im Gefängniß zu wohnen, oder kehren sogleich wieder um über die nahe Landesgrenze. Im rechtgläubigen Canton Schwyz duldet man solche Vögel gar nicht und wird sie schon weiter spediren."

„Wo hat man sich früher aufgehalten?" fragte der Polizeidirector.

„In Zürich und Aarau, wo wir als Lehrer angestellt waren."

„Da haben wir es!" rief Amman, „aus diesem Ketzerlande können uns nur Feinde und Hochverräther zugehen."

„Wir können Bürgen stellen," erklärte Fein, „daß wir in der That keine andern als wissenschaftliche Zwecke verfolgen werden."

„Und wer wären diese Bürgen?" fragte Amman spöttelnd, „ich möchte doch wissen, wer in Luzern so unsinnig sein könnte, sich für Liberale und Ketzer zu verbürgen?"

„Unsere Freunde, sehr geachtete Männer, der berühmte Arzt Dr. Steiger und der ebenso ruhmwürdige Rechtsanwalt, Fürsprech Jacob Pfiffer."

„Das wären mir die Rechten, diese Maleficanten,

über deren Haupte schon am dünnen Haar das Schwert des Damokles eines Criminalprozesses schwebt."

„Und wer, möchte man fragen," sprach Siegwart Müller, „würde bürgen für diese Bürgen, die auf nichts sinnen, als auf den Untergang unserer frommen, rechtgläubigen Regierung, die uns und den ehrwürdigen Vätern Jesu alle Tage den Tod geben würden, stände es in ihrer Macht?"

„Ich schlage vor," nahm Amman das Wort, „wir besprechen uns über diesen Casus mit den hochwürdigen Vätern und dem Großrath Joseph Leu."

„Thun Sie das, Herr Verhörrichter," entgegnete der Polizeidirector, „ich werde indeß diese Beiden, die für sich das Gesandtschaftsrecht beanspruchen, in Frage nehmen."

Das geschah denn, während Amman mit den Vorgenannten sprach.

„Kann man sich durch Pässe legitimiren?" fragte der Polizeidirector mit einem scharfen Blick auf Roger."

„Wir befinden uns soeben auf einem Spaziergang, die Pässe liegen im Wagen unten, worin sich die Frau Marquise und der Pater Cyrillus Heilinger befindet."

„Sergeant, überzeugen Sie sich von der Wahrheit dieser Angabe, und wird sie begründet gefunden, so mögen Sie die Herrschaften ruhig ihre Reise nach Luzern fortsetzen lassen, obwohl es mir sehr unwahrscheinlich vor-

kommt, daß diese Gesandtschaft eines conservativen und katholischen Landes einen radicalen ketzerischen Flüchtling unter die Flügel der Legation aufgenommen haben sollte."

„Und dennoch, mein Herr Polizeidirector, ist das der Fall, wie der Herr Marquis ohne Zweifel bestätigen wird."

„Nun wohl, ein feiner Diplomatenkopf mag seine Gründe haben selbst für die, dem Laien am meisten auffallenden Entschließungen. Gehen Sie, aber hüten Sie sich, man wird Sie beobachten."

So wanderten denn Roger und Seraphine, nachdem die Pilgerschaaren an ihnen vorübergegangen waren, gefolgt von einem Landjäger, auf dem schmalen Fußsteige den Berg hinunter bis an die Landstraße, wo indeß der große Reisewagen angekommen war, worin sich die Marquise und Professor Heilinger befanden.

Oben auf dem Berge hielten indeß der Polizeidirector und der Criminalrichter mit dem Großrath Leu und den anwesenden Jesuiten Berathung über die Ausweisung oder Zulassung der von Landjägern bewachten beiden radicalen Fremden, indem keine der damaligen Behörden in Luzern das Geringste zu unternehmen wagte, ohne den Rath und die Zustimmung der frommen Väter der hochwürdigen Gesellschaft Jesu.

Ehe diese ihre Meinung abgaben, fragten sie erst die genannten Staatsbeamten um die ihrige.

Der Polizeidirector entschied sich für sofortige Zurückweisung über die Grenze, der Verhörrichter für Einstecken in den Kesselthurm, wo man sie schon durch die bekannten Mittel einer harten Behandlung dahin bringen würde, alle Diejenigen wegen Landesverrath zu denunciren, welche den frommen Vätern und der Regierung mißliebig seien. Schon hatten sie den Dr. Steiger und den Dr. Kasimir Pfiffer als ihre Freunde, mithin als Hochverräther bezeichnet, und wenn man diese Spur verfolge, so würde es ein Leichtes sein, auch den Stadtamman Isaak, den Hauptmann Corragioni und andere der Regierung feindliche Liberale in Inquisition zu ziehen.

Der Großrath Leu hatte, trotzdem daß er ein eifriger Jesuitenfreund war, noch zu viel angeborenes Rechtlichkeitsgefühl, um solchen offenbaren Mißbrauch der richterlichen Gewalt zu billigen. Er stimmte dafür, daß man diese irrenden Ketzer zu bekehren suche. Man solle ihnen Vertrauen beweisen, so würden sie auch Vertrauen verdienen. Man solle sie nur freundlich aufnehmen, er selbst wolle ihnen sein Haus öffnen und sie in den von ihm gestifteten Betverein einführen, wo sie schon durch die Macht der Gebete, der Reliquien und der Bußpredigten in reuige und zerknirschte Sünder umgewandelt werden würden, die dann helfen würden den Arm der Kirche zu verstärken gegen alle Ketzer und Radicale. Der Herr habe ja in der schönen Parabel vom verlornen Sohn

solche Milde gegen die verirrten Seelenschäflein empfohlen, und ihm nachzuleben, das sei ja der höchste Beruf eines frommgläubigen katholischen Christen.

Unter den anwesenden Jesuiten befand sich Pater Rothenflue, der Vorgesetzte der ganzen Jesuitenmission in Luzern, mit dem der Großrath des Cantons den Vertrag wegen Einführung der Jesuiten abgeschlossen hatte.

Nachdem er schweigend die verschiedenen Meinungen angehört hatte, sprach er: „Ihr Rath, meine geliebten Söhne in Christo, ist klug und weise; allein es stellen sich, nicht aus menschlicher Klugheit und Anmaßung, sondern durch göttliche Eingebung, mancherlei Bedenken allen diesen Maßregeln entgegen. Das Zurückweisen über die Grenze hieße nichts Anderes, als das Gift, das man aus einem Theile des Körpers der Eidgenossenschaft ableitet, in einen andern Theil übersiedeln und unsere Feinde jenseit der Grenze vermehren, anstatt sie in das Innere zu locken, wo wir es immer in unserer Gewalt haben werden, sie unschädlich zu machen."

Der Polizeidirector Siegwart Müller, dessen Meinung damit verworfen war, verneigte sich, zum Zeichen seiner Zustimmung.

Jetzt kam die Reihe an den Verhörrichter Amman.

„Ich will," sprach Pater Rothenflue, „solche extreme Maßregeln, wie Sie da vorschlagen, mein theurer Sohn, nicht gänzlich mißbilligen. Es kann Umstände

geben, wo in majorem Dei gloriam es erlaubt ist, einen verdächtigen Inquisiten bis zu den Grenzen des Wahnsinns oder des Todes durch eine geschickte und wohlberechnete Behandlung im Kerker zu martern, und dann Geständnisse von ihm zu erpressen, von dem seine Seele nichts wußte. Ja noch mehr, erfordert ein löblicher Zweck solche Mittel der Inquisition, so sind sie erlaubt, und wenn es wahrscheinlich ist, daß der Richter, indem er Lügen, falsche Selbstanklagen, Verläumdungen und Denunciationen erzwingt, die gute Absicht hat, eine von ihm vermuthete Wahrheit ans Licht zu ziehen, so wird ein solches Verfahren immerhin seine Rechtfertigung finden. Allein, mein Sohn, man soll seinem Feinde keine Waffen der Verläumdung und Mißdeutung gegen sich selbst in die Hände geben. Man soll also nur subsidiarisch solche Mittel anwenden, wenn kein anderes mehr anschlagen will. Und da Bösewichter, wie jene ketzerischen Radicalen, nicht so leicht zu bekehren sein werden, wie unser vortrefflicher Großrath in der überschwänglichen Milde seines edlen Herzens meint, so schlage ich vor, daß man sie ohne offengelegtes Mißtrauen einziehen lasse in Luzern, dort aber um so schärfer beobachte, wo möglich auch sie verleite, sich mit ihren verbrecherischen Absichten und Plänen blos zu geben; alsdann würde man sich ihrer und ihres Anhangs um so sicherer entledigen können. Einige Zeugen werden dann leicht durch Ein-

schüchterung oder gute Belohnung zu gewinnen sein, und was in jetzigen Zeiten sehr wichtig ist, das inquisitorische Verfahren gegen diese Fremden und die Radicalen in Luzern wird die öffentliche Meinung für sich haben. — Dixi et animam salvavi."

Damit schwieg der gelehrte Jesuit und machte das Zeichen des Kreuzes. Jetzt wurden die Fremden herbeigerufen und nach einigen Ermahnungen, in Luzern bei Leib- und Lebensstrafe keine politische oder religiöse Unordnung anzustiften, ebenfalls auf der nach Luzern hinab führenden Straße entlassen.

Viertes Capitel.

In Luzern. — Geschichte der Jesuitenumtriebe in der Schweiz.

Ueber die bedeckte lange Brücke, die einen Theil des Sees durchschneidet, fuhr der große sechsspännige Reisewagen der Marquise, gefolgt von einem Packwagen, worauf sich die übrige Dienerschaft befand, ein in die alte klösterliche Stadt Luzern, deren äußere Vorstädte zwischen Wein- und Obsthügeln am Seegestade liegenden Landhäusern so viel Freundliches haben und Wohlhabenheit nebst heiterm Lebensgenuß bezeichnen.

Diese Brücke, die Hofbrücke genannt, hat eine Länge von 1000 Fuß, die Decke derselben ist mit fast drittehalbhundert Gemälden aus der biblischen Geschichte mit ihren Reimen, welche einen Begriff von der oft wunderlichen Poesie des Mittelalters geben, geziert.

Es ergreift damit den Reisenden ein Gefühl des Al-

terthümlichen, das ihn mit einer gewissen Ehrfurcht diese Stadt betreten läßt; dieses erhöht sich noch, wenn man den uralten Leuchtthurm, ein aus mächtigen Quadern zusammengesetztes Römerwerk, sieht, wovon diese in neuerer Zeit so verfinsterte Stadt, mit tiefer Ironie, den Namen: Luzern, die „Leuchtende," trägt.

Jetzt aber, im August des Jahres 1844, war Luzern mehr geeignet, den Namen: die „Verdunkelnde" (obscurescens) zu verdienen.

Luzern war in diesem Jahre „Vorort der Schweiz," und in diesem Augenblick befanden sich dort die Vertreter aller Cantone der Schweiz, um über eine der wichtigsten Culturfragen der Eidgenossenschaft, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, zu berathen.

Die Cantonalregierung von Luzern stand deshalb mit dem Provinzial des Jesuitenordens, Caspar Rothenflue, schon seit länger als einem Jahre in lebhafter Unterhandlung. Dieser befand sich damals in Luzern, dem Sitz des päpstlichen Nuntius, von dem alle ultramontanen Bestrebungen und Umtriebe in der Schweiz ausgegangen waren.

Im Rathe selbst, wie unter der Bevölkerung, gab es ganz entschieden zwei Parteien, die herrschende, die an der Spitze einer fanatisirten Bevölkerung für die Berufung der Jesuiten stimmte, und die freisinnige Opposition, die sich durch Verbindungen und Presse mit aller

Kraft dagegen auflehnte; jene war die conservative, diese die liberale, oder, wie sie von ihren Gegnern genannt wurde, die radicale Partei. Seitdem im Jahre 1839 die freisinnige Regierung, die an der Spitze der Aufklärung und des Fortschritts stand, gestürzt war, hatten die Dunkelmänner, die nun ans Ruder kamen, leichteres Spiel.

Verfolgungen der Presse und der Personen waren damals an der Tagesordnung. Die Jesuiten, welche amtlich noch nicht Aufnahme gefunden hatten, entwickelten doch schon eine unbeschreibliche Thätigkeit, durch Missionen und Prozessionen das Volk zu ihren Gunsten zu bearbeiten.

Doch diese allgemeinen Andeutungen werden schon genügen, um die ameisenartige Thätigkeit zu bezeichnen, die damals die Stadt Luzern bis in das Innere des Familienlebens bewegte.

Luzern ist der Mittelpunkt der Schweiz, und war es damals auch in politischer Hinsicht. Dorthin wendeten sich denn auch die beim Vorort accreditirten Gesandten der europäischen conservativen Mächte. Auch der auf außerordentlicher, geheimer Mission befindliche Marquis von Mirabella konnte in dieser Zeit nichts Besseres thun, als sich für einige Zeit an dem Ort dieser religiösen und politischen Bewegungen niederlassen.

Der Marquis, schon vorher benachrichtigt davon, daß

es der Marquise gelungen sei, einen Liberalen zu gewinnen, um ihn als Späher für die conservativen Zwecke seines Hofes zu verwenden, empfing diesen Fremden mit der heuchlerischen Höflichkeit des feinsten Weltmanns, der seine Freundlichkeit und zuvorkommende Artigkeit nie verschwendet, wenn er nicht diplomatische Zwecke, als sogenannte arrière-pensées, dabei vor Augen hat.

„Seien Sie mir willkommen," sprach er, „die Zeit, in der wir uns bewegen, ist interessant genug, um auch den verschiedensten socialen, politischen und religiösen Meinungen und Ansichten neben einander Raum zu gewähren. Und das ist eben die Aufgabe der höheren Bildung, sich selbst über alle die kleinlichen Verhältnisse zu stellen, die in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft maßgebend geworden sind, und um dieses zu vermögen, muß man die verschiedenartigsten Gesinnungen in ihrer feinsten Nuancirung kennen lernen."

„Excellenz hegen doch nicht die Intention, mich gleichsam als Spion gegen die liberale Partei, der ich selbst angehöre, benutzen zu wollen? denn in diesem Falle würde ich mich zurückziehen müssen, so angenehm mir auch...."

„Gott behüte mich in Gnaden nur vor der Idee einer solchen Erniedrigung der höheren Menschenwürde eines Mannes, dem Charakterstärke und offener, grader Sinn sich auf den ersten Blick aus seinen Augen lesen läßt."

Roger verneigte sich schweigend und der Marquis fuhr im einschmeichelnden Tone fort: „Es würde vergebens sein, leugnen zu wollen, daß wir Beide, mein lieber Herr Müller, auf ganz verschiedenem Boden politischer und religiöser Erkenntniß stehen. Was mir als gut und recht dünkt, um die bestehende Ordnung der Welt aufrecht erhalten zu können, das gilt Ihnen, mein lieber junger Mann, als heilloser Rückschritt; da es aber meine höhere politische Aufgabe ist, im Rathe der europäischen Großmächte gemeinschaftliche Maßregeln zur endlichen Pacification der Schweiz vorzuschlagen, so liegt es in der That im wohlverstandenen Interesse der gesammten Eidgenossenschaft, daß ich selbst über die Forderungen, Bestrebungen und den Geist der Demokratie und des Liberalismus gehörig informirt werde. Und wer dazu beiträgt, darf sich in der That rühmen, sein redliches Scherflein für den Frieden und die glückliche Zukunft der Schweiz auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt zu haben."

„Und dennoch, da ich unmöglich übereinstimmen kann mit der Ansicht der Conservativen, daß in der Schweiz die verwitterte Junkerherrschaft von 1815 wiederhergestellt werde, daß die ultramontanen Bestrebungen der römischen Hierarchie und ihrer Vorkämpfer, der Jesuiten, begünstigt, jede freie Geistesrichtung unterdrückt, jedes erwachende Volksleben verdächtigt werde: so kann ich

mich nicht entschließen, Ew. Excellenz Mittheilungen zu machen, die möglicher Weise in der angedeuteten Richtung hin gemißbraucht werden könnten."

„Wohin verirren Sie sich, mein lieber junger Freund, mit ihren mißtrauischen Besorgnissen? Sie wissen es ja am besten, daß in der Schweiz der Liberalismus überall nur mit offenem Visir auftritt. Viel zu stolz, zu heucheln und sich zu bücken, und seine wahre Absicht hinter Schein und Demuth zu verstecken, liegen alle Pläne und alle Strebungen der liberalen, selbst der enragirtesten Radicalen offen vor unsern Augen. Wozu also eine Espionnage, die uns nichts Neues bringen könnte, das wir nicht schon in den liberalen Blättern der Schweiz gelesen hätten? Das also, das Bekannte zu erfahren, kann wohl nicht die Absicht Ihrer Aufnahme in meinem Hause gewesen sein, sondern der Beweggrund liegt viel tiefer und ist ein viel edlerer."

Der Diplomat nahm dabei eine Prise, indem er mit einer goldenen Dose, deren Deckel das von Brillanten umgebene Porträt seines Fürsten trug, ein wenig kokettirte, worauf er denn dem jungen Radicalen eine Prise Spagnol präsentirte, denn jetzt bereitete sich der Diplomat vor, einen feinen Coup auszuführen.

„Wenn ich bedenke," fuhr er fort, „daß so viele hochgebildete und edle Naturen sich der Partei des Fortschrittes zuwenden, so muß doch wohl etwas daran sein

an diesem so sehr verschrieenen Liberalismus. Bis jetzt kenne ich ihn nur von seiner unpraktischen Seite, ohne es zu verkennen, daß au fond du coeur dieser Verirrungen eine schöne Humanität verborgen liegt. Sehen Sie, mein junger Freund, so ist es wahrlich ein rein menschliches Interesse, daß mein innerstes Wesen, mir selbst fast unbewußt, und ich kann wohl sagen einigermaßen im Widerspruch mit meiner amtlichen Stellung, mich zu jener Richtung hinzieht, die allerdings wohl in ihrer Ueberschwänglichkeit zum Schwindeln führen, selbst verderblich, ja in ihren Extremen verbrecherisch werden kann. Bei solchen Ansichten glaubte ich darauf rechnen zu können, durch einen jungen Mann, der durch Gediegenheit des Charakters und freimüthige Offenheit seiner Gesinnungen Vertrauen und Achtung verdient, auch die edlern Seiten der schweizerischen Freisinnigkeit kennen zu lernen. Sie werden begreifen, mein lieber Herr Müller, daß eine solche Bekehrung eines so umsichtigen und unparteiischen Diplomaten, wie ich bin, nicht zu den unmöglichen Dingen gehört, und daß bei meiner Stellung und geheimen Mission, die, unter uns gesagt, unsere officielle Legation vor unserm Cabinet gewissermaßen controlirt, nicht unwesentlich zur günstigen Lösung der schweizerischen Wirren, im Geiste des besonnenen Fortschritts, ausfallen könnte."

Solche Aeußerungen mußten den rechten Fleck des

Herzens treffen bei einem jungen Mann, der viel zu offen und redlich war, um jesuitisch diplomatischen Rückhalt dabei zu vermuthen. Und so schloß er sich denn bald dieser Familie mit vollem Vertrauen an. Herr von Mirabella gehörte zu den feinen, weltgewandten Männern, die eine wahrhaft chamäleonartige Natur haben und immer das Farbenspiel ihrer Conversation ihren Umgebungen anzupassen wissen. Besonders gelang es ihm gut, in den treuherzigen Ton der Männer von der Volkspartei einzugehen und durch scheinbare Offenheit eine ganze Bastille voll Rückhaltsgedanken von ganz entgegengesetzter Natur zu verbergen.

Der Marquis von Mirabella war ein Meister in der Verstellungskunst, wie im feinen Takt, in der Divinations- und Combinationsgabe, so wie in Hinsicht der Geistesgegenwart bei großer Verstandesschärfe und gänzlicher Herzlosigkeit, die es ihm möglich machte, das Gefühl durchblicken zu lassen, wo er eine Maske desselben als Mittel zum Zweck bedurfte.

Herr von Mirabella konnte mit stolzem Selbstbewußtsein von sich sagen: der Mensch soll noch geboren werden, der mit Wahrheit behaupten könnte, einen sichern Blick in mein Inneres gethan zu haben.

Und so war er ein vollkommener Diplomat.

Frau von Mirabella fand immer mehr Geschmack an dem offenen, freimüthigen Wesen des männlich schönen,

jungen Mannes, der freilich ihrer Unterhaltung, mit Abscheu gegen alternde Koketterie, bald den Rücken gekehrt haben würde, hätte nicht ein liebliches Wesen, das sich in seiner Nähe befand, ihn wie mit Zaubergewalt dort gefesselt.

Seraphine war von einer unaussprechlichen hinreißenden Liebenswürdigkeit, wo sie sich im häuslichen Kreise mit ihrem natürlich kindlichen, zutraulichen Wesen gehen lassen konnte. Wir haben schon früher gesehen, daß sie Roger gleichsam als eine Erbschaft, die ihr von ihrem geliebten Bruder hinterlassen war, betrachtete; und so war ihr unerfahrenes und unbewachtes junges Herz den Eindrücken stets offen, die auf ein junges Mädchen von Gefühl und Unschuld die Einwirkung einer kräftigen, vollendeten Männlichkeit machen muß.

In unschuldiger, unbewußter Koketterie suchte sie ihm zu gefallen. Unerschöpflich war sie in jenen kleinen Aufmerksamkeiten, die so gar nichts gemein haben mit den sogenannten tendres attentions der eleganten Welt, weil sie vom Herzen kommen, diese aber darüber hinweggleiten. Wir könnten liebliche, rührende Züge davon erzählen; ach! und wie innerlich glücklich war sie, wenn sie dafür einen freundlichen, dankbaren Blick von dem jungen Mann erhielt, der, ohne daß sie es ahnete, immer mehr Gegenstand ihrer Gedanken und selbst ihrer Träume wurde. Für alles Andere, wenn es nicht mit Roger in

irgend einer Beziehung ſtand, verlor ſie immer mehr den Sinn und die Neigung, und Alles verſchönerte ſich vor ihren Augen, wenn es mit ihm nur in die mindeſte Beziehung zu bringen war.

War er ausgegangen, ſo pflegte ſie mit unbeſchreiblicher Liebe und Sorgfalt die Blumen, die im Fenſter des freundlichen Dachſtübchens ſtanden, das man ihm im Hotel des Geſandten eingeräumt hatte. Aber die erſte jungfräuliche Liebe iſt ebenſo poetiſch zartfühlend, als verſchämt, ſie hüllt ſich in ihre eigenen Blumenblätter, wie jene duftenden Blumen, die gegen die rauhe Nachtluft ihr Blumenherz verſchließen.

Man will bemerkt haben, daß drei gute Hausfrauen nicht zuſammenſitzen können, ohne daß das zehnte Wort einer jeden laute: „mein Mann," und ſo vermochte auch Seraphine kaum zehn Worte im Gedanken an einander zu reihen, ohne daß eins derſelben war: „mein Freund," oder auch „Roger," dem ganz leiſe ein „mein" vorgeſetzt wurde; ſelten nannte ſie ihn in ihren ſtillen Selbſtgeſprächen: „Herr Müller," denn wenn ſie einmal dieſen Namen im Gedanken auszuſprechen ſich genöthigt ſah, ſo geſchah es doch faſt nie ohne Thränen im Auge; denn alsdann gedachte ſie des Ahnenſtolzes ihrer Mutter und ihres Vaters, und dann hatte ſie ſich ſicher auf dem Wunſch ertappt, einſt ſeine Gattin werden zu können, und die Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung war ihr

auf Momente klar geworden, bis der nächste Eindruck sie wieder in jenen Zustand der ersten Liebe zurückversetzte, der keinen Wunsch und kein Ziel hat, als eben diese Liebe.

Daß so viel Liebenswürdigkeit, eine so reizende jungfräuliche Unschuld, so viel Vertrauen und Hingebung von einem so zart organisirten Wesen, einem so bildschönen jungen Mädchen, wie Seraphine in der That war, auf einen jungen Mann, der wie ein gesunder Baum noch in voller Kraft seiner saftvollen Blätter und reichen Blüthenpracht stand, keinen Eindruck gemacht hätte, wagen wir nicht zu behaupten.

Aber Roger war selbstbewußt und fest. Sein rascher klopfendes Herz, wenn er in Seraphinens Nähe kam, ließ seinem klaren Geiste keinen Zweifel über seine erwachende oder eigentlich schon erwachte leidenschaftliche Liebe. Und je deutlicher er erkannte, daß er Gegenliebe gefunden, um so mehr behütete er seine Blicke und jede Aeußerung seines Gefühls.

So schien Pater Cyrillus, der die beiden jungen Leute unbemerkt scharf beobachtete, sich verrechnet zu haben in den Erfolgen einer Annäherung, von der er mehr zündende Kraft und romantisches Losbrechen der Leidenschaft erwartet hatte.

Als Gewissens- und Erziehungsrath dieses Hauses fühlte er sich daher berufen, der Marquise den Rath zu

geben, die günstige Gelegenheit, Seraphinens Talent für Musik und Malerei höher auszubilden, zu benutzen, und Roger, der allerdings auf dem Pianoforte, besonders in Hinsicht auf den seelenvollen Vortrag, ein Meister war, und der treffliche Landschaften nach der Natur in Aquarell zu malen wußte, übernahm den Unterricht des jungen Mädchens. Obgleich dieser in der Regel im Beisein der Marquise gegeben wurde, so wußte doch Herr Heilinger es immer mit Geschick so einzufädeln, daß er im Nebenzimmer die Marquise entweder durch eine Partie Mariage oder Piquet, oder auch durch fromme Exercitien oder Vorlesung eines erbaulichen Liedes oder Tractätleins zu fesseln wußte.

So erblühte denn allerdings wohl die Leidenschaft der beiden jungen Leute, und diese Leidenschaft drang um so tiefer, je mehr Roger dagegen ankämpfte und Seraphine sie in jungfräulicher Schüchternheit im Allerheiligsten ihres Herzens verschloß.

Kein Wunder war es, daß Roger bei dem Erwachen eines so mächtigen Gefühls, das seine Seele durchdrang, die politischen und religiösen Wirren und Händel, in deren Brennpunkt er sich befand, fast ganz vergaß.

Doch die Anregung dazu kam von Außen, theils durch den Marquis, der ihn in die öffentliche Sitzung der Tagsatzung führte, in welcher eben die große Frage wegen der Jesuitenberufung besprochen wurde, theils durch

Fein und Daffner, die ihn mit dem Dr. Steiger, Kasimir Pfiffer, Kost und anderen Liberalen des Cantons, so wie mit den freisinnigen Deputirten aus Aarau, Bern und den übrigen liberalen Cantonen bekannt machten.

Gern und mit Eifer gab er sich diesen politischen Bewegungen hin; denn indem sie die edelsten Gefühle für Menschenwohl und Volksglück, für politische und Geistesfreiheit in seiner Seele weckten, gaben sie seinem an sich schon männlich festen Charakter die Stärke und Haltung, um den Verlockungen einer Liebe, welche die höchsten Freuden des Himmels dem armen Erdenleben verhieß, aber auch an äußern Verhältnissen scheitern mußte, zu widerstehen.

Desto schlimmer für Seraphine, deren unmerklich erwachte und mächtig in der heiligsten Tiefe ihrer Seele wachsende Leidenschaft keinen äußern Ableiter hatte wie die seinige; auch selbst seine vorsichtige Zurückhaltung, während es wohl vorkam, daß ein flammender Blick, ein zuckender Händedruck, oder ein unbewachter Seufzer die Gluth der Leidenschaft in seinem Innern verrieth, war nicht geeignet, sie davon zu befreien.

Seraphine hatte das Gefühl einer Braut, welche in der erwachenden Liebe alle Lebenswonne ahnet; aber nicht einer glücklichen Braut, denn die Hoffnungslosigkeit die-

ser Liebe versenkte ihr sonst so heiteres Gemüth in Schwermuth.

Und das war es, was der Jesuit wollte.

„Vom Tiefsinn," berichtete er an seinen Provinzial, Pater Rothenflue, „zur Theosophie ist nur ein Schritt. Schon jetzt betet sie mit glühenderer Andacht zum Bilde des Gekreuzigten, als früher, und liegt auf meine Verordnung halbe Nächte lang auf den Knieen, denn sie wähnt Glück in der Liebe dadurch zu erflehen. Es wird daher nur noch einiger wohlberechneter Steigerung dieser Leidenschaft und dann einer großen Katastrophe, die ich bereits anfange vorzubereiten, bedürfen, und sie wird dahin gelangen, in ihrer überreizten Nervenstimmung nach dem ewigen Frieden des Klosters zu verlangen. Das ist die Stimmung der lebensmüden Jungfräulichkeit, welche die Spanier el designano nennen, wonach wir streben müssen; dann wird der weitern Entwickelung unserer, zur größern Ehre Gottes geschmiedeten Pläne, in Hinsicht dieser Familie, nichts Wesentliches mehr im Wege stehen."

. . . . . .

Vor einem der Thore der Stadt erhebt sich eine senkrechte Felsenwand. In den Sandstein derselben ist im haut-relief, in kolossalen Verhältnissen, ein sterbender Löwe, welcher von einer Lanze, deren abgebrochener Stiel aus seiner Brust hervorragt, durchbohrt ist, mit meisterhaften Zügen abgebildet. Er liegt auf Waffentrümmern

und die Inschrift heißt: „Helvetiorum fidei ac virtuti“ (der Schweizer Treue und Tapferkeit). Die Namen der Gefallenen sind unterhalb des Bildes eingegraben. Das Ganze ist ein Meisterwerk der Sculptur, von Thorwaldsen entworfen und modellirt, und von dem Bildhauer Lucas Ahorn, aus Konstanz, mit großer Sorgfalt und hohem Kunstsinn ausgeführt.

Ein alter Invalid ist Hüter dieses Denkmals und wiederholt den Beschauenden, im ermüdenden Leierkastenton, seine eingelernte Lection: „Hier, mein Herr, werden Sie sehen das große Denkmal, 28 Fuß lang und 18 Fuß hoch, welches durch den General Pfiffer den am 10. August 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizern zum Ehrengedächtniß errichtet worden ist. Am 10. August 1820, also grade heute vor 24 Jahren, errichtet, und werden an diesem Tage alljährlich Seelenmessen dort in der nahen Kapelle gelesen. Es ist, wie Sie sehen.....“

„Schon genug,“ sprach einer von den fünf Männern, die dort in der Betrachtung dieses Bildes versunken standen, und warf ein Geldstück in den dargereichten Hut des greisen Invaliden. Dann zu seinen Gefährten gewendet, sprach er: „Wie schade, daß es ein Lohndienst war, im Solde des Absolutismus, zu dem diese freien Schweizer sich erniedrigten, worin ihr Heldenthum der neuern Zeit blühte. Wahrlich, dieses Denk-

mal, das so ergreifend auf das Gemüth wirkt, wäre einer bessern Sache würdiger gewesen."

Der so sprach war unser Roger, der, von Fein und Daffner abgeholt, einen Spaziergang nach diesem Denkmal gemacht hatte, wo sie, wie verabredet war, mit Steiger und Pfiffer zusammentrafen. So hatten denn sich hier fünf Liberale zusammen gefunden, die, auch in politischer und religiöser Hinsicht, die schwüle Gewitterluft der Stadt verlassen hatten, um hier im Freien, unbelauscht von Spähern, sich über die gewiß Allen am Herzen liegende große Angelegenheit ungehindert aussprechen zu können.

„Was das Schöne an der Idee dieses Bildes ist," sprach Dr. Kasimir Pfiffer, „das bezeichnet die Unterschrift: Treue und Tapferkeit der Schweizer; und wenn diese schon im Söldnerdienst sich bewährt hat, wie wird sie einst glänzen, wenn sie kämpfen wird aus freier Ueberzeugung für die größten Güter der Erde, für Freiheit und Vaterland, gegen geistesmörderische Richtung, welche mit dem Herandringen der schwarzen Jesuitenbrut unser schönes Vaterland zu überziehen droht."

„Das Bild selbst aber," sprach Dr. Steiger mit einem Ausdruck von Wehmuth, „mahnt uns an die heutige Schweiz. Wird die Jesuitenberufung in unserm Canton durchgesetzt, so wird der Speer, der das Herz der Schweiz trifft, ein vergifteter sein, und die schnelle Zer-

setzung des ganzen Organismus wird dem Löwen der Schweiz den Tod bringen. Und dann wird dieses Bild einer andern Inschrift bedürfen, die da lauten müßte: „in majorem Dei gloriam Helvetia necata est!“ — zur größern Ehre Gottes ist der freie Löwe der Schweiz nicht im offnen ehrlichen Kampfe, sondern durch schleichendes Gift der Ultramontanen getödtet.“

„Meine Freunde,“ nahm jetzt Georg Fein das Wort, „ehe wir uns mit der Gegenwart beschäftigen und Beschlüsse deshalb fassen, wird es gut sein, wenn wir uns recht klar die jesuitischen Umtriebe der Vergangenheit bis auf diesen Augenblick vergegenwärtigen.“

„Reden Sie, Fein, reden Sie,“ riefen mehrere Stimmen, und Daffner setzte hinzu: „Du hast Dich schon seit längerer Zeit mit der Geschichte der Schweiz im Sinn und Geist des Fortschritts beschäftigt. Obgleich wir Alle diese Geschichte, mindestens in der neuern Zeit, mit erlebt haben, so geht doch die Gegenwart so schnell an uns vorüber, und das Rad der Zeit bringt im rasenden Umschwunge des Neuen täglich so Viel, daß wir den Ueberblick über die Vergangenheit leicht verlieren, und dieser Umstand läßt uns minder klar in die Zukunft blicken.“

. . . . . .

Die Freunde setzten sich dem sterbenden Löwen gegenüber auf die Steinbank; Georg Fein blieb vor ihnen

stehen; seine dunklen Augen glänzten lebhafter; seine Brust hob sich und er begann:

„Nun so hört, lieben Freunde und Brüder!"

„Es war in der Mitte des 16. Jahrhunderts, da warf der erste Stern am Himmel der römischen Kirche, der nachmals heilig gesprochene Bischof Carl Borromäus, seine Blicke auf die katholische Schweiz. In Mailand wurde ein Borromäisches Collegium für 40 junge Schweizer, die sich zu Priestern ausbilden sollten, errichtet. Dieses Borromäus-Collegium gab dem Lande viele im ultramontanen Geiste gebildete Priester. Die Capuziner, mit ihrem Pönitenzstrick umgürtet und dem Bettelsack auf dem Rücken, mußten das Volk weiden; die feinen Jesuiten hatten den Klerus zu bearbeiten und die Vornehmen zu leiten, und beide verbunden, Aristokraten und Jesuiten, bemächtigten sich der Zügel der Regierungen in den Urcantonen der Schweiz."

„Zuerst erschienen sie im Veltlin. Sie wurden von dort vertrieben, kehrten aber immer wieder dorthin zurück. Sie hörten nicht auf, das Land zu beunruhigen. Da beschloß endlich der schweizerische Bundestag: „„daß zu ewigen Zeiten in den drei Bünden und den ihnen unterthanen Ländern kein Jesuit geduldet werde, auch den bündnerischen Angehörigen der Umgang und Verkehr mit Jesuiten und der Besuch ihrer ausländischen Schulen untersagt werden solle, das

Alles aber nicht zum Abbruch der Freiheit und Ausübung der katholischen Religion, sondern allein darum, daß der politische Stand durch die Jesuiten nicht getrübt werde.""

„In Luzern war schon seit dem Concil von Trident an der Aufnahme der Jesuiten gearbeitet worden. Aber erst im Jahre 1574 fanden sie reiche Staatsmänner und Wohlthäter genug, um dort ihren Einzug, unter dem Jubel des Volks, halten zu können. Sie bemächtigten sich sogleich der Schulen und höheren Bildungsanstalten, bauten ein prächtiges Ordenshaus und ebneten den Weg für die römische Nuntiatur. Auch in Freiburg war damals das Schulwesen tief gesunken, und um die herannahende Reformation abzuwehren, berief die Regierung den berühmten Jesuiten Canisius, der freilich der Reformation Einhalt that und die Schulen besserte, aber auf seine Weise. Bald stand er als der Rector des ersten Jesuitencollegs da, und aus dem kleinen Schulhause war der prächtige Jesuitenpalast geworden, der noch jetzt von der Höhe von Freiburg äußerlich weithin leuchtet durch das Land, dem er geistig doch nur zur Verdunkelung dient."

„Auch der Bischof von Basel berief die Jesuiten 1588 nach Puntrut, und in Solothurn drängten sie sich ein unter dem Einfluß Ludwig's XIV., der sie 1646 mit einem Geschenk von 100,000 Francs dort ankaufte; aber erst 20 Jahre später gelang es, den Widerstand

des Volks zu überwinden und ein Jesuitencolleg daselbst zu begründen."

„Im Canton Wallis war der Kampf der Jesuiten wegen noch stärker. Dort vermochte der unwissende Klerus den Lehren Zwingli's und Calvin's nicht zu widerstehen. Der Bischof berief deshalb Mailändische Jesuiten, und ging mit der gänzlichen Einführung dieses Ordens um; aber Geistlichkeit und Volk, selbst die Katholiken widersetzten sich der bleibenden Einführung fremder Priester. Da trat ein Geistlicher, Bartholomäus Alet, auf und sagte in einer freimüthigen Denkschrift: der Orden sei der Kirchenversammlung von Innocenz III. zuwider, er achte keine Verträge, ziehe Erbschaften an sich, sei ein unwürdiger Verfolger der reformirten Religionsgenossen, sei geistlicher und weltlicher Obrigkeit ungehorsam, könne und wolle sich keinem Gesetze fügen, sei auch von andern römisch-katholischen Regierungen bereits ausgewiesen, weil seine Grundsätze selbst der katholischen Kirche verdächtig wären."

„Diese Stimme wurde gehört. Die Jesuiten durften sich nicht in Sitten niederlassen. Alet soll durch ein Gift getödtet worden sein, das ihm der Jesuit Mariana in seinem Buche: „„Ueber den Königsmord,"" zugeschickt hatte."

„Aber Jesuiten gleichen dem Teufel, giebt man ihnen nur ein Haar, so ergreifen sie das ganze Haupt. Ueberall,

wo sie sich nur blicken ließen, wußten sie sich bald einzunisten, so auch zehn Jahre später in Sitten. Sie bemächtigten sich des Beichtstuhls, der Kanzel und der Schulen; die Geistlichen mußten jährlich zweimal bei ihnen beichten; sie schmeichelten sich ein bei den Sterbenden, um die natürlichen Erben zu berauben. Keine Staats-, keine Gemeinde-, keine Familienangelegenheit gab es, worin die Jesuiten nicht ihre Hand hatten. In religiöser Hinsicht trieben sie Unduldsamkeit und Verfolgung Andersgläubiger auf das Aeußerste. Gegen reformirte Bürger wurde ein System von Verfolgung organisirt, welches zahllose Familien ihres Vermögens beraubte und aus dem Lande trieb. Wer fortan in der Bibel las, büßte am Halseisen; wer die Fasten brach, verlor ein Ohr. Wallis wurde der geschlossenste Kirchenstaat und das ärmste Land der Erde, und dieses Glück hatte der schöne Canton den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu zu danken. Im Jahre 1586 befahl der Nuntius den Geistlichen bei Strafe, die Lection der Jesuiten über Gewissensfälle anzuhören."

„Es ist merkwürdig," nahm der Dr. Steiger das Wort, „daß diese große Lehre der Geschichte am ersten vergessen und am wenigsten beachtet worden war von den conservativen Regierungen", die doch ihr ganzes Princip der Erhaltung des Bestehenden und der Rückkehr zum

Alten und Veralteten allein auf das sogenannte historische Recht gründen wollen."

Daffner bemerkte: „Ja, die Lehren der Geschichte sind es, welche die heutige Tagsatzung bei ihrer Entscheidung über die Jesuitenfrage leiten sollte. Die Geschichte bezeichnet die Jesuiten mit ihren blutdürstigen Anschlägen als die Verführer der Staatsmänner Luzerns, durch die eheliche Macht der im Beichtstuhl gewonnenen Frauen; und historisch bewiesen ist es, daß die Jesuiten durch den borromäischen Bund, im Jahre 1586, den der Eidgenossenschaft gebrochen hatten."

„Allerdings," erklärte Georg Fein, mit dem tiefen Unwillen einer edlen Seele, „die Geschichte hat uns entsetzliche Züge von jesuitischem Fanatismus und Landfriedensbruch überliefert. Bei der Erstürmung Genfs, durch die von ihnen aufgehetzten Eidgenossen, sah man den Jesuiten Pater Alexander, aus Schottland, am Fuß der Sturmleiter stehen und den Soldaten zurufen: „„Steiget, steiget, jede Stufe führt in den Himmel!"" — und in den Tagen des ersten Willmerger Krieges waren die Jesuiten die Ersten, welche das Volk in fanatischen Predigten aufforderten „„zum Streite für die Ehre Gottes,"" bis aller Orten auch von den evangelischen Kanzeln herab das Feldgeschrei des Brudermordes erscholl, zu dessen Feier später Freiburg, auf Betreiben der Jesuiten, ein entsetzliches jährliches Dankfest stiftete, das erst in neuern

Zeiten, als alles menschliche Gefühl empörend, wieder aufgehoben war. Im Jahre 1692 verweigerte die Geistlichkeit in Luzern, auf Betrieb der Jesuiten, die Steuern an den Staat. Im Jahre 1705 waren es Jesuitenmissionen, welche das Innere der Cantone durchzogen und Unversöhnlichkeit predigten, indem sie zum Kampf für den heiligen Glauben aufriefen und Brüderschaften, so wie Jungfrauenbünde zur Verfolgung der Protestanten stifteten. Große Reichthümer zogen sie aus dem armen Lande und ihr Glaubenshaß entflammte den der Protestanten; daraus aber entstanden jene schrecklichen Bürger- und Religionskriege, welche mit blutigen Zügen auf die Tafeln der Geschichte der Schweiz gezeichnet sind. Schon glaubte die Regierung den Religionskampf durch den Landfrieden von Aarau (1712) beschworen zu haben, da waren es abermals die Jesuiten, welche, mit den Capuzinern verbunden, an der Spitze der Geistlichkeit das Land durchzogen und statt des Friedens öffentlich den Krieg predigten, und in Zug und Luzern das Volk auf den Punkt des Aufruhrs gegen die zum Frieden geneigten Regierungen brachten. Sie waren es, welche der waffenfähigen Jugend, die nicht in den Bürgerkrieg ziehen wollte, die Absolution versagten; sie waren es, die mit ihrer gleißnerischen Casuistik dem Volke die Lehren gaben, „„daß man Ketzern weder Treue noch Glauben schuldig sei;"" sie waren es, die gemäßigte Mit-

glieder der Regierungsbeamten durch Intriguen von ihren Aemtern zu entfernen wußten, die sich, wie Pater Tillier, mit zwei Capuzinern in Unterwalden in den Kriegsrath drängten, bis die katholischen Stände die zweite Willmerger Schlacht und damit die Erfolge eines früheren, ihnen günstig gewesenen Friedens wieder verloren hatten."

„Aber selbst nach solchen ungünstigen Erfolgen ließen sie dem Staate keine Ruhe. In Luzern erklärte damals der alte Schultheiß Dürler: „„Lieber wollte ich mit Türken und Heiden, als mit Jesuiten verhandeln, die Alles wieder leugnen, was sie versprochen haben."" Die Jesuiten trieben es so arg, daß noch kurz vor Aufhebung des Ordens die Regierung in Luzern sich genöthigt sah, dem Pater Hofprediger, wegen einer aufrührerischen Predigt, den Befehl zu ertheilen, binnen 24 Stunden Stadt und Land zu räumen, und den Pater Rector ein- für allemal zu warnen, daß er künftig die Hofkanzel mit friedfertigen Priestern versehe, die das Wort Gottes verkündeten und nicht in Staatssachen sich mischten, welche die Väter Jesu nichts angingen."

„So wurde der Orden, durch seine Herrschsucht, Geldgier, Unverträglichkeit und das immer fortwährende Geschrei der Religionsgefahr, dem Volke nach und nach

gleichgültig, dem Klerus lästig und der Staatsgewalt zuwider."

„Und es lehrt die Geschichte, daß überall das Böse und Schlechte sich selbst vernichtet; und das sei unser Trost, wenn auch auf kurze Zeit die Jesuitenberufung auf der Tagsatzung und in den Vetogemeinden siegen sollte. So beschloß denn auch zuerst die Landesgemeinde in Schwyz: „„daß bei höchster Strafe oder noch etwas Verbindlicherem, zu keinen Zeiten Jemand mehr einen Antrag auf eine fromme Vergabung zu Gunsten der Jesuiten machen dürfe.""

„Ebenso wies Zug den Orden aus seinem Canton. Ueberall aber blieb die böse Saat, welche die Jesuiten ausgestreut hatten, zurück. Von ihnen entflammt unterhielt eine fanatische oder herrschsüchtige Priesterschaft den Glaubenshaß und ermahnte in ihren Predigten, die Andersglaubenden mit Feuer und Schwert zu vertilgen. War auch (1712) der Glaubensfrieden geschlossen, so glomm doch das Feuer jenes Hasses unter der Asche fort. Daher kehrte die alte Eintracht unter den verschiedenen Confessionen der Eidgenossen nie wieder zurück. Ueberall herrschten Mißtrauen, Uebelwollen, Selbstsucht und kleinliche Streitigkeiten unter den Bundescantonen. Und so vergingen noch 86 Jahre, zwar ohne Krieg, aber der Frieden konnte nicht seine vollen Segnungen entfal-

ten. Absichtlich hielten die römischen Priester das Volk in Dummheit und Aberglauben, um es nach ihrem Willen leiten zu können. Und dieses Beginnen fand Verbündete unter den aristokratischen Obrigkeiten der katholischen, so wie der reformirten Cantone; denn die regierenden Familien wollten nicht Beamte eines freien Volkes sein, sondern über Leibeigene und Unterthänige herrschen."

„So kam die Zeit heran, in welcher erwachendes Volksbewußtsein, in Folge der französischen Revolution (1798), den 490 Jahre früher auf dem Rütli beschworenen Schweizerbund wieder aufhob."

„Während der für die Schweiz segensreichen Zeit der Vermittelungsherrschaft Napoleon's hatte der geistreiche Wessenberg, Bischof von Constanz, durch lichthelle Verbesserungen wohlthätig auf die Schweiz gewirkt. Religiöse Duldsamkeit und verbesserter Schulunterricht, so wie überhaupt höhere Volksbildung waren die erfreulichen Folgen davon. Dieses Licht aber war den Dunkelmännern der römischen Priesterpartei ein Gräuel. Im Stillen arbeitete der päpstliche Nuntius Testaferrata, an der Spitze einer Macht, die aus Welt- und Klostergeistlichen gebildet war, dagegen. Diese Reaction hatte ihren Hauptsitz in Luzern. In Rom war die ganze Verwaltung Wessenberg's, die sich auf das Episkopalsystem gründete, verdammt worden. Und so traten denn, nach Na-

poleon's Fall, der Nuntius und seine Partei, unterstützt von den katholischen Urcantonen, die durch falsche Vorspiegelungen gewonnen waren, mit einem tief angelegten, umfassenden kirchlichen Reactionsplan auf, welcher in den Jahren 1313—30 durchgeführt wurde."

„Die Hauptrichtung desselben bestand in folgenden mehr oder weniger verkappt hervortretenden Grundlagen:

Erstens: Losreißung der katholischen Schweiz von dem, dem römischen Stuhle so verhaßten Bisthum Constanz und dem ebenso verhaßten Wessenberg'schen Hirtenstabe;

Zweitens: Geltendmachung des römischen Absolutismus, den Staatskirchenrechten gegenüber;

Drittens: Wiedereinführung der Jesuiten in die Schweiz.

„Rom hatte sein altes Hülfscorps immer noch im Hintergrunde. Die Jesuiten waren die eigentlichen Hebel und Träger des ganzen Ultramontanismus. In ihren schlauen Köpfen war der Plan einer geistlichen Wiedereroberung der Schweiz ausgeheckt und durchgeführt. Sogleich nach der Aufhebung der Mediationsacte war daran gearbeitet worden, diese geistliche Miliz des Papstes in der Schweiz förmlich wieder einzuführen. Es lag im Plan, den Orden sofort wieder nach Sitten, Freiburg, Luzern, Solothurn und Puntrut zurückzufüh-

ren. Das gelang indeß nur in Wallis und Freiburg, wo die Jesuiten bald das Grundprincip des Ordens: „„daß er nur der Aufsicht des Generals und den Gesetzen des Ordens, nicht den Gesetzen des Staats, in welchem er sich eingenistet hatte, unterworfen sei,““ vollständig geltend machten."

„Seitdem begannen auch in Luzern die Umtriebe, welche die Wiederberufung der Jesuiten bezweckten. Der Mittelpunkt der Schweiz, der Vorort des Bundes bot eine zu lockende Aussicht für die ultramontanen Bestrebungen, wenn es ihnen gelang, ihre Jesuitenmiliz dort festzusetzen, um nicht Himmel und Hölle in Bewegung zu bringen, diese große Aufgabe zu erreichen."

„Und mit diesem Zweck ging die weitere Entwickelung der römischen Eroberungspläne in der Schweiz Hand in Hand. Dieses Streben ging dahin:

Viertens: den katholischen Klerus zu ultramontanisiren, d. h. völlig abhängig zu machen von den Bestrebungen und Plänen römischer Hierarchie."

„Mit großer Emsigkeit wurde daran gearbeitet, die lichtvollen Lehren des edlen Wessenberg und der von ihm aufgeklärten Geistlichkeit als Irrlehren zu bannen und dafür überall wieder den Geist der römischen Decretalen zu erheben. Dafür waren besonders thätig die Jesuiten in Freiburg und die Geistlichkeit in Luzern. Dort wurde

das von Wessenberg in seinem Geiste gestiftete Priesterseminar aufgehoben. Die übrigen Seminare in Freiburg, Sitten und Chur standen entweder unter der Leitung oder doch unter dem Einfluß der Jesuiten. Viele angehende Geistliche wurden nach Rom geschickt, um in dem jesuitischen Collegium Romanum ihre ultramontane Bildung und Richtung zu vollenden. Aus dieser großen Jesuitenanstalt gingen die bedeutendsten Vorkämpfer für diese planmäßige Verdunkelung hervor. Der höhere Klerus wurde durchweg dafür gewonnen. Wer aber unter der niedern Geistlichkeit dem freiern Geiste Wessenberg's getreu blieb, wurde verfolgt und möglichst entfernt. — Weiter ging

Fünftens: der Plan der Römlinge auf Verfinsterung des Volks und Förderung des Aberglaubens."

„Und das geschah durch Verbreitung von Tractätlein und anderer abergläubischen Schriften, wozu sich ein eigner Verein, der katholische Verein, gebildet hatte; durch Prozessionen, Wallfahrten, Jesuitenmissionen, Wunder und Wunderbilder, Reliquien- und Heiligendienst. Die Wirksamkeit dieser Maßregeln war am stärksten in Freiburg und Luzern, wo dadurch besonders das Landvolk völlig fanatisirt wurde."

„Doch nicht genug damit, so wurde auch noch den ultramontanen Bestrebungen gleichsam die Krone aufgesetzt:

Sechstens: „durch eine entschiedene Richtung auf Bekämpfung des Protestantismus, Förderung der Intoleranz und des Religionshasses."

„Diesen schmählichen Geist hatte die ultramontane Partei als den eigentlichen Hausgeist aufgenommen. Ihre ganze Thätigkeit war davon durchdrungen. Mit diesem Stachel regte sie das Volk auf. „„Religionsgefahr,"" das war das Loosungswort, womit sie Bruderkriege entzündete. Gegen solche geistesmörderische Umtriebe hatte die Verfassung von 1815 die Cantone der Schweiz schutzlos gelassen. Schon im Jahre 1818 erneuerten die Jesuiten in Freiburg die bereits abgeschafft gewesene kirchliche Feier der brudermörderischen Religionsschlacht von Willmergen. Am unglücklichsten daran waren die Reformirten in den katholischen Cantonen. Jede noch so billige und gerechte Berücksichtigung derselben wurde dort als Begünstigung der Ketzerei verdächtigt; die Gestattung des reformirten Gottesdienstes in Luzern galt (1827) als Hinneigung zum Protestantismus; jede Verbesserung des Schulwesens wurde als ein Versuch, die Religion zu zerstören und die Irrlehren Zwingli's wieder einzuführen, vereitelt."

„Einige Regierungen widerstrebten, aber zu spät. Eine schwache Aristokratie hatte den Drachen groß gezogen und konnte ihn nun nicht mehr überwältigen. Die

Regierungen von Wallis und Freiburg hingen völlig von den Jesuiten ab. Sie wurden, ihrem Wesen nach, Theokratien. Die Presse ging in den Kampf für geistige Freiheit; sie mußte aber der willkürlichsten ultramontanen Censurstrenge unterliegen. So waren denn die öffentlichen Zustände für die im Stillen noch immer fortwirkenden Bildungstriebe der Wessenberg'schen Periode völlig unerträglich geworden, und die Reform begann."

„Diese Periode des erwachenden Volksgeistes umfaßte die dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts."

„Abermals waren die politischen Bewegungen in Frankreich nicht ohne Einfluß gewesen auf die Schweiz. Die Macht der politischen Ideen, welche sich 1830 aus der französischen Julirevolution entwickelten, drang immer tiefer ein in das schweizerische Volksleben. In allen Schweizercantonen entstanden demokratische Volksbewegungen."

„Immer nackter war die Willkürherrschaft der aristokratischen Familien, die sich unter dem Schutz der europäischen Diplomatie wieder eingeschlichen hatte, aus ihrer Verschleierung hervorgetreten; immer herrschsüchtiger wurde die Priesterpartei. Ein solcher Zustand war dem Rechtsgefühl der freien Schweizer für die Dauer unerträglich geworden, und bei dem Bewußtsein, daß in Republiken die Souveränetät wesentlich im Volke liege,

konnten jene eingedrungenen Regierungsgewalten dem Volke nur als Mißbräuche erscheinen."

„Im Jahre 1836 hatte die Hälfte der Schweizercantone ihre Staatsverfassungen ohne Bürgerkrieg geändert durch das Recht und die Macht der Volkswahlen. Nur die Stadt Basel zerfiel mit ihrer bisher als unterthänig behandelten Landschaft in blutige Fehde, welche mit der Trennung des Cantons in zwei Halbcantone: „Stadt" und „Land" endete. In Neuenburg erhob sich ein fruchtloser Aufstand gegen die von Preußen beschützte aristokratische Herrschaft. Im alten Lande Schwyz entstand Streit mit seinen ältern Bezirken, der aber wieder ausgesöhnt wurde. Die Tagsatzung von 1833 stellte durch 20,000 Bewaffnete, durch Milde und Gerechtigkeit den Landfrieden wieder her."

„In den hoch gelegenen Alpenländern, Appenzell, Bündten, Wallis, Uri, Unterwalden, Glarus und Zug, desgleichen in Neuenburg, im Juragebirge, hatten sich noch die alten demokratischen Einrichtungen aufrecht erhalten. Dort aber, unter den unwissenden, strenggläubigen Hirtenvölkern herrschten oft noch einzelne vornehme Geschlechter unter dem Einfluß der Geistlichkeit, die im Beichtstuhl wie von der Kanzel die höchste Macht im Staate übte. Später folgten noch andere Cantone in der Reform ihrer Verfassungen. Der letzte war der kleine Canton Waadt, wo gegen Ende des Jahres 1845 die

aristokratische Regierung gestürzt und eine mehr volksthümliche an deren Stelle gesetzt war, und da sich die bisher dort herrschende pietistische reformirte Geistlichkeit den Anordnungen dieser neuen Volksregierungen nicht fügen wollte, so entstanden daraus die vielbekannten Wirren, indem die Geistlichen in Masse sich gegen ihre Obrigkeit erhoben, ihre Pfarrerstellen aufgaben und mit frömmelnden Worten sich vor der Welt als fromme Märtyrer der Religion hinstellten, während das, was man von ihnen verlangt hatte, nichts war, als daß sie, wie es früher in allen Gebirgsländern der Fall gewesen war, die Verordnungen der Regierung in den Kirchen der Gemeinde bekannt machen sollten; und so waren sie, unbefangen betrachtet, nichts als geistliche Revolutionäre, die für ihre mißbräuchlich erschlichene hierarchische Herrschaft gegen die gesetzliche Staatsgewalt trotzten."

„Ein Blick auf den Zustand der heutigen Schweiz zeigt aber offen, wie wohlthätig diese Reformen für die Volkswohlfahrt gewesen waren."

„Alle Freistaaten der Eidgenossenschaft, die ihre Verfassungen verbesserten, gehörten zu den bildungsreichsten, gewerbthätigsten und bevölkertsten Cantonen. Sie gleichen sich jetzt einander mehr oder weniger in der Rechtsgleichheit ihrer Bürger, in der Erwählung ihrer Gesetzgeber und Richter durch das Volk, in der Trennung der Staatsgewalten, in der Freiheit von Handel und Ge-

werbe, des Gewissens und der Presse, in der Oeffentlichkeit der richterlichen und gesetzgeberischen Verhandlungen, in der Untersagung fremder Kriegsdienste oder fremder Orden, Gehalte und Pensionen in schweizerischen Staatsämtern."

„Das sind die von conservativer Seite so verschrieenen, in der That aber so segensreichen Reformen der Jahre 1830—1839. Ohne sich absichtlich verblenden zu wollen, läßt es sich nicht verkennen, daß solche wohlthätige Verbesserungen im Innern dieser Republiken, im Geist des Fortschritts und der Aufklärung, mit der Zeit auch vielfache Verbesserungen des so mangelhaften Bundesvertrages der Schweiz bringen werden, und selbst bewaffnete Interventionen würden diesen natürlichen Gang der Entwickelung nicht aufhalten können, denn das Licht der Sonne, wie das der Wahrheit in der Verbesserung öffentlicher Zustände, kann wohl durch Wolken auf kurze Zeit verdunkelt, nicht aber durch Bajonnete und schwarze Priesterröcke ausgelöscht werden."

„Es lehrt aber die Geschichte aller Zeiten, daß die römische Hierarchie niemals ihre Pläne und Absichten aus den Augen verliert. Es gehört zu ihrer Politik, besonders der Jesuiten, bei jeder veränderten Lage schlau die Umstände zu benutzen. Wenn es der Zweck der Führer jener liberalen Bewegungen war: die Schweiz in den geistigen Entwickelungsgang des civilisirten Europa

einzuführen, indem der Bildungszustand des Volks wohl noch um ein Jahrhundert zurückgeblieben war, so sahen die Römlinge mit Schrecken ein festes, compactes System der Gesetzgebung, eine besonnene, auf menschliche Vernunft und unveräußerliche Urrechte des Schweizervolks begründete Verfassung, mit einem Wort: Aufklärung und Fortschritt, die entschiedensten Feinde der Dunkelmänner gegen sich anrücken. Deshalb mußte die römische Hierarchie in diesen Reformbewegungen einen Aufruf zum Vernichtungskampf erblicken."

„Unmöglich ist es, die Schwächen der neuen Verfassungen und Reformen der Schweiz mit mehr Schlauheit, Voraussicht und Umsicht zu benutzen, als solches von der Jesuitenpartei geschah."

„Es ist bekannt, daß die römische Priesterherrschaft kein Staatsprincip so leicht für seine Zwecke auszubeuten weiß, als das demokratische. Und darum war es so ächt jesuitisch schlau, daß die Ultramontanen ihre alten Freunde und Verbündeten, die immer lenksamen und ihnen gefällig gewesenen Patrizierfamilien, gänzlich fallen ließen, als diese ihnen nichts mehr nützen konnten, und dagegen das jetzt herrschende Volk im Beichtstuhl, von den Kanzeln, durch Schulen, Prozessionen, Missionen und Tractätlein in ihrem Sinne bearbeiteten, um zur größern Ehre Gottes die alte ersprießliche Verdummung des Volks, den Aberglauben, die Unduldsamkeit, Bruderhaß, Familien-

zerrüttung, Fanatismus und Geistesstörungen wiederherzustellen."

„Bei dem Landvolke, den frommen Hirtenvölkern, war ihnen dieses gelungen, weniger bei den aufgeklärten Städtern, welche die eigentlichen Träger der Reformen blieben."

„Bei diesen Bestrebungen waren die von den Regierungen verdrängten Adelsfamilien, mit wenigen achtbaren Ausnahmen, ihre natürlichen Verbündeten."

„Von Freiburg, wo die Jesuiten ihre Paläste und Lyceen hatten, gingen diese Bewegungen aus. Im Jahre 1831 hatte der Abt von Einsiedeln im ultramontanen Geiste den katholischen Verein gestiftet, der im Jahr 1838 schon an 5000 Mitglieder zählte. Dieser Verein, der immer volle Kasse hatte, wirkte nach allen Seiten fort durch Entzündung von Intoleranz, Glaubenshaß und Vorspiegelung, daß die Religion in Gefahr sei. Solche böse Saat wirkte um so verderblicher, weil sie ihre Wurzeln tief im Volksleben geschlagen hatte."

„Die eigentliche Ausbildung gewann dieses System ultramontaner Gewissenseroberungen aber erst im Jahre 1839. Neue Institutionen waren nöthig, um diesem Uebergreifen des römischen Klerus Einhalt zu thun, allein schon war die Herrschaft des Beichtstuhls in den katholischen Cantonen zu wohlbegründet, um nicht jeder Verbesserung Hindernisse entgegen zu stellen."

„So war das erste Jahrzehnt der Reformperiode vorübergegangen, ohne daß es der liberalen Partei gelungen wäre, irgend eine bleibende Garantie gegen ihre gefährlichsten Feinde, die Ultramontanen und Jesuiten, zu gewinnen. Die Hauptschuld von diesem Mißlingen trug vorzüglich die Engherzigkeit der Regierung von Bern."

„Unter diesen Kämpfern hatte sich die römische Partei, von den Jesuiten geleitet, immer fester organisirt."

„Schon im Jahre 1836 war der Jesuitenorden nach den alten katholischen Urcantonen der Schweiz vorgeschoben und hatte sich dort überall mit Verletzung der Verfassungen festgesetzt. Dadurch aber hatte die Jesuitenpartei diese Urcantone abhängiger von der römischen Politik gemacht, zugleich auch den Weg angebahnt, um immer weiter greifend die Bevölkerung der katholischen Cantone, besonders in Luzern, durch Missionen im römischen Sinne zu bearbeiten."

„So war es denn den Jesuiten endlich durch ihre ewigen Wühlereien gelungen, die Volksmenge mißtrauisch gegen ihre Regierungen zu machen, indem sie dem Volke vorsprachen, daß die liberalen Regierungen nichts Anderes bezweckten, als die römisch-katholische Religion zu vernichten und das Volk protestantisch zu machen. Es bedurfte dann nur noch der schlauen Benutzung des demokratischen Elements, um ein erschütterndes Ereigniß von zerstörender Wirkung herbeizuführen.

Die Aufhebung der Klöster in Aarau und die Umtriebe wegen Einführung der Jesuiten in der Schweiz gaben dazu den Zündstoff, welcher zu nichts Anderm führen wird, als die ganze Schweiz in die Flammen eines Bürgerkrieges zu setzen."

„Interessant ist es, einen Blick auf den Stand der Partei seit 1839 zu werfen."

„Es war ein verzweifelter Kampf zwischen dem liberalen Princip und dem Alles verdunkelnden Ultramontanismus und Jesuitismus in der Schweiz begonnen. Nirgends so schroff als in der Schweiz standen einander diese politischen und religiösen Parteien gegenüber. Katholiken und Reformirte, Hirtenvölker und Städter, sind ein an Gesinnung, Bildung und Sitte ganz verschiedener Menschenschlag. In den katholischen Cantonen sehen wir zwischen Wildbächen und Obsthainen, Blumenfluren und Felsen, Alpentriften und Hüttengärtchen freundlich wohnend, oder im Sommer, als einsame Sennhirten, auf den hohen Alpenwiesen hausend, ein biederes, stämmiges und heiteres Völkchen. Im reinen Naturleben kümmert es sich wenig oder gar nicht um politische Händel. Land und Heerde gewähren dem Ansässigen den Nothbedarf und das genügt seinen einfachen Bedürfnissen. Selbst ein Schuhmacher würde Mühe haben, dort sein Brod zu finden; denn der Hirt steigt auf seine Alpen mit Halbstrümpfen oder nackten Füßen auf einer

Sohle von Holz, die er sich selbst schnitzt und mittelst eines angenagelten Riemens befestigt trägt. Sein Hemde von Hanf, mit einer Capuze, kurze leinene Hosen, und wenn er zugleich ein Gemsjäger ist, ein guter Kugelstutz und Pulver und Blei, das sind seine Bedürfnisse. Er ist dabei fromm und strenggläubig, festhangend mit eiserner Zähigkeit an jedem alten Herkommen. Lesen und Schreiben sind ihm unbekannte Künste. Sieht er einen Fremden lesen, so spricht er wohl: „Gelobt sei Jesus, Maria; Ihr seid in der Andacht, lieber Herr!" — Der Pfarrer gilt ihm Alles; er ist in allen Familien der freundliche Rathgeber, der väterlich wohlwollende und sehr nachsichtige Sittenwächter. Selbst der aus diesem Volke hervorgegangenen Obrigkeit ist der Pfarrer Vormund und Gewissensrath. Aber eben dieses gutmüthige, fromme, frische und frohe Naturvolk, das jedoch in Haltung und Wort den republikanischen Trotz nicht ganz verleugnet, ist bei dem Gefühle roher Naturkraft der furchtbarsten Aufregung fähig."

„Wenn dieses einfache patriarchalische Leben viel Ehrwürdiges, auch wohl für rohe Naturvölker etwas Beglückendes hat, so ward es doch dadurch dem Gemeinwohl verderblich, daß die schlauen Jesuiten, diese feinen Menschenkenner, diesen Volkscharakter trefflich auszubeuten wußten. Dieses Volk war der Souverän in seinem Canton, und sie wußten recht gut, daß ein un-

wissender, frommgläubiger Souverän durch Niemand leichter, als durch seinen Beichtvater geleitet werden könne, und deshalb nisteten sie sich dort vorzugsweise fest, wo sie auf diese kraftvollen, frommen und unwissenden Massen einwirken konnten; deshalb schürten sie stets das Feuer der Unduldsamkeit, des Religionshasses, und förderten Unwissenheit und Aberglauben; besonders aber wirkten sie ein bei den Wahlen der Beamten der Republik, und da diese meistens aus derselben Volksmasse genommen waren, so sah man oft, daß der Großrath oder der Landamman, ein einfacher Bauer, ehe er in die Sitzung ging, erst den im Jesuitencolleg gebildeten Pfarrer um Rath fragte, wie er entscheiden oder abstimmen solle."

„Diesen Dunkelmännern gegenüber standen die mehr gebildeten und aufgeklärten katholischen Bewohner der Städte und die sämmtlichen Protestanten der Schweiz, so weit diese nicht selbst durch um sich greifenden Pietismus und Mysticismus der sogenannten Momiers, welche in der französischen Schweiz, besonders in dem Walliser Lande, ihren Sitz hatten, unterdrückt waren."

„Dadurch war begreiflich eine starke Opposition gegen die Jesuiten entstanden, welche durch die Aufnahme politischer Flüchtlinge, die meistens aus gebildeten, hochherzigen und charakterfesten jungen Männern bestanden, noch bedeutend verstärkt wurde."

„Doch gestehen Sie selbst, meine jungen Freunde,“ sprach Kasimir Pfiffer mit Wohlwollen, „denn Sie Drei gehören diesen politischen Flüchtlingen an, und der edle Mensch sollte immer zuerst sich selbst zu erkennen suchen, also gestehen Sie selbst, daß es diesen jungen Männern bei aller ihrer hohen Geisteskraft und Charakterstärke, ohne welche sie nie solche Geschicke gehabt haben würden, an Ruhe des Urtheils fehlt. Ihre warme Menschenliebe spiegelt ihnen Ideale des Fortschritts vor, die sich nie erreichen lassen. Das liberale Princip des ruhigen und besonnenen Fortschritts genügt ihnen nicht mehr, sie bildeten politische Verbindungen, die unter dem Namen: „die junge Schweiz“ bald als revolutionäre Propaganda wirkten.“

„Sie haben Recht, verehrter Freund,“ entgegnete Roger, indem er ihm die Hand drückte, „aber eben weil uns unser Feuer und jugendliche Schwärmerei leicht zu weit fortreißen könnten, suchen wir besonnene patriotische Männer auf, um uns für die Rettung der Schweiz unter ihre Fahne zu stellen.“

„Auch ich gestehe Ihnen zu,“ fuhr Georg Fein fort, „daß noch ein anderes bedenkliches Element, das des Communismus, welchen der deutsche Handwerksgesell Weidling in ein System gebracht hat, dazu mit beiträgt, den Widerstand gegen den Obscurantismus der Ultramontanen, so wie überhaupt den demokratischen Li-

beralismus auf die äußerste Spitze zu treiben. Der Communismus aber wirkt in einer demokratischen Republik um so bedenklicher, als er nicht nur gleiche Berechtigung aller Staatsbürger predigt, was gewiß jeder freisinnige Mensch gern unterschreiben würde, sondern auch in seinen Extremen Ausgleichung alles Güterbesitzes, also Beraubung der Reichen und Begabung der Armen mit diesem Raube fordert. Solche Lehren aber müssen die Pöbelhaufen zu Anarchie und Raubscenen führen, die kein Mensch von sittlicher Kraft und Bildung billigen wird."

„So bestätigt sich denn auch hier der alte Erfahrungssatz: „Jeder Druck erweckt Gegendruck; jedes Extrem ein entgegengesetztes Extrem." So tritt der römischen Verdunkelung der freisinnige Fortschritt entgegen. Und der Kampf weckt die Extreme, dort den Jesuitismus, hier den Radicalismus. Beide stehen gerüstet zum Kampf auf Leben und Tod einander gegenüber. Und um die Wirren noch zu erhöhen, ist die ganze Schweiz von vornehmen Reisenden durchzogen. Unter diesen mischen sich die fremden Diplomaten, bewachend, abmahnend und drohend, und dadurch immer wieder aufs Neue aufregend, in den Gang der Regierungen und Volksbewegungen. In überängstlicher Politik europäischer Cabinette, als Sprößlinge der heiligen Allianz, sind sie in der Regel jeder Bewegung, jedem Fortschritt, jeder freien geistigen Regung abhold, dagegen sind

sie der Aristokratie, der sie selbst angehören, gewogen, und im Jesuitismus und Ultramontanismus, selbst im Pietismus und Mysticismus der Protestanten, sehen sie in ihrer vornehmen Verblendung das kräftigste Mittel gegen jede revolutionäre Richtung der Völker."

„Dazu kommen noch die Neuaristokraten, schwächliche Abkömmlinge alter oligarchischer Familien, die wieder begierig nach dem Regiment ihrer Sippschaft sind, während die ächten edlen Geschlechter der Schweiz, in vornehmer Zurückgezogenheit lebend, mit Verachtung auf dieses Treiben der Parteien sehen."

„So kommen wir denn jetzt den neueren Zeitbewegungen immer näher, den Jesuitenumtrieben in der Schweiz seit 1839."

„Unter den damals bestehenden Verhältnissen war es ein schlauer Operationsplan der Jesuitenpartei, daß sie ihre ganze, früher der Aristokratie günstig gewesene Richtung umkehrte, welche die Ultrademokratie förderte, um damit den ganzen Apparat von religiösem Fanatismus im Volksleben in Bewegung zu bringen."

„Ein tiefes Gewebe von Intriguen umspann jetzt die Schweiz, von dem ich nur einige Züge anzudeuten brauche, um ein Bild dieser schweizerischen Zustände von 1839 bis 1844 zu geben."

„Durch Verketzerung und Verläumdung, daß die freisinnigen Regierungen auf Unterdrückung des katholischen

Glaubens ausgingen, hatten die Jesuiten diesen Regierungen das Vertrauen des Volks geraubt, ja den Haß gegen alle Liberale, „als Feinde des Glaubens," bis zum Fanatismus gesteigert."

„Indem sie der Masse schmeichelten mit der Vorspiegelung einer unbeschränkten Volkssouveränetät, wußten sie rohe, unwissende Volksmänner zur Herrschaft zu bringen und mit deren Hülfe alle geistige Bildung im Volksschulwesen wieder auszulöschen. Dieses System des planmäßigen Zurücksinkens in geistige und politische Barbarei, wurde sehr bezeichnend: „der schwarze Jacobinismus" genannt. Die verbesserten Volksschulen wurden in lichtscheuen Predigten, wie im Beichtstuhl „als Pflanzstätten der Impietät und des Unglaubens" bezeichnet, die Neuaristokraten dagegen dem Volke als „auserkorene Freunde des Heilands gerühmt." Die ehemals herrschenden katholischen Städte priesen die Jesuiten als die „frommen Städte," die entschlossen seien, dem Volke sein Heiligstes, die Religion, zu retten."

„Auch in reformirten Cantonen spielte oft ein pietistischer, nach geistlicher Oberherrschaft strebender Klerus dieselbe unwürdige Rolle. Das erste Meisterstück dieses raffinirten Jesuitentreibens war die Berufung von Strauß an die Hochschule von Zürich, um dann mit einigem

Schein des Rechts sagen zu können: „Seht da, den Gottesleugner wählen sie zum Lehrer ihrer Jugend!"

„Solche anarchische Reaction, wie den Aufstand in Zürich, nannten die Jesuiten „eine fromme Bewegung." Alle Culturelemente auszutilgen war ihr Streben; wer diese förderte, wurde als „Gottesleugner" verschrieen; durch neue Volkswahlen wurden sie, unter dem Einfluß der Jesuiten, aus ihren amtlichen Stellungen verdrängt und durch „einfache fromme Männer" aus dem Bauernstande ersetzt."

„Wohin soll das führen? frage ich Sie, meine Freunde; ist es nicht die heiligste Pflicht eines jeden aufgeklärten, freisinnigen Mannes, der es wohl meint mit der Schweiz, Gut und Blut, Leben und Freiheit daran zu setzen? Diesen Keim der bösen Saat, diese schwarzen Jesuitenmaden, mit Feuer und Schwert auszutreiben aus dem schönen Schweizerlande, damit endlich das Wort des Dichters: „Auf den Bergen wohnt Freiheit, auf den Bergen wohnt das Licht!" zur Wahrheit werde. Und wer in dieser Hinsicht mit mir gleicher Gesinnung ist, reiche mir die Hand zum stillen Bundesschwur."

Und Alle reichten ihm die Hand; Kasimir Pfiffer aber sprach dabei mit ernster Würde: „Jedoch Alles mit Besonnenheit, Gesetzlichkeit und Mäßigung, sonst gedeihet kein Heil der Eidgenossenschaft."

In diesem Augenblick läutete das Messeglöcklein auf

der Kapelle, ein Capuziner-Bettelmönch im braunen, härenen Gewande mit über den Kopf gezogener Capuze, dem ein zweiter ebenso gekleidet folgte, traten hinter einem ganz in der Nähe befindlichen dicht belaubten Strauch hervor und bettelten im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau um eine milde Gabe zur Erlösung armer Seelen aus dem Fegefeuer. Dabei blickten sie mit scharfen, stechenden Augen einen der Anwesenden nach dem andern an. Es waren bleiche, abgemagerte, noch sehr jugendliche Gesichtszüge. Diese Mönche empfingen jeder einige Schweizerfranken von Kasimir Pfiffer und entfernten sich, als eine Menge frommer Beter sich gegen die Denkmalskapelle wendete, um dort ihre Andacht zu verrichten. Kasimir Pfiffer aber sah den beiden Bettelmönchen nach. „Das sind verkappte Jesuitenzöglinge aus Freiburg," sprach er, „die unser Gespräch belauscht haben und uns sicher noch böse Händel machen werden. Trennen wir uns; auf dem großen Freischießen zu Basel sehen wir uns wieder, denn hier in den Urcantonen der Schweiz ist selbst die Luft nicht mehr frei."

Fünftes Capitel.

Geschichte der Jesuitenumtriebe von 1840—44. — Leu's Wohnhaus in Untereberfol. — Das schöne Landmädchen. — Der neue Messias.

Auf dem Heimwege schlossen sich Fein und Daffner an Roger an. Die drei deutschen politischen Flüchtlinge gingen Arm in Arm, wie Brüder, in den schönen so hoch romantischen Umgebungen Luzerns weiter. Mit der warmen Menschenliebe, die ihnen eigen war, besprachen sie die Angelegenheit der Schweiz, wie die ihres zweiten Vaterlandes.

„Es ist jetzt eine schwere Zeit, nahm Roger das Wort, eine trübe Gewitterschwüle drückt auf dieses schöne Land so wie auf die freien Berge, auch auf mein Gemüth. Ein Jahr lang habe ich im müßigen Hinbrüten eines namenlosen Schmerzes es versäumt, den Ereignissen zu folgen, so stehe auch ich hier noch immer fremd den

religiösen und politischen Bewegungen in diesem Canton Luzern gegenüber, wo bald die versammelte Tagsatzung darüber beschließen wird, ob es Licht werden soll in der Schweiz, oder ob die Dunkelheit hereinbrechen soll mit ihrem Gefolge von Religionshaß und Glaubenskrieg. — Ihnen, lieber Fein, bin ich unendlichen Dank schuldig, daß Sie mich durch die geschichtliche Skizze von den Jesuitenumtrieben in der Schweiz bis zum Beginn des Jahres 1840 eingeweiht haben in die vorliegenden Verhältnisse. Eine solche klare Darlegung bildet gewissermaßen das historische Fundament für das Verständniß der Gegenwart, und deshalb möchte ich Sie bitten fortzufahren, um mir ein gedrängtes Bild zu geben von den Jesuitenumtrieben in der Schweiz seit jener Reformperiode (von 1830—39), und dann ganz besonders von dem Standpunkt der jetzt vorliegenden Jesuitenberufung im Canton Luzern."

„Sehr gern," entgegnete Fein, und während die drei Freunde am reizenden Seegestade weiter wandelten, erzählte er:

„Seit dem Jahre 1840 umspann ein tiefes Gewebe der Intrigue die Schweiz."

„Da es nicht mehr in der Macht der Jesuiten und ihrer immer bedeutender werdenden Partei lag, die Demokratie und die liberale Richtung zu vernichten, so schmeichelten sie der erstern und verleiteten die letztere

zu einer ungemessenen Ueberschreitung aller besonnenen Staatsklugheit. Damit aber setzten sie die Stimmen der Conservativen, besonders der Diplomaten, gegen die Liberalen in Bewegung und erweckten ihnen neue einflußreiche Gegner. Sie steigerten den Haß gegen die Liberalen, die sie als „Feinde des Glaubens der Väter" bezeichneten, bis zum Fanatismus. Indem sie das Volk zum Ultrademokratismus verleiteten, schmeichelten sie dessen Neigungen, brachten rohe, ungebildete Volksmänner zur Herrschaft, die sie dann leicht wieder unter ihr geistliches Regiment bringen konnten, und untergruben die Wirksamkeit und das Bestehen der gebildeten Repräsentativverfassungen. Unter solchen Einflüssen war es den Jesuiten leicht möglich geworden, das verbesserte Schulwesen wieder zu beseitigen, römische Geistesverdunkelung zu fördern und im Volke ein Zurücksinken in geistige und politische Barbarei zu bewirken."

„So waren denn Luzern, so wie Zürich, jener der wichtigste katholische, dieser der bedeutendste protestantische Canton, der Rückkehr veralteter Mißbräuche verfallen. Beide Cantone wurden nun die Mittelpunkte aller römischen Projecte und Umtriebe."

„Im Jahre 1841 erregten sie eine offene Empörung im Aargau, um den Canton wieder, wie früher, in den katholischen und den reformirten zu spalten. Aber die Tagsatzung unterdrückte den Aufstand durch Waffenge-

walt. Mit Hülfe der Milizen von Baſellandſchaft und Bern wurde die freiſinnige Regierung wieder feſtgeſtellt."

„Allgemeine Entrüſtung erhob ſich gegen die ultramontanen Ruheſtörer, die beſonders aus den Klöſtern im Aargau hervorgegangen waren. Da benutzte der Seminardirector Keller, ſelbſt ein Katholik, aber ein aufgeklärter, die herrſchende Stimmung gegen dieſe ultramontanen Aufhetzer, und beantragte im großen Rathe zu Aarau die Aufhebung ſämmtlicher Klöſter, die denn auch mit großer Stimmenmehrzahl angenommen wurde."

„Der tiefe ſittliche und ökonomiſche Verfall dieſer Klöſter, die als Werkſtätten von politiſchen und kirchlichen Wühlereien und Umtrieben im ultramontanen Intereſſe mit dem Frieden des Landes nicht mehr vereinbar waren, rechtfertigten ihren Untergang."

„Drei Jahre lang beſchäftigte ſich die Tagſatzung, immer wieder neu angeregt von ultramontanen Anträgen, mit dieſer Frage, bis endlich, am 21. Auguſt 1843, die Aufhebung jener Klöſter mit 12 Stimmen genehmigt wurde. Aber die römiſche Partei gab den Kloſterhandel noch nicht verloren. In jedem Jahre erneuerte ſie die bereits abgethane Frage über ihre Wiederherſtellung auf der Tagſatzung. Da der Fortbeſtand der Klöſter unter die Garantie des Bundesvertrages von 1815 (Art. 12) geſtellt war, ſo miſchte ſich ſelbſt die Diplomatie der

conservativen Mächte darein. Und noch schwebt diese Frage."

„Dagegen tritt immer entschiedener der katholische Bund in erweiterter Wirksamkeit auf. Sein Organ wurde eine ultramontane Zeitschrift in Luzern, die den allerdings auffallenden Namen führte: „katholische Staatszeitung," und es schon damit ankündigte, daß die Ultramontanen beabsichtigten, einen katholischen Staat im Staate zu bilden. Und das war auch in der That ihr Plan; denn aus diesem Organ einer theokratisch-demokratischen Regierung in Luzern traten immer entschiedener die Grundzüge dieses Bundes in folgenden Forderungen hervor: 1) Alle katholischen Gebietstheile der Schweiz müssen unter einem Kirchensysteme vereinigt ein staatliches Ganze bilden; 2) deshalb müssen die liberalen Verfassungen aus allen katholischen und gemischten Cantonen entfernt und sie müssen (wie Luzern) der Kirchenherrschaft unterworfen werden; 3) in den gemischten Cantonen, in welchen Katholiken und Reformirte gleiche Rechte haben, kann eigentlich nur von einer gänzlichen Lostrennung der Letztern die Rede sein, die von den katholischen Theilen als ein schadhaftes Glied der Gesellschaft ausgestoßen werden müssen. Sollte übrigens eine politische Trennung noch nicht zu erreichen stehn, so wolle man sich vorläufig mit einer confessionellen begnügen, wodurch denn freilich alle edlern Bande des Staats und der Gesellschaft zerrissen werden

würden. 4) Im katholischen Bunde solle der Jesuitenorden die ganze Erziehung leiten und über die Reinheit der römisch-katholischen Religion in Staat und Kirche wachen. Deshalb, verlangen die Ultramontanen, sei es unerläßliche Nothwendigkeit, daß in allen Theilen des Bundes der Jesuitenorden aufgenommen werde. 5) Der Vorort Luzern solle auch Vorort, und zwar ein bleibender, des katholischen Bundes werden. Und dadurch suchten die Jesuiten sich in Luzern festzusetzen und von da aus die ganze Schweiz zu beherrschen."

„Der Widerspruch solcher intoleranten Propaganda mit der auf dem Wiener Congreß festgestellten Gleichheit der verschiedenen Confessionen kümmerte die Jesuiten nicht. Sie sagten: „So verlangen es die Gesetze der katholischen Kirche."

„Den jetzigen eidgenössischen Bund nannte ein französisches Blatt sehr passend: ein „Monstrum mit zwei Herzen," diese wollen die Jesuiten auseinanderreißen, unbekümmert darum, ob sie sich verbluten."

„So ist die äußere Organisation dieses Bundes vollendet. Gleich nach Aufhebung der Klöster im Aargau schlossen sie sich enger zusammen; in Luzern hielten sie ihre Berathungen und erhoben damit thatsächlich Luzern zum katholischen Vorort Im Jahre 1843 drohten sie mit gänzlicher Lostrennung vom Bunde und mit einem bewaffneten Zuge zur Wiederherstellung der Klöster. Da-

mit bildete jetzt schon dieser Bund einen Staat im Staate."

„Am schrecklichsten und empörendsten für jedes sittliche und menschliche Gefühl trat im Mai dieses Jahres (1844) die Wirksamkeit dieses Jesuitenstaats, des katholischen Bundes, im Canton Wallis auf. Dort waren aufgeklärte Männer an die Spitze der Regierung gekommen, welche sich bemühten, durch heilsame Reformen das versunkene Gemeinwesen zu heben, die Uebergriffe des Klerus zu hemmen und das Schulwesen zu verbessern. Da waren es die Jesuiten, welche durch ihre bekannten heuchlerischen Einflüsterungen, daß die Regierung die katholische Religion ausrotten wolle, das fromme Bergvolk von Oberwallis aufhetzten und fanatisirten, so daß dieses sich auf den Sitz der Regierung stürzte, und so wurde denn dort Alles niedergemetzelt, in den Kerker geworfen und verjagt oder durch Güterconfiscation zu Grunde gerichtet, was irgendwie eine freiere geistige Richtung gefördert hatte."

„Es ist bewiesen, daß dieser Ueberfall in Luzern organisirt wurde, und daß die Kosten durch ein Geschenk des Missionsvereins von Lyon, von 98,000 Schweizerfranken, bestritten wurden."

„Unter dem Einfluß der Jesuiten kamen nun „fromme Männer," die völlig von ihnen abhängig waren, an die Regierung, und der Canton Wallis wurde dem katho-

lischen Bunde einverleibt. Gegen die kleine Anzahl der dort ansässigen Reformirten verfuhr man mit großer Härte und Unbilligkeit. Sie durften nicht einmal ihren Hausgottesdienst mehr halten. Der Bischof, ein Jesuitenzögling, äußerte ohne Scheu: „„Zwischen Katholiken und Protestanten kann kein Gegenrecht der Toleranz herrschen. Zwar sind die Protestanten, weil sie eine Irrlehre haben, zur Toleranz gegen die Katholiken verpflichtet, diese aber nicht zu derselben Pflicht gegen die Protestanten verbunden.““

„In demselben Sinn sprach auch der Großrath von Schwyz, ein Häuptling der römischen Partei: „„Toleranz führt zum Verderben. Von einer Gleichstellung der reformirten Religion mit der katholischen, selbst in bürgerlichen Verhältnissen, mag ich gar nichts hören; das sind Straußische Ansichten.““

„Der liberale Schriftsteller Ludwig Snell, einer der entschiedensten Jesuitengegner, hat in einer Anmerkung seiner Uebersetzung der Broschüre: „La contre-révolution en Valais, au mois de Mai 1844, par Maurice Barmant, Vevay 1844,“ gesagt: „Der Plan dieser Gewaltthat ist aus der Hölle geschöpft und auch die Ausführung wurde von Dienern der Hölle geleitet.“ Die Reaction von Wallis ist auf der einen Seite vom Anfange bis zu Ende ein offener, mit unheilbarer Nullität behafteter Gewaltact. Aber dieser Gewaltact ist auf der

andern Seite, in allen Stadien, mit einer so empörenden Verletzung aller Gesetze der Moral durchflochten und ward nach seinem Siege mit so ekelhaften Orgien der Grausamkeit gefeiert, daß der Geschichtskenner, auch wenn er es nicht factisch wüßte, sogleich den Schluß ziehen würde: das ist eine Jesuitenthat."

„Ein Schrei des Unwillens durchdrang die übrige Schweiz, und die große Volksbewegung gegen die Jesuiten begann zunächst in den reformirten Cantonen."

„Die erwähnte Schrift von Ludwig Snell war die erste, welche die Frage aufwarf: „Kann der Jesuitenorden länger in der Schweiz geduldet werden? — Hat die Tagsatzung das Recht, die Aufhebung desselben im Bundesgebiet zu beschließen?"

„Schon früher aber hatte der Seminardirector Keller in Aarau, am 20. Mai dieses Jahres (1844), in der Sitzung des großen Raths des Cantons Aarau einen Antrag darauf gestellt, daß auf der nächsten Tagsatzung die Gesandten des Cantons dahin instruirt werden möchten, „„daß der Jesuitenorden in der Schweiz von Bundeswegen aufgehoben und ausgewiesen werde.""

„Der Seminardirector Keller stützte seinen Antrag auf den §. 1 der Bundesacte, worin es unter Andern heißt: „„Es hat die Tagsatzung über die Sicherheit und

Unabhängigkeit des Bundes zu wachen und Ruhe und Ordnung im Innern zu handhaben.""

„Dann aber führte er aus, daß der Jesuitenorden unaufhörlich die Freiheit, Sicherheit und Unabhängigkeit des ganzen Bundes gefährde; er sei eine fremde Macht, die ihren Regenten in Rom habe, welcher nicht die Interessen der Schweiz, sondern die einer finstern Intoleranz verfolge, den Frieden unter den Confessionen unmöglich mache, die Regierungen verdächtige, die freien Verfassungen anfeinde, die Moralität durch gefährliche Grundsätze untergrabe, Revolutionen, Anarchie und Religionskriege entzünde. Er führte aus, daß im Canton Wallis die Jesuiten die Schuld der blutigen Ereignisse trügen, und schloß mit den Worten: „„Wir hoffen, daß die Väter des 16. Jahrhunderts, wenn sie in diesem Rathssaale wären, nicht über ihre Enkel des 19. Jahrhunderts zu erröthen hätten.""

„Diese kräftige Proclamation hatte indeß bei dem ruhigen Züricher Volke nicht überall den gewünschten Anklang gefunden. Die Regierung wagte nicht, ihren Gesandten zum Antrag auf Ausweisung der Jesuiten zu instruiren, sondern dieses nur als einen Wunsch auszudrücken."

„Indeß hatten doch diese Keller'sche Rede und die Snell'sche Schrift gegen die Jesuiten ungeheuren Anklang in den nichtkatholischen Theilen der Schweiz gefunden;

selbst die aufgeklärten Katholiken stimmten ihnen bei; nur die fanatisirte Masse der katholischen Cantone wurde darüber empört und erbittert."

„In Luzern aber, wo sich im August dieses Jahres die Tagsatzung mit diesem Antrage auf Jesuitenaustreibung beschäftigen wird, rüstet man sich von Seiten aller Parteien zum Kampf auf Leben und Tod."

. . . . . .

„Aber ich sehe soeben," unterbrach sich der Redner, und blieb stehen, „wir befinden uns hier auf einem der merkwürdigsten Punkte in den Umgebungen Luzerns, deren bedeutendster Bewohner eine der ersten Rollen spielt in den Bewegungen unserer Zeit. Sehen Sie dort unten in der Tiefe, der weiße Faden, der sich von Luzern aus durch das Gebirge hinaufzieht, ist die Landstraße von Luzern nach Aarau. Dort das große Dorf, das an dieser Straße liegt, heißt Hochdorf. Dort aber auf der östlichen Seite desselben liegen in einer Vertiefung, von hohen Bäumen, Hecken und Buschwerk umschattet, malerische Schweizerhäuser, mit ihren vorspringenden Dächern, Galerien und Freitreppen; das sind die Wohnungen der Bürger von Untereberſol. An der äußersten Ecke dieser Gruppe von Gehöften, nordöstlich von denselben, erhebt sich das stattliche Haus des Rathsherrn Joſeph Leu, etwa hundert Schritt von seinen Nachbarn entfernt."

In diesem Augenblick trat ein kleiner, untersetzter Kerl, mit einer Jacke, die lange Schöße hatte, und langen Hosen, mehr städtisch als ländlich gekleidet, eine Holzart auf der Schulter tragend, aus dem Gebüsch hervor und redete, mit einer unheimlichen Beweglichkeit in seinem ganzen Wesen, die drei jungen Männer mit den Worten an: „Ei ja doch, das ist das Haus des reichen Viehhändlers Joseph Leu von Ebersol, der die Jesuiten ins Land rufen will. Ich meine auch, mancher Radicale gäbe mir einen Dux harter Thaler, wenn ich ihn um die Ecke hülfe."

„Was soll diese Rede?" fragte Roger kurz und rauh.

„Nun, nun, wenn die Herren mich nicht verstehen wollen, so habe ich mich geirrt und bitte um Entschuldigung. Ich meine aber, die Herren sind fremde Radicale, und die lassen sich doch sonst gern so ein Lied vom Leuenmorde vorpfeifen."

„Hebe dich weg, Satanas!" rief Georg Fein entrüstet; „wir sind keine Mörder und rathen Dir das Weite zu suchen, wenn wir Dich nicht festnehmen sollen."

„Schönen Dank, Ihr Herren," sprach der Kerl mit Hohnlachen, und seine an sich schon boshaften Gesichtszüge verzogen sich zu einer abscheulichen Fratze, „wenn Ihr mich wollt kein Trinkgeld verdienen lassen, um der Jesuitenberufung mit einem Schlage ein Ende zu machen, so wird es wohl noch andere Leute geben, die we-

niger dumm sind und in politischen Dingen ein weiteres Gewissen haben."

Damit grüßte er trotzig und mürrisch, und verschwand auf der andern Seite des Weges im Gebüsch.

„Das ist auch Einer," sprach Daffner, „von jenen gefährlichen Heimathlosen, welche man zwar neuerlich versucht hat anzusiedeln, die aber wie ein Pesthauch das Land durchziehen und vor keinem Verbrechen, und sei es noch so scheußlich, zurückweichen, und wenn es ihnen nur einen Schluck Branntwein einbrächte."

„Diese Auswürflinge der Menschheit," bemerkte Fein, „dienen Jedem, der sie bezahlt, und wenn die Liberalen zu edel und zu stolz sind, sich solcher Werkzeuge zu bedienen, so werden sie bei den Jesuiten eine willige Aufnahme finden. — Doch gehen wir näher heran; nehmen wir erst die patriarchalische Häuslichkeit dieses einfachen Landmanns von Außen her in Augenschein, denn im Innern würden wir als Ketzer unwillkommene Gäste sein. Alsdann aber werde ich weiter erzählen, durch welche Umtriebe dieses reichen Bauern, unter der Leitung der Jesuiten, deren Berufung im Canton Luzern vorbereitet werden konnte."

So erreichten sie endlich das Dörfchen Eberfol. Kein Hundegebell tönte ihnen entgegen.

„Hier," sprach Daffner, „herrscht noch die alte patriarchalische Sicherheit, welche das Haus für so heilig

hält, daß selbst ein Dieb in der Nacht sich scheuen würde, es zu betreten. Kein Schloß und kein Riegel verwahrt von Innen die Hausthür."

Sie umgingen mit dieser Bemerkung das Leu'sche Haus, wo kein Mensch sich sehen ließ. Eine kleine Gasse führt dicht unter den hellen Fenstern der Wohnstube und des Schlafzimmers im untern Stockwerk vorüber und zieht sich nach Günikon und Obereberſol hinauf. Auf der rechten Seite dieser Straße stand, dem Hause gegenüber, eine Banse Holz auf einem kleinen Rübenacker. Weiter aufwärts, nach der Bergseite zu, steht der Holzschuppen und Schweinestall unter einem Dache. Links von der Straße, und zwar abwärts, befindet sich etwa 40 Schritt vom Hause entfernt der Wagenschuppen, die Stallung und Scheune, Alles unter einem großen, weitvorspringenden Dache. Keine Art von Umzäunung umfaßt diese Gebäude, um damit einen Wirthschaftshof und Garten zu bilden. Die Schweizerehrlichkeit nach alter Sitte denkt nicht daran, den Grundbesitz einzuhegen, überzeugt, daß Jeder selbst die unsichtbare Grenze fremden Eigenthums zu achten wissen werde. Die Fenster dieses Hauses waren in hölzerne Rahmen ohne Eisenwerk zum Aufschieben gefaßt. Diese Sicherheit bei der offenbaren Gefahr, die den Eigenthümer dieses Hauses umschlich, hatte etwas Beängstigendes und Erhebendes zugleich. Leu pflegte zu sagen, wenn man ihn warnte:

„Was sollen mir Schloß und Riegel, ich und die Meinigen wir stehen ja überall unter Gottes Obhut.“ Und rieth man ihm, sich doch wenigstens einen Hund anzuschaffen, so entgegnete er: „So lange ich lebe, soll mir kein Hund ins Haus; ein schlechter könnte mir nichts helfen und ein guter könnte einem Armen etwas thun.“ So war auch kein geladenes Gewehr im Hause.

Gebüsch und Bäume verhinderten zudem, daß von den Fenstern irgend eines andern Hauses des Dorfs unsere Wanderer, die das Haus umgingen, bemerkt werden konnten.

Dagegen waren sie aus dem Innern des Hauses von ein Paar sehr schönen dunkelbraunen Mädchenaugen gesehen worden. Und bald trat die Inhaberin derselben, ein schönes Luzerner Maidli von schlankem hohen Wuchs, mit ihren dunkelbraunen, mit Band durchflochtenen reichen Haarflechten, den kleinen, flachen Strohhut mit Rosen geschmückt schief auf dem schönen Kopf, das Mieder und die Röcke, etwas länger als in den höhern Gebirgsländern üblich ist, mit Band in den buntesten Regenbogenfarben besetzt, vor die offen stehende Hausthür unter das mit Weinreben übersponnene Vordach.

Die drei jungen Männer waren überrascht von dem natürlichen Liebreiz dieses jungen Mädchens, dessen etwas dunkle Gesichtsfarbe mehr auf das kräftige Landleben, als auf feine städtische Sitte hinwies. Sie grüßten zu-

traulich mit Kopfnicken, und das Mädchen antwortete: „Gott's Frieden mit Euch, Ihr Herren!"

„Hier wohnt der Rathsherr Joseph Leu?" fragte Fein, um mit dieser Frage dem einfachen Landmädchen gegenüber doch etwas das neugierige Umschleichen des Hauses zu entschuldigen.

„Ja gewiß, mit Gott," antwortete das Maidli mit einer Stimme, so hold und zutraulich, daß sie ihres Eindrucks auf die offenen Gemüther der jungen Männer nicht verfehlen konnte. „Aber," fuhr sie fort, „der Herr ist außi, ich bin ganz allein daheim."

„Aber fürchtest Du Dich nicht, schönes Maidli?"

„Was sollte ich mich fürchten? stehe ich doch überall unter dem Schutz der heiligsten Jungfrau Maria."

„Wie heißest Du, liebliches Kind?"

„Haha, aus welchem Ende der Welt mögen die Herren hergekommen sein, daß sie nicht wissen, daß ich die Leuen-Liesli bin?"

„In der That, das haben wir nicht gewußt. Vielleicht die Tochter des Rathsherrn Leu?"

„Behüti's Gott! diese Ehre wär' mir zu hoch; ich bin das Bäsli des Herrn, aber wie Kind gehalten im Hause."

„Dürften wir hier einen Augenblick ruhen?"

„O mit Freuden, so lang' es beliebt. Woll't Ihr Herren ein Glas Milch zur Erfrischung? gewiß recht

gern, ich hol's Euch heraus, da setzt Euch auf die Bank so lang."

„Ein reizendes Landmädchen," sprachen die drei Fremden unter einander, „diese unschuldige Sicherheit, diese liebenswürdige Gastfreundlichkeit, und das Alles unter dem Dache eines Affilirten der Jesuiten, eines frommgläubigen Landesverderbers; es ist entsetzlich, wie neben dem lieblichen Veilchen oft die Giftpflanze demselben Boden entsprießet."

Nach wenigen Minuten erschien Liesli wieder unter dem grünen Vordach des Hauses und kredenzte in drei Gläsern die köstliche Alpenmilch, welche unsere Wanderer erfrischte.

„Wenn die Herren noch einige Minuten warten wollen, so können sie hier dem neuen Messias ihre Devotion erweisen."

„Messias?" rief Roger überrascht.

„Nun ja, wen denn sonst? Die Patres, die ihn täglich abholen, um ihn auf die Mission ins Hochgebirge zu führen, werden bald wieder mit ihm zurück sein. Hört Ihr das Meßglöcklein läuten auf der Höhe da? und das Singen und die Litanei? sie sind mit ihm schon auf Oberebersol, und der Herr ist ihm entgegen gegangen, um den Heiligen wieder gastlich einzuholen in sein Haus."

„Seltsam, seltsam!“ sprach Roger, „und dieser sogenannte Messias wohnt bei Euch?“

„Nun was denn sonst? Vor acht Tagen brachten ihn die frommen Väter Jesu in unser Haus und haben seine Pflege uns Allen zur Gewissenssache gemacht. Ich besonders bin die Pflegerin des armen Heiligen, der, ach! nichts weiß von der Welt, wenn er nicht predigt, ach! und das thut er oft Tag und Nacht, so oft ihn der Geist treibt. O die Herren Patres sagen: mit diesem neuen Messias sei ein neues Heil des Glaubens über die Schweiz gekommen. Da sind sie! — Gelobt sei Jesus Maria!“

Damit nahm sie einen Blumenkranz von Alpenanemonen, die sie selbst ohne Zweifel an der Grenze der Schneeregion auf einer hochbelegenen Matte gepflückt hatte und ging, die Gebete am Rosenkranz murmelnd, dem von der Höhe herabwogenden Menschenhaufen entgegen.

„Gott, welche neue Verirrungen des menschlichen Geistes!“ rief Roger, indem er schmerzlich nach Oben blickte.

„Auch das ist eine Jesuitenthat,“ entgegnete Fein; „o wenn diese schwarze Brut der Finsterniß jetzt schon, ehe sie im Canton aufgenommen ist, solchen Unfug mit dem Volkswahn treibt, was werden sie thun, wenn sie sich erst hier im Canton festgenistet haben werden?“

Der summende Gesang einer Litanei ertönte von der

Höhe herab durch den Hohlweg. Eine Menge Landleute, Männer und Frauen, Kinder und Jungfrauen, in ihrer bunten malerischen Schweizertracht wogten langsam vom Berge herab. Die Meisten derselben hatten sich, den Rosenkranz betend, der Prozession angeschlossen; diese eröffnete der Sigrist von Hochdorf mit der Kirchenfahne, auf welcher der heilige Laurentius, als der Schutzherr der Kirche, abgebildet war. An seiner Seite gingen der Ortspfarrer und der Kaplan dieses Dorfes und ertheilten der knieenden Menge rechts und links den kirchlichen Segen. Der Pfarrer hatte ein Crucifix zwischen den gefaltenen Händen, das er den Knieenden zum Kuß reichte. Dasselbe that auf der andern Seite der junge Kaplan mit einer Reliquie, einem Beinknochen des heiligen Laurentius, den der Papst Gregor VII. der Kirche von Hochdorf einst geschenkt hatte. Diese Reliquie wurde auf einem Kissen von Sammt, der mit verschossenen goldenen Tressen besetzt war, getragen. Dieser geistlichen Avantgarde folgten mehrere rothgekleidete Chorknaben mit weißem Ueberwurf, von welchen der Eine ein Rauchfaß schwang, ein Anderer trug ein Meßglöcklein, womit er von Zeit zu Zeit klingelte. Andere wieder hatten brennende Wachskerzen in den Händen, deren Lichtschein man freilich am hellen Sonnentage nicht sehen konnte. Auch viele der frommen Pilger trugen solche Zeichen der Devotion und umgaben damit den eigentlichen Mittelpunkt der Bewe-

gung; das waren zwei Jesuiten in ihren schwarzen, von oben bis unten zugeknöpften umgürteten langen Röcken, mit den dreieckten Spitzhüten und den schwarzen, mit weiß umränderten Cravatten. Diese beiden Männer, mit gelben, hagern Gesichtszügen und in tiefster Devotion geneigten Köpfen führten einen todesblassen jungen Mann mit dünnem Bart, dessen blondes Haupthaar kurz verschnitten war; ein weißes, faltenreiches Gewand umhüllte seine schwankende, hinfällige Gestalt. Eine Dornenkrone hatte man ihm auf den Kopf gesetzt, und ein großes hölzernes Kreuz mußte er mühsam tragen.

Bei einem Bildstöckel, das dem Hause des Rathsherrn Joseph Leu sich gegenüber befand, verrichteten alle Theilnehmer der Prozession knieend ihre Andacht. Auch den Großrath Leu sah man knieen und dessen schöne Nichte Liesli sprach knieend einige Ave Maria.

Die drei deutschen Flüchtlinge hatten als Protestanten sich nicht entschließen können, diesen Götzendienst der Heiligenverehrung knieend mitzumachen. Sie blieben stehen, nahmen jedoch ehrerbietig die Hüte ab.

Die Jesuiten stellten den jungen Mann, der für den neuen Messias gelten sollte, grade unter das Marienbild, das in der Nische eines aufgemauerten Pfeilers eingeschlossen war. Sie mußten ihn festhalten bei den Armen; denn in jedem Augenblick schien der Unglückliche, dessen Geistesverwirrung aus den irren, wie verglasten

Augen stierte, davonlaufen oder aus Schwäche umsinken zu wollen.

Jetzt aber trat ein Mann vor, dessen gebückte Gestalt, sein schwarzer, pedantisch altmodischer Anzug, mit kurzen Hosen, weißer Perücke und weißer Priestercravatte, seinen geistlichen Stand verrieth. Die oft stechenden Blicke, die er unter den buschigen Augenbrauen hervorschoß, die lauernde, fuchsmäßige Schlauheit, weibische Intriguensucht und frömmelnde Heuchelei, die sich auf seinen tiefgefurchten Zügen unverkennbar aussprachen, verriethen einen der bedeutendsten und einflußreichsten Affiliirten der Jesuiten in Luzern.

Daffner nannte ihn. „Es ist," sprach er, „Melchior Kaufmann von Kriems, jetzt Canonicus am Stift St. Leodegar im Hof von Luzern. Früher, als Professor am Lyceum, verstand er es trefflich, seine Schüler viele Jahre lang mit seinen pedantischen, orthodoxen theologischen Vorträgen zu langweilen. Ausgezeichnet ist dieser Mann einzig durch seine Lächerlichkeit und seinen Jesuiteneifer; als Mitglied des Erziehungsraths weiß er sich einen bedeutenden Einfluß zu Gunsten der Jesuiten zu verschaffen. Die Wahl der Pfarrgeistlichen, der Professoren, der Lehrer und das ganze Erziehungswesen liegt in seiner Hand. Der theologischen Literatur schenkte er vor vielen Jahren eine sehr mystisch geschriebene Abhandlung „„über die Rangordnung der himmlischen Geister.""

„Das bezeichnet," sprach Roger, „die Rangordnung seines eigenen Geistes, der auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung zu stehen scheint und ihn daher vollkommen würdig macht, als Werkzeug der Jesuiten zu dienen."

„Horcht, er beginnt zu reden!" rief Fein.

Und er begann mit einer näselnden, scharfen Stimme eine Rede, deren mystischer Gallimathias sich schwer wiedergeben lassen wird.

„Höret, Ihr frommen Männer und Frauen dieses gesegneten Cantons, der Herr der himmlischen Heerschaaren hat Euch mit Gnade überschüttet. Auferstanden, ja auferstanden ist der neue Messias, der Euch erlösen wird von dem Uebel einer von Gott verfluchten Ketzerbrut. Ja, der Herr hat ausgeschüttet über die sündigen Häupter aller Gläubigen das himmlische Manna seiner Gnade, auf daß die Welt zum zweiten Male erlöset werde aus ihrem Sündenpfuhl."

„Seltsam!" sprach Roger leise zu seinen Freunden, „wüßte ich nicht zu gewiß, daß der arme Guideon auf der Höhe des Säntis an meiner Seite vom Blitz erschlagen war, so würde ich glauben, es sei dieser unglückliche Irre, der von den Jesuiten ausgestellt wird wie ein Schaustück, um das Volk mit Wahn und Aberglauben zu erfüllen."

Bald aber sollte Roger eines Andern belehrt werden. Der Canonicus Kaufmann stellte sich auf eine Steinbank,

die am Fuße des Marienbildstöckels sich befand, und fuhr fort zu reden:

„Wisset, daß der Herr Zeichen und Wunder gethan hat an diesem von Gott gesandten Jüngling, den fromme Hirten auf der Höhe des Säntis, im Canton Appenzell, eines Morgens steif und starr vom Blitz erschlagen fanden. Sogleich trugen sie ihn von der Höhe herab in ihre Sennhütten; dort waren diese beiden frommen Patres vom Orden der Gesellschaft Jesu und haben ihn erlöset durch brünstiges Gebet aus seinem Starrkrampf des Todes. Und siehe, aus seinen Reden ging hervor, daß er der neue Messias sei, den der Herr gesendet habe, um die Schweiz zu erlösen von den Banden des Bösen und der Ketzerei. Doch höret ihn selbst. Er wird seine Bergpredigt halten; und höre sie knieend an, du Volk Israels, denn er ist ein Heiliger! und wie Moses auf den Höhen des Berges Sinai unmittelbar aus Gottes Hand die Gesetztafeln empfing, also auch haben die frommgläubigen Hirten aus Gottes Hand diesen zweiten Messias empfangen.“

Damit hoben sie ihn auf die Steinbank und der Unglückliche fing an zu reden, aber so verworren, daß es nicht möglich war, irgend einen Sinn hinein zu bringen.

Roger hatte Mühe sich zurückzuhalten. Das Gefühl der Freude rang mit dem des Schmerzes in seiner Seele.

Mit Schreck und Entsetzen sah er seinen unglücklichen jungen Freund in Jesuitenhänden. Er beschloß, ihn zu retten und seiner Mutter und Schwester wieder zuzuführen; aber mitten unter diesem fanatischen Volke, in diesen Umgebungen, war Vorsicht nothwendig, wenn nicht Alles verloren gehen sollte.

Der unglückliche Jüngling begann mit schwacher Stimme zu reden: „Ja, ihr Zöllner und Sünder, wisset, daß ich als Gottes zweiter Sohn gesendet bin, um die Erde von der Fluth der seit 1800 Jahren sich anhäufenden Sünden zu erlösen. Wisset, daß es meine Mission ist, die giftigen Schlangen der Unzucht, des Unglaubens der Reformation und des Radicalismus auszutreiben mit dem Fluch des Gotteswortes und mit der Geißel der Zerknirschung und der Buße. Fallet nieder auf Euer Antlitz, bekennet mit Heulen und Zähnklappen, daß Ihr allzumal arme Sünder seid! Und gleich wie Jesus der Erste, unser Weltheiland, für die Sünden der Welt gegeißelt und am Kreuze gestorben ist, also will auch ich meinen Rücken geißeln und Ihr sollt mich ans Kreuz schlagen und in ein Felsengrab betten, und Ihr werdet sehen, so wahr ein Gott lebt, wie ich gleich meinem ältern Bruder Jesus Christus zum Himmel aufsteigen und dann niederfahren werde zur Hölle, um auch dort die bereits Verdammten zu erlösen vom ewigen Tode der Verdammniß."

Dann löste er die Bänder seines weißen Gewandes am Halse und die Jesuiten halfen ihm den Oberkörper entkleiden. Um den weißen Rücken und die Brust zogen sich zahlreiche Blutstriemen, die Spuren früherer Geißelung, und die Patres übergaben ihm eine Geißel mit sieben knotigen Strängen, deren Zahl auf die sieben Todsünden hindeuten sollte. So war er niedergesunken auf seine Kniee; da nahte sich Liesli, und mit Thränen im Auge nahm sie ihm die Dornenkrone ab, von deren Stacheln schon seine Stirn und seine Schläfe wund geworden waren, so daß ihm das Blut in dicken Tropfen über das Gesicht lief. Statt dessen setzte sie dem irrsinnigen Märtyrer ihren Blumenkranz auf und ein wehmüthiges, dankbares Lächeln des Jünglings, womit er das freundliche Mädchen anblickte, schien auf einige Augenblicke wieder Bewußtsein in seine Seele gebracht zu haben.

Jetzt aber schlossen die Gläubigen knieend einen weiten Kreis um diese Gruppe und der Unglückliche begann nun aufs Neue mit fanatischem Eifer der Selbstpeinigung in wahnsinniger Wuth seinen Rücken mit Geißelhieben zu zerfleischen. Die Jesuiten und die gläubige Menge sangen dazu ihre fromme Litanei.

Das war für Roger's Gefühl mehr als sich ertragen ließ. In einem Augenblick stand es klar vor seiner Seele, daß Guideon allerdings wie durch ein Wunder

aus einem vielleicht vierundzwanzigstündigen Starrkrampf erwacht war, daß Schreck und Entsetzen seine ohnehin schon gestörten Seelenzustände bis zum völligen Wahnsinn gesteigert hatten, und daß dieser Umstand von den Jesuiten benutzt worden war, den unglücklichen Irrsinnigen als ein Werkzeug für ihre lichtscheuen Zwecke zu benutzen. Welche Einflüsterungen, welche Gewissensbeängstigungen im Beichtstuhl, welche nächtliche Ruhestörungen, welches Beten und Kasteien mußte dazu gehört haben, um ihr scheußliches Werk der völligen Abtödtung des Fleisches und des Geistes an diesem zarten schönen Jüngling zu vollenden? Außer sich vor Empörung alles menschlichen und sittlichen Gefühls in seiner Brust, sprang Roger mitten hinein in den Kreis der betenden und knieenden Landleute, entriß dem jungen Mann die schon blutige Geißel, warf sie weit von sich und indem er ihn stürmisch umarmte, rief er aus: „Guideon, um Gott, besinne Dich, kennst Du mich nicht? ich bin ja Roger, Dein Freund und Bruder Roger, der Dich über Alles liebt! Komm mit mir, ich führe Dich zu Deiner Mutter und Deiner Schwester Seraphine!“

Dieses Wort schien wie ein Zauberschlag auf sein Gemüth zu wirken. Er strich sich über seine blutende Stirn und sprach, wie sich besinnend: „Seraphine? — Schwester Seraphine? — Ach ja! wie ist mir doch, — ich habe sie im Himmel gesehen, und werde sie dort

wiedersehen, wenn meine Mission hier auf Erden vollendet sein wird."

„Du aber," rief er, einen Schritt zurücktretend, „Du bist der von der Hölle Gesandte — Apage Satanas! Hebe Dich weg von mir, Versucher! — Du warst es, der mich führte auf die Tempelzinnen von Zion, zu schauen alle Herrlichkeit der Welt, daß ich sollte der ketzerischen Lehre zufallen, welche Dir selbst jeden Anspruch auf ewige Seligkeit geraubt hat. — Da erwachte Gottes Zorn, und unter rollendem Donner, auf der Höhe des Berges Tabor erschlug er mich zur Strafe, daß ich mit einem Ketzer, Abtrünnigen und Ausgestoßenen verkehrt hatte; aber der Herr hat mich erweckt aus meinem Todesschlafe zum neuen Leben in Ewigkeit, Amen. Und es erschien mir ein Bote Gottes, in der Gestalt eines holden Engels mit schönen, zarten Gesichtszügen, im weißen, faltigen Gewand, mit großen schwanenweißen Flügeln und goldenem Haar, von dessen Lichtschein ein Strahlenkranz um sein Haupt ausging, und diese Gestalt war so ätherisch leicht, daß sie durchsichtig wie die Luft und doch mit bestimmten scharfen Umrissen, wie hingehaucht, schwebend in Wolken gehüllt vor mir erschien, ohne daß ihr Fuß die Erde berührte. Und diese himmlische Erscheinung trug einen Kranz von weißen Lilien um ihr Haupt und den Palmenzweig des Friedens, den sie segnend über mich ausstreckte, indem sie mit dem Silberton der himm-

lischen Harfen zu mir redete: „„Siehe, Du Erdensohn, ich bin einer der Gottgesandten, den Erzengel Seraphim nennt man mich in den ewigen stillen, erhabenen Himmelsräumen, Du aber bist einer der Auserkorenen, eine neue Adamshäutung ist mit Dir vorgegangen, der Herr hat Dich auferweckt zum neuen ewigen Leben; er hat Dich aufgenommen in seinen himmlischen Gnadenschooß, hat Dich zu seinem zweiten eingebornen Sohn erklärt und sendet Dich als einen neuen Messias hinaus in die sündige Welt, zu lehren und zu bekehren die Heiden und zu predigen den Gläubigen. So ziehe denn hin als ein zweiter Heiland und erlöse zum zweiten Male die Menschheit von ihren Sünden, und vor Allem von der schwersten Sünde, die Gott selbst nicht vergeben kann: vom Irrwahn und der Abtrünnigkeit der Reformation, von der fluchwürdigen Ketzerei aller Andersgläubigen, von den ewig zur Hölle verdammten Liberalen und Radicalen, die da stürzen wollen alles fromme Regiment christlicher Liebe.““

„„Sage den Völkern der Schweiz, die treu am Glauben der römisch-katholischen Kirche hangen,““ fuhr der Erzengel Seraphim fort, „„daß sie folgen mögen den weisen Lehren und Geboten der frommen Väter der Gesellschaft Jesu, denn sie sind die wahren Boten Gottes, die geweihten Verfechter der Kirche vom wahren und alleinseligmachenden Glauben; sie sind die Bildner der Jugend,

welche die zarten Keime der Menschheit dem ewigen Heil der Seele zuführen; sie sind die treuen, sorgsamen Gewissensräthe, welche die Seelen retten von den Gefahren der Abtrünnigkeit und den Anfechtungen des Unglaubens.""

„Und dann sprach der Erzengel Seraphim zu mir: „„Verkünde der Welt, und vor Allem meinen Getreuen, verkünde es ihnen, als ein neuer Messias, daß es eine Gott wohlgefällige That sei, seinen ketzerischen Bruder zu erschlagen, wenn er sich nicht zum wahren Glauben bekehren lassen wolle; denn es sage die heilige Schrift: ärgert dich dein Auge, so reiße es aus und wirf es von dir."" Und so sei denn ein jeder Abtrünniger von der Kirche des wahren Heils, so sei denn jeder Protestant gegen den wahren Glauben als ein unwürdiges Glied der menschlichen Gesellschaft ausgerissen und abgetödtet, und so treffe auch diesen von Gott verfluchten Abtrünnigen, der mich durch die Irrlehren des Teufels um das Heil meiner Seele bringen wollte, der mich dem leiblichen Tode übergab, indem er mich führte in das Gebiet der Blitze des Himmels, wo Gottes Zorn mich erschlug, so sei denn dieser Sohn der Hölle, dieser Teufel in menschlicher Gestalt, von Euch erschlagen hier auf dem Fleck, und das Alles geschehe aus christlicher Liebe, damit seine unsterbliche Seele aus den ewigen Qualen des Fegefeuers erlöset werden möge durch meine Gebete. So spricht der Herr mit Engelszungen durch meinen Mund; jetzt aber

noch einmal, schlaget ihn todt, im Namen Gottes, des Herrn Zebaoth, in Ewigkeit. Amen!"

Diese Rede des Wahnsinnigen hatte einen unbeschreiblich furchtbaren Eindruck auf die fanatische Menge dieser rohen, kräftigen, wahngläubigen Naturmenschen gemacht. Mit dem Ausrufe: „Schlagt ihn todt!" — „Hängt ihn auf! — der heilige Messias hat es befohlen" — „Sein Tod sei Sühne des Glaubens!" — „Schlagt todt den Ketzer, den verfluchten Sohn der Hölle!" hoben sich hundert Fäuste und umdrängten ihn die stämmigen Söhne der Berge, diese kühnen gewaltigen Hirten, diese verwegenen Gemsjäger und frommen Heuer, die, um ein Bund Heu von dem über die tiefsten Abgründe hinausragenden Felsen zu holen, zehnmal ihr Leben in die Schanze schlagen, diese Ringer und Robbeler, deren übermenschlicher Kraft nichts widersteht, und nur dem ungeheuern Gedränge Derer, die dem Gebote des neuen Messias zufolge ihn todtschlagen wollten, hatte es Roger zu danken, daß der grausame Mord durch eine empörte Volkswuth nicht vollendet wurde. Doch hin und her gerissen, gestoßen und geschlagen von rohen Eisenfäusten, konnte Roger sich kaum noch auf den Füßen erhalten. Gegenwehr wäre hier nur ebenso unsinnig aufreizend, als vergebens gewesen. Ebenso vergeblich bemühten sich seine Freunde, Beide junge, kräftige und unerschrockene Männer, ihn aus dem Tumult zu befreien

und zu entführen. Schon bei dem ersten Versuch, in die Menge einzudringen, wurden sie mit rauhen Worten und Stößen zurückgedrängt. „Was wollt Ihr, Ketzer und Abtrünnige, hütet Euch, daß wir Euch nicht selbst todtschlagen; der aber soll und muß sterben, denn Gott selbst hat es befohlen durch seinen geheiligten Messias!"

Mit jedem Augenblick war die Gefahr für Roger größer geworden. Mitten durch das Toben der Menge hörte man die heulende Stimme des Wahnsinnigen, der da schrie: „Schlagt todt, schlagt todt, im Namen Gottes, schlagt todt den Versucher, den Teufelsboten, den Verdammten zur Hölle, schlagt ihn todt, denn der Herr hat es befohlen!" —

Damit suchte der Wahnsinnige sich mit der Wuth eines wilden Thieres auf den Unglücklichen, Gemißhandelten zu stürzen. Es war völlige Tobsucht bei ihm ausgebrochen, wie mit Geierkrallen zerfleischte er die Gesichter der wenigen Verständigen, die ihn aufhalten wollten, kratzte, schlug und biß um sich her und hatte bald beide Hände voll ausgerissener Haare.

Der gesunde Sinn jener Natursöhne hatte wenigstens so viel erkannt, daß jetzt im neuen Messias der noch nicht völlig ausgetriebene Teufel tobe. So sehr auch seine frühere Rede die Menge erbaut und fanatisirt hatte, so konnte doch der jetzige Wuthausbruch des neuen

Messias unmöglich für ein Ausfluß der göttlichen Gnade gehalten werden. Um den Unglücklichen aus den Klauen und Banden des Teufels zu erlösen, suchte man ihm die Hände zu halten und ihn zu binden; dadurch aber steigerte sich bei dem Wahnsinnigen die Wuth auf den höchsten Gipfel. Sein durchdringendes Geschrei und seine Verwünschungen gingen über in unartikulirte Kehltöne, die er hervorgurgelte. Während der blutige Schaum ihm vor dem Munde stand und seine Augen sich verdrehten, die todtenbleichen Gesichtszüge sich schrecklich verzerrten, fiel er plötzlich zu Boden, seine Hände krallten sich krampfhaft zusammen, mit Kopf und Füßen schlug er gegen den Boden, sein Rücken krümmte sich, es war ein schrecklicher Anfall von völlig ausgebildeter Epilepsie.

Durch die Theilnahme an diesem Ereigniß hatte Roger wenigstens so viel Raum gewonnen, daß er den Rathsherrn Joseph Leu, den er unter den Anwesenden bemerkte, erreichen konnte.

„Schützt mich," rief er ihm zu, indem er sich an seinen Arm anklammerte, „um Gottes Barmherzigkeit willen."

„Gott weiß nichts von Euch, denn Ihr seid ein Ketzer und Abtrünniger."

„Es würde einem freien Schweizer ewig zur Schande gereichen, wenn ein Mord vor seinem Hause geschähe,

an einem Manne, der Euer Gastrecht genossen hat, denn wisset, Eure Base hat uns Milch kredenzt."

„Einem Ketzer," antwortete Leu in unerschütterlicher Ruhe, „soll ein guter Christ weder Treue, noch Glauben halten. Zudem seid Ihr noch nicht aufgenommen in meinem Hause, habt also noch nicht Anspruch auf das Gastrecht."

„Nun, dann seht hier aus meiner Legitimationskarte, daß ich der ***schen Gesandtschaft attachirt bin. Ihr würdet Euch schwerer Verantwortung aussetzen, wenn Ihr mich hier vor Eurem eigenen Hause nicht in Schutz nähmet."

„Gott aber ist größer und mächtiger, als es alle Monarchen der Erde sind," sprach Leu mit frommer Würde und republikanischem Stolz. „Wir freien Republikaner handeln nach eigener Ueberzeugung; die Felsen der Schweiz sind unsere Veste und Gott ist unser Hort, der sein auserwähltes Volk schützen und schirmen wird gegen alle Interventionen der Großmächte dieser Erde. Wenn aber Gott selbst durch seinen Messias befohlen hat, daß Euch, als einen Abgesandten der Hölle, einen Ketzer und Liberalen, das Volk todtschlage, so geschieht das im Namen Gottes und ich beuge mein Haupt in Demuth und wasche meine Hand in Unschuld, denn ich bin ein viel zu geringer Knecht meines Herrn

im Himmel, um dessen hohem Willen widerstreben zu können.“

Damit stieß er ihn von sich und aufs Neue umtobte ihn das Mordgeschrei einer blutgierigen Menge. Nichts hätte ihn gerettet, wenn es nicht Die waren, deren Umtriebe ihn in diese entsetzliche Lebensgefahr gestürzt hatten, die Jesuiten.

Die beiden Patres waren durch diesen Ausbruch einer religiös-fanatischen Volkswuth, die Alles übertraf, was sie erwartet hatten, selbst überrascht und in nicht geringe Verlegenheit gerathen.

Mit der kalten Besonnenheit, die ein Jesuit nie verleugnet, erkannten sie bald, daß ein Mord aus Glaubenshaß geschehen, auf Verlangen eines Wahnsinnigen, den sie selbst der Volksmenge als einen zweiten Heiland und Welterlöser vorgestellt hatten, jetzt nahe dem Vorort der Schweiz, wo die Gesandten aller Cantone zu ernster Berathung der religiösen Angelegenheiten der Schweiz auf der Tagsatzung sich versammelten, wo baldigst die Frage über die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz auf den Keller'schen Antrag berathen wurde; wo die Diplomaten aus ganz Europa mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Ausgang harrten, unvermeidlich eine sehr üble Sensation, zum Nachtheil der jetzt vorliegenden Jesuitenberufung, machen müsse; auch erkannten sie, wie bedenklich es sei, das Gesandtenrecht zu

verletzen und dennoch konnten sie diesen Volkssturm nicht beschwichtigen, ohne die Heiligkeit und Unfehlbarkeit ihres eigenen Messias Preis zu geben.

In dieser Verlegenheit wendete sich der Eine der beiden Jesuiten an den Großrath Leu und machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn Gott den Tod dieses Ketzers beschlossen habe, er, sei es im Kerker oder auf dem Hochgericht, jedenfalls seiner Strafe nicht entgehen werde. Ihn aber, als ein Mitglied der hohen Obrigkeit, würde die Tagsatzung, so wie die der hohen Schutzmächte der Schweiz verantwortlich machen für den Mord, der auf dem Gehöfte seines Hauses, also innerhalb der Grenze seines Eigenthums geschehen sein würde. Sie wollten ihm daher wohlmeinend den Rath geben, den Verbrecher in sein Haus aufzunehmen und ihn dort in Schutz und sicherer Verwahrung zu halten, bis Landjäger ihn in den Kesselthurm abführen und den ordentlichen Gerichten zur Verurtheilung übergeben könnten. Damit würde sich zugleich auch das Volk beruhigen lassen.

Der andere Jesuit wendete sich an Liesli, die mit allen Zeichen von Schmerz und Theilnahme neben den armen Wahnsinnigen hingekniet war und ihm zu helfen suchte, ohne Rath zu wissen.

„Höre Liesli," sprach er und hob das schöne Mädchen auf, „dem Heiligen da, dem neuen Messias können Men-

schen nicht helfen, nur Gott kann es, und damit unser Gebet wirksamer sei, soll ihn der Pfarrer mit Weihwasser besprengen, das ist die beste Arznei, die vom Himmel kommt; Dir aber sage ich, daß es Deine Pflicht sei, den Ketzer zu retten, den das Volk todtschlagen will zur größern Ehre Gottes."

„Einen Ketzer? niemals!" rief das schöne braune Schweizermaidli mit Abscheu.

„Hier aber ist es Deine Pflicht, denn Du hast ihm Milch gereicht und so bist Du ihm Gastrecht schuldig; Du sollst ihn an den Arm fassen und schnell in das Haus führen, dann wird jeder Schweizer das Hausrecht ehren."

„Ins Haus führen? den Ketzer? welcher Priester des Herrn würde mich von solcher Sünde absolviren, einem Ketzer das Leben gerettet zu haben? — es wäre entsetzlich!"

„Das werde ich thun, im Namen Gottes, Liesli," sprach der Jesuit dringend; „denn eine an sich unerlaubte Handlung, wie die Lebensrettung eines Ketzers, wird zu einer erlaubten, sobald es nur wahrscheinlich ist, daß es in guter Absicht geschieht und das ist hier der Fall, denn ich sage Dir, würde er hier todtgeschlagen werden, so würde uns das schlimme Verlegenheit bereiten und damit würde unsere Thätigkeit zur größern Ehre Gottes leicht eine arge Unterbrechung erleiden."

„Das verstehe ich zwar nicht, hochwürdiger Herr, aber als eine demüthige Magd Christi werde ich thun, was Ihr begehrt.“

Damit küßte sie dem Pater die Hand und begab sich auf die Stelle, wo ihr Vater soeben der Menge begreiflich zu machen suchte, daß der Ketzer von den Gerichten verurtheilt werden müsse und nicht wie ein toller Hund auf offener Straße todtgeschlagen werden dürfe.

„Und wenn die Gerichte,“ fuhr der Jesuit fort, „wie sich doch nicht bezweifeln läßt, auf Scheiterhaufen erkennen, so ist die Lust doch viel größer, den Sohn der Hölle zur größern Ehre Gottes brennen zu sehen, als ihn hier auf dem Fleck todt zu schlagen, was viel schneller abgemacht sein wird.“

Schon zögerten die Bauern, Hirten und Gemsjäger auf dieses erbauliche Zureden und dann ließen sie es geschehen, daß Liesli den Verdammten in das Haus ihres Oheims führte. Da einmal vor dem Priester ihr Gewissen über diese Handlung beruhigt war, so trat der schöne Zug ihrer Menschenfreundlichkeit um so wärmer aus ihrem jungfräulichen Herzen hervor und Roger konnte nie in seinem Leben den Augenblick vergessen, wie er aus entsetzlicher Todesgefahr unter die milde freundliche Pflege dieses einfachen Landmädchens kam, das gar nicht wußte, was es ihm alles Liebes und Gutes unter dem Dache ihres Oheims erweisen sollte.

Die Jesuiten beobachteten indeß aufmerksam den Kranken und als sie bemerkten, daß der Paroxysmus sich seinem Ende nahte, da sprach der Aeltere der beiden Jesuiten: „Ihr seht, meine Söhne und Töchter in Christo, daß dem heiligen Messias da, so lange er vom Teufel besessen ist, durch menschliche Arznei nicht geholfen werden könne; darum wenden wir Waffen des Himmels dagegen an, besprengen wir ihn mit dem geweihten Wasser und beten wir Alle knieend zwölf Ave Maria für ihn, so wird ihn die heiligste gebenedeite Jungfrau schon erretten von seinem schweren Gebrechen."

Und während die heilige Handlung des Exorcirens vor sich ging, und der Canonicus den Weihwedel schwang und die gläubige Menge mit den Priestern ihre Gebete und Litaneien murmelte, sprach der andere Jesuit zu dem Großrath Leu:

„Lasset nur immer in Gottes Namen die Landjäger kommen und den Gottesleugner in den untersten Keller des Kesselthurms werfen und seid überzeugt, wenn der Verhörrichter Amman die Sache in die Hand nimmt, so wird dieser schon ein todeswürdiges Verbrechen des Ketzers herausbringen; vor allen Dingen muß die tiefste Verschwiegenheit über seinen Namen beobachtet werden, damit der ***sche Gesandte ihn nicht reclamire. Die andern beiden Radicalen müssen aber sofort ergriffen und über die Landesgrenze spedirt werden, damit sie

seine Verhaftung nicht im Hotel des Gesandten melden können. Aber wo sind sie?"

„Fort, verschwunden!" sprach Leu, nachdem er überall umhergeblickt hatte.

„Dann, Herr Großrath, machen wir es Euch zur Gewissenssache, sich sogleich selbst zum Polizeidirector Siegwart Müller zu begeben, ihn von Allem, was hier vorgefallen, in Kenntniß zu setzen und von ihm die sofortige Aufsuchung, Verhaftung und Ausweisung der beiden andern Radicalen, deren Namen die Polizeiregister nachweisen werden, zu veranlassen. Sagt ihm nur, die Patres Jesuitae hätten Euch diesen Rath gegeben und dann wird er schon in majorem Dei gloriam die Erfüllung desselben betreiben."

„Noch eins," fuhr er fort, als Leu sich schon abwendete, um die nöthigen Befehle zu geben, „es wird nothwendig sein, das Hotel, in welchem der Marquis von Mirabella abgestiegen ist, polizeilich zu überwachen und zwar sogleich, theils um zu verhindern, daß jene Ketzer nicht die Familie des Gesandten von der Verhaftung seines Angestellten in Kenntniß setzen, theils auch, da diese Absicht vermuthet werden darf, um sie desto gewisser zu fangen."

Bald sprengte ein Knecht vom Hofe nach Luzern um Landjäger zu holen, kam aber schon nach wenigen Minuten mit vier Mann dieser Polizeisoldaten zurück,

indem er ihnen unfern vom Gehöfte, auf der Landstraße schon begegnet war.

Als Roger verhaftet werden sollte, protestirte er nochmals gegen diese Verletzung des Gesandtenrechts; da dieses aber nichts half, wendete er sich gegen den Großrath Leu und sprach: „Zum Dank für meine Lebensrettung will ich Euch einen guten Rath geben. Seid auf Eurer Hut; Meuchelmörder wollen Euch ans Leben," und dann erzählte er ihm den Vorfall mit dem Vagabonden oben auf der Höhe und fügte hinzu: „Ich bin zwar fest überzeugt, daß kein Liberaler und kein Protestant schlecht genug sein wird, einen Mörder gegen Euch zu dingen, aber solch ein Kerl, wie der da, wird es am Ende schon aus Haß, Neid oder um zu rauben thun und Vorsicht kann nie schaden, hier dürfte sie nothwendig sein."

„Schon gut," sprach Joseph Leu, „das ist eben der Unterschied zwischen einem rechtgläubigen katholischen Christen und einem reformirten Ketzer, daß Dieser Schloß und Riegel anwenden würde, weil ihn Gott nicht für werth hält, ihn zu beschützen; Jener aber überall unter dem Schutze Gottes steht. Nun aber, geht mit Gott, bekehrt Euch zum römisch-katholischen Glauben, kehrt zurück in den Mutterschooß der alleinseligmachenden Kirche, denn das würde noch der einzige Weg der Ret-

tung für Euch sein, sonst seid Ihr verloren, für diese und jene Welt verloren."

Die letzten Worte sprach er mit einer Wärme und einer Rührung, die bewiesen, daß kein schlechtes Herz schlägt unter diesem Panzer von Irrwahn und Aberglauben; auch Liesli weinte; als aber Roger Beiden nach alter Schweizersitte die Hand bot, da traten sie zurück und machten eine abwehrende Handbewegung, indem sie sich bekreuzigten.

Mit Wehmuthsgefühl wendete sich nun Roger gegen die eben herangetretenen Landjäger.

„Da habt Ihr mich," sprach er, „nun thut Eure Pflicht, wie Ihr es vor Gott verantworten könnt."

In diesem Augenblicke wurde von den beiden Jesuiten der unglückliche Wahnsinnige, der sehr schwach und hinfällig war, hereingeführt; jetzt aber, nachdem er den Anfall von Epilepsie überstanden hatte, war einer jener lichten Zwischenräume eingetreten, was jetzt freilich wohl selten der Fall sein mochte, in welchem Guideon völlig selbstbewußt und Herr seines Verstandes war.

Die Jesuiten, die diesen Zeitpunkt beobachtet hatten, wollten ihn überreden, schnell in das Innere des Hauses zu gehen und sich zur Ruhe zu begeben; aber Guideon blieb stehen.

„Roger?" rief er, „mein Freund und Bruder, Du hier? rette mich von diesen heuchlerischen Jesuiten; sieh,

wie sie mich herausstaffirt haben und Heiligenkomödie mit mir spielen, aber ich will nicht bei ihnen bleiben, diesen Mördern meines Geistes, führe mich fort von hier, denn sie sperren mich ein, binden mich aufs Bett fest und schleppen mich von einem Kloster ins andere; nur wenn der finstere Geist über mich kommt und ich selbst nicht weiß, was mit mir vorgeht, was ich thue und rede, führen sie mich, glaube ich, im Volke herum und wollen mir und den Leuten weiß machen, daß ich ein neuer Messias sei, und damit ist es doch baarer Unsinn, wie jeder Vernünftige einsieht."

„Achtet nicht auf ihn," schrie einer der Jesuiten den Umstehenden zu, „Ihr hört ja, daß er im Irrsinn redet; das ist noch des Teufels Zunge, die aus ihm spricht, packt ihn, bindet ihn und sperrt ihn ein in seine Kammer, bis ihm der Herr, als dem Auserwählten, wieder seine Eingebungen und frommen Visionen gegeben hat. Früher war er ein Inspirirter, jetzt ist er ein Wahnsinniger, der sich einbildet, nicht mehr als ein gewöhnlicher Mensch zu sein."

Während dieser frevelhaften Rede, welche die Umstehenden mit Frommgläubigkeit anhörten, war der arme Guideon an Roger's treue Brust gesunken. Dieser umschloß ihn mit der zärtlichsten Freundschaft und der innigsten Liebe und sagte ihm, wo er sei, daß seine El-

tern und Schweſter in Luzern ſich befänden, daß er dieſelben hierher ſenden werde.

Aber ehe er vollendet hatte, riſſen die Landjäger und Knechte Beide aus einander. Dieſe führten Guideon in ſeine Kammer, wo er wie ein Gefangener behandelt wurde und Jene brachten Roger in den tiefſten Kerker des Keſſelthurms.

Sechstes Capitel.

Guideon noch am Leben. — Intriguen der Jesuiten. — Roger aus dem Kesselthurm befreit. — Der Marquis reis't nach Untereberſol dann, nach Sempach.

Fein und Daffner hatten ſich allerdings ſogleich nach dem reizend am See belegenen Hotel des ***ſchen Geſandten, Marquis von Mirabella, begeben; aber das Verlangen, ſogleich vorgelaſſen zu werden, um in wichtigen Familienangelegenheiten Mittheilung zu machen, wurde nicht erfüllt. — Es fand ſich Keiner unter der Dienerſchaft, der ſie melden wollte; denn die hohen Herrſchaften befanden ſich bei Tafel, wie es hieß.

Ihr Verſuch, unangemeldet einzudringen, wurde mit Grobheit zurückgewieſen. Endlich rief ein Diener den Profeſſor Heilinger, der ſie mit Höflichkeit fragte, was ſie dem Herrn Marquis oder der Frau Marquiſe ſo eilig vorzutragen hätten. Er ſei Freund vom Hauſe

und Gewissensrath der Letztern und würde sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, einen solchen Auftrag zu übernehmen.

Auf den ersten Blick hatten Beide in dem höflichen Mann den Jesuiten erkannt. Sie trugen daher Bedenken, ihn mit einer Angelegenheit bekannt zu machen, in welcher ihre Beschwerde grade gegen den Orden gerichtet war und bestanden darauf, persönlich ihr Anliegen vorzutragen oder gar nicht.

„Wollen die Herren vielleicht die Güte haben," sprach der Professor, „Ihre Namen in dieses Anmelderegister einzutragen und sich dann morgen um zehn Uhr zur Audienz wieder einzufinden?"

„Dann wird es zu spät sein," sprach Fein „und wenn es solcher Förmlichkeiten bedarf für eine aristokratische Familie, um einen verlornen Sohn wieder zu finden und aus Geierklauen zu retten, so verdienen sie nicht, daß man sie davon benachrichtige."

Der Jesuit zuckte die Achseln und fragte in scharfem Ton: „Haben die Herren sonst noch Wünsche vorzutragen?"

„Nein," entgegnete Fein kurz und wendete sich ab zum Gehen. Daffner war im Begriff, ihm zu folgen. In dem Augenblick sahen Beide eine Bewegung unter der Dienerschaft und aus einer von einem Lakaien schnell geöffneten Flügelthür trat eine bildschöne junge Dame

von blassen, interessanten Gesichtszügen, gefolgt von einer ältern, mehr nonnenhaft gekleideten Matrone herein, grüßte den Professor Heilinger mit dem Ausdruck von Achtung und wollte soeben vorübergehen, wahrscheinlich um sich aus ihren Gemächern in den Speisesaal zu begeben; da trat Georg Fein, der augenblicklich die junge Baronesse Seraphine wieder erkannt hatte, vor und sprach mit dem feinen, aber sichern Wesen eines Mannes von Welt: „Entschuldigen Sie, gnädigstes Fräulein, wenn ich als Freund von Roger Müller Sie dringend bitten muß, mir nur eine kurze Audienz von Ihrer Frau Mutter, der Frau Marquise, zu verschaffen; ich habe ihr eine Mittheilung von dringender Wichtigkeit und Eile, in Angelegenheit Ihrer Familie zu machen."

„Ihre Frau Mutter, meine Tochter in Christo," nahm der Jesuit das Wort, „wird sich nicht sprechen lassen. Sie duldet keine Störung weder jetzt beim Diner, noch später bei der Siesta, beim Kaffee und beim Spiel. Ihnen aber, Baronesse Seraphine, würde es auch besser anstehen, sich mit unbekannten Leuten, die noch dazu sehr nach Ketzerei und dem Radicalismus riechen, nicht in ein Gespräch zu begeben."

Seraphine erröthete; ungewiß, was sie thun sollte, blieb sie noch einen Augenblick stehen und sagte dann leise: „Die Herren werden wohlthun, sich morgen in

der Sprechstunde auf das Bureau zu begeben, dann wird ein Gesandtschaftssecretär . . . . .“

„Nun dann verzeihe mir's Gott, wenn ich gedrängt werde,“ rief Georg Fein mit Wärme, „Ihnen, gnädiges Fräulein, eine Mittheilung zu machen, die ich gewiß gern, um Ihr Gefühl zu schonen, in mildere Formen gekleidet haben würde.“

„Schweigen Sie,“ gebot der Jesuit, indem er dazwischen trat, „und verschonen Sie dieses zarte weibliche Wesen mit einer Mittheilung, die sie ohne Zweifel tödten würde. Jean, Jacob, führt ihn hinaus, augenblicklich “

„Und ich will wissen, was der Fremde, den ich an Herrn Roger's Seite schon gesehen habe, zu berichten hat. Ich habe Muth, das Aergste zu hören.“

Mit diesen Worten entwand sich Seraphine ihrer Gouvernante, die sie mit Bitten und Beschwörungen, ihre Gesundheit zu schonen, fortführen wollte. Entschlossen trat sie auf Fein zu und sprach: „Reden Sie!“

„Nur zwei Worte, aber inhaltschwer,“ sprach Dieser; „der Attaché der Gesandtschaft Ihres Herrn Vaters, Herr Roger Müller, sollte vor dem Hause des Großraths Leu, unter Aufhetzung der Jesuiten in blinder fanatischer Volkswuth erschlagen werden; es ist Befehl gegeben, ihn zu verhaften und in den Kesselthurm zu sperren.“

Seraphine sprach kein Wort, aber Blässe und glü-

hende Röthe wechselten schnell auf ihren feinen Gesichtszügen.

Und Georg Fein fuhr fort:

„Ihr Bruder Guideon ist nicht todt, er lebt . . ."

„Er lebt?" rief Seraphine mit einem Aufschrei der Freude.

„Aber wahnsinnig," fuhr Jener mit schauriger Tiefe des Gefühls fort, wahnsinnig, in der Gefangenschaft der Jesuiten, die ihn für ihre lichtscheuen Zwecke mißbrauchen, im Hause des Großraths Leu in Untereberſol."

Es bleibt ungewiß, wie viel Seraphine von dieser Mittheilung gehört hatte; ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Umgebung.

„Fort, fort mit ihm, er lügt!" rief der Jesuit und bedrängte die Dienerschaft, daß Beide mit roher Heftigkeit hinausgeführt wurden.

Unten vor der Thür des Hotels wurden diese beiden Flüchtlinge bereits von Landjägern in Empfang genommen. Diese führten sie vor die Polizeidirection, wo ein Beamter ihnen ihre Aufenthaltskarten abnahm, ihre Päſſe zurückgab und ihnen rieth, augenblicklich abzureiſen, wenn sie nicht verhaftet und in das Gefängniß geworfen werden wollten. Als man sie fragte, wohin die Päſſe visirt werden sollten, war die Antwort: „Nach Basel." „So wird man Euch mit einer bewaffneten Escorte über die Grenze führen; und das geschehe zu

Eurer eigenen Sicherheit, damit Euch das Volk in gerechter Entrüstung als Ketzer nicht todtschlage.“

Da die Polizeigewalt, wo sie in einem Staate die Oberhand gewinnt, wie die Politik an kein Gesetz und keine Billigkeit gebunden ist, so ließen sich gegen diese Entscheidung keine Einwendungen vorbringen. Sie mußten sich fügen; als sie aber nahe am Thore einen andern Zug eines Gefangenen unter militärischer Bedeckung daher kommen sahen, erkannten Fein und Daffner ihren Freund Roger, der soeben in Arrest geführt wurde.

„Sie werden gerettet werden,“ rief ihm Fein zu, ohne daß es die Landjäger verhindern konnten; „wir haben Fräulein Seraphine von Ihrer Gefangennehmung in Kenntniß gesetzt. In Basel sehen wir uns wieder zum Freischießen.“

„Wenn Gott will,“ rief Roger zurück, „aber erst muß hier geholfen werden.“

. . . . . .

Seraphine hatte keinen leichten Stand zu überstehen, um nur ihren Eltern beide Nachrichten glaubhaft vorzubringen.

Sogleich nach ihrem Erwachen aus der Ohnmacht eilte sie zu ihrer Mutter, welcher man den Schreck darüber hatte ersparen wollen; die daher in aller Gemüthlichkeit an der Tafel saß und nur über Seraphinens langes Ausbleiben etwas ungehalten war. Diese aber

war so erregt, so außer sich, daß sie neben dem Sessel ihrer Mutter völlig erschöpft auf ihre Kniee sank und in heftiges Weinen ausbrach.

„Was hast Du, mein Kind?" fragte die Marquise, und da Seraphine in der heftigsten Gemüthsbewegung nicht antworten konnte, wendete sich ihre Mutter mit der Frage an den Jesuiten: „Was ist der Kleinen?"

„Eigentlich nichts von Bedeutung," entgegnete der Jesuit, „der Schreck war die Hauptsache.... ein dem Irrenhause entsprungener Wahnsinniger hat ihr eine seltsame Nachricht mitgetheilt....."

„Kein Wahnsinniger, Mutter," rief Seraphine, „ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau! ein Mann von gesundem Verstande sagte mir, unser Guideon sei nicht vom Blitz erschlagen, sondern nur betäubt gewesen, jetzt in den Händen der Jesuiten, im Hause des Großraths Leu; aber er sei wahnsinnig und werde von den Jesuiten als neuer Messias im Lande umhergeführt."

„Zum Glück," sprach der Jesuit, ohne nur einen Augenblick die Fassung zu verlieren, „bin ich zufällig im Stande, diese unsinnige Lüge, deren Unmöglichkeit sich mit Händen greifen läßt, hier auf dem Flecke schlagend zu widerlegen. Sie wissen, gnädigste Frau, daß, als wir uns im Weißbade befanden, es seine Schwierigkeiten hatte, den Todtenschein vom Ableben des jungen Herrn zu erlangen. Das ist mir nun endlich gelungen.

Arme Hirten hatten die Leiche von der Höhe herabgeholt und sie einem frommen Waldbruder zur christlichen Bestattung übergeben. Dieser hat ihm in geweihter Erde ein Grab gegraben und darüber auf Verlangen diesen Todtenschein ausgestellt.“

Damit zeigte er in der That ein solches, sicher verfälschtes Zeugniß vor, worin der Todte, Guideon von Hochforst, ganz richtig benannt war.

„Du siehst, mein Kind,“ sprach die Marquise, ohne einen Augenblick ihre Gemüthsruhe zu verlieren, „daß man Dich allerdings auf Kosten Deiner Ruhe beträchtlich belogen hat.“ Damit reichte sie dem ihr gegenüber sitzenden Marquis den Schein zu; dieser aber prüfte ihn mit diplomatischer Genauigkeit.

„Die Sache,“ sprach er nach einer Pause, „scheint ganz in der Ordnung zu sein. Ich kenne zwar nicht die Handschrift jenes Eremiten, aber das darunter gedrückte Kirchensiegel des Pfarrers vom Weißbade, nebst dessen Attest, läßt darüber billig keinen Zweifel.“

„Aber die Sache ist wahr und muß wahr sein,“ rief Seraphine lebhaft, „und wenn auch nichts daran wäre, so beschwöre ich Sie, lieber Vater, liebe Mutter, mit mir sogleich nach Ebersol zu fahren, um der Wahrheit oder Unwahrheit auf den Grund zu kommen.“

„Nur nicht so exaltirt, liebe Seraphine,“ sprach die Marquise. „Madame,“ so wendete sie sich gegen die

Erzieherin, „wie oft soll ich noch Veranlassung haben, mein Mißfallen darüber zu äußern, daß man diesem Kinde nicht als Grundprincip aller weiblichen Bildung die Maxime beigebracht hat: eine Frau, oder Fräulein von Stande, dürfe nie und unter keinen Umständen sich mit ihren Gefühlen gehen lassen. Gefühl verrathen bleibt immer, mindestens gesagt, ein plebeges Benehmen, und ich hoffe, meine Tochter wird mich nie wieder in die Nothwendigkeit versetzen, ihr solche Lehren geben zu müssen."

„Uebrigens könnten wir ja," erklärte der Marquis, während er mit großem Appetit ein kostbares Bärencotelette, das er als äußerst deliciös rühmte, verzehrte, „nach dem Diner auf unserer Spazierfahrt in Untereberfol vorfahren, und den dummen Bauer, dem ich noch eine Gegenvisite schuldig bin, weil man doch diese demokratische Canaille, da sie hier das conservative Princip vertritt, cajoliren muß, mit diplomatischer Feinheit, wegen dieser Sache sondiren."

Vergebens beschwor Seraphine ihren Vater zur Eile, da ja Alles auf dem Spiele stehe und die Lüge indeß Zeit gewinnen werde, jede Nachforschung zu vereiteln.

Und das war hier der Fall. Pater Cyrillus Heilinger hatte plötzlich, von Tische aufstehend, sein Taschentuch vor die Nase gehalten und sich mit der Entschuldigung eines plötzlich eingetretenen Nasenblutens entfernt.

Draußen aber rief er seinen Bedienten, der ihn auf sein Zimmer begleitete. Diesen schickte er sogleich an den Großrath Leu mit einem Billet, worauf die Worte standen: „Die Religion steht in Gefahr, wenn nicht der neue Messias sofort aus Eurem Hause entfernt wird. Darum übergebt denselben dem Ueberbringer dieses, der Auftrag hat, ihn mit zwei verschwiegenen Gehülfen in ein geeignetes Kloster zu führen; das geschehe aber nur zur größern Ehre Gottes, um seine vollständige Heilung und gänzliche Befreiung von den Angriffen des Teufels möglich zu machen."

Dann besprach er mit dem Diener die weitern Maßregeln, und dabei ergab es sich bald, daß Beide zu einander auf dem Fuß völliger Gleichheit standen; der Säppli, der so köstlich den dummen Schweizerbübli zu spielen wußte, wie er selbst ein Jesuit war, und zwar hier, auf Befehl seiner Obern, die Stelle seines Socius vertrat.

In zart organisirten weiblichen Gemüthern liegt aber oft ein wunderbares Ahnungsvermögen. Ohne sich grade von den Gründen Rechenschaft geben zu können, wußte doch Seraphine sehr bestimmt, was Pater Cyrillus beabsichtige. Grade die Ungläubigkeit, die Lauheit und die Schwierigkeiten, die sie fand, dienten dazu, ihr Besonnenheit und Scharfsinn zu geben. Sie erinnerte sich jetzt der zweiten Nachricht, die ihr mitgetheilt worden

war, und benutzte diese dazu, ihren Vater wo möglich in Bewegung zu bringen.

„Auch hat mir derselbe Mann gesagt," sprach sie, „daß die hiesige Polizei sich eines abscheulichen Frevels gegen das Gesandtenrecht schuldig gemacht habe. Der Attaché Ihrer Gesandtschaft, Papa, Herr Müller, soll eben wegen dieser Geschichte arretirt sein, noch dazu ganz unschuldig."

„Ei was, schuldig oder unschuldig, das gilt mir ganz gleich viel," entgegnete er heftig, indem er im Aerger drei Prisen schnell hinter einander nahm; „und dann liegt mir an diesem Monsieur Müller und seiner Person auch nicht viel; mögen sie ihn aufhängen, köpfen oder auf Lebenszeit einkerkern, das würde mir in Hinsicht seiner Person völlig gleichgültig sein, im Gegentheil, den Tod, oder mindestens schwere Kerkerhaft hätte er verdient, schon als Radicaler und früherer Demagoge; aber das ist mir nicht gleichgültig, und das darf ich nicht leiden und sollte ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen und selbst die ganze Schweiz mit einer bewaffneten Intervention meines Monarchen bedrohen müssen, daß diese Republikaner sich herausnehmen, die Exterritorialität eines ***schen Gesandten zu verletzen."

Mit diesen Worten klingelte er.

„Vorfahren! augenblicklich," herrschte er dem ein-

tretenden Kammerdiener zu und trank heftig einige Glas Wein schnell hinter einander.

„Darf ich Sie nicht begleiten, Papa? wir könnten ja dann sogleich nach Untereberſol hinausfahren."

„Nein, nein," entgegnete der Marquis lebhaft, „das wird einen Tanz geben, bei dem Frauenzimmer überflüſſig ſind. Dieſem nagelneuen Polizeidirector Siegwart Müller werde ich einmal eine Vorleſung über das Geſandtenrecht halten, daß ihm und ganz Luzern die Haare zu Berge ſtehen ſollen über die fulminanten Wahrheiten, die ich ihnen zu ſagen mir erlauben werde."

So war denn dieſer Diplomat, den kein Naturgefühl hatte bewegen können, durch den Gedanken, daß ſein Geſandtenrecht verletzt ſei, ſo in den Harniſch gerathen, daß der Polizeidirector Siegwart Müller nicht umhin konnte, ihm alle Gefängniſſe im Keſſelthurm öffnen zu laſſen. Obwohl er leugnete davon zu wiſſen, daß ein Attaché der ***ſchen Geſandtſchaft verhaftet worden ſei, ſo gab er doch zu, daß es wenigſtens nicht völlig unmöglich ſei, wenn die Behörde die Beziehung des Verhafteten zu der Geſandtſchaft nicht gekannt habe; in dieſem Falle verdiene der Fehlgriff Entſchuldigung; jedoch werde man von Seiten der Regierung gern erbötig ſein zur völligen Genugthuung Seiner Excellenz, in Vertretung einer ſo großen Macht, die betreffenden Unterbeam-

ten, wenn sie auch noch so unschuldig wären, ihrer Aemter zu entsetzen.

Mit dieser Versicherung erklärte sich der Marquis vorläufig zufrieden, und da der Polizeidirector Siegwart Müller sich erbot, Se. Excellenz persönlich zu begleiten, so hätte der Marquis jetzt schon gern sich für völlig befriedigt erklärt; denn jedenfalls war ihm der ganze Handel höchst unangenehm. Wie er jenen Roger Müller kannte, so konnte er nicht zweifeln, daß derselbe mit seiner verwünschten Freimüthigkeit sich mindestens sehr verletzend ausgesprochen haben werde über die jetzigen Machthaber in Luzern und deren Regierungsmaximen. Dergleichen Reden konnten nur böses Blut machen und mußten seine Ambassade in eine schiefe Stellung bringen.

In seiner Verstimmung war es ihm nicht aufgefallen, daß der Polizeidirector, unter dem Vorwand sich ankleiden zu lassen, sich in ein Nebenzimmer begeben hatte. Er ahnete nicht, daß derselbe dort einen gewandten Beamten, mit einem geheimen Auftrag an den Gefangeninspector, nach dem Kesselthurm abgeordnet hatte.

So kam denn der Marquis schon ziemlich verstimmt bei dem Gefangenwärter im Kesselthurm an und betrat dessen niedrige, vom Oelqualm der Lampen geschwärzte Dienststube.

Der Polizeidirector befahl in seiner Gegenwart dem

Gefangeninspector, alle heute eingebrachten Gefangenen der Reihe nach vorführen zu lassen.

Das geschah, aber Roger Müller befand sich nicht unter den dem Marquis vorgestellten sechs Arrestanten. Auf seine Frage, ob nicht ein gewisser Roger Müller, ein junger Mann von ziemlicher Größe, mit einem vollen dunkelbraunen Bart, als Arrestant eingebracht sei, erklärte der Gefangeninspector, auf ein verneinendes Zeichen, das ihm zum Ueberfluß der Polizeidirector, der seitwärts hinter dem Marquis stand, gab, mit großer Bestimmtheit, daß ein solches Individuum weder heute, noch jemals eingebracht worden sei.

„Ich wenigstens," sprach der Polizeidirector, „habe davon keine Meldung empfangen."

Der Marquis aber, der aus langer Gewohnheit keinen Spiegel vor sich sehen konnte, ohne einen Blick hinein zu werfen, war durch diese kleine Eitelkeit der Wahrheit auf die Spur gekommen. Er hatte im Spiegel das Zeichen bemerkt, welches Siegwart Müller dem übrigens schon durch den erwähnten Beamten instruirten Gefangeninspector gegeben hatte, und mit sarkastischer Feinheit äußerte er:

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die amtliche Versicherung so ehrenwerther Beamten der Republik die Wahrheit enthält, indeß werden Sie entschuldigen, mein werthgeschätzter Herr Polizeidirector, wenn ein Mann,

der in Geschäften fast ergraut ist, sich an das Formelle des Geschäfts hält. Ich ersuche Sie daher, mir doch gefälligst das Kerkerbuch vorlegen zu lassen."

Erbleichend sahen die beiden Beamten einander an, und da das Buch aufgeschlagen auf dem Tische lag, so war es nicht mehr möglich, dasselbe dem geschäftskundigen Auge des Marquis vorzuenthalten. Dieser blickte nun hinein, dann auf den Namen „Roger Müller" deutend, sprach er mit dem vollen Aplomb eines Gesandten, der sich bewußt ist, auf dem Boden des von ihm repräsentirten Rechts zu stehen:

„Diesen Arrestanten, Roger Müller, verlange ich zu sehen, und zwar augenblicklich."

Der Polizeidirector stellte sich höchlich entrüstet, daß man ihm von der Anwesenheit dieses Gefangenen keine Anzeige gemacht habe, und befahl dem Gefangeninspector, augenblicklich den Roger Müller vorführen zu lassen. Durch ein nochmaliges Blinken mit den Augen war der schlaue Untergebene eines gewissenlosen Vorgesetzten belehrt worden, daß er wo möglich noch neue Ausflüchte suchen müsse. Und dies war ohne Zweifel geschehen; denn der Gefangene, der jetzt von zwei Kerkerknechten geführt erschien, war allerdings eine große, magere, bärtige Figur und nannte sich Roger Müller, der heute wegen Vagabondirens verhaftet sei.

Der Marquis durchschaute übrigens sogleich diese neue

Intrigue. Nach den bisherigen Versuchen, ihm die Wahrheit vorzuenthalten, lag die Vermuthung nahe, daß man ihm einen andern Gefangenen vorgeführt habe, der vielleicht gar, unter dem Versprechen der Freiheit, veranlaßt worden war, sich für den heute verhafteten Roger Müller auszugeben. Und das war denn auch der Fall gewesen. Der Vorgeführte war ein berüchtigter Raubmörder, dem der Inspector, als Lohn für die Lüge, die Freiheit versprochen hatte, freilich ohne Absicht dieses Versprechen zu halten. Man war sicher, daß dessen nahe bevorstehende Hinrichtung diese Lüge mit dem Schweigen des Grabes bedecken werde.

Der Diplomat stellte sich jetzt völlig befriedigt, drückte dem Polizeidirector sein lebhaftes Bedauern aus, daß er ihm so viel Mühe gemacht habe, rühmte die gute und sichere Lage des Gefängnisses, die Zuverlässigkeit und den Diensteifer der Beamten, und äußerte mit höflicher Bescheidenheit den Wunsch, die treffliche Anstalt zu seiner eigenen Belehrung näher in Augenschein nehmen zu dürfen.

Mit der verbindlichsten Höflichkeit versuchte der Polizeidirector ihn davon abzubringen, hier und da sei Zugluft, die kalte, feuchte Kelleratmosphäre möchte nachtheilig einwirken auf die unschätzbare Gesundheit Sr. Excellenz, es sei sogar in einigen Gefängnißlocalen der Kerkertyphus ausgebrochen. Als aber der Gesandte mit aller Artigkeit sagte: wer, wie er, Humanitätszwecke mit

dem Besuchen der Gefängnisse verbinde, dürfe dergleichen kleine Unannehmlichkeiten nicht scheuen; da rückte Siegwart Müller noch mit der letzten Ausflucht heraus: es sei eigentlich reglementswidrig, Fremde in das Innere der Gefängnisse zu führen.

„Aber ich wünsche es," sprach der Marquis in einer so imposanten Haltung und mit einer so energischen Schärfe des Tons, daß Siegwart Müller, dadurch eingeschüchtert, keine Einwendung mehr vorzubringen wagte.

So begann denn der Marsch in die dunklen Gänge und Gewölbe eines scheußlichen Kerkerthurms. Eine angezündete Laterne, die Begleitung von wildaussehenden Kerkerknechten, von denen jeder eine Peitsche trug, und die rasselnden Schlüsselbunde gaben diesem Gange einen noch viel abenteuerlichern Charakter. Man wollte sogleich den Gesandten auf einer schmalen, steinernen Wendeltreppe zu den obern, mehr luftigern Gefängnißzellen hinaufführen. Allein er bat, daß man ihm erlauben möge, bei der Sohle des Thurms anzufangen und zuerst die unterirdischen Gemächer zu sehen.

„Das sind nur noch," bemerkte der Polizeidirector, „Ueberbleibsel aus der Barbarei des Mittelalters. Dank der Humanität unserer Zeit, daß diese scheußlichen Kerker nicht mehr benutzt werden."

„Das ist sehr brav," entgegnete der Diplomat, „es macht der Regierung von Luzern alle Ehre, und ich

werde es in meinen Berichten an unser Cabinet gebührend zu rühmen wissen."

„Excellenz werden sich sogleich überzeugen, so wie hier, Nr. 1, sind sie alle."

Damit schloß der Kerkermeister das unterirdische Gewölbe Nr. 1 auf; das Gewölbe war allerdings leer, wenn wir einige Todtengebeine ausnehmen wollen, die noch nicht aus den Ketten erlöst waren, womit der vielleicht dem langsamen Hungertode preisgegebene Gefangene an die Wand geschmiedet gewesen war.

„Alle übrigen mit demselben Memento mori?" fragte der Marquis, auf das noch gefesselte Todtengerippe deutend.

„Es ist wahr, die Barbarei des Mittelalters überstieg alle Grenzen der Humanität."

„Nun, wenn die übrigen Gefängnisse keine liebenswürdigern Bewohner haben, als dieses hier, so zeigen Sie mir noch Nr. 5 oder etwa Nr. 8; ja, ja, Nr. 8, dann werde ich vollständig befriedigt sein."

„Mit dem größten Vergnügen," sprach Siegwart Müller, nachdem er sich durch Blicke, die er mit dem Gefangenwärter gewechselt, überzeugt hatte, daß hier nicht das Mindeste zu besorgen sei.

Auch dieser Kerker war leer, doch verriethen ein Haufen halb vermodertes Stroh auf dem feuchten Steinboden, ein noch halb gefüllter Wasserkrug und ein ver-

schimmeltes Brod, daß er noch bis ganz vor Kurzem einem unglücklichen Gefangenen zu einem tödtlich qualvollen Aufenthalt gedient haben mußte.

Er machte die Bemerkung, daß sich doch hier die Barbarei des Mittelalters noch ziemlich bis auf unsere Tage ausgedehnt haben müsse.

Siegwart Müller zuckte die Achseln: „Das war noch kurz vor meiner Zeit geschehen," sprach er. „Es war ein wegen politischer Verbrechen zum Tode Verurtheilter, und weil die heutige Humanität eine Hinrichtung aus solchen Gründen nicht duldet, so wurde er zwar begnadigt, aber man hatte die Vorsicht gebraucht, den Begnadigten zuvor in diesen kalten und feuchten Moderkerker zu bringen, wo vierzehn Tage Aufenthalt genügen, um auch die gesündeste Constitution zu zerstören."

„Charmant, eine sehr hübsche Erfindung, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, ohne den allgemeinen Forderungen der Humanität entgegen zu treten, die sich auch heute noch in vorkommenden Fällen anwenden lassen würde, mein werther Herr Polizeidirector."

Diese sarkastische Aeußerung nahm indeß Jener für baare Münze und äußerte:

„Allerdings, Excellenz, bei einer wohlorganisirten Polizei mögen wohl Fälle vorkommen können ...."

„Nun, nun, mein verehrter Herr, wir wollen sie denn

doch einmal aufſuchen. Laſſen Sie mir gefälligſt einmal hier gleich nebenan Nr. 9 aufſchließen."

Trotz des dämmernden Lichtſcheines der Laterne erkannte der Marquis bald die ſchwer zu verbergende Verlegenheit ſeiner beiden Führer.

„Dieſer Kerker iſt lange nicht geöffnet geweſen," ſprach der Inſpector, „es iſt darin einmal vor hundert Jahren ein Menſch an der Peſt geſtorben, und man fürchtet, daß ſich der Anſteckungsſtoff von dort aus über ganz Luzern verbreiten möge."

„Dieſes Contagium behält ſeine Kraft ſo lange nicht," entgegnete der Geſandte, „ich werde es dennoch wagen, laſſen Sie gefälligſt aufſchließen."

„Wenn nur nicht das Schloß eingeroſtet iſt," ſprach der Kerkermeiſter, indem er vergeblich verſuchte einen Schlüſſel im Schloß zu drehen.

„Machen Sie ſich kein Bedenken darüber, Herr Inſpector; leuchten Sie doch einmal gefälligſt her; ja ganz richtig; das Schloß iſt erſt friſch eingeölt, alſo erſt neuerlich geöffnet geweſen. Verſuchen Sie nur den dazu gehörigen Schlüſſel, dieſer iſt offenbar nicht der rechte."

Immer näher ſahen die beiden würdigen Beamten den Augenblick einer ſie arg compromittirenden Entdeckung ſich auf den Hals rücken, und mit einer immer mehr zitternden Haſt verſuchte der Inſpector einen Schlüſſel nach dem andern.

Keiner paßte. Schon schien das ganze Schlüsselbund durchprobirt zu sein, und der Inspector behauptete, der Schlüssel zu diesem Schlosse müsse verloren gegangen sein.

„Erlauben Sie mir einmal das Schlüsselbund," bat der Marquis. „Ich bemerke da soeben, daß die Schlüssel sämmtlich numerirt sind. Versuchen wir einmal diesen da mit Nr. 9 bezeichneten. Der wird gewiß das Schloß öffnen."

Damit steckte er selbst den Schlüssel in das Schlüsselloch, und mit Leichtigkeit öffnete sich die schwere Eisenthür.

Die beiden Beamten hatten vor Schreck eine graue Todtenfarbe bekommen. Ihre Augen starrten einander an wie verglaset.

„Seltsam!" stammelte endlich der Polizeidirector.

„Unbegreiflich!" sprach der Gefängnißinspector mit tonloser Stimme.

„Allerdings seltsam, wenn auch nicht unbegreiflich," entgegnete der Marquis, „die Herren hatten das Gesandtenrecht verletzt und wollten nun sich nicht auf der That ertappen lassen. Man hätte mir viel Mühe und sich selbst Unannehmlichkeiten ersparen können, wenn man offner und redlicher verfahren hätte. Doch da ist er ja, den ich suche; leuchten Sie einmal her. Herr Müller!"

„Mein Retter!"

„Stehen Sie auf und folgen Sie mir.“

„Ich vermag es nicht, man hat mich mit Ketten an den Boden und die Wand festgeschlossen.“

Es war ein entsetzlicher Anblick; der junge Mann war kaum noch zu erkennen, so hatten schon die Schrecken der ersten Stunden einer scheußlichen Haft im unterirdischen, dunkeln und feuchten Kerker auf ihn eingewirkt gehabt. Zudem hatte man ihn seiner Kleider beraubt und ihn mit einer alten leinenen Jacke und Hose, die Hinterlassenschaft irgend eines hingerichteten Delinquenten, bekleidet.

„Der war ohne Zweifel bestimmt, binnen acht Tagen durch Mißhandlungen im Kerker hingerichtet zu werden. Mein Herr Polizeidirector, ich mache Ihnen darüber mein Compliment. Sie haben in der That eine classische Größe in der Kerkertyrannei und Willkürherrschaft erreicht; kein Nero würde es Ihnen darin gleich thun. Dabei stehen Sie auf der Höhe der Intelligenz und Humanität unseres Jahrhunderts. Sie wissen, daß die öffentliche Meinung, die man heut zu Tage als eine Macht anzuerkennen sich gezwungen sieht, Justizmord und Gewaltthat verabscheuet; darum verbannen Sie beides in den tiefsten Keller ihres Kerkerthurms, hüllen es in die Nacht des Geheimnisses und sind Ihres Erfolges stets sicher. Möge Sie indeß dieser Vorfall belehren, daß Sie sich Alles erlauben dürfen, nur nicht gegen einen Diplo-

maten, deſſen Sagacität und durchdringendem Scharfſinn denn doch alle Ihre Intriguen und Hinterliſt nicht gewachſen ſein dürften. Jetzt aber bitte ich es mir aus, daß dieſer Gemißhandelte ſeine Kleider und ſeine Papiere zurück empfange."

Während dieſer Rede, die wie zweiſchneidige Schwerter einſchnitt in das allerdings ſehr weite Gewiſſen der Beamten, welche davon die übelſten Folgen fürchteten, war Roger losgeſchloſſen, wurde mit großer Höflichkeit in das Geſchäftszimmer des Gefängniſſes geführt, dort wieder mit ſeinen ihm abgenommenen Kleidern bekleidet und erhielt ſeine Papiere zurück.

Vor dem Scheiden verſuchten beide Beamte noch ihr Verfahren einigermaßen zu entſchuldigen und baten, als dieſes nicht mehr möglich war, um großmüthige Nachſicht, erklärten, daß es durchaus nicht ihre Abſicht geweſen ſei, das Geſandtenrecht irgendwie zu verletzen, und daß es eigentlich nur Abſicht der Behörde geweſen ſei, einen Ketzer unſchädlich zu machen und ihn vor der Volkswuth zu ſchützen.

„Ganz recht, um ihn langſam hinzumartern; ſein Sie indeß überzeugt, mein Herren, daß ich nicht zögern werde, Ihre Humanität und Achtung vor dem Geſandtenrecht gehörigen Orts zur Anerkennung zu bringen, und daß ich mir eine Genugthuung zu verſchaffen wiſſen werde, woran Sie noch, ſo lange Sie leben, denken ſollen."

Mit diesen unter den höflichsten Formen, mit Freundlichkeit ausgesprochenen drohenden Worten verließ der Marquis das Gefangenhaus des Kesselthurms und bestieg mit Roger seinen Wagen.

„Machen wir erst noch eine kleine Spazierfahrt," sprach der Marquis mit dem ruhigsten Ton von der Welt zu Roger, „die frische Luft wird Ihnen wohlthätig sein nach solchen Ereignissen."

Darauf gebot er dem Kutscher, auf die Straße, die nach Aarau hinführt, hinaus zu fahren.

„Nun aber," sprach er, „mein junger Freund, haben Sie die Gefälligkeit, mir die Veranlassung Ihrer Verhaftung und den ganzen Hergang der Sache ausführlich zu erzählen, weil ich darnach meine Maßregeln nehmen muß."

Roger erzählte mit Wärme und Ausführlichkeit den ganzen Vorgang. Seine Offenheit bei dem Ausdruck von Gefühl trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß selbst der vorsichtige Diplomat daran nicht zweifeln konnte. Was er über den Vorfall dachte, sprach er nicht aus; aber er befahl dem Kutscher, sogleich nach Untereberſol vor das Haus des Großraths Leu zu fahren.

Dieser empfing den Gesandten mit dem graden Wesen eines Republikaners, der sich bewußt ist, souverän zu sein. Das einfache, schlichte Benehmen eines Luzer-

ner Bauern vereinigte er mit der Würde eines Staatsmannes und der Haltung eines Patriarchen.

Roger hatte, auf Verlangen des Marquis, nicht mit aussteigen dürfen, sondern mußte im Wagen bleiben, dessen Glasfenster mit Jalousien versehen waren, welche der Bediente auf Erfordern schließen mußte.

„Ich werde Sie rufen lassen, Herr Müller," sprach der Marquis nach dem Aussteigen, „wenn ich Ihres Zeugnisses in dieser Angelegenheit bedarf."

Roger's Lage war nicht die angenehmste, weil er sich leicht denken konnte, daß der Diplomat bei aller Klugheit von den noch schlauern Jesuiten überlistet werden würde.

Dazu aber war der Großrath Leu nicht grade das tauglichste Werkzeug.

Kein Anderer, als ein so gewandter Diplomat wie der Marquis war, hätte es vermocht, in einer so gespannten Stimmung den eigentlichen Zweck seines Besuchs in leere Höflichkeitsformeln zu hüllen. Unter dem Vorwand eines Höflichkeitsbesuchs sprach er mit angenehmem Wesen, das glücklich den Ton eines treuherzigen, einfachen Mannes traf, von hundert andern Dingen, von der schönen Gegend, von der angenehmen Lage des Hauses und dergleichen mehr, als von den Jesuiten und ihrem Treiben. Mit der größten Geduld ließ er sich von den kleinen häuslichen Angelegenheiten und dem Geschäftsbe-

triebe des Viehhändlers und Großraths von Untereberſol erzählen, dann in ſeinen Kuhſtall führen, wo er die prächtige buntgefleckte Schweizerkuh bewunderte, die, weil ſie zu fett geworden ſei, um noch zu kalben, zum Schlachten aufgeſtallt ſei.

Als er aber vor dem Marienbilde ſich bekreuzigte, den Hut abnahm und niederknieend ein kurzes Gebet geſprochen hatte, da ſprach der Bauer von Eberſol, indem er ihm die Hand drückte, mit Freudigkeit: „Ich ſehe, lieber Herr, Ihr ſeid ein wahrer und rechter Chriſt, nun will ich Euch auch erzählen, daß wir hier einen neuen Meſſias gehabt haben, der die Erlöſung der katholiſchen Schweiz von den Banden des Unglaubens und des Radicalismus verheißen hat; den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu verdanken wir dieſes neue Heil der göttlichen Gnade, ſie haben den neuen Meſſias auf der Höhe eines Berges gefunden, wo ihn der Blitz erſchlagen hatte; dort iſt er auferſtanden, gleich unſerm Heiland Jeſus Chriſtus, aus der Nacht des leiblichen Todes.“

„Kennt man ſeinen Namen nicht?“

„Seine Namen ſind: Meſſias, Bote des Himmels, Abgeſandter des Herrn, Verkündiger des Heils.“

„Trug dieſer Heilige keinen profanen Namen?“

„Ein Fremder nannte ihn Guideon; aber auf das Zeugniß eines Ketzers iſt wenig zu geben.“

„Man ſagt, er ſei wahnſinnig geweſen.“

„Mein lieber Herr, das war nicht Wahnsinn, wenn er so begeistert zum Volke sprach; das war heilige Inspiration, wie die frommen Väter Jesu sagten. Nur zu andern Zeiten soll er wahnsinnig gewesen sein, wenn er die fixe Idee hatte, daß er ein gewöhnlicher Mensch und kein Heiland sei, und dann fort wollte aus meinem Hause, wo er gastfreundlich aufgenommen war; dann freilich mußten sie ihn binden und einsperren, bis wieder die Zeit der Inspiration kam. Auch war er bisweilen vom Teufel besessen; denn er krümmte sich wie ein Wurm auf der Erde so lange, bis durch die Kraft von Weihwasser und Gebet der Teufel wieder ausgetrieben war."

„Und er ist noch hier?" fragte der Diplomat mit der, unter diesen Umständen, wahrhaft entsetzlichen Kälte einer eisernen Ruhe.

„Jetzt nicht mehr," entgegnete Leu; „vor einer halben Stunde wurde der heilige Messias in eine geistliche Heilanstalt abgeführt, um ihn dort durch Austreibung des Teufels von der Epilepsie zu heilen, womit ihn der Böse noch von Zeit zu Zeit heimsucht."

„In welche Anstalt?"

„Kann's nicht sagen, das ist Sache der frommen Väter der Gesellschaft Jesu, die ihn hierher gebracht hatten. Sie haben ihn auch wieder von hinnen geführt. An liebevoller Pflege wird es ihm nicht fehlen; denn meine Nichte, das fromme Liesli, ist als Novize der

barmherzigen Schwestern mitgegangen, um sich eine Staffel auf der Jacobsleiter, die in den Himmel führt, zu verdienen, und eine andere vornehme Jungfer aus der Stadt hat sich Beiden angeschlossen, um als Laienschwester sich dem frommen Dienst der Krankenpflege zu weihen."

„Dahinter steckt ohne Zweifel wieder ein Geheimniß, Pater Cyrillus wird sicher darum wissen."

Mit dieser Beruhigung, wenn es einer für den Mann bedurfte, der auch nicht für die leiseste Gemüthsbewegung Empfänglichkeit hatte, bestieg der Diplomat wieder seinen Wagen und gebot dem Kutscher nach Sempach zu fahren.

Von dem, was er in Leu's Hause erfahren hatte, sprach der Marquis kein Wort.

Als Roger sich erlaubte darnach zu fragen, ob Se. Excellenz Guideon gefunden habe, und wie er sich befinde, entgegnete der Diplomat: „Erlauben Sie, Herr Müller, daß ich Ihnen die Antwort darauf schuldig bleibe. Es sind Familienangelegenheiten, die ich allein schon abwickeln werde."

Das war Alles, was aus dem verschlossenen Mann heraus zu bringen war, der mit feiner Gewandtheit auf andere Gegenstände der Unterhaltung überging, die freilich für Roger in diesem Augenblick ein weniger lebhaftes Interesse gewährte.

Es berührten aber seine Mittheilungen Verhältnisse, die der Leser kennen muß, um die damalige Stellung der Jesuiten im Canton Luzern und die despotische Gewalt der dortigen Behörden gehörig würdigen zu können.

. . . . . .

„Dieser Großrath Leu," sprach der Marquis, „ist in der That ein merkwürdiger Mann. Einfach und fromm von Sitten ist der Bauer von Ebersol aus dem Volke hervorgegangen. Als Viehhändler stand er vielfach in Verkehr mit den Landleuten und hatte durch Reichthum, Rechtlichkeit im Handel und Wandel und biederes Wesen bedeutenden Einfluß auf das ganze katholische Landvolk, auf die Hirten so wie auf die Ackerbau treibenden katholischen Bewohner des Cantons Luzern; allein er war von jeher störrig gegen alle von der frühern Regierung ausgegangenen obrigkeitlichen Verfügungen, und genau betrachtet war er Revolutionär, der im Dienste einer römischen Propaganda stand."

„Ich erstaune," sprach Roger, während der Marquis durch eine Prise Spagnol aus seiner goldenen Dose sich für weitere Vorträge stärken zu wollen schien, „Excellenz durch diese Bemerkung auf die Seite des Fortschritts und der Aufklärung getreten zu sehen, da doch sonst nur das conservative Princip Gnade vor Ihren Augen findet."

„Officiell, mein lieber junger Mann, officiell allerdings; aber wir Diplomaten sind ein Leib mit zwei

Seelen; die eine Seele gehört unserm Cabinet, die andere uns selbst; beide können ganz verschiedene Welt- und Lebensansichten haben. Wenn aber die Privatmeinung eines Gesandten seiner amtlichen Ansicht auch gradezu entgegen läuft, so schadet es seiner Mission gar nicht, wenn er seine subjective Ansicht vom Verlauf einer Sache unter vier Augen ausspricht; denn was so gesprochen ist, läßt sich später, wenn Conflicte eintreten sollten, in Abrede stellen. So hören Sie denn eine kurzgefaßte Darstellung der Ereignisse, die mehr vom liberalen Standpunkt aufgefaßt ist, als vom conservativen. Sie werden daraus sehen, daß ich für meine Person nichts weniger als den Jesuiten günstig bin. Indeß haben sie sich einmal, leider, bei meiner Frau und Tochter eingenistet; ich liebe indeß den Hausfrieden zu sehr, um dagegen energisch einzugreifen; aber ich gebe mein Wort, wenn sie sich, wie es jetzt den Anschein gewinnt, in meine Familienangelegenheiten einmischen sollten, so werde ich schon zu gehöriger Zeit das Rauhe herauszukehren wissen."

Diese Andeutungen waren nicht geeignet, Roger's Spannung zu vermindern, die allerdings durch die Zurückhaltung des Marquis über Guideon auf das Höchste gesteigert worden war.

„Sehen Sie, mein junger Freund," fuhr der Marquis fort, „die heutigen Wirren im Canton Luzern wurzeln schon in der Vergangenheit. Wie überall in der

Schweiz war auch in Luzern, unter dem Schutz der heiligen Allianz und einer tiefgreifenden Meuterei im Hornung 1814, die Stadtaristokratie wieder ans Staatsruder gekommen. Der Geist des Rückschritts gewann wieder Boden und empörende Mißbräuche, namentlich eine despotische Herrschaft der Stadt über das Land, riefen Opposition und Kämpfe von Seiten der aufgeklärten Männer, die in den kleinen Rath eingetreten waren, hervor. Als die bedeutendsten derselben nenne ich die Herren Kopp, Dr. Kasimir Pfiffer, Eduard Pfiffer und Andere. Erst im Jahre 1829 gelang es ihnen, wichtige Reformen durchzusetzen; noch aber waren viele monströse Bestimmungen geblieben, wobei sich die aufgeklärten Bürger selbst nicht beruhigen konnten. Der Staat war krank und sehnte sich nach völliger Genesung durch gänzliche Abschaffung veralteter Mißbräuche.

„So kam denn das Jahr 1830 mit seinen überall folgenreichen Bewegungen heran. Eine mit 3000 Unterschriften bedeckte Petition, die dem Großen Rath am 22. des Wintermonats übergeben wurde, forderte eine gänzlich neue Verfassung. Die Behörde erkannte deren Nothwendigkeit; durch eine Commission wurde ein freisinniger Entwurf vorgearbeitet; Alles schien gut zu gehen; da trat der Bauer Joseph Leu von Untereberfol mit großer Energie zuerst auf die politische Bühne. Er schloß sich an die Bewegung an und war bald einer der Thä-

tigſten und Tüchtigſten, die darauf ausgingen, dem ariſtokratiſchen Regiment von 1814 ein Ende zu machen.

„In einer Volksverſammlung in Surſee drang Leu mit ſeinem ganzen ungeſtümen Feuereifer darauf, daß das bisher unterdrückt geweſene Landvolk einen bewaffneten Zug nach der Hauptſtadt machen ſolle, um die Verfaſſung mit Gewalt der Waffen umzuſtürzen. Auf ſeinen Antrieb wurde das Decret des Großen Raths, welches eine Verfaſſungsreform verſprach, abgeriſſen, in eine Haubitze geladen und in die Luft geſchoſſen.

„Es ergab ſich bald, daß dieſer kräftige Landmann nichts war, als ein blindes Werkzeug eines ultramontanen Klerus. Der Pfarrer von Hochdorf und ein Dekan, Häflinger, Letzterer, weil er ſich von einem Mitgliede der Regierung beleidigt gefühlt hatte, leiteten alle ſeine Schritte zum radicalen Umſturz der Verfaſſung; damals waren alſo der Klerus mit ihrem Werkzeuge, dem Bauer von Eberſol, die radicalen Revolutionäre, wofür ſie ſpäter die liberale Partei erklärten.

„Kein Mittel war dieſer unter dem Einfluß der Prieſter ſtehenden Partei zu ſchlecht, um nicht angewendet zu werden, das mühſam errungene Werk einer auf vernünftiger Baſis beruhenden Verfaſſung wieder umzuſtoßen; aber an dem geſunden Sinn des Volks ſcheiterten damals noch die Umtriebe der Fanatiker. Die Verfaſſung von 1831 kam zu Stande.

„Die aus dieser Verfassung hervorgegangene Regierung bestand aus aufgeklärten und achtbaren Männern. Das Criminal- und das Obergericht waren aus den achtbarsten Juristen zusammengesetzt; die Herren Hertenstein und Dr. Kasimir Pfiffer waren Präsidenten dieser Gerichte, die sich allgemeine Achtung erwarben. Auch die Verwaltung in dieser Periode war trefflich, Gesetze und Verordnungen wurden erlassen, die äußerst wohlthätig waren. In allen Theilen des Cantons wurden neue Straßen angelegt und Schulen verbessert, neue begründet und der liberalen Presse freie Bewegung gestattet.

„Das Alles aber war der Priesterpartei, die ihren gewohnten Einfluß täglich mehr schwinden sah, ein Gräuel. Die Opposition im Großen Rathe war auf etwa 24 Individuen heruntergekommen, die aber weder zu lesen noch zu schreiben vermochten, also auch gegen die aufgeklärten und wissenschaftlichen Männer, die auf der Seite der Regierung standen, kein Gewicht haben konnten. Deshalb mußten andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, um den Zweck, auch diese Verfassung wieder zu stürzen, zu erreichen.

„Die edelsten Arbeiten einer humanen Regierung wurden von der römischen Priesterpartei dem Volke als Angriffe auf die katholische Religion geschildert. Die ausgezeichneten Männer, welche an der Spitze der Regierung standen, wurden als Feinde der katholischen Kirche,

als unchristlich und Gottesleugner verläumdet; die Schulen als Pflanzstätten der Unsittlichkeit und Irreligiosität verlästert und jeder Fortschritt auf der Bahn der Humanität als ein neuer Angriff auf die Kirche und das Christenthum verschrieen. Und welche Macht hatte diese Verläumdung, im Beichtstuhl, von der Kanzel, bei Prozessionen, durch Tractätlein und Jesuitenmissionen, die sich von allen Seiten unter dem Vorwande frommer Wallfahrten über die Grenze zogen?

„Kleine Fehlgriffe und Irrthümer fallen auch bei der besten Regierung vor, denn alle menschlichen Einrichtungen haben ihre Unvollkommenheiten, aber nirgends wurden diese Fehler so schlau ausgebeutet, so gewissenlos vergrößert, so lügenhaft entstellt, als damals von der Priesterpartei im Canton Luzern geschah.

„Bei dieser ungünstigen Volksstimmung gelang es der Jesuitenpartei, die damals schon im Hintergrunde der ultramontanen Umtriebe sich befand, mehrere gute Köpfe, welche bisher zu den Freisinnigsten gehört hatten, als Siegwart Müller, Hurlimann, Landis und Bernhard Meyer, der guten Sache abtrünnig zu machen und für die reactionäre Richtung zu gewinnen. Diese Männer sahen ein, daß sich die damalige liberale Richtung in der Regierung des Cantons gegen das Uebergewicht der von den Jesuiten verführten Masse nicht halten könne, und zogen es vor, ihre Gesinnung aufzuopfern und Er-

gebenheit für die Priesterpartei zu heucheln, um nur bei der neuen Wendung der Dinge, die man erwartete, gute Aemter zu erlangen. Bernhard Meyer, der in den Walliser Unruhen schon die so entsetzliche Rolle eines Terroristen gespielt hatte, erhielt vom Volke den bezeichnenden Beinamen: „„der Blutbäni.““

„Allerdings war durch diesen Schlag ein großer Erfolg gewonnen, die bildungslose Majorität hatte dadurch ihr geistiges Element gewonnen, das allein ihr das Uebergewicht der Massen sichern konnte. Unter solchen Umständen durfte es Joseph Leu wagen, im Hornung 1840 mit einer von 14,000 Unterschriften bedeckten Petition für die Berufung der Jesuiten zur Uebernahme des Unterrichts und der Kanzeln beim Großen Rath einzureichen. Später, im Januar 1841, gab die Aufhebung der Klöster im Aargau diesem Antrage neue Unterstützung.

„Der Große Rath that Alles, um sich zu halten und die Volksstimmung für sich zu gewinnen, ließ unter Anderm 300,000 Schweizerfranken aus den Ersparnissen in den Gemeinden vertheilen, erniedrigte zweimal die Salzpreise; allein die böse Saat der Ultramontanen war schon zu mächtig geworden. Die Wahlen von 1841 für den Verfassungsrath fielen durchaus günstig für die Jesuitenpartei aus.

„Von vielen Kanzeln war der Ruf an das gläubige Volk ertönt: „„Wählet rechtschaffene, religiöse Männer,

sehet auf Männer, die fleißig zur Kirche, zur Beichte, zur Communion gehen; ob sie mehr oder weniger Einsicht haben, darauf kommt nichts an; je einfacher, desto besser, die Religion ist die Hauptsache. Sie würden in Luzern Männer von Einsicht und Religiosität finden, die ihnen weise Rathschläge geben würden. An diese sollen sich die Gewählten anschließen und die Religion, die alleinseligmachende, vertheidigen, und das Vaterland wird gerettet sein von den Gräueln des Radicalismus.“ Dieser Rath wurde getreulich befolgt.

„Der neue Verfassungsrath entwarf eine Verfassung, welche das ganze Erziehungswesen in die Hände der römischen Geistlichkeit legte. Diese Verfassung wurde von dem durch Jesuiten bearbeiteten Volke genehmigt. Dem Papste war große Gewalt vorbehalten. Man hatte dem Volke mit der Idee geschmeichelt, eine vom heiligen Vater gesegnete Verfassung zu erhalten. Mit einem unterthänigen Bittschreiben wurde diese Constitution, in welcher die Staatsgewalt sich schon fast gänzlich unter die Botmäßigkeit der Geistlichkeit gestellt hatte, nach Rom gesendet; allein mit solchen Erfolgen steigerten sich auch die Ansprüche der Römlinge.

„In einem Breve, das der heilige Vater erließ, hieß es: „„Ihr wagt es, mir eine Constitution vorzulegen, und ich vermisse darin die Aufhebung des Zehntengesetzes, die Wiederherstellung des Zehntens und des Bodenzinses

in natura, die Wiedereinführung von Fall- und Eheschatz, die Aufhebung des Concordats in geistlichen Angelegenheiten mit dem Generalvicar Wessenberg, welches von mir noch nie genehmigt ist, die Wiederherstellung der im Jahre 1817 unterdrückten Franziskanerklöster, die Wiedereinführung einer vollkommenen Immunität der Geistlichen, der Stifte und Klöster, die Befreiung derselben von allen Abgaben; und, schloß das päpstliche Schreiben, warum habt Ihr noch nicht daran gedacht, die Gesellschaft Jesu, deren Nothwendigkeit für die katholische Kirche doch der heilige Stuhl bei der Wiederherstellung des Ordens feierlich erklärt hat, wieder in den Canton aufzunehmen ꝛc.""

„Gewiß waren die „„einfach frommen Männer,"" die geglaubt hatten, Alles gut gemacht zu haben, nicht wenig betroffen über diese Entscheidung des Papstes. Als gehorsame Söhne der Kirche gingen sie nun damit um, den Beifall des Stellvertreters Christi auf Erden noch nachträglich zu erringen. Keine Sitzung verging, ohne Schritte zu thun, die Einführung der Gesellschaft Jesu im Großen Rathe durchzusetzen; allein damit öffentlich vor das Volk zu treten, durfte man noch nicht wagen. Trotz aller Bigotterie herrschte doch in der Menge, und besonders unter den Bewohnern der Hauptstadt, noch zu viel gesunder Sinn, um nicht das Mißliche solcher Berufung zu erkennen, und noch war die liberale Presse zu mäch-

tig und einflußreich. Diese zu unterdrücken, war jetzt das Streben der Jesuiten und ihrer Anhänger. Mit schonungsloser Strenge verfuhr man gegen die freisinnigen Organe, besonders das von Dr. Steiger redigirte Journal: „„die Eidgenossen,““ während das officielle Regierungsorgan: „„die katholische Staatszeitung,““ sich jede Lüge, Verläumdung und Schmähung von freisinnigen Privatpersonen und Regierungsmitgliedern erlauben durfte. Die Gerichte wollten sich nicht zur Unterdrückung der Blätter der Aufklärung hergeben; die Redaction der „„Eidgenossen““ wurde mehrmals freigesprochen.

„Darüber erbittert entwarf Siegwart Müller im Jahre 1843 ein wahres Monstrum eines neuen Preßgesetzes, strenger und terroristischer als alles bisher Gekannte. Einstellung des Activbürgerrechts, hohe Geldbuße, vieljähriges Zuchthaus, Vernichtung der Pressen, das waren die Strafen. Allerdings erhob sich ein Vetosturm gegen dieses barbarische Gesetz; allein die Mehrzahl des Volks, besonders im Landvolk, die keinen Sinn dafür hatte, die Bedeutung eines solchen Preßzwanges zu erkennen, genehmigte das Gesetz.

„Nun erfolgte im Beginn dieses Jahres die Unterdrückung von acht freisinnigen Zeitschriften. Der Dr. Steiger, verfolgt und verketzert, legte seine Feder und die Redaction der „„Eidgenossen““ nieder. Mit der Verfolgung der Presse entwickelte sich zugleich eine, jede

Cultur vernichtende, Befehdung der verbesserten Lehranstalten und ihrer aufgeklärten Lehrer. Gezwungen oder freiwillig verließen die tüchtigsten Lehrer ihre Stellung, und das Schulwesen gerieth allerdings dadurch in einen Verfall, welcher dem Bauer von Untereberſol es möglich machte, alle Springfedern zur Jesuitenberufung in Bewegung zu setzen.

„Der Erziehungsrath bestand theils aus den Jesuiten ergebenen Geistlichen, theils aus Anhängern derselben.

„Der Große Rath, der anfänglich der Jesuitenberufung lange widerstrebt hatte, ist nun völlig umgestimmt.

„So stehen jetzt die Angelegenheiten im Canton Luzern. Noch ist das Decret über die Jesuitenberufung nicht erlassen; aber mit jedem Tage kann es erwartet werden. Die Jesuiten sind jetzt schon so gut als berufen. Schon seit dem Jahre 1843 steht die Regierung mit dem Provinzial des Ordens, Kaspar Rothenflue, wegen Aufnahme der Jesuiten in Unterhandlung. Nach dem §. 63 steht dem aus neun Mitgliedern bestehenden Erziehungsrath die Aufsicht und Leitung des Erziehungswesens zu. Diese hatte sich denn auch jene Behörde vorbehalten zu müssen geglaubt; allein am 19. April 1843 antwortete Pater Rothenflue: „„die Gesellschaft Jesu könne nicht umhin, ihr eignes Lehr- und Erziehungssystem zur unabänderlichen Richtschnur ihrer Wirksamkeit zu machen. Die Gesellschaft müsse daher die Leitung der

Anstalt sich vorbehalten und jedes Eingreifen von Außen, namentlich von Seiten des Erziehungsraths, entschieden ablehnen.

„Noch sechs andere Verfassungsverletzungen, die dahin gingen, einen unabhängig herrschenden Jesuitenstaat im Staate zu bilden, forderte der Provinzial, und der Große Rath, unter dem Einfluß bigotter Anhänger des römischen Klerus, genehmigte Alles.

„Indeß gewannen die Jesuiten durch ihre Missionen immer mehr Boden im Volke von Luzern, besonders unter dem von der neuen Verfassung so sehr begünstigten Landvolke.

„Wenn man jetzt noch zögert mit dem Berufungsdecret, so will man offenbar erst die Entscheidung über die Jesuitenfrage, welche der Seminardirector Keller in Zürich zur Sprache gebracht hatte, auf der Tagsatzung abwarten.

„So leben wir denn jetzt in einer Zeit der höchsten Spannung. Große Ereignisse bereiten sich vor und Jeder von uns wird seine besondere Stellung darin anzunehmen haben.

„Indeß, wir sind zur Stelle," sprach er, „hier liegt Sempach. Sehen Sie dort auf der Wiesenhöhe unter alten, breitschattigen Bäumen die Gedächtnißkapelle an die große Freiheitsschlacht von 1386. Dort führt der Weg vorbei über Aarau nach Basel."

„Jetzt aber," schloß er, „ist es nothwendig, daß man die Entwickelung der Ereignisse genau beobachte. Das große Frei- und Ehrenschießen, das in diesen Tagen in der alten, reichen Cantonstadt Basel beginnen wird, dürfte ohne Zweifel der Herd der Bewegung sein. Die radicale und liberale Partei, die Antijesuiten und Lichtfreunde werden dort sich für Thaten exaltiren, während in Luzern auf der Tagsatzung blinder Lärm mit Worten gemacht werden wird. Und Sie, mein junger Freund, ersuche ich damit sogleich auf diesem Wege nach Basel abzugehen, wo Sie mit weit mehr Sicherheit als in Luzern, und ohne meine Mission zu compromittiren, sich der Partei des Fortschritts anschließen und selbst mit handelnd eingreifen können."

Roger wurde betroffen bei diesem Antrage.

„Allerdings," sprach er zögernd, „war es mein eigner lebhafter Wunsch, nach Basel zu gehen, ich habe es sogar meinen Freunden versprochen, dort mit ihnen zusammenzutreffen; indeß, wie Sie mich hier sehen, ohne Kleidung, ohne Geld, ohne Legitimationspapiere, sofort abzureisen, erscheint mir doch fast eine Unmöglichkeit. Ich wünschte daher noch einmal, nur auf eine halbe Stunde nach Luzern zurückkehren zu dürfen, sei es auch nur, um mich bei den hohen Damen Ihres Hauses zu beurlauben, wie es jedenfalls die Höflichkeit erfordert."

Der Wunsch, Seraphinen vor seiner Abreise noch einmal wiederzusehen, war der eigentliche Beweggrund seines Bedenkens; doch wollte er sich dieses selbst nicht gestehen und schob daher andere Einwürfe vor. Indeß der Marquis wußte sie alle zu beseitigen.

„Ihre Entschuldigung bei den Damen," sprach er, übernehme ich selbst, und da Sie in meinem Auftrage reisen, so habe ich die Verpflichtung, für die Reisekosten zu sorgen; diese, so wie einen Paß nach Basel, werden Sie in diesem kleinen Portefeuille finden," das er ihm hiermit übergab. „Ihre Effecten endlich sende ich Ihnen nach und in einigen Tagen hoffe ich Sie in Basel wiederzusehen."

Diese letzte Versicherung beruhigte Roger, der nicht daran zweifelte, daß die Marquise mit ihrer Tochter den Gesandten begleiten werde. So setzte er seinen Wanderstab weiter auf der Straße nach Aarau fort, ohne nur zu ahnen, daß Seraphinens Geschick eine neue Wendung genommen hatte, welche das Wiedersehen dieses lieblichen Wesens mindestens auf noch lange Zeit hinausschieben mußte.

. . . . . .

Seraphine hatte, wie wir wissen, vergebens alle ihre Bitten und reizende Beredtsamkeit aufgeboten, um ihren Vater zu einem raschen Handeln für eine Erlösung ihres

armen irrsinnigen Bruders aus den Händen der Jesuiten zu bewegen. Ihre Mutter blieb ebenso indifferent in dieser Hinsicht und ließ sich durch die Mittheilung nicht einmal abhalten, nach Tische ihre Siesta und dabei eine Romanlectüre vorzunehmen. Auf die dringendsten Bitten ihrer Tochter hatte sie keine andere Antwort, als: „Dein Vater wird schon für ihn sorgen, oder wenn dieser es vergessen sollte über seinen vielen Geschäften, so beauftrage ich unsern hochwürdigen Professor Heilinger, den armen Guideon in eine Irrenheilanstalt zu bringen."

Diese Lauheit von Seiten ihrer Mutter in einer so wichtigen Sache berührte aber Seraphinens Gefühle auf das Schmerzlichste.

Es ist grade keine seltene Erscheinung, daß junge Mädchen von lebhaftem Gefühl in einer höchst aufgeregten Stimmung rasch und unüberlegt handeln. So auch Seraphine.

Da sie nirgends Beistand finden konnte, so sah sie sich in dieser für ihr feines und warmes Gefühl so hochwichtigen Angelegenheit auf sich selbst angewiesen. Von den lauernden Blicken des Jesuiten verfolgt und beobachtet, zog sie sich in ihr Boudoir zurück. Um diese Zeit war ihre Gouvernante ebenfalls gewohnt, ihre Mittagsruhe zu halten. Seraphine beschloß, sich selbst, und zwar allein, da sie aus ihren Umgebungen Niemandem vertrauen durfte, nach Untereberfol zu begeben, in keiner andern

Absicht, als ihren unglücklichen Bruder zu reclamiren und seiner Familie wieder zuzuführen.

Zunächst schickte sie ihre Kammerfrau fort, die, wie sie wußte, in einer bigotten Abhängigkeit von dem Jesuiten stand, und verschloß ihr Zimmer unter dem Vorwande, daß sie an dem warmen Junitage der Ruhe bedürfe. Dann begab sie sich in ihre Garderobe und wählte eine Blouse von grauem Batist, die sie auf Morgenpromenaden zu tragen pflegte, dazu einen ganz einfachen Strohhut, der keinen andern Schmuck hatte, als eine weiße Rose, legte ein breites, schwarzes Moorband als Leibgürtel um die feine Taille und befestigte an den Hut einen weißen Schleier. Dann steckte sie aus ihrer Chatoulle eine grünseidene Börse mit Goldstücken zu sich und begab sich durch eine schmale Hintertreppe in den Garten des Hotels, bis dahin noch unbemerkt. Aus dem Garten aber führte durch die Stadtmauer eine kleine Pforte hinaus auf das Feld. Diese Pforte stand sonst immer offen; jetzt aber fand sie Seraphine verschlossen.

Das war, wie sie freilich nicht erfuhr, durch die Vorsicht des Professor Heilinger geschehen, der soeben, als Seraphine näher kam, unbemerkt sich in das Bosket zurückzog.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Seraphine beabsichtigte, sich durch diese Pforte zu entfernen, errieth er auch leicht, daß sie sich nach Untereberſol begeben wolle,

und verließ sogleich das Haus, um einen Wagen zu besteigen, der ihn eiligst dorthin führen sollte.

Auch Seraphine, genöthigt, durch das Hauptthor des Hotels die Wohnung ihrer Eltern zu verlassen, nahm auf der Straße einen der dort haltenden Fiaker und fuhr eben dorthin.

Als sie in der Nähe des Hauses des Großraths Joseph Leu, dieses einflußreichen Bauern von Ebersol, angekommen war, stieg sie aus dem Wagen und, ermuthigt durch den das Herz erhebenden Zweck ihres Besuchs, ging sie grade auf das Haus zu.

Da öffnete sich plötzlich die niedrige Hausthür und heraus traten mehrere Personen, von denen ihr Einer auf den ersten Blick auffiel; das war ihr Bruder Guideon. Umgeben war er von zwei Jesuiten und einem lieblichen jungen Landmädchen, das ihn führte und dem er wie ein Kind so freundlich und folgsam zu gehorchen schien. Im Hintergrunde der Laube war die Hausthür von einer imposanten Figur fast versperrt, das war der Großrath Joseph Leu. Und hinter demselben, im tiefen Schatten einer halbdunkeln Hausflur, erschien noch ein lauerndes Antlitz, das freilich Seraphine in der Aufregung des Anblicks ihres geliebten Bruders nicht bemerkte.

Kaum hatte Guideon, der jetzt die graue Blouse und den breitgeränderten grauen Hut eines Reisenden trug,

sie bemerkt und erkannt, so rief er aus: „Seraphine, mein heiliger Engel!“

Mit dem Aufschrei: „Guideon, mein Bruder!“ sank Seraphine in die Arme des schönen, blassen Jünglings mit den leidenden Gesichtszügen, der jetzt einen seiner lichten Zwischenräume in der Wahnsinnsnacht hatte. Dann, als ein mit zwei kräftigen schwarzen Pferden bespannter offener Stellwagen, auf welchem für mehrere Personen Plätze bereitet waren, vorfuhr, sprach er zu Seraphinen: „Siehe, meine holde Engelsschwester, dieser Wagen, sagen sie, soll mich in eine fromme Heilanstalt bringen und ich bin gern damit zufrieden und meinen Wohlthätern dankbar, denn ich fühle wohl, daß ich geistig wie leiblich krank bin und werde schon froh sein, wenn sie mich nur nicht mehr auf Missionen im Lande umherführen.“

„Wirst Du nicht lieber zurückkehren wollen in das Haus Deiner Eltern, lieber Guideon? dort könnte ich doch Deine liebevolle Pflege übernehmen.“

„Ach nein, das geht nicht!“ entgegnete der junge Mann, und seine Augen nahmen den irren Blick und feuchten Glanz an, der auf eine Seelenstörung hindeutet, „wisse denn, Du heiliger Engel Seraphine, daß mir in vergangener Nacht, als eine himmlische Harfenmusik mich aus wirren und wüsten Träumen erweckte, die heiligste gebenedeite Jungfrau Maria erschienen war und mir mit

lieblicher Stimme verkündet hatte: „„„Bitte die frommen Väter Jesu in Deiner Umgebung, daß sie Dich in eine klösterliche Heilanstalt der Schwestern vom heiligen Herzen Jesu führen wollen; dort nur allein kann durch die Kräftigkeit des Gebets Deine Genesung vollendet werden.““

„Siehe, meine holde Engelsschwester,“ so schloß er, „diese liebliche Jungfrau will mich begleiten und meine Pflege übernehmen; sie ist die Nichte meines freundlichen Wirths, des Großraths Leu.“

„Ach, dürfte auch ich Dich begleiten!“ rief Seraphine aus, indem sie in Thränen ausbrach, „wie glücklich würde ich mich fühlen! wie gern würde ich diese Welt und ihre kalten, liebloſen Herzen mit eines Klosters heiliger Stille vertauschen!“

Gewiß war es, daß auf diesen Wunsch des gefühlvollen jungen Mädchens ebenso sehr die zarte geistige Liebe für ihren unglücklichen Bruder, der Herzlosigkeit ihrer Eltern gegenüber, Einfluß hatte, als, wenn auch unbewußt, das dunkle, tiefe Gefühl einer unglücklichen Liebe zu Roger, die sie sich selbst nicht gestehen wollte.

„So geh mit,“ sprach Guideon, „wer sich in ein Kloster begiebt, dient ja dem Herrn.“

„Ach, wenn ich nur dazu Erlaubniß von meiner Mutter erhielte! Könnte die Abreise nicht verschoben werden, bis ich mir diese Erlaubniß ausgewirkt hätte?“

„Dessen bedarf es nicht," sprach jetzt ein Mann in der bürgerlichen Kleidung eines Priesters, wenn er sich außer Dienstverhältnissen befindet, indem er aus der Hausthür hervor mitten unter die Gruppe trat.

„Ihre Frau Mutter," sprach er, „meine geistliche Tochter in Christo, ist eine viel zu fromme Dame, um nicht durch einen solchen Gott wohlgefälligen Beschluß ihres Kindes sich hoch beglückt zu fühlen."

Nicht ohne Ueberraschung erkannte Seraphine augenblicklich den Beichtvater ihres Hauses, den Professor Heilinger, oder auch Pater Cyrillus, wie er sich nannte, wenn er das Ordenskleid der Jesuiten trug.

„Sie hier, hochwürdiger Vater!" rief sie mit Erstaunen aus, „und Sie billigen meinen Wunsch?"

„Als ein verordneter Diener der Kirche," entgegnete er, „kann ich darin nur Förderung Ihres Seelenheils sehen und als Ihr und Ihrer Frau Mutter Gewissensrath habe ich die höhere Verpflichtung von Gott übernommen, ein solches gutes Werk nach Kräften zu fördern."

„Und darum," schloß er, „werde ich sehr gern alle Verantwortung Ihres Gott wohlgefälligen Schritts auf mich nehmen. Sie, Baronesse Seraphine, werden Ihren Herrn Bruder in das wohlthätige fromme Stift für jetzt nur begleiten, um sich zu überzeugen, daß er sich in guten Händen befinde. Ich zweifle nicht, daß ich die Ein-

willigung Ihrer trefflichen Frau Mutter für eine ganz beliebige Verlängerung Ihres dortigen Aufenthalts erlangen werde und zögere gewiß nicht, Ihnen schriftliche Meldung davon zu machen. Es wird alsdann ganz in Ihrem Belieben stehen, als Kostgängerin des Klosters und später als Novize sich in den Gott wohlgefälligen Liebeswerken einer frommen Krankenpflege zu üben und, indem Sie dadurch dem Himmel sich weihen, die schnöde Welt zu vergessen."

Seraphine zögerte keinen Augenblick, sich ihrem geliebten Bruder anzuschließen. Sie bat nur noch vorher, Herrn Roger Müller, dessen Namen sie nicht ohne Zögern und Erröthen aussprechen konnte, zu sagen, welchen Entschluß sie gefaßt, nicht aber, wohin sie sich begeben habe, „denn," sprach sie mit gesenktem Haupte und fast versagender Stimme, „es wird doch wohl besser sein, wenn wir uns nie wiedersehen."

Durch diesen Gedanken in Schwermuth versetzt, ergriff sie Guideon's Hand, der andern hatte sich schon das liebliche Landmädchen bemächtigt, und so geführt von zwei schönen, engelreinen Jungfrauen bestieg Guideon den ländlichen Reisewagen. An seiner einen Seite saß Seraphine, an der linken, vielleicht ohne Bedeutung, an der Seite seines Herzens, das liebreizende Liesli.

Und es überwallt uns ein Gefühl, als ob von sol-

chen Engeln geleitet, der geistig und leiblich kranke Jüngling nur seinem Heil, seiner Genesung und einer höhern Glückseligkeit entgegen fahren könne.

Aber, aber, — — die beiden Männer in schwarzen, umgürteten Talaren, mit den aufgeschlagenen Hüten, deren vordere Spitze tief in die Augen vornüber gesenkten Köpfe getragen wurde, machen uns schaudern.

Es waren zwei Jesuiten.

Ende des ersten Bandes.

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile 3 von unten, statt „Juli-Abend" lies: „Juni-Tage, gegen Abend"

— 124, — 4 — statt „die Berufung der Jesuiten durchgesetzt hat;" lies: „noch durchsetzen wird;"

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Mysterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Josephine. Histor. Roman in 3 Bdn. 4 ℔ 15 ngl

— — Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℔ 15 ngl

— — Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. 3 Bde. broch. 4 ℔

— — Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Königin. 2 Bde. 1846. broch. 2 ℔ 15 ngl

— — Constantine. Das Geheimniß. Zwei Novellen. 8. geh. 1 ℔ 7½ ngl

— — Ein Deutscher Michel vor hundert Jahren und der Deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. 1 ℔ 10 ngl

— — Der Schatz des letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. 3 Bde. 1848. broch. 4 ℔

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℔

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℔ 22½ ngl

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℔ 15 ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℔ 10 ngl

Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℔ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℔ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

— — Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

24/2

† † †

in der Schweiz.

Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung, in den Jahren 1844—1847

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1848.

Siebentes Capitel.

Das große Ehren- und Freischießen zu Basel.

Roger war frühmorgens schon aufgebrochen und näherte sich der alten, reichen Stadt Basel, welche dort am breiten, sonnigen Rheinstrom noch in der stillen Herrlichkeit eines schönen Julimorgens lag.

Das milde Klima, welches den Umgebungen Basels diese üppige Fruchtbarkeit giebt, wirkte äußerst wohlthuend und beruhigend auf das bewegte Gemüth des Reisenden.

Drei kleine Flüsse, die sich in den Rhein ergießen, schmücken den grünen Teppich einer weithin sich ausbreitenden Landschaft, die nur am fernen Horizont von blauen Gebirgsketten begrenzt ist, mit silberblitzenden Wasserspiegeln. Reizende Landhäuser, von eleganter Bauart, umgeben von lieblichen Gärten, bezeugen den durch Betrieb-

samkeit und Handel erworbenen Reichthum der angesehensten Bewohner dieser Stadt.

Der Rhein theilt Basel in zwei Theile, wovon der kleinere Theil „Minderes" genannt, mit seinen meistens schönen, palastartigen Häusern gleichsam eine Vorstadt von Groß-Basel, „Mehreres" genannt, bildet.

Kanonendonner war frühmorgens schon von den Wällen Basels ertönt und hatte der Stadt so wie der Landschaft verkündet, daß das großartigste Bürgerfest, das jemals gefeiert ist, dort beginne.

Roger war noch nie in Basel gewesen; nach ältern Reisewerken, die er gelesen hatte, erwartete er dort noch das alterthümliche, klösterliche Wesen von engen, hügligen und krummen Straßen mit hohen, mittelalterlichen Häusern, deren gothische Giebeldächer der Straße zugewendet sind; aber wenn auch das Innere der Stadt noch hin und wieder diesen düstern Charakter trägt, so hatte doch ein behaglicher Reichthum überall, wo nur Raum dazu war, neue Gebäude wie Paläste, mit großen Vorhöfen und eisernen Gittern und Portalen, geschaffen; die herrlichsten Façaden schmückten die nächsten Umgebungen des Rheins; besonders trug die schnurgerade neue Eisengasse, die nach der breiten Rheinbrücke hin führt, durch den Marmor und die großen Spiegelgläser ihrer prächtigen Kaufläden einen so großstädtischen Charakter, wie

man bei einer Einwohnerzahl von gegen 24,000 Seelen nicht erwartet hätte.

Jetzt aber hatte Alles ein festliches Ansehen. Das alte Basel mit seinen schleichenden Pietisten, mit seinen kopfhängerischen Missions- und Bibelgesellschaften war gar nicht wieder zu erkennen. Mit grünen Zweigen und Blumengehängen waren die Häuser geschmückt; reiche Teppiche hingen aus den Fenstern und von den Balconen herab; eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit regte sich jetzt auf den sonst so stillen, schönen Straßen.

Da sah man städtisch gekleidete Schützen mit ihren Büchsen geschäftig hin und herrennen; bunt und phantastisch gekleidete Landleute suchten noch schnell, ehe der Festzug begann, ihre ländlichen Producte zu Geld zu machen; elegante Damen in festlichen Anzügen fingen schon an, die Fenster und Balcons in den Straßen, durch welche man den Einzug fremder Schützengenossenschaften und zunächst der eidgenössischen Fahne von Graubündten her erwartete, zu besetzen und durch ihre oft überraschende Schönheit gleichsam wie mit Blumen zu garniren.

Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, besonders am gothischen Prachtbau der Münsterkirche, auch am kunstreichen alterthümlichen Brunnen mit seinen herrlichen Sculpturen auf dem Fischmarkt, sah man ernste und heitere Gruppen von Baseler Bürgern und bereits angekommene Fremden zusammen stehen, und an vielen

Stellen hörte man wie Einer oder der Andere von der großen Schlacht von St. Jacob erzählte, deren vierte Säcularfeier in diesem Jahre mit einem großen Ehren- und Freischießen verbunden sein sollte.

Von Ortspolizei, Paßvisirungen und Aufenthaltskarten war nirgends die Rede; Alles athmete Freiheit und Gleichheit bei republikanisch offener Gastlichkeit.

Da Roger sich keiner Schützengilde angeschlossen hatte, so konnte er auch nicht Anspruch darauf machen, wie die zahllosen fremden Schützen in eins der gastlichen Bürgerhäuser, deren Besitzer sich zur unentgeltlichen Aufnahme von Fremden bereit erklärt hatten, gleichsam einquartiert zu werden. Da in dem ungeheuren Menschengewühl, das hier und dort schon anfing einen undurchdringlichen Knäul zu bilden, es gewissermaßen eine Pflicht der Selbsterhaltung war, für ein Unterkommen zu sorgen, so begab sich Roger zunächst in den ersten und berühmtesten Gasthof zu Basel, dem der „heiligen drei Könige." Dieses palastartige Gebäude, über dessen Balcon die heiligen drei Könige unter einem Baldachin abgebildet sind, liegt am Blumenplatz, in einem der ältesten Theile der Stadt, wo die moderne Eleganz dieses großartigen Hotels gegen die alterthümliche Form der gegenüber liegenden Bürgerhäuser einen seltsamen Contrast bildet.

Hier, wo eine Menge glänzender Equipagen und

elephantenförmiger Reisekutschen in jedem Augenblick vorfuhren, hielt Roger als einfacher Fußreisender seinen Einzug durch das hohe Säulenportal des Haupteinganges.

Wie zu erwarten war, bei dem ungeheuren Zudrang von Fremden, so wurde er mit vornehmer Geringschätzung von dem goldbetreßten Portier, wegen Ueberfüllung des Hotels, abgewiesen.

Da schob Roger den Portier mit vornehmer Ueberlegenheit zur Seite und indem er durch seine Persönlichkeit und entschiedene Haltung auf die Masse Kellner, die sich dem Eindringling mit kecker Impertinenz entgegen stellte, imponirte, verlangte er den Herrn des Hotels oder wenigstens den Oberkellner zu sprechen.

Man führte ihn in die Comptoirstube; dort trat ihm ein fein gekleideter junger Mann von eleganter Tournure, mit einem schönen schwarzen Modebart, entgegen und wiederholte auf seine Anfrage, ob er hier logiren könne, wenn auch mit mehr Höflichkeit, als die Kellner des Hauses, das Bedauern, daß es wegen Ueberfüllung gänzlich unmöglich sei. Da erklärte Roger: „Mein Logis ist indeß schon bestellt, ich bin Attaché der ***schen Gesandtschaft, wie diese meine Luzerner Legitimationskarte beweiset.“

„Ah, mein gnädiger Herr,“ rief der Oberkellner, „das verändert die Sache, der Herr Gesandte hat sein Logis seit einigen Monaten schon gemiethet; man wird

sogleich die Ehre haben den Herrn Legationssecretär einzuführen in die Appartements des Herrn Marquis von Mirabella."

Es zeigte sich auch hier wieder, wie alle Bewohner der Schweiz von einer gewissen Ehrfurcht gegen fremde Diplomaten durchdrungen sind. Der Besitzer des Gasthauses übernahm es persönlich mit größter Höflichkeit, diesen unscheinbaren Fremden in eine Reihe der glänzendsten Gemächer der Bel-Etage einzuführen; Roger wählte indeß nur ein bescheidenes kleines Zimmer, wie sie für das Canzleipersonal der Gesandtschaft nach einem engen und winkligen Hofe hinaus liegend bestimmt waren.

Da es hieß, der Einzug fremder Eidgenossen werde bald beginnen, so begab sich Roger, nachdem er sich kaum Zeit genommen hatte, eine kleine Erfrischung anzunehmen, auf die mit Blumen geschmückte schöne Terrasse des eleganten Café-National. Dort sah man schon früh Morgens die schöne Welt versammelt, weil es einer der hochliegenden Punkte war, von dem man in behaglicher Ruhe das wogende Festgetümmel mit ansehen konnte. Besonders war es der Mittelpunkt der Fremden, die schon seit einigen Tagen im reichen Basel immer mehr und mehr zusammen strömten.

Wenn irgendwo in dem ungeheuern Menschengewühl, so konnte Roger hoffen, hier zuerst noch mit seinen Freunden aus Luzern zusammen zu treffen. Und diese Hoff-

nung täuschte ihn nicht. Alle die kleinen Tische waren so dicht besetzt mit Gästen, daß kaum der gewandteste Kellner sich hindurchwinden konnte. Unter dem Zelte, auf dem Balcon und an den Fenstern reihten sich Kopf an Kopf. Roger konnte keinen Platz zum Sitzen mehr finden und vielleicht grade dieser Umstand, daß seine imposante Figur mit stattlichem Bart sich über die sitzende Menge erhob, machte seine Gegenwart bemerklich. Plötzlich hörte er sich bei seinem Vornamen gerufen und gleich darauf erkannte er Fein und Daffner, die aus dem dichtesten Menschengewühl auf ihn zueilten.

Die Freunde umarmten sich; dann sprach Georg Fein: „Ich schlage vor, daß wir auf dem Platz hinter dem Münster ein stilleres Plätzchen suchen, um uns aussprechen zu können über die gegenseitigen Ereignisse. Hier ist es ein Ocean von Menschen und eine so aufgeregte Stimmung, daß man das eigene Wort über fremdes Gerede nicht hören kann."

Gern wurde der Vorschlag angenommen.

Bei der Betrachtung des herrlichen Münster hielten sich unsere Freunde eine kurze Zeit auf. Dieses edle, erhabene Bauwerk aus dem gothischen und byzantinischen Styl gemischt, macht schon durch seine äußere Erscheinung, so wie durch das imposante Innere, auf die Seele einen erhebenden Eindruck. Die beiden gothischen Thürme, die wie Obelisken emporsteigen, mit ihrem mächtig tö-

nenden Glockengeläut, sind mit zahllosen phantasiereichen Sculpturen geschmückt, so wie auch die gothischen Fenster, das Giebelfeld und das Hauptportal der Fronte und die nördliche, sogenannte St. Gallenpforte. Vor jenen Thürmen sieht man auf hohen Steinpfeilern auf der einen Seite den heiligen Martin, auf der andern Sanct Georg, nach welchen die beiden Münsterthürme benannt sind. — Im Innern sahen die jungen Männer den hohen Chor, der so historisch merkwürdig war, als Hauptsitzungssaal der großen Kirchenversammlung in den Jahren 1431—1448.

Nachdem sie dort noch mehrere Merkwürdigkeiten gesehen hatten, war es überaus wohlthuend, sich aus der kalten Kirchenluft auf die warme, sonnenhelle Pfalz zu begeben. Die Pfalz ist ein schöner, hoch über dem Rhein belegener Platz, von dem sich der herrliche Strom mit seinen grünen Umgebungen und den blauen Bergen im Hintergrunde so wie dreißig Dörfer in der weit offenen Landschaft mit einem Blicke übersehen lassen.

„Eine köstliche Aussicht," rief Roger, „wahrlich, ich fühle es lebendig im Innern, wo sich der Gesichtskreis des Auges erweitert, da erweitert sich auch die Brust des Beschauers für erhebende Gefühle und Gedanken. Jetzt möchte ich die ganze Menschheit umschlingen mit neuer Liebe, die Vergangenheit und Zukunft durchdringen mit meinem Geiste und die Gegenwart selbst erscheint mir

größer und erhabener, da sie aus der Vergangenheit erwachsend in die Zukunft hineinragt."

Nach dieser Bemerkung kam die Rede auf die historische Veranlassung des heutigen großen Festes in Basel. Georg Fein erzählte mit Feuer von der wahrhaft heroischen Tapferkeit, mit welcher das alte Schweizerheer in der Mordschlacht bei St. Jacob am Birsflusse gegen das vereinigte Züricher und österreichische Heer gefochten hatte, wie dort kein Abmahnen der Hauptleute, keine Warnung vor der Uebermacht des Feindes geholfen, sondern die Eidgenossen sich in glühender Vaterlandsliebe, voll wilder Tapferkeit auf den Feind und seine donnernden Geschütze gestürzt, und wie des Feindes Macht, noch durch ein französisches Heer verstärkt, sich vor Basel gelegt habe und auch dieses nicht die Eidgenossen geschreckt hätte.

„Es war," erzählte Fein, „der damalige Dauphin, nachmalige König Ludwig XI., der mit einem Heer von 60,000 Mann, darunter 8,000 schwer gewappnete Küraſſiere, unter den berühmtesten Heerführern jener Zeit, im Jahre 1444, Alles um sich her verwüstend durch den Elsaß gezogen und in das Innere der Schweiz gedrungen war, mit der Erklärung, daß er nicht ruhen würde, bis er die ganze Schweiz für sich erobert habe.

„Da sahen sich die Eidgenossen in ihren heiligsten Rechten gefährdet, und wilder und immer wilder entbrannte die von glühender Vaterlandsliebe gestählte Ta-

pferkeit, und der mörderiſche Kampf ruhte nicht eher, als bis die Wahlſtatt ſo mit Todten bedeckt war, bis von dem kleinen Schweizerheer nur noch ein aus ſieben ſchweren Wunden blutender Mann lebte, der ſpäter geheilt zum Landamman erwählt wurde, und dann noch zehn Männer, die aber ſich feige verſteckt gehalten hatten und ſeitdem für ehrlos geltend, kaum der Hinrichtung entgingen.

„So lagen Tauſende jener tapfern Eidgenoſſen erſchlagen und zerſchmettert auf dem blutigen Schlachtfelde, aber auch die Reihen des Siegers waren gewaltig gelichtet und er verlangte nicht nach einer zweiten Schweizerſchlacht, wie die von St. Jacob geweſen war. Der Frieden wurde unterhandelt, kam aber erſt im Jahre 1450 zu Stande, und die Freiheit der Schweiz blieb gerettet, nicht zu theuer mit dem Blute ſeiner edelſten Bürger erkauft.“

„Da haben ſie nun, die modernen Baſeler,“ ſprach Roger mit wehmüthiger Bitterkeit, „vor wenigen Jahren (1824) den in dieſer Schlacht gefallenen Schweizern, nahe dem alten Schlachtfelde von St. Jacob, ein Denkmal aus Stein errichtet, eine hohe Spitzſäule im gothiſchen Styl, mit Inſchriften und Wappen verſehen, damit doch etwas übrig bleibe von der Erinnerung an die alte Tapferkeit, aber ich wette, die heutige Schweiz könnte von den Großmächten Europas unterjocht und geknechtet

werden, der alte Geist der Tapferkeit würde nicht wieder erwachen in diesen Bergen, wo Alles so erschlafft ist, daß sie sich die Capuze von den Jesuiten über die Ohren ziehen lassen und darunter schlafen werden, als sei es die beste fromme Schlafmütze auf der Welt."

„Sein Sie außer Sorgen, lieber Freund," entgegnete Fein, „die alte Schweizer Tapferkeit wird schon erwachen, wenn es erst einmal der Freiheit der Eidgenossen an Kopf und Kragen gehen wird. — Die heutigen Oesterreicher und Franzosen möchten heute in diesen freien Bergen einen ebenso blutigen Empfang finden, wie vor 400 Jahren, und damit der alte Heldengeist der Schweizer und die Brüderlichkeit der Eidgenossen nicht eingeschläfert werde durch das schleichende Jesuitentreiben, halten sie ihre großen Ehren- und Freischießen, wie das heute beginnende in Basel und Sie werden sehen, wie der Geist erwacht, die Freisinnigkeit zur That wird und Brüderlichkeit der Eidgenossen in das Leben tritt."

„Wahrlich," rief Daffner mit Lebhaftigkeit aus, „dieses Fest ist bedeutender grade in den jetzigen Zeitbewegungen, als irgend ein anderes Volksfest jemals gewesen ist. Die Schweizer haben sich den Ruhm tüchtiger Schützen zu wahren gewußt seit den Zeiten ihres Wilhelm Tell. Mit der Waffe in der Hand feiern sie das Heldenthum ihrer Väter, die für die Erhaltung ihrer Freiheit in den Kampf gingen und fielen. Nicht einmal

die dunkle Sagenzeit giebt den Schweizern Könige. Freiheitsliebe ist dem Volke Gewohnheit, Erbgut, Hort und Heil. Sollte dem Volke jemals wieder dieses sein höchstes und letztes Gut von Außen her gefährdet werden, so würden ihre Felsenthäler und Engpässe sich in die Thermopylen und ihre Gefilde in Schlachtfelder von Marathon verwandeln. — Das Schweizervolk liebt solche großartige Ehren- und Bürgerfeste, sei es wie hier, mit dem edlen Waffenspiel, oder harmloser noch durch den Zusammentritt zahlloser Sängervereine; immer werden diese großen Volksfeste dazu beitragen, Einheit und Brüderlichkeit unter den Eidgenossen zu erhalten, welche durch kleinliche Cantonalstreitigkeiten auf den Tagsatzungen so oft in Frage gestellt wird."

„Nun, ich fürchte," unterbrach Roger den begeisterten Redner, „es wird auch hier bei diesem Feste an kleinlichen Streitigkeiten nicht fehlen."

„Um kleinlicher Ursachen willen," entgegnete Fein, „wird der Frieden sicher nicht gebrochen werden, dazu ist des Festes Veranlassung zu groß und erhebend für die Gemüther; würden aber die großen Fragen über Freiheit und Licht, welche jetzt die Schweiz bewegen, zu einem Wortkampf führen, nun dann, desto besser! im Kampf gewinnt die Wahrheit!"

„Horch!" rief Roger, „Gesang ertönt hoch herab vom Münsterthurm. Es ist Luther's schönes Lied: „„Eine

feste Burg ist unser Gott!"" womit die Feierlichkeit eröffnet wird."

Die ganze wogende Volksmenge stimmte ein in den Gesang und harmonisches Glockengeläut ertönte dazu, wobei die riesige Papstglocke*) den Grundbaß abgab.

Nach diesem Liede begann im Innern des Münster die kirchliche Säcularfeier unter Orgelklang und Weihgesang.

Auf dem Münsterplatz hatten sich indeß die verschiedenen Züge auswärtiger Schützengesellschaften, die in Basel eingezogen waren, mit ihren Fahnen und Musikchören aufgestellt. Die Züge ordneten sich dann und setzten sich in Bewegung, begleitet von einer zahllosen Volksmasse; auch Roger und seine Freunde schlossen sich an.

Ueberall waren die Häuser schön und sinnreich geschmückt; vor allen prangte der Markt und das alterthümliche Rathhaus mit seinen spitzen Thürmchen im festlichen Schmuck. Dort trat der städtische Festzug an die Spitze der übrigen eidgenössischen Schützenzüge, um diese nach dem großen Schützenplatz zu führen.

Einer der größten und stattlichsten Bürger, in einer altritterlichen Rüstung von blankem Stahl, mit einem weiß und schwarz befiederten Barett, trug das Stadt-

*) Geschenk eines Papstes, eine Glocke von seltener Größe und Schönheit.

banner. Hinter ihm gingen in mittelalterlichen Wappenröcken, nach Stadtfarben gekleidet, die Träger des Ehrenpokals und der Gefäße zum Einschenken des Ehrenweins. An die Behörden schlossen sich die Zunftgemeinden an, jede mit ihrer Fahne. Besonders prachtvoll war das akademische Banner, welches von vier Delegirten der akademischen Jugend, im Waffenornat mit roth und weißen Schärpen, getragen wurde. Den Baseler Studenten hatten sich noch viele von andern Schweizeruniversitäten angeschlossen.

Unter dem Donner der Geschütze, welcher vom Aeschenbollwerk herübertönte, bewegte sich der Festzug nach dem alterthümlichen Spahlenthore. Dieses seltsame alte Bauwerk mit seinen runden, oben achteckigen Thürmen und dem pyramidenförmigen Dache in der Mitte, war jetzt mit der eidgenössischen Fahne, dem weißen Kreuz im rothen Felde, geschmückt und an der vordern Fronte des Thors sah man zwischen Laubverzierungen ein acht Fuß hohes Bilderwerk, welches die Baseler Spinnerin von 1501, ein berühmtes Bild von Gutzweiler, war. Darunter stand die Inschrift:

„Als Basel noch der Treue schwor,
Da saß und spann ich an dem Thor;
Ihr kommt und knüpft die alte Treu',
Da sitz' und spinn' ich denn aufs Neu'.
Willkommen hier an unserm Herde —
Willkommen hier auf Schweizererde."

Das war der Baseler Festgruß an die vielen hier einziehenden Fremden.

Von da ging der Festzug unter fortwährendem Geschützdonner, Jubelruf und Musik der verschiedenen Musikchöre an dem Schlachtdenkmale zwischen St. Jacob und der Stadt vorüber nach der Schützenmatte hinaus. Den ganzen Weg dorthin bildete eine Allee von himmelhohen Tannen, die von Gigantenkräften dort in der Nacht aufgestellt waren. Das Denkmal selbst, eine gothische verzierte Spitzsäule aus Sandstein mit Gedächtnißtafeln und Sculpturen geschmückt, machte in dem Augenblick einer so großartigen Erinnerungsfeier einen doppelt tiefen Eindruck.

Die schön belegene Festmatte war bald erreicht. Sie bildet ein großes unregelmäßiges Viereck, welches einerseits durch eine alte Pappelallee, andrerseits durch einen Bach und im Vordergrunde durch die Straße begrenzt ist, während sich im fernen Hintergrunde eine Bergkette erhebt.

Den Zügen voran waren die drei jungen Männer, wohl nicht ohne einen wehmüthigen Gedanken an ihre ferne Heimath, da sie hier, wo Alles voll schweizerischen Patriotismus glühte, sich fremd fühlen mußten, nach jenem Festort vorangeeilt.

Dort aber hatte Baseler Gastlichkeit große und geschmackvolle Bauwerke errichtet, um den vielen Tausenden von Schützengenossen aus den meisten eidgenössischen

Cantonen ein geordnetes und fröhliches Beisammenleben gewähren zu können.

Gleich der Eingang zu dem Platze der sogenannten Festmatte (Wiese) bildete ein imposantes Portal, eine hohe Ehrenpforte in altnormännisch-gothischem Styl, mit Mauerzinnen und achteckigen, schlanken Thürmen, welche Flaggen trugen, geschmückt. Der Hauptdurchgang, so wie die beiden Nebeneingänge, waren von Spitzbögen gebildet. Ueber die der Seitendurchgänge sah man in Reliefstyl bedeutungsvolle Scenen aus der alten Schweizergeschichte, als Tells Apfelschuß, dessen Erschießung des Landvoigts u. a. m., angebracht.

Auf dem innern Platze erhoben sich in demselben gothisch-normännischen Baustyl in der Mitte eine mächtige Fahnenburg mit dem Gabentempel, rechts die lange Schießhütte mit sechszig Schießständen und links die riesige Speisehütte, welche für 5500 dort speisende Personen Raum gewährte. Noch andere Gebäude, als: Küchen, Kaffeehäuser, Bureaus für die verschiedenen Festcomités, die, in die Geschäfte sich theilend, für gute Ordnung sorgten; ein Wachtlocal und Waffenschmieden für die Büchsenschäfter befanden sich in den Umgebungen des Platzes so angemessen vertheilt, daß überall eine malerische Ansicht die Bühne gewährte, auf welcher mit jedem Augenblick mehr und mehr sich ein heiteres Volksleben entfaltete.

Hier sammelten sich die Züge der verschiedenen eidgenössischen Schützengesellschaften und stellten sich mit ihren Fahnen und Emblemen auf. Vor allen wurde die große eidgenössische Fahne feierlich auf dem Festplatz empfangen.

Von Graubündten her, wo vor zwei Jahren in Chur das letzte große Bundes-Festschießen gewesen war, wurde sie unter stattlichem Geleite mit Gesang und Klang, bei festlichem Empfang in allen Gemeinden nach Basel gebracht. An der Grenze von Basellandschaft war sie schon am 29. Juni unter einer Ehrenpforte mit Kanonendonner empfangen und durch eine Deputation des Großen Raths wurde sie mit einer feurigen patriotischen Anrede begrüßt. So war denn überall das gemeinsame Banner der gesammten Eidgenossenschaft als ein Symbol der Einheit aller Schweizercantone mit Ehrfurcht, Liebe und Begeisterung aufgenommen worden; ein schönes Zeichen, daß es in den Herzen aller Schweizer noch viel tiefere Bande der Vereinigung giebt, als den lockern ungenügenden Bundesvertrag von 1815.

Auch hier wurde die Bundesfahne festlich empfangen von dem Empfangscomité, das aus den reichsten und angesehensten Männern von Basel zusammengesetzt war. Diese standen auf der Höhe der Terrasse, auf welcher der mit der Fahnenburg verbundene Gabentempel in gothischer Bauart sich erhebt.

Die eidgenössische Fahne, mit weißem Kreuz im rothen Felde, wurde dem auf der Spitze der Mittelsäule stehenden Standbilde des alten Schweizerhelden aus der Schlacht von St. Jacob, des Baseler Hauptmannes Hemman Seevogel, wie er auf dem alterthümlichen Kornmarktsbrunnen abgebildet war, in die Hand gegeben; die übrigen Fahnen, an 200 an der Zahl, verzierten bald ringsherum die beiden Galerien, welche das thurmartige Mittelgebäude der Fahnenburg umgaben, und den untern Theil derselben nahm, in Form einer gothischen Kirche, der Gabentempel ein, dazu bestimmt, die zahllosen Festgaben aufzunehmen, welche aus allen Gegenden der Schweiz, selbst von Schweizern aus der Fremde so reichlich eingegangen waren; diese Masse von silbernen Geräthen, Kunstgegenständen, selbst kunstreichen weiblichen Handarbeiten und mancherlei Kostbarkeiten bildeten hinreichende Gewinne für die sechszig Zielscheiben, nach welchen gegenüber am folgenden Tage von den Meistern in der edlen Schießkunst ein wahres Pelotonfeuer eröffnet wurde. Dieser Gabentempel mit der Fahnenburg stand auf einer Erhöhung, zu welcher von allen Seiten breite Treppen hinaufführten; dort hatten sich alle Festcomités aufgestellt und ringsumher ordneten sich in dem von Militär umringten innern Quarré alle die verschiedenen Züge der Schützengilden, Zünfte und Studenten. Den abgeschlossenen Raum umgaben ungeheure Volksmassen; so

weit das Auge reichte, war Alles Kopf an Kopf gedrängt.

Da wurden flammende Reden und Gegenreden gehalten, die zur Eintracht, zum Festhalten an Bruderliebe und Freiheit ermahnten. Es kreisten die mit Ehrenwein gefüllten Festpokale; feurige Toaste erschallten, die Begeisterung stieg immer höher. Man begab sich an die zahlreichen Tafeln in der großen Speisehalle. Reden und Toaste, Musik und Gesang belebten schon dieses erste gemeinschaftliche Festmahl; aber noch höher entflammte die Begeisterung an den folgenden Tagen, als das eigentliche Festschießen eröffnet war; als die Büchsen knallten, die Champagner-Begeisterung zu der patriotischen hinzukam, um diese noch zu einem wahren Rausch von Bruderliebe und Freiheitsgeist zu erhöhen.

Nicht konnte der häufig fallende Regen die Volksfreude stören; wohl aber gab es andere Mißklänge, und diese waren politischer Art und standen mit den großen Bewegungen im Innern der Schweiz in steter Wechselwirkung.

Der lebhafteste Zuzug begann erst nach der eigentlichen Eröffnung des Festschießens.

Dieses geschah am 1. Juli Morgens 7 Uhr, während eine ungeheure Menschenmenge theils auf dem Platze wogte, theils die Speisehütte und die Kaffeehäuser füllte. Um 8 Uhr erschien die Cantonalfahne von Bern, von

sechs Töchterfahnen begleitet, zum feierlichen Empfange. Schon Tages vorher waren 11 Berner Fahnen auf der Fahnenburg aufgepflanzt worden. Kaum waren die Berner begrüßt und hatte man ihnen den Ehrenwein kredenzt, als auch schon die Waadtländer Schützen mit ihren Fahnen nahten. Darauf erschienen die Schützen von Thun und Siebenthal, ferner die Unterwaldner, die Nidwaldner, an deren Spitze zwei kräftige Männer, in der Tracht der alten Väter, mit Harschhörnern, sich befanden. Nach dem Empfange des Ehrenweins zogen sie unter dem „schauerlich gewaltigen" Klange ihrer „Harschhörner" ab von der Fahnenburg, um an der allgemeinen Bewegung der Freude Theil zu nehmen. Jedes Nahen einer neuen Gesellschaft mit ihren Schützenfahnen wurde durch Böllerschüsse verkündet. Am Eingange des Schützenplatzes trat die Infanteriewache ins Gewehr und aus zwei zwölfpfünder Kanonen wurden die Ankommenden donnernd begrüßt.

Unter dem mancherlei Schönen und Heitern, was der heutige Tag brachte, zog besonders ein lustiger Appenzeller Sängerchor die allgemeine Theilnahme auf sich.

Während bereits am zweiten Tage des Festschießens mehrere Gesellschaften wieder Abschied nahmen, rückten andere zum Theil unter Regengüssen wieder ein.

Obwohl man sich im Allgemeinen bemühte, von diesen Festmahlen die Politik fern zu halten, so brach doch

der Jesuitenhaß hin und wieder durch, ein Beweis, wie erzwungen und wie wenig volksthümlich ihr Dasein in der Schweiz genannt werden darf.

Unter den Anwesenden befand sich auch Dr. Kasimir Pfiffer von Luzern. Dieser für Freiheit und Recht begeisterte Mann konnte nicht auf dem Herzen behalten, was ihn in den Bewegungen seiner Heimath am tiefsten schmerzte.

Bei Gelegenheit eines von ihm ausgebrachten Toastes sprach er unter Anderm:

„Nur ein Volk besteht, das so durch ein Band der republikanischen Freiheit vereinigt ist: das Volk der Schweiz. Darum schirme das Volk die Freiheit, und insbesondere die republikanische Freiheit; sie hat viele Feinde; sie ist fast überall vertilgt. Als ein solcher Feind wurde Euch schon der Jesuitismus bezeichnet."

Rauschender Beifall erfolgte und der Redner fuhr fort:

„Der Jesuitismus ist es, der die Freiheit der Völker untergräbt, der im Widerspruch mit dem republikanischen Princip unbedingte Herrschaft will, aber nicht einmal die der Regierung, sondern die eigene Herrschaft. Gegen diesen wollen wir kämpfen. Ich muß einen Blick der Trauer auf einen Brudercanton werfen, dessen Fahne einzig sich nicht unter der eidgenössischen sammelte, weil Bruderblut noch vor Kurzem den Boden dort röthete.

Dort ist die Sonne der Freiheit untergegangen; aber gewiß bald wird sie wieder leuchten."

Ein donnernder Beifall sprach lauter, als alle Demonstrationen gegen die jetzt in Luzern beabsichtigte Aufnahme der Gesellschaft Jesu und die von dieser veranlaßten religiösen Mordscenen im Canton Wallis.

Freilich waren hier auf diesem Ehren- und Freischießen mehr der gebildete Bürgerstand der Städte, als der rohe und bigotte Bauernstand vertreten. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, dieses große Schweizerfest habe auch im Aeußern ein nationales Gepräge gehabt. Die alte malerische Schweizertracht, wie sie sich unter dem Landvolke und den Hirten der Hochgebirge findet, war in dem ganzen bunten Getümmel nur noch selten zu sehen. Dagegen sah man runde Hüte aller Art, moderne Fracks und Oberrock, Palletot oder Blouse. Ueberall war die moderne französische Kleidung die vorherrschende.

Besondern Beifall fand der Toast des Dr. Kaiser aus Zug.

„Ueberall Religionsgeschrei," sprach er, „in Amerika, England, Frankreich; ja auch dich, du Frankreich, hat die grassirende Krankheit ergriffen, in Baiern, in der Schweiz, überall, allüberall Religionsgeschrei! — Wenn man so diesem confessionellen Getriebe, Rennen und Jagen zusieht, so möchte man die Frage an die Welt stel-

len: „„Sag' an, o Welt! bist du denn schon so alt und schwach geworden, daß du so kindisch wirst?"" Oder man möchte fragen: „„Müssen denn die Confessionen ihren Hochmuth, Stolz, ihre Unduldsamkeit und Lieblosigkeit auf die Spitze treiben, damit die Gläubigen endlich vor ihren Extremen zurückschauern und in Liebe und Duldung, in Wahrheit und Geistesfreiheit zu einem erneuerten kirchlichen Leben sich vereinigen? Muß die herrschende Krankheit alle Stadien durchmachen, damit die arme Menschheit zu heilsamen Krisen gelange und in Liebe genese und im Geist und in der Wahrheit gesunden und erstarken möge? — Ich ehre und achte hoch die erhabenen Institutionen der katholischen Kirche, und habe ihre Herrlichkeiten gesehen und ihre Liebe erfahren, ich bin selbst an ihren Brüsten aufgewachsen; aber sehet um Euch, wie viel Scheinheiligkeit und Heuchelei, wie viel Formalität und Charlatanerie das hehre Bild der Kirche umschwärmen und umrasen! Damit Ihr dieses sehet, will ich Euch einige Erscheinungen der Gegenwart citiren. — Da schleichen die Jesuiten herum gleich Nomaden und schlagen da und dort ihre Kanzeln auf! was sie aber laut und offen verkündigen, das ist nicht das Aergste; in irgend einem Winkel der Kirche haben sie einen Beichtstuhl, wo sie besonders die Herzen der Frauen und Jungfrauen occupiren, die schönere Hälfte des Menschengeschlechts! Ja, Eure Herzen, Ihr Frauen und Jungfrauen,

nehmen diese schlauen Füchse gefangen, Euch, die Ihr mit Eurer Huld und Anmuth die ganze Welt besiegt.

„Welche Heuchelei sehen wir nicht in den Ereignissen der neuesten Zeit!....

„Ich ehre und achte hoch das einfache kräftige Wesen im Protestantismus und sein Ringen und Streben nach Läuterung und Reinigung der Lehre! — Aber sehen Sie sich auch hier um, wie viel Stolz und Kälte, wie viel Leidenschaft!

„Ich frage aber, Gäste, Eidgenossen, wo ist die Religion der Liebe, der Duldung der Wahrheit und Geistesfreiheit? — Ist sie im heutigen Katholicismus und Jesuitismus? Ist sie in der katholischen Conferenz, in der Gublerpredigt oder am Vorort Luzern? Oder wo ist sie denn? — Glaubet mir, Gäste, Eidgenossen, nicht alle Welt wird mit dem Lied des Lebendigen, Herwegh's, seinen Fluch gegen Rom und dessen Klerisei herbeischleppen helfen! Aber Andere dürfen auch nicht glauben, daß die ganze Welt die Marienlieder von Guido Görres singen werde, die er in Rom gedichtet hat! Der falsche Petrus und der rationelle Paulus müssen doch noch manche Rechte dem liebenden Johannes einräumen! — Mein Toast gilt der Religion der Liebe, Geistesfreiheit und Wahrheit, die hehr über allem leidenschaftlichen und confessionellen Streit und Hader die Menschheit beglückt! Sie lebe hoch! und dreimal hoch!"

Es dürfte schwer sein, den Eindruck solcher begeisterten Reden zu schildern. Das Hoch, von den Fanfaren, den Trompeten und Pauken begleitet, rollte wie ein Donner durch die hohe, unabsehbare Halle, die außer den Festgenossen mit Tausenden von begeisterten Zuhörern gefüllt war, accompagnirt von Böllerschüssen außerhalb derselben; da klangen die Gläser wie die Heerdenglocken im nahen Gebirge und viele klirrten zerspringend in der Hand der zu feurig Anstoßenden; da und dort sah man Umarmungen; der Bruderkuß und die Bruderhand gingen wie Kettenglieder durch die langen Reihen an den Tafeln; hier und da und dort knallten Champagnerkorke, um den Jubel noch zu erhöhen, und ein Mann wurde hoch auf den Händen getragen, das war der Redner, den die kräftigsten Männer von der Rednerbühne auf seinen Platz zurücktrugen; Jubel und Applaus begleiteten seinen Triumphzug um die Festtafeln, und Trompeten und Posaunen eröffneten solchen Zug.

Kaum war dieser Jubel etwas verhallt, so erhob sich mit dem gefüllten Glase ein Anderer, der von dem Vorsitzenden als der Landamman Borsi angekündigt wurde. Was er sprach, hatte tiefe Bedeutung für die Schweiz und fand lebhaften Anklang in allen Gemüthern.

„Eidgenossen," begann er, „erwartet nicht eine stu dirte Rede. Ich bringe Euch nur einen Aufruf, einen Toast! Sagt einmal, Eidgenossen, haben wir nicht ein

herrliches Land? viele schöne Einrichtungen zu Erreichung der Zwecke des Staats, zu Besserung der socialen Zustände? — Ja, wir haben viel Schönes: ein Wehrsystem, wie wenige Staaten, gute Straßen, schöne Anstalten für Kranke und Waisen. Aber, Eidgenossen, eins fehlt noch, das nicht ist wie es sein sollte und sein könnte: es ist die Bildung unseres Volks in allen Theilen des Vaterlandes. (Beifall!) Oder woher kommt es, daß es den Heuchlern und Volksverführern so leicht wird, das Volk glauben zu machen, sie allein seien es, welche die Rechte des Volks zu wahren, die Religion zu schützen hätten? Warum hat der abgefeimte Jesuitismus einen so großen Spielraum?"

Der lebhafteste Beifall krönte diese Bemerkung. Der Redner fuhr fort:

„Ich sage, es kommt daher, daß nicht ächte und wahre Volksbildung durchgedrungen ist. Darum rufe ich allen Redlichen, Muthigen und Tapfern zu, daß sie zusammentreten in einen Bund für Volksbildung, (Beifall!) sie so zu fördern, daß die hellen Flammen derselben über die Ebenen und durch die Thäler, bis auf die höchsten Felsengipfel leuchten! Diesem Bunde aller Edeln, Gutgesinnten, die da streben, wahre Humanität, reine Gesittung und Religion zu verbreiten, gilt mein Hoch!"

Die Speisetafeln waren mit Barrièren umgeben, diese aber von vielen tausend Zuschauern umwogt, deren

lebendige Theilnahme die allgemeine Stimmung noch erhöhte. So ging es fort und fort an den sieben Schützentagen bis zum Schlußmahl am 7. Juli.

Daß auch der Freudenbringer, der Wein, nicht geschont wurde, möge die Thatsache bezeugen, daß schon am Tage des ersten Festmahls, am 30. Juni, in der Speisehütte 21,000 Flaschen Wein getrunken waren. Ueberhaupt konnten wir uns von der Großartigkeit dieses Festes nur durch selbstredende Zahlen eine Vorstellung machen. Es sei erlaubt, einige derselben anzuführen. Am 30. Juni brachte allein schon die Eisenbahn an 8000 Fremde zum Feste und jeder folgende Tag führte wieder neue Tausende hin und zurück. Das Festcomité, aus 90 angesehenen Männern bestehend, enthielt zehn Specialcomités, welche die vielfachen Geschäfte dieses großen Unternehmens mit der größten Pünktlichkeit besorgten. Die Ehrenpforte war 65 Fuß breit und hatte eine Höhe von 48 Fuß. Der Fahnenthurm mit dem Gabentempel stand auf einer Terrasse von 110 Fuß Durchmesser; die Säule, welche die Fahnen trug, hatte eine Höhe von 71 Fuß, die Schießhütte eine Länge von 854 Fuß bei einer Tiefe von 64 Fuß. Aus 60 Schießständen wurde ein unaufhörliches Pelotonfeuer gegen die in einer Linie aufgestellten 60 Zielscheiben unterhalten. Ein nicht minder gewaltiger Bau war die Speisehütte, ein längliches Quadrat von 400 Fuß Länge und 160 Fuß

Tiefe. In der ganzen Länge des mit den Wappen aller Cantone geschmückten Vorbaues erstreckten sich die Räume für die Zuschauer; gegenüber an der Wand befand sich die Rednerbühne. Ueberhaupt hatten 37,000 Zuschauer Raum; an 152 Tischen speisten 4,500 Personen. Ein Heer von 250 Kellnern wurde von zwei Kellnergeneralen und 15 Oberkellnern commandirt. Die Küche entsprach dieser großartigen Bewirthung und für die geringsten Bedürfnisse war reichlich gesorgt; täglich wurden 40 Centner Fleisch und 5,000 Pfund Weißbrod consumirt.

Bei einer solchen Versammlung, die einem Völkercongreß glich, mußten denn auch wohl die Worte, welche der Landamman Siedler am letzten Tage des Festschießens sprach, den lebhaftesten Anklang finden.

Sie lauteten:

„Freunde, Schützen, Eidgenossen! Was ist es, das mit mächtiger Gewalt uns hier so zahlreich zusammentreibt? Ist es die angeborene Lust des Schweizers zum Stutzen und zum Scheibenschießen? Ist es die lockende Aussicht auf Schützenruhm und Schützengaben? Ist es der Hang zum Vergnügen? Ist es die Pracht der reichen und großartigen Festanstalt? Ich muß nach Höherem fragen. Ist es die ernste Erinnerung an den ewig großwürdigen Heldentod unserer Väter auf dem der Freiheit und dem Vaterlande heiligen Boden von St. Jacob? Das Alles mag zu der massenhaften Erscheinung mit-

wirken. Aber nebst diesem Allen ist noch ein Etwas in unserem Innern, das wesentlich dazu beiträgt. Mögen wir uns desselben mehr oder weniger klar bewußt sein, es lebt doch in uns und durchdringt uns wonniglich bei jedem Anlaß. Es ist das Bedürfniß, es ist der süße Drang des vaterländischen Herzens, uns als Eidgenossen zu sehen, uns als Eidgenossen willkommen zu heißen und als zu einem Volk verbrüdert zu fühlen, damit aufs Wenigste bei Festen der Gedanke der Zusammengehörigkeit recht lebhaft, nachhaltig und fruchtbringend in uns gelegt werde, damit aufs Wenigste bei Festen wir über die auf den Rathhäusern und in der täglichen Umgebung oft zu engherzig abgeschlossenen, vereinzelnden Schranken des Gemeinwesens und der Cantonalität uns überheben, und unsere Brust für die höheren Empfindungen eines gemeinsamen Vaterlandes erweitern.

„Seht, dort auf der bunten Gaben- und Fahnenburg zu oberst in Hemman Seevogel's Heldenfaust die eidgenössische Fahne! Sie wird höher als alle örtlichen Fahnen gehalten; sie diene uns zum Fingerzeig, daß wir das Vaterland höher als die einzelnen Orte halten sollen und treibe uns, daß wir uns um selbe schaaren in den Tagen der Freude, wie in denen der Noth, als um einen bewährten und auf nationalem Felsengrund ruhenden Mittelpunkt. — In Eurem Kreise, Freunde und Schützen, und bei dem Flattern der eidgenössischen Fahne wächst

mir der Muth und die Zuversicht auf die Gegenwart und die Zukunft. Im Angesicht von Tausenden und Tausenden mit mir gleichfühlender Eidgenossen wage ich eine herbeizuführende Zeit, ihre Entwickelung gelinge früher oder später, zum Voraus zu begrüßen; eine Zeit, in der unser Gesammtvaterland alle seine Theile inniger als bisher unter sich vereinigen wird; eine Zeit, in der die Sonne schweizerischer Nationalität ungetrübter, reiner emporzusteigen vermag, eine Zeit, wo Zölle, Sperr- und Schlagbäume an den Grenzen, zwischen den Cantonen aufhören und mit derselben immer mehr die cantonalen und confessionellen, eine nähere Verbrüderung hindernden Vorurtheile verschwinden werden. Einer solchen Zeit und Allen, welche deren Verwirklichung auf dem gesetzlichen Wege ernstlich wollen und unentmuthigt dafür arbeiten, ertöne hier aus tapferer Schützenbrust ein kräftiges, weitschallendes donnerndes Lebehoch!"

. . . . . .

So erschien das große Frei- und Ehrenschießen zu Basel nicht nur durch seine Großartigkeit, sondern auch durch die geistigfreie Gesinnung aller Festgenossen als eine bedeutsame Volksrüstung gegen den um sich greifenden Jesuitismus und die daraus hervorgehende Verfinsterung. Einer stärkte sich an der geistigen Kraft des Andern, und hätte es damals schon Veranlassung zum Handeln gegeben, so würde sich jetzt diese ganze Masse der Schützen

aus allen Cantonen wie ein Mann erhoben haben, um jene schwarze Jesuitenbrut mit Feuer und Schwert aus allen Cantonen der freien Schweiz zu vertreiben.

Diese Gesinnung sprach sich am fünften und sechsten Tage des Festschießens durch eine That aus, die leicht zu Störungen der Harmonie des Ganzen hätte führen können.

Aus dem Walliser Lande kamen vier Männer an mit ihrer Fahne, um am allgemeinen schweizerischen Ehrenschießen als Abgeordnete ihres Cantons Theil zu nehmen. Bei ihrem Auftreten vor der Fahnenburg sprach ihr Anführer, der Advocat Perrig von Brig, begrüßende Worte an die Eidgenossen. Noch aber war in allen Schweizerherzen der Schmerz und die Entrüstung zu groß über die Mordscenen, welche die Jesuitenpartei in Wallis gegen alle Freidenkenden angerichtet hatte, und ehe noch der Präsident des Bewillkommnungscomité dem Redner antworten konnte, ging ein lautes Murren durch die Volksmenge und der Ruf schallte ihnen höhnend entgegen: „Es lebe die junge Schweiz!"

In der Speisehütte kam es an demselben Tage wieder zur Sprache. Man wollte die Fahne dieser unwillkommenen Gäste aus dem unter Herrschaft der Jesuiten stehenden Canton unter den übrigen nicht dulden, und so sahen sich denn die Walliser, denen überall kalte Abneigung entgegentrat, endlich genöthigt, am folgenden

Tage wieder abzuziehen. Und das geschah ohne Sang und Klang, ohne herzlichen Handdruck und Zuruf, welcher andere Abschied nehmende Eidgenossen zu begleiten pflegte.

In allen diesen Bewegungen lebten Fein und Daffner, Steiger und Pfiffer mit Leib und Seele der Freiheit zugethan.

Auch Roger nahm Antheil an dieser geistigen Bewegung gegen das Jesuitenthum. Nur konnte Roger nicht so mit voller Seele die politische Bewegung mit empfinden; denn immer lag ihm Seraphinens Geschick und das ihres Bruders Guideon am Herzen.

Ueber den Aufenthalt Beider konnte er durchaus keine Nachricht empfangen.

Der Marquis mit seiner Familie war in Basel angekommen und im Hotel der „Drei Könige" abgestiegen. Noch wußte Roger nichts davon. In Gedanken versunken saß er an der fröhlichen Gasttafel, als ein Finger ihn auf die Schulter tippte. Indem er sich umwendete, erkannte er das feine, blasse Gesicht des Marquis von Mirabella.

„Nun, wie steht's?" sprach Dieser, „das scheint ja hier lustig und freisinnig herzugehen. Sie begleiten mich wohl ein wenig, Herr Müller, auf meiner Promenade am Rheinufer hinab und erzählen mir von den schönen Reden und Toasten, die man hier gehört hat."

Roger konnte nicht umhin, sogleich vom Tische aufzustehen und den Marquis zu begleiten.

Achtes Capitel.

Der Diplomat in Basel. — Missions- und Bibelgesellschaft. — Liberale Proclamation. — Eröffnung der Tagsatzung in Luzern. — Verhandlungen über die Jesuitenfrage. — Jesuitenmoral. — Vertheidigung der Jesuiten. —

Der Diplomat hatte eine eigene Gabe, das Gespräch von einem Gegenstande abzulenken, dessen Besprechung er zu vermeiden wünschte.

Erkundigte sich Roger nicht ohne Befangenheit, weil ihm die Frage schwer auf dem Herzen lag, nach dem Befinden der Frau Marquise und der Baronesse Seraphine, so antwortete der Marquis mit ungemeiner Höflichkeit: „Danke verbindlichst für gütige Erkundigung, übrigens ist das ganze Leben der Weiber eine fortgesetzte Krankheit, und man würde im günstigsten Falle nicht unrecht haben, wenn ich antwortete, das Befinden ist passable, man muß zufrieden sein; also der Doctor Kaiser von Zug war es, der die interessante Rede über das

Religionsgeschrei hielt. Wiederholen Sie mir doch möglichst genau den Inhalt derselben.“

Nun hatte Roger wieder genug zu thun von andern Dingen zu reden, als die ihm am Herzen lagen.

Nachdem sie so wohl eine Stunde promenirt haben, befanden sie sich gerade am Fuße des Denkmals zur Erinnerung an die Mordschlacht von Sanct Jacob. — Nun hatte der Marquis Stoff zu dem langen Vortrage über das Historische dieser Schlacht und das geschah in dem ihm eigenen Katheder ton, der durchaus keine Unterbrechung seines Vortrages zuließ.

„Jetzt aber, mein lieber junger Freund,“ so schloß er endlich eine Reihe von Betrachtungen über Schweizer Volkskriege gegen fremde Interventionen, die er an jenen geschichtlichen Vortrag angeknüpft hatte, „wollen wir nicht länger vergessen, daß wir in der lebendigen Gegenwart leben, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Kehren Sie daher in Gottes Namen zurück zu ihren Festgenossen und morgen sprechen wir uns weiter.“

„Dürfte ich nicht zuvor den Damen Ihres Hauses meine Aufwartung machen?“

„Ich werde Sie schon entschuldigen, Herr Müller. Zudem möchte ich Sie schon aus dem Grunde nicht bemühen, weil ich mit meiner Suite das ganze bestellte Quartier habe in Anspruch nehmen müssen; ich habe daher Ihre Sachen in einen bequemer und näher an der

Festmatte belegenen Gasthof bringen lassen, wo Sie ungenirter Ihren Neigungen werden leben können, als in meinen nähern Umgebungen."

„Excellenz . . . . nach den Verheißungen der Frau Marquise glaubte ich die Ehre gehabt zu haben, im Kreise Ihrer werthen Familie aufgenommen zu sein."

„Alles hat seine Grenzen, mein guter Herr Müller. Nach den Vorfällen in Luzern habe ich Sie zwar als Attaché meiner Gesandtschaft unter meinen besondern Schutz genommen und aus dieser Rücksicht auch in Luzern aus dem Kesselthurm befreit, aber Sie werden selbst erkennen, daß Sie einigermaßen, schuldig oder nicht schuldig, das gilt hier gleich, meine diplomatische Stellung blos gegeben haben. Damit dergleichen nicht wieder vorkomme, habe ich offen erklärt, daß Sie aus meinem Gesandtschaftspersonal freiwillig ausgetreten sind; hüten Sie sich also um Ihrer selbst willen sich nicht wieder in solchen Conflict mit den Behörden einzulassen, ich wenigstens wäre nicht im Stande Sie zum zweiten Male zu reclamiren."

Roger war zu betroffen, um darauf gleich eine passende Antwort finden zu können. Desto unpassender aber platzte er mit der Frage heraus, als der Gesandte sich schon dem Thore von Luzern zugewendet hatte:

„Erlauben, Excellenz, mir noch eine Frage, ist Baronesse Seraphine mit hier?"

„Ei, ei, mein junger Herr, was berechtigt Sie zu einem so lebhaften Interesse für eine junge Dame, die zu hoch über Ihnen steht, um selbst nur solche Erkundigungen in einem so lebhaften Ton zu entschuldigen?"

„Es war nur eine allgemeine Höflichkeitsfrage, Herr Marquis," sprach Roger pikirt und begab sich auf den Weg nach dem Schützenplatz zurück.

Abends jedoch ließ ihm die Sorge um Seraphinens Ergehen keine Ruhe. Er benutzte den Umstand, daß eine Masse von Fremden in den untern Räumen des Hotels der drei Könige fortwährend ab- und zuströmten, um möglichst unbemerkt in das Haus zu dringen und dort Erkundigungen über Seraphine anzustellen. Es gelang ihm, ihre Kammerfrau zu treffen, die trotz aller pietistischen Hinneigung doch immer viel Anhänglichkeit an ihre junge Gebieterin gehegt hatte. Die würdige Matrone sah sehr bekümmert aus. Ihr Blick erheiterte sich indeß offenbar, als sie Roger erkannte. Ohne seine Erkundigungen abzuwarten, sprach sie im klagenden Ton: „Ach, Herr Müller, wenn Sie nicht retten und helfen, so ist unser engelschönes Fräulein für diese Welt verloren."

„Was ist mit ihr?" fragte Roger in ängstlicher Spannung.

„Ach, lieber Herr," klagte die Kammerfrau, „an demselben Mittage, als Ihre Freunde dem gnädigen Fräulein Ihre Gefangenschaft angezeigt hatten, war sie nach ver-

geblichen Versuchen, ihre Frau Mutter und Excellenz, den Herrn Papa zu bewegen, sich um Ihre Befreiung und die Erlösung des Junker Guido aus den Jesuitenhänden zu bemühen, verschwunden, Gott der Himmel weiß, wie und wohin? — Unter dem Vorwande der Mittagsruhe hatte sie sich in ihrem Boudoir eingeschlossen und fort war sie. Aus der Garderobe hatte sie noch ihre graue Battistblouse mitgenommen und sich wahrscheinlich damit bekleidet. Es fiel uns wohl auf, daß sie so lange schlief; endlich meinte ich, es könne ihr etwas zugestoßen sein und klopfte bescheiden, wie es einer Kammerfrau gebührt, an ihre von Innen verschlossene Thür; aber keine Antwort. Die Thür wurde endlich durch einen Schlösser eröffnet und, fort war sie. Aber wohin?"

„Gegen Abend kehrte der Professor Heilinger zurück, von einer frommen Mission, wie er sagte und mir brachte er einen Brief ohne Ort und Datum mit, worin sie schrieb: „Verzeihung, liebe Mama, aber ich konnte nicht anders, meine Ruhe, mein Gewissen forderte, daß ich einem Rufe von oben folgte, der mir gebot: begleite deinen unglücklichen, wahnsinnigen Bruder in eine klösterliche Heilanstalt. Ich selbst werde dort als Novize der grauen Schwestern vom liebsten Herzen Jesu eintreten, und hoffe dadurch zugleich Gnade vor Gott zu finden, daß ich armes, schwaches Wesen die große Sünde auf mich geladen habe, einen Ketzer zu lieben"

Roger fühlte sich in diesem Augenblicke wie mit einer Gluth übergossen. Der Gedanke: Sie liebt dich und hat es bekannt, war ihm noch nie so klar bewußt vor Augen getreten. Hatte er auch noch nie verkannt, daß diese Liebe ohne Hoffnung war, so hatte es doch noch nie so schwer auf sein Herz gedrückt, als jetzt, wo er sich sagen mußte: durch diese unglückliche Leidenschaft ist dieses himmlische Wesen, das einen Mann wie einen Gott hätte beglücken können, dahin gebracht worden, aus der Welt für immer zu scheiden und ihr jugendliches, blühendes Dasein in den kalten feuchten Mauern eines Klosters, unter ascetischen Bet- und Bußübungen, für immer zu begraben. Peinigend für ihn war es, nicht zu wissen, in welchem Kloster Seraphine ihr junges Leben vertrauerte. Die Kammerfrau konnte ihm darüber keine Auskunft geben. Der Professor Heilinger, der wohl der Einzige im Hause des Gesandten war, welcher davon unterrichtet gewesen sein mußte, würde es nie und um keinen Preis verrathen haben. Zudem war der Jesuit jetzt selten im Hause anwesend. Meistens befand er sich auf Missionen in Luzern und im Canton Schwyz, wo überhaupt die Jesuiten jetzt eine große Thätigkeit entfalteten. Die einzige Möglichkeit, Aufschluß zu erhalten, war noch die, daß vielleicht die Marquise, als Mutter durch Briefe ihrer Tochter nähere Kunde von dem Aufenthalte derselben erhalten haben könne; allein auch diese

leise Hoffnung beseitigte die Kammerfrau mit der Bemerkung: „Die Frau Marquise hat in ihren Augen wichtigere Dinge zu besorgen, als sich mit den Angelegenheiten ihrer Kinder zu beschäftigen. Hier in Basel ist sie schon Mitglied der großen Missions- und der Bibelgesellschaft geworden, die ihre Thätigkeit über alle Welttheile erstreckt. Es giebt hier viele fromme Leute in Basel, die bei ihr ein- und ausgehen. Jetzt eben halten sie oben im Salon eine Betstunde. Hören Sie das fromme Singen und das Murmeln von Gebeten zum Heil der armen Heiden im Kaffernlande und in Australien. Diese frommen Männer und Frauen sind ganz glücklich bei dem Gedanken, den armen Wilden, die nicht lesen können, Bibeln zur christlichen Erbauung und fromme Missionäre zu senden, die mit ihnen beten, seufzen und weinen und sie das Kreuz schlagen lehren, sie taufen mit dem heiligen geweihten Wasser des Jordans, das sie mühsam in Flaschen mit sich führen. Diese Missionäre sind meistens verführte junge Männer, die da überzeugt sind, ein Gott wohlgefälliges Werk zu begehen, wenn sie sich als Märtyrer des christlichen Glaubens dem Scalpirmesser, der Keule oder den Giftpfeilen jener Kannibalen und Menschenfresser überliefern."

„Die meisten dieser jungen Missionäre," fuhr sie mit der Geschwätzigkeit alter Frauen fort, „lassen sich schleunigst ihre Bräute antrauen und diese ebenso bigott

glauben dem Herrn zu dienen, wenn sie die armen Heidenmädchen im Sticken, Putzmachen, Schneidern, Clavierspielen und Singen unterrichten. Ihr Loos bei diesen frommen Bemühungen ist freilich auch oft kein besseres, als daß sie dem guten Appetit der Kannibalen als Leckerbissen dienen."

„Bei alle dem," schloß die gute Frau, und faltete dabei mit einem andächtigen Blick nach oben ihre dürren Hände, „sind doch solche Bibel- und Missionsgesellschaften, die alle Weltlust, so auch das große Ehren- und Freischießen vor dem Spahlenthore, als Werke des Teufels verfluchen, gewiß dem Herrn wohlgefällige Vereine, besonders da sie auch zu andern Liebeswerken ihre bedeutenden Geldmittel beisteuern, als neuerlich wieder zu den frommen Bewegungen im Canton Wallis, dann um das Volk für die Jesuitenberufung zu stimmen."

. . . . . .

In Basel hatten sich damals die liberalsten Männer aus der ganzen Schweiz zusammen gefunden. Namentlich waren die Freisinnigen und Aufgeklärten aus Luzern zahlreich vertreten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß außer dem großen Zusammenfluß solcher Freunde der geistigen, religiösen und politischen Freiheit in der großen Speisehütte auch engere Vereine sich bildeten, die meistens in den Kaffeehäusern des Schützenplatzes ihre oft bis tief in die Nacht hinein dauernden Versammlungen

hielten. Dort wurden denn radicale Reden gehalten. Mit eifersüchtigen Blicken wurde das Jesuitentreiben im Canton Luzern beobachtet und als gemeinschädlich für die ganze Schweiz geschildert. Man beklagte die Lauheit und Schlaffheit der einzelnen Cantonalregierungen, die es nicht einmal gewagt hätten, ihre Gesandten auf der Tagsatzung zu instruiren, daß sie für den Aargauer Antrag auf Ausweisung der Jesuiten stimmen sollten. „Was hilft nun," rief Dr. Kasimir Pfiffer aus, „die ganze Spiegelfechterei von patriotischen Reden auf der Tagsatzung, da doch Keiner der Anwesenden sich dadurch bestimmen lassen darf, seiner persönlichen Ansicht und Gesinnung zu folgen, und nur ein Haar breit abzuweichen von der ihm gegebenen und lange zuvor in den Zeitungen bekannt gewordenen Instruction?"

„Hier hilft nichts," erklärte der berühmte liberale Professor Ludwig Snell aus Zürich, der Verfasser mehrerer jesuitenfeindlicher Schriften, mit dem ihm eigenthümlichen Feuer, „als bewaffnete Gewalt und wenn die Tagsatzung und die Cantonalregierungen zu schwach sind, die Jesuiten und die andern römischen Finsterlinge mit Feuer und Schwert auszutreiben, so möge das Volk sich auf eigene Hand bewaffnen und einen Kreuzzug nach Luzern veranstalten, zur Befreiung des Glaubens von allen Unduldsamen, Finsterlingen und heuchlerischen Sittenverderbern, welche uns die Jesuitenpest bringt."

Allgemeiner Zuruf ermuthigte den Redner, so daß er noch begeisterter fortfuhr: „Ich schlage vor, für den Fall der Jesuitenberufung ein Manifest zu erlassen, das den Zweck habe, jeden voreiligen Ausbruch der Volksbewegung zurück zu halten, um die Kräfte der radicalen Partei zusammen zu halten für den einen großen Schlag einer Volksbewaffnung gegen die Jesuiten, wenn die Regierungen nicht selbst diesem Unwesen kräftig entgegen treten würden."

Dieses Manifest, wie der Professor Snell entworfen hatte, las er vor. Es lautete:

„Unsern gewissen Sieg soll keine unehrenhafte Kriegslist, kein Hinterhalt, kein Scheingefecht beflecken, dadurch unterscheidet sich der Männerkampf um Grundsätze vor dem Guerillakrieg persönlichen Ehrgeizes und schmuziger Sonderinteressen. Rein aber muß die Fahne der freisinnigen Luzerner bleiben. Blut- und Brandflecken überlassen wir den Menschen, deren Zweck auch Brudermord als Mittel zu heiligen vermag. Die Freisinnigen werden daher nie und nimmer Verrath auch zu guten Zwecken dulden, weil sie durch den Gebrauch jesuitischer Mittel zu den schlechten Waffen treuloser Gegner sich bekennen würden und sie niemals dem Grundsatz huldigen dürfen, den Jesuitismus mit dessen eigenen Waffen zu schlagen. Hier scheidet sich die charakterlose Diplomatik von einer gesunden

und gerechten Volkspolitik, auf der einzig die freisinnige Sache des Cantons Luzern beruhen kann. Uns bleibt als sicherste und ehrenvollste Regel immerhin Schiller's herrlicher Spruch, den er in seinem „Tell" Stauffacher in den Mund legt:

„„Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannei
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahle.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth,
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft für seine eigne Sache.""

Mit lebhafter Acclamation wurde dieser Vorschlag angenommen. Die anwesenden Luzerner beschlossen, mit Ruhe und fester Haltung die weitere Entwickelung der Ereignisse abzuwarten. Wie sehr aber diese jeden ruhig und besonnen gefaßten Vorsatz über den Haufen stürzte, sollte schon die nächste Zeit lehren.

Einmüthig wurde beschlossen, nach beendigtem Freischießen nach Luzern zurückzukehrn.

„Die Gefahr," sprach Dr. Eduard Pfiffer, „darf uns nicht schrecken. Der Hinterlist und Tyrannei jener Jesuitenfreunde, die sich jetzt an der Spitze der Gewalt befinden, wollen wir eine ruhige, aber feste Opposition im Wege der Gesetzlichkeit entgegenstellen. Für Herrn

Roger Müller und seine Freunde übernehme ich die Garantie ihrer Sicherheit. Sie gehen mit nach Luzern."

. . . . . .

In Luzern war schon früher die Eröffnung der Tagsatzung nach den Vorschriften des althergebrachten Regiments geschehen. Am Tage vor der Eröffnung der Sitzungen waren die Gesandten der 21 Cantone zum Bürgermeister von Luzern gefahren, um ihm ihre feierliche Visite zu machen. Diese zum Präsidenten der Schweiz erhobene Magistratsperson führt mit dem Titel: „Excellenz" für die Dauer der Bundessitzungen im dortigen Vorort den Vorsitz der Versammlung.

Auch die Gesandten der großen Mächte, welche für gewöhnlich in Bern residiren, waren für die Dauer der Tagsatzung in Luzern angekommen und machten an demselben Tage Sr. Excellenz dem Herrn Bürgermeister ihren Besuch.

Mehrere dieser Gesandten suchen jedoch diese ihnen kleinlich dünkenden lästigen Formen dadurch zu vermeiden, daß sie sich durch ihre ersten Gesandtschaftssecretäre vertreten lassen, während sie selbst Vergnügungsreisen machen, wozu die herrlichen Gegenden der Schweiz so vielfache lockende Gelegenheit darbieten.

Der Marquis von Mirabella hatte sich indeß diesen Formalitäten nicht entziehen mögen, weil er neben seiner officiellen Stellung noch geheime diplomatische

Missionen wahrzunehmen hatte; doch klagte er im vertrauten Kreise besonders gegen andere seiner Standesgenossen ebenso gut wie Diese, daß die Schweiz in ihrer jetzigen demokratischen Richtung ein trauriger Aufenthalt sei für Personen, die gewohnt sind sich an Höfen zu bewegen. Die Nothwendigkeit, jenen Bürgerexcellenzen und Volkstribunen aus dem Bauernstande, diesen hochbetitelten Aerzten und Advocaten gleich souveränen Mächten den Hof zu machen, sei eine Erniedrigung für die vom reinsten Vollblut entsprossenen Gesandten. In geselliger Hinsicht habe jeder anständige Lebensgenuß ein Ende, seitdem die alten vornehmen adligen Geschlechter, die sonst das Volk wie absolute Souveräne beherrscht hätten, sich in den Privatstand eines ländlichen Stilllebens zurückgezogen hätten.

Bei solchen Gesinnungen können wir denken, in welcher Verstimmung der Marquis am ersten Montage im Juli 1844 dem feierlichen Zuge der Tagsatzungsgesandten in die Kirche, wo die Eröffnung der Tagsatzung geschah, in seiner glänzenden Staatscarosse sich anschloß.

Vorher hatten die katholischen und protestantischen Gesandten jede besonders in einer Kirche ihrer Confession angehört; dann vereinigten sich die Züge beider Religionsbekenntnisse und begaben sich im langen Festzuge in die Hofkirche, wo die Tagsatzung eröffnet werden sollte.

Auf dem Wege dorthin bildete das Militär Spaliere, um die zudrängende Volksmenge abzuhalten.

Dem Zuge voran schritt der Großwaibel der Tagsatzung mit der eidgenössischen Fahne. Hierauf folgte die Gesandtschaft des Vororts Luzern, Se. Excellenz den Bürgermeister, als Präsidenten an der Spitze; dann schritten im stattlichen Zuge die Gesandtschaften der Cantone nach ihrer Rangordnung einher; diese genau beobachtete Rangordnung bestimmte sich nicht nach der Größe des Cantons, sondern nach der Zeit ihres Eintritts in den Bund, so daß die Gesandtschaft des kleinen Cantons Zug mit ihrer Fahne stolz an der Spitze des großen Schweizerbundes einherschritt. Jedem Gesandten und ihren Stellvertretern folgten ihre Waibel mit komischer Gravität.

Die Gesandten selbst waren vorschriftsmäßig im schwarzen Frack, mit weißen Binden und weißen Handschuhen gekleidet. An der Seite trugen sie den Degen; auf den Köpfen den aufgeschlagenen Hut. Die Waibel hatten ungeheuere Mäntel umgethan, welche bis zur Erde niederhingen; dazu große dreieckige Hüte. Diese Mäntel gewähren einen sonderbaren Anblick; da sie die Cantonfarben repräsentiren, so sind sie meistens zweifarbig: bald roth und gelb, bald grün und schwarz oder blau und roth. Den Gesandten folgten die Behörden von Luzern, unter welchen besonders das boshafte Mu-

lattengesicht des Verhörrichters Amman, der wie eine lebendige Folter aussieht, auffiel. Dem Zuge hatten sich die Gesandten der fremden Mächte mit ihrem Gefolge in ihren Staatscarossen angeschlossen. In der Kirche erhielten sie besondere Ehrenplätze angewiesen.

Auf dem hohen Chor der Kirche waren vor dem Hochaltar in einem Halbkreise Sessel aufgestellt, auf welchen die Bundesgesandten sich niederließen. Hinter diesen nahmen die Gesandten der großen Mächte den äußern Kreis auf ihren Sitzen ein. Die Nebenstühle waren den Behörden eingeräumt; die übrigen Räume der Kirche füllten sich mit Zuschauern, die Einlaßkarten erhalten haben mußten, um Zutritt zu bekommen. Die Mehrzahl derselben bestand aus Damen.

Der Präsident der Tagsatzung las nun von seinem erhöhten Sitze eine kurze Begrüßungsrede vor, in welcher er die betrübenden Zustände der Schweiz im Allgemeinen berührte und speciell zu friedlicher Berathung und Erwägung aufforderte. Zuletzt erklärte er die Tagsatzung für eröffnet.

Die eigentlichen Sitzungen begannen am folgenden Tage im großen Saale des Rathhauses, der eigens dazu eingerichtet war. Auch dort nahm der Präsident einen erhöhten Platz ein. Vor ihm saßen als Protocollführer der eidgenössische Staatsschreiber und sein Gehülfe; zu beiden Seiten hatten hinter langen Tafeln die Gesand-

ten nach der Ordnung der Cantone in Armsesseln ihre Sitze. Hinter den Gesandten an besondern Tischen befanden sich die Stellvertreter derselben, als zweite Gesandte, und das öffentliche Schauspiel der Spiegelfechterei eines Congresses freier Bundesstaaten begann, in dem bei den heftigsten Discussionen niemals die persönliche Meinung des Abgeordneten, sondern nur seine Instruction als Richtschnur dienen sollte.

So kam denn unter lebhaften, aber fruchtlosen Streitigkeiten in den Sitzungen der Tagsatzung und unter steten Wühlereien der Jesuiten und ihrer Freunde im Canton die Zeit heran, wo der Antrag des Standes Aargau auf Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz verhandelt werden sollte.

Das geschah in den Sitzungen vom 19. und 20. August 1844.

. . . . . .

Roger hatte seine anfängliche Absicht, im Canton Schwyz die Klöster zu besuchen, um womöglich den Aufenthalt seines Freundes Guideon und der lieblichen Schwester desselben zu erforschen, auf die Zeit nach der Tagsatzung hinausgeschoben, weil alsdann im Kloster Mariä-Einsiedel die große Engelweihe fiel; dann aber die frommen Brüderschaften und Schwestern, die sonst im Innern ihrer Klöster jedem Fremden unsichtbar, ein-

geschlossen blieben, an den großen Kirchen-Prozessionen und Missionen Theil nehmen mußten.

In Luzern, dieser sonst so heitern und lebenslustigen Stadt, herrschte ein finsteres Mißtrauen. Scheu und mit gesenkten Köpfen gingen die Menschen an einander vorüber. Einer traute dem Andern nicht und in offener Feindschaft gegen einander lagen die Liberalen und die frömmelnden Anhänger einer jesuitenfreundlichen Regierung. Ueberall wurde die Berufung derselben und ein Vetosturm dagegen vorbereitet. Ueberall gab es geheime Spione und Ankläger. Die freie Presse wurde durch ein wahrhaft terroristisches Decret der Regierung unterdrückt, hier und da hörte man von Verhaftungen, Ausweisung und Vermögensconfiscationen, welche Maßregeln mißliebige Personen oft ohne Grund und Vorwand trafen.

Endlich war es Roger nach vielen vergeblichen Bemühungen gelungen, bei der nach Luzern inzwischen zurückgekehrten Marquise Zutritt zu erlangen.

Die Marquise schien erfreut zu sein, den jungen Mann, den sie, wie man zu sagen pflegt, in ihr Herz geschlossen hatte, wieder zu sehen. Sie versicherte ihm mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, daß sie durchaus nicht Befehl gegeben habe, ihn in Basel zurückzuweisen.

„Es ist mir dieser Vorfall," fuhr sie fort, „sogar äußerst verdrießlich. Er beweist mir, daß es in meinem

Hausstande eine Macht giebt, die, wenn auch ganz im Geheimen, sich doch anmaßt, auf meinen Willen ein gewisses Uebergewicht zu üben und Personen von mir fern zu halten sucht, deren interessante Gesellschaft mich für die plebeje Gemeinschaft mit diesen regierenden Demokraten einigermaßen entschädigen könnte."

Roger äußerte die Vermuthung, daß der Professor Heilinger vielleicht dieser Intriguant sei, da er als Jesuit gewohnt sei, in allen Familienverhältnissen den Einfluß seines Ordens geltend zu machen.

„Gerade deshalb, mein lieber junger Freund, möchte ich daran zweifeln. Dieser fromme Mann ist die christliche Demuth selbst, weit entfernt, sich irgend einen Einfluß auf meine Familienangelegenheiten anzumaßen."

„Außer in Gewissenssachen," fiel Roger ein. „Und Gewissenssache ist diesen Leuten Alles, was ihre Herrschsucht fördert."

„Freilich, freilich, das versteht er, die Hölle heiß und den Teufel schwarz zu schildern."

„Und diesen Einfluß hat er benutzt, den armen wahnsinnigen Guideon aus dem Herzen seiner Mutter zu verbannen und die sanfte, engelherzige Seraphine in die kalte Gruft eines Klosters zu begraben."

„Aber, mein Herr, wer sagt Ihnen, daß ich nicht weine um das Geschick meiner Kinder? Wenn ich auch mitunter meine Spielpartie mache, so kann und darf

mich das nicht hindern, täglich ein Dutzend Ave Maria, Angelus Dei, Paternoster und andere wirksame Gebete für das Heil ihrer Seelen zu beten, und in der That, mein lieber Herr Müller, ich werde gleich wieder an dieses Geschäft gehen, wenn ich den Kaffee getrunken haben werde."

Damit nahm sie aus der kleinen goldenen Tabatière mit ächt französischer Unbefangenheit eine Prise und fuhr fort:

„Uebrigens bin ich überzeugt, daß die frommen Exercitien im Kloster, wenn auch der sterbliche Leib darüber zu Grunde gehen sollte, doch ihrer unsterblichen Seele ersprießlich sein werden und so gebe denn der Herr zu diesem ihm wohlgefälligen Beginnen seinen himmlischen Segen, in Ewigkeit. Amen."

Dabei faltete sie die Hände und ließ den Kopf hängen.

Roger versuchte es, sie zu bewegen, daß sie von ihrem Seelsorger fordern möge, ihr wenigstens den Aufenthaltsort ihrer Kinder zu bezeichnen, in welchem Falle er gern Alles thun werde, um zu erkundschaften, wie es ihnen dort ergehe.

„Wozu," sprach sie, „soll ich armer, sündiger Mensch in Geheimnisse der Kirche dringen, die gewiß nicht ohne Grund für das profane Auge verborgen gehalten werden? Mich beruhigt vollkommen die Versicherung des ehrwürdigen Professor Heilinger, daß es meinen Kindern leib-

lich wie geistig wohl ergehe. Und damit Sela, abgemacht. Reden wir nicht mehr davon. Haben Sie schon die heutigen Zeitungen gelesen? Nach einem Artikel des Oesterreichischen Beobachters gewinnt die Meinung immer mehr Boden, daß, im Fall die Tagsatzung die Jesuitenvertreibung beschließen werde, die conservativen Mächte mit bewaffneter Intervention die Jesuiten schützen werden, denn der Jesuitismus ist eine gar schöne Erfindung, um das Volk in Dummheit, Aberglauben zu erhalten und damit ihren Excellenzen, den Herrn Ministern das Regieren zu erleichtern."

Ehe Roger mit gewohnter Freimüthigkeit seinen Unwillen über solche Gesinnungen aussprechen konnte, trat der Marquis ein und schien nicht wenig überrascht zu sein, den jungen Mann, dem er das Verhältniß in seinem Hause aufgekündigt hatte, im Zimmer seiner Frau zu finden.

Mit der größten Freundlichkeit begrüßte er ihn.

„Ei, mein lieber Herr Müller, Sie haben mir eine höchst angenehme Ueberraschung durch ihren Besuch bereitet, wofür ich ungemein dankbar bin; indeß erlauben Sie mir, Ihren Muth zu bewundern, womit Sie sich hinwegsetzen über die Bedenken wegen Ihrer Sicherheit in Luzern, da Umstände mich nöthigten, Ihnen den Schutz meiner Gesandtschaft zu entziehen, die durch Ihr Verfahren ziemlich bedeutend compromittirt war."

„Excellenz, mein Verfahren in Eberſol, bitte ich zu bedenken, galt der Rettung Ihres Herrn Stiefſohnes aus den Händen der Jeſuiten.“

„Ei, mein Herr, obwohl ich für meine Perſon, wie Sie wiſſen, dieſer päpſtlichen Miliz nicht viel Gutes zutraue, ſo ſtehen ſie doch unter geheimer Protection der conſervativen Macht, die ich vertrete; alſo officiell, lieber Müller, das werden Sie begreifen, werde ich immer etwas nach der Pfeife tanzen müſſen, die dieſe Leute ſpielen. Indeß da Sie unter dem beſondern Schutz von Madame la Marquise ſtehen, und ich ein viel zu galanter Ehemann bin, um nicht die Wünſche meiner Frau als Geſetz für mich anzuerkennen. . . . .“

Damit küßte er die Hand ſeiner Frau, die ihm dafür einen zärtlich dankbaren Blick zuwarf.

„Von Ihrer Güte, mein Herr Gemahl, zum Voraus überzeugt, dachte ich ſchon daran, Herrn Müller einzuladen, ſeine frühere Stellung hier im Hauſe wieder einzunehmen, als Sie eintraten.“

„Ach, Madame, das iſt ganz etwas Anderes. Da Sie es wünſchen, ſo verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß Herr Müller ſeine Charte als Attaché der Geſandtſchaft zurückbekommt und dann werden Sie völlig ſicher ſein. Ich werde Sie vertreten mit dem vollen Aplomb meiner diplomatiſchen Stellung, und wehe dieſen Bauerkönigen, wenn Sie ſich unterſtehen ſollten, Ihnen nur

ein Haar zu krümmen. In diesem Falle würde ich die ganze Schweiz in die Luft sprengen lassen.“

. . . . . .

Es war am 19. August Morgens früh, als der Marquis den jungen Mann aufforderte, ihn in die Sitzung der Tagsatzung zu begleiten, da heute der Antrag des Cantons Aargau: den Jesuitenorden von Bundeswegen aus der Schweiz auszuweisen, zum Vortrage kommen wird.

„Es wird heiß dabei hergehen,“ sprach er lächelnd, „denn die ganze katholische Schweiz ist erbittert darüber, daß es grade der Stand Aargau ist, der durch Aufhebung der Klöster den ersten Angriff auf die katholische Religion gemacht habe, welcher jetzt diesen neuen Angriff auf die Religions- und Cantonalsouveränetät seiner Bundesgenossen sich erlaube.“

Alles war gespannt, als der zweite Gesandte von Aargau, Seminardirector Keller, selbst ein Katholik, aber ein Aufgeklärter, einleitend begann:

„Zwar kehrt im Kreislauf der Dinge gar oft das Alte wieder; aber wer hätte geglaubt, als der Dichter das neue Jahrhundert begrüßte, daß, ehe dieses seine Hälfte erreicht, in Kirche und Staat die unheilvollen Streitfragen des siebzehnten Jahrhunderts wieder besprochen, die blutigen Geister der Religionskriege wieder aus ihren vergessenen Gräbern erwachen, die Sturmglocke

kirchlich-politischer Mordnächte mit ihren Te-Deen wieder ertönen, die Verfolgung der armen Waldenser wieder beginnen, die Jesuiten wieder die verwegene Hand nach den Zügeln der Welt ausstrecken werden?

„Und dennoch, meine Herren, ist es so gekommen. Frankreich und Deutschland, Amerika und Piemont geben davon Kunde. Und in der Schweiz, noch lauter als die mißbrauchten Kanzeln und noch deutlicher als die Wirkungen geheimer Conferenzen; noch überzeugender als die Tageblätter der Parteien, rufen es die hundert Leichen am blutigen Trient: „„„Der Rubicon ist überschritten, die Punier sind vor den Thoren! das Vaterland ist in Gefahr!““

„Wenn nur der Aargau diesem Ruf zuerst amtliches Gehör lieh, so glaubt er, liege dieses nicht blos in seinem Rechte, sondern auch in seiner Pflicht. Es ist auch nicht Leidenschaft und Parteihaß, welche den Aargau in dieser Angelegenheit leiten. Der Aargau kennt auf seinem glücklichen Boden keine Jesuiten und anderswo haßt und fürchtet er keine. Er bringt den früheren Verdiensten sowohl des Ordens, als einzelner Mitglieder seine volle Anerkennung dar; und nur die Grundsätze und Tendenzen, die Wirkungen des Jesuitismus, welche bereits verderblich die Lebensverhältnisse des Gesammtvaterlandes berühren, die sind es, gegen welche mein hoher Stand sich erhebt.“

Und nun begann er in lebhafter Sprache, mit Beziehung auf bekannte Schriften jesuitischer Casuisten, auszuführen, daß der Jesuitenorden gemeinschädlich den Staaten im Allgemeinen, wie der Schweiz im Besondern sei.

„Das liegt in den Grundsätzen seiner Constitution", sprach er. „Nach dieser erkennt er nur den Papst ausschließlich als den höchsten Souverän an, dem jede andere Regierungsgewalt auf Erden unterworfen sei. Der General des Ordens übt über den Willen der Ordensglieder einen unbeschränkten Despotismus. Und dieser geht so weit, daß ein Ordensglied selbst auch eine Sünde begehen muß, wenn der General es befiehlt, weil Alles, was dieser gebietet, zur Ehre Gottes gereicht.

„Kein Mitglied des Ordens darf mehr ein Vaterland erkennen, noch Verwandte lieben. Er darf nur sagen: ich habe Verwandte gehabt. Ohne Vaterland steht der Jesuit in der Welt, nur mit der beschwornen Ordenspflicht da. Und dieser verpflichtet ihn, überall und immer zu fördern, was zum Gedeihen und Wachsthum des Ordens führen kann.

„Wohl ist den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu verboten, damit die Gefährlichkeit des Ordens verdeckt bleibe, sich in Politik zu mischen; aber was sich auf die Gewissen oder die innere Leitung der Fürsten, Minister und auch Anderer bezieht, ist nicht verboten.

„Noch gefährlicher aber wird der Orden durch die Grundsätze einer verderblichen Moral. Bekanntlich lautet sein oberster Grundsatz: „Dem Orden ist Alles erlaubt, was zum Ziele führt, der Zweck heiligt die Mittel!“

„Auf diese Grundlage bauet das Jesuitenthum seine Verhältnisse zum Staate. Nach der Lehre des Ordens kann der Papst, als die höchste Regierungsgewalt, jeden Andern in den Bann legen. Geschieht das, so wird der gebannte Monarch als Tyrann behandelt und kann von jedem Privatmann ermordet werden. Wer einen solchen Tyrann tödtet, der thut es mit der Autorität Gottes. So begründete der Jesuit Molina seine Lehre von der Berechtigung der Jesuiten zum Fürstenmord.

„Hinter sich hat der Orden ganze Legionen von geistlichen und weltlichen Affiliirten, devoten und frommen Brüder- und Schwesterschaften. Seine Ausbreitung ist unabsehbar, da sie im Finstern krebsartig immer weiter frißt.

„In paritätischen Staaten säet er Unfrieden und Unduldsamkeit; denn Ausrottung des protestantischen Glaubens ist stiftungsmäßig sein Hauptzweck. Die Bartholomäusnacht, auf deren Loosung in 30 Tagen dem Fanatismus 30,000 Menschen zum Opfer fielen, war eine Jesuitenthat und deren hat die Weltgeschichte mehrere aufzuweisen.

„Besonders verderblich ist der Jesuitismus republikanischen Staaten, schon vermöge seiner Herrschsucht; denn der Jesuitenorden duldet Niemanden über sich, Niemanden neben sich, Jeden nur unter sich.

„Der Jugend aber sind sie gefährlich durch die Grundsätze ihrer Erziehung und die verderblichen Lehren ihrer Moral. Sie haben Heuchelei und Betrug in ein förmliches System gebracht. Sie nennen Probabilismus die Lehre: daß, wenn sich für irgend eine Handlung eine probable, d. h. wahrscheinliche Meinung finden lasse, so sei sie erlaubt. Und wenn das Gewissen zwischen zwei probablen Meinungen zu entscheiden habe, so könne es auch die weniger wahrscheinliche annehmen. Ja man darf sogar der Meinung eines Andern folgen, wenn man auch selbst sich von der Unwahrheit dieser Meinung überzeugt hält.

„Die Jesuiten sind es," fuhr der Redner fort, „welche die Leitung der Absicht lehren. Sie fragen, wenn man bei der Ausübung eines Unrechts die Absicht auf etwas Erlaubtes richtet und das Unrecht nur des Letztern wegen thut, so ist es kein Unrecht mehr. Darum sündigt der Wucherer nicht, wenn er unerlaubte Zinsen nimmt, wenn er es in der Absicht thut, für die Gefälligkeit des Darlehns sich bezahlt zu machen und der Mörder sündigt nicht, wenn er Jemanden tödtet, um etwa einen Verläumder zu bestrafen.

„Die Jesuiten sind es, die den s. g. innern Vorbehalt lehren, indem sie sagen: Man darf bei einer Aeußerung etwas Anderes im Sinne haben, als man ausspricht; also eine Beschränkung hinzudenken, wodurch das Gesagte zu etwas Anderem wird, als man ausgesprochen hat. Und diese Reservation darf man sogar auf die Eidesleistung ausdehnen.

„Die Jesuiten sind es ferner, welche die s. g. Zweideutigkeiten lehrten, indem sie sagten: Man kann einen zweideutigen Ausdruck für sich auch in einem andern Sinne nehmen, als er eigentlich gemeint war und von Andern verstanden ist und danach sowohl seine Rückäußerungen als seine Handlungen einrichten.

„Endlich sind es die Jesuiten, welche den s. g. Quietismus lehrten, indem sie sagten: Man sündigt nicht, wenn man schon mit Jemand sündigt, sobald man nur dabei seine Seele in eine völlige Theilnahmlosigkeit zu versetzen weiß.

„So bleibt es unmöglich, ein Verbrechen zu ersinnen und sei es noch so schwarz und todeswürdig, für das die Jesuitenmoral nicht eine Rechtfertigung zu finden wüßte.

„Man sage nicht, das wären nur die Lehren einzelner Irrenden; denn kein Jesuit darf ein Buch schreiben ohne Genehmigung der Obern des Ordens und jede auf solche Weise gegebene Lehre wird angesehen als sei sie

Gemeingut des Ordens. Das ist das Princip der Einheit in Lehre und Wandel, das sie als Richtschnur anerkennen.

„Solche schändliche, sittenverderbliche Grundsätze sind aus den casuistischen Schriften der Gelehrtesten des Ordens, eines Molina, Mariana, Grätser, Salmeron und des großen Bellarmin und Anderer, so wie aus den Constitutionen der Gesellschaft Jesu, die freilich für die profane Welt nicht geschrieben sind, nachgewiesen."

An die Geschichte des Jesuitenthums in der Schweiz knüpfte der Redner eine Ausführung über das Recht und die Verpflichtung der Tagsatzung, die Jesuiten von Bundeswegen auszuweisen aus allen Theilen der Schweiz.

Gegen diese Rede bildete die des Luzerner Schultheißen Siegwart Müller den stärksten Gegensatz. Als Standeshaupt von Luzern präsidirte er der Tagsatzung mit dem Titel Excellenz.

Hatte der Seminardirector Keller das Hauptgewicht seiner Rede auf die Anklage des Jesuitenthums gerichtet, so übernahm Siegwart Müller nicht ohne Geist und Geschick die Vertheidigung des Ordens.

Er begann mit den Worten: „Der Stand Luzern betrachtet den Antrag vom Aargau zunächst als einen Eingriff in die Rechte der Katholiken."

Dafür aber wußte er nichts zu sagen, als was die Jesuiten schon häufig auf ihren Missionen gepredigt hat-

ten, daß der Orden von einem Heiligen gestiftet und von den Päpsten und Concilien genehmigt sei; daß den Orden angreifen ein Angriff auf die katholische Religion sei, den kein rechtgläubiger Katholik ertragen könne.

Doch, da so viele Thatsachen gegen die sittliche Tendenz des Ordens sprachen, so gab er zu, daß der Orden „heilig in seinem Ursprunge, verehrungswürdig in seinem Wesen, segnungsvoll in seinen Werken, dem Gesetze der Unvollkommenheit unterliege, welchem alles Menschliche verfällt." Wenn auch das Ganze gut bleibe, so könne doch das Einzelne ausarten. Es sei aber selbst ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Ganzen, wenn die Ausartungen im Einzelnen sogleich auffielen.

Mit solcher Dialektik, die Unwahrheiten auf Unwahrheiten und Trugschlüsse auf Trugschlüsse häufte, fuhr er fort den Orden zu vertheidigen, ohne irgend eine Seele davon zu überzeugen, als Solche, die entweder dem Orden schon angehörten oder ihm zugethan waren.

Am folgenden Tage hielten die Gesandten der übrigen Cantone, in mehr oder weniger gereizter Stimmung, ihre nicht so ausführlichen Reden über denselben Gegenstand.

Endlich wurde zur Abstimmung geschritten. Längst konnte man aus den verschiedenen Cantonsversammlungen durch die Zeitungen das Ergebniß derselben zum Voraus berechnen.

So überraschte es Niemanden, daß für den Antrag vom Aargau einzig noch Baſellandſchaft ſtimmte, deſſen ganze Exiſtenz ein Werk des entſchiedenſten Radicalismus war.

Der Stand Bern und der Halbcanton Außerrhoden enthielten ſich der Abſtimmung. Dem Antrage Aargaus ſchroff gegenüber trat der der Geſandtſchaft von Schwyz, welcher dahin ging: „Der Antrag von Aargau ſei als ein Angriff in die Rechte der Cantonalſouveränetät und der katholiſchen Confeſſion und als nicht in die Competenz der Tagſatzung gehörend, zu mißbilligen und von der Hand zu weiſen.“

Dieſem Antrage ſtimmten bei: die katholiſchen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, ſo wie Appenzell-Innerrhoden.

Dagegen wurde von den übrigen Cantonen einfach erklärt, „Daß der Antrag vom Aargau, den Jeſuitenorden in der Schweiz von Bundeswegen auszuweiſen, von der Tagſatzung nicht zu vertreten ſei.“

So hatte dieſes politiſche Schauſpiel für die Sache der Freiheit und Aufklärung den längſt vorausgeſehenen ungünſtigen Ausgang. Da dieſe Entſcheidung nicht geeignet war, die Gemüther zu beruhigen, ſo gingen die Intriguen für und gegen die Jeſuitenberufung in Luzern ihren Gang. Die Aufregung wurde immer ſtärker, der

Terrorismus der unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Volksregierung trat immer unverhüllter hervor und Roger beschloß nun, im Monat September seine Wanderung durch den Canton Schwyz und besonders zu dem großen kirchlichen Feste: „die Engelweihe" in der reichen Abtei Mariä Einsiedel anzutreten.

Neuntes Capitel.

Reise nach Schwyz. — Scenen in dem Hause einer alten Adelsfamilie. — Teuflische Jesuitenthat. — Strafe. —

Roger und seine Freunde, Fein und Daffner, beschlossen die Reise nach Schwyz auf dem herrlichen Vierwaldstädter-See zu beginnen. Sie bestiegen in der zweiten Woche des Herbstmonats, wie man in der Schweiz den September nennt, ein kleines Dampfschiff, das sie nach dem Flecken Brunnen führte.

Ueberall fühlte sich ihr Gemüth erhoben durch die großartige Majestät der Berge und die classischen Stellen, welche an die alte schweizerische Heldenzeit erinnerten.

Als sie in Brunnen landeten, lag vor ihnen im hellen Sonnenschein das malerisch schöne Amphitheater des ganzen Schwyzerlandes. Da übersah man mit einem Blicke alle die Städte, Flecken, Dörfer und Gehöfte dieses erzkatholischen Cantons mit seinen 38,000 Einwohnern, auf 22 Geviertmeilen, seinen acht Klöstern,

worin 204 Mönche und Nonnen hauseten und seinen 118 Pfarreien.

Fruchtbar und wohl angebaut dehnt sich das Land von dort bis zum Rigi und nach Arth an den Roßberg hin. Es läuft in imposanten Felspyramiden des Mythen und schwarzen Haken bis an den Züricher See hinaus.

Das ganze Ländchen ist von Bergen und Gebirgen umgeben, welche bis zu einer Höhe von 7000 Fuß aufsteigen; voll kleiner Thäler und sammtweicher Matten. Es erscheint wie ein einziges großes Weideland, in welchem die Viehzucht die Hauptnahrung der Bewohner gewährt.

Zur rechten Seite öffnet sich mit einer engen, romantisch wilden Schlucht das fünf Stunden lange Munttathal.

Der Flecken Schwyz liegt an Bergabhängen, von Gärten umgeben, die mit Frucht- und Wallnußbäumen besetzt sind. Es ist grün und sonnig an diesen Bergen und der Blick auf den Vierwaldstädter-See, auf den Rigi und auf das Thal der Arth, auf die Felsen, Menschenwohnungen, Dörfer und Matten ist reich an Wechsel der lieblichsten Ansichten.

Dorthin hatten unsere Reisenden sich gewendet. Der alte Flecken Schwyz war schon seit Jahrhunderten der Sitz der aristokratischen Regierung des Cantons. Aus den altadligen Familien der Redings und Abybergs u.

A. wurden die höchsten Beamten der kleinen Republik gewählt. Diese vormaligen Häuptlinge und ein Dutzend Andere, aus welchen die Obersten und Majore, die Landammänner und Tagsatzungsgesandten hervorgehen, wohnen in stattlichen Landhäusern, die mit zierlich beschnittenen Taxushecken umgeben sind, welche, durch eiserne Gitterthore geschlossen, sich vor den bescheidenen Wohnungen der übrigen Bürgerhäuser bedeutend auszeichnen.

Unsere Reisenden waren vom Wege und der Sonnenwärme ermüdet. Sie zogen die Klingel von einem dieser Landhäuser. Ein Portier in altmodischer Livree mit einem Stabe, woran ein großer silberner Knopf, auf dem ein adliges Wappen sich eingeprägt befand, befestigt war, erschien und fragte nach ihrem Begehr. Ihre Bitte um ein Glas Milch und ein Stück Brod wurde ihnen sogleich mit ächt schweizerischer Gastfreundlichkeit zugesagt.

Sie setzten sich unter eine breitästige Linde vor dem Eingange und sprachen, während sie die Bewirthung erwarteten, über die Zustände in Schwyz.

„Auch hier," erklärte Georg Fein, „haben sich die Jesuiten festgesetzt. Schon seit 1837 haben sie dort ein großes Erziehungshaus für die Jugend des Landes gestiftet. Das ist mit Unterstützung des Abts von Einsiedeln geschehen. Sie sollen an 100 Zöglinge in ihrem Gymnasium haben, im Allgemeinen aber bei dem Volke nicht beliebt sein, weil sie die Pfarr- und Klostergeistlichen

gegen sich haben, die sich dadurch in ihren Einkünften geschmälert sehen."

In diesem Augenblick brachte der Gärtner den Reisenden einen Teller mit feinem Obst, Pfirsichen und Weintrauben. Es war ein einfacher, schon etwas bejahrter Mann, von schlichtem, gesundem Verstande.

Als er hörte, daß von den Jesuiten die Rede war, sprach er freimüthig: „Sie hindern uns bis jetzt nicht viel, scheinen sich auch in nichts mischen zu wollen; wenn sie es aber doch thun sollten, so würden wir sie noch schneller austreiben, als die Luzerner die Ihrigen aufgenommen haben würden. Hätten wir sie noch nicht, so könnet Ihr überzeugt sein, meine Herren, daß wir sie auch jetzt nicht aufnehmen würden."

Ein Handwerker aus Schwyz war dazu getreten, mischte sich in das Gespräch und sagte:

„Ja, ja, es sind schlaue Leute. Viele Freunde im Volke haben sie nicht; aber sie wissen doch Manchen, der sonst gegen sie sein würde, in ihr Netz zu bringen. Sie verborgen viel Geld, geben Capitalien auf Hypotheken und kaufen zu guten Preisen mancherlei Dinge. Für ihr Pensionat brauchen sie Waaren und beschäftigen Handwerker und Händler. Auch kommen viel Fremde zu ihnen, die sie den Gastwirthen zuweisen, die mit ihnen im Frieden leben. Und schaut, lieber Herr," fuhr er mit schlauem Lächeln fort, „das ist auch eine der Ursachen,

weshalb ich selbst grade nichts Schlimmes von den Herren Patres sprechen möchte."

„Das sieht ihnen ähnlich," entgegnete Fein, „so wissen die Jesuiten durch den Köder des Eigennutzes sich Freunde zu verschaffen und zu erhalten. Was bei dem Volke durch materielle Dinge gelingt, das macht sich bei den Aristokraten durch höhere Berechnungen. Was soll, sprachen sie zu diesen, aus dem alten Wesen des Landes, aus den Sitten, Satzungen und der Demuth und Unterwürfigkeit des Volkes werden, wenn die Priester dieses nicht leiten und es von den verdammten ketzerischen Neuerungen in Kirche und Staat abhalten, die nothwendig untergehen müssen, wenn es der Vernunft gelingt, das Volk zum Denken zu bewegen!"

„Ganz recht," ergänzte Daffner, „in Schwyz und Uri läßt man es sich auch jetzt noch nicht nehmen, daß hier allein das ächte Schweizervolk wohne. Die alten Erinnerungen leben dort am tiefsten fort. Die wahre alte Schweizerfreiheit, so wähnen sie, sei nur bei ihnen noch vorhanden, und doch wird die Freiheit nirgends mehr geknechtet, als grade in diesen Urcantonen, denn die Kirche und die alte Aristokratie ringen um die Herrschaft und bedrücken das Volk, das sich frei wähnt, auf jede nur mögliche Weise."

In diesem Augenblick trat eine junge Schweizerin mit einem silbernen Präsentirteller, worauf drei Gläser mit

Milch sich befanden, aus dem Gitterthore heraus. Augenblicklich erkannten Roger und seine Freunde die liebliche Nichte des Großraths Leu aus Untereberſol in ihrer reizenden Luzerner Tracht; auch Liesli hatte sie erkannt und mit dem Ausruf: Die Ketzer! ließ sie die Gläſer mit Milch fallen und lief vor Schrecken davon.

Dieſer Vorfall war überraſchend, weil man die Geſuchten zu finden hoffte, wo dieſes junge Mädchen, das Beide begleitet hatte, ſich befand. Aber die ariſtokratiſche Abgeſchloſſenheit ſolcher Familien machte es faſt unmöglich, ins Haus zu dringen und etwaige Familiengeheimniſſe zu erforſchen.

Während ſie noch darüber beriethen und den Gärtner vergebens erſuchten, wenigſtens ihn, Roger, als Attaché der .... ſchen Geſandtſchaft bei dem Freiherrn Oberſten Ayberg zu melden, öffneten zwei Livreebedienten das eiſerne Gitterthor; eine glänzende, aber ſehr altmodiſche Equipage war vor die doppelte Freitreppe des großen ſteinernen Hauſes auf dem mit Kies belegten Schloßhof vorgefahren und die Glasthür des herrſchaftlichen Salons öffnete ſich auf der Höhe dieſer Treppe. Zwei Jeſuiten in ihrer ſchwarzen Soutane, dem Ordenskleide, nahmen höflich Abſchied von einem ſchwarz gekleideten anſehnlich gewachſenen Manne von imponirender Größe und vornehmer Haltung, der ſie hinaus begleitet hatte. Aber ſie waren nicht zu bewegen, ſich des Wa-

gens zu bedienen. „Für einfache Leute, wie wir sind, die dem Herrn dienen," sprach der Eine mit dem Ausdruck frommer Demuth, „ist eine solche Equipage viel zu glänzend."

„Gleich wie die heiligen Apostel durch alle Reiche der Erde zu Fuß wandelten," bemerkte der Andere, „werden auch wir unsere Wanderungen zur größeren Ehre Gottes demüthig zu Fuß fortsetzen."

In dem Augenblick, als sie von ihrem vornehmen Wirth schieden, bei welchem die Jesuiten, wie ein eigener feuchter Glanz ihrer hagern Gesichter und kleinen funkelnden Augen bezeugte, bei aller Genügsamkeit doch ohne Zweifel ein ächt Luculliſches Mahl eingenommen hatten, erkannte Roger in dem Einen derselben den Professor Heilinger, der, wenn er im Ordenskleide war, den Namen Pater Cyrillus führte.

Augenblicklich trat er ihm entgegen und Pater Cyrillus konnte nicht ausweichen, seinen Gruß zu erwiedern. Das geschah von Seiten des Jesuiten mit erheuchelter Freude und ungemein viel Höflichkeit. Er stellte sogleich Herrn Roger Müller, als Attaché der Gesandtschaft des Marquis von Mirabella, dem Herrn vom Hause vor und dieser empfing ihn mit ausgesuchter Artigkeit.

Roger war ein junger Mann, der in Folge einer feinen Erziehung und besonders durch den längern Aufenthalt in dem vornehmen Hause sich jene feine Tour-

nure, mit einer eleganten, scheinbar vernachlässigten Toilette, angewöhnt hatte, welche überall ohne Zwang in der Haltung das rechte Maß zu treffen weiß. Er trug unter dem leichten hellen Sommerüberzieher einen dunklen Phantasiefrack, in der Art, wie die Sitte Berechtigung giebt, im täglichen Verkehr, so wie in der feinsten Gesellschaft damit zu erscheinen; sein grauer Hut war von eleganter Form, ohne wie die breitgekrämpten niedrigen grauen Reisehüte seiner Gefährten gleich von vorn herein auf den Radicalismus ihrer Gesinnung hinzudeuten, auch die graue leinene Blouse derselben entsprach wenig den Forderungen der Salonwelt.

Herr von Ayberg konnte bei aller Feinheit doch einen besorgten Blick auf diese beiden Revolutionsmänner, wofür er sie halten mußte, nicht unterdrücken. Roger stellte sie ihm als seine Reisegefährten, Dr. Fein und Herrn Daffner, vor.

„Bekannte Namen," entgegnete der Hausherr mit jener stereotypen Freundlichkeit, welche kaum vermag, die Kälte einer fast verletzenden Zurückhaltung zu verhüllen, „und deshalb fürchte ich, daß die Herren Radicalen sich nicht wohl fühlen werden in einer Familie von der conservativen Richtung; sonst würde ich mir ein Vergnügen gemacht haben, die Herren einzuladen, mein Haus zu betreten."

„Sehr verbunden," entgegnete Fein mit ironischem

Lächeln, „um uns selbst das keineswegs Einladende einer solchen Einladung zu ersparen, werden wir unsern Freund im Gasthause von Schwyz erwarten.“ Damit zogen sie sich zurück. Roger aber, ehe er die Schwelle betrat, erklärte: „Herr Baron, ich will mich hier nicht durch Lügen einschleichen, wie es zu den Gewohnheiten gewisser anderer Personen gehört,“ damit warf er einen stechenden Blick auf die Jesuiten, die schon zum Abgehen auf die Seite getreten waren, um den Augenblick abzuwarten, wo sie ihren Abschiedsgruß anbringen konnten, „und deshalb erlauben Sie mir die Erklärung, daß ich meiner Gesinnung nach zu den Liberalen gehöre und daher ebenfalls keinen Anspruch auf wohlwollende Aufnahme in einem conservativen Hause haben dürfte.“

Der Pater Cyrillus trat wieder vor und erklärte: „Allerdings kann ich bezeugen, daß Herr Müller ein freisinniger Protestant ist, daß indeß der streng conservative und römisch katholische Herr Gesandte, Marquis von Mirabella, kein Bedenken getragen hat, demselben sein Haus zu öffnen.“

„Diese Empfehlung genügt vollkommen. Treten Sie näher, Herr Legationssecretär.“

„Diesen Titel führe ich nicht,“ entgegnete Roger mit Stolz, „meine Stellung ist eine ganz freie, die mich selbst in Hinsicht meines Glaubens und meiner politischen Ueberzeugung nicht bindet.“

„Mein Herr, ich achte und ehre Ihren stolzen männlichen Freimuth. Sein Sie so freundlich, mein Haus zu betreten.“

Der Baron grüßte die Jesuiten, ergriff Roger bei der Hand und führte ihn dem schönen Landhause zu.

„Wie sehr ich mich,“ sprach er auf diesem Wege, „auch abgeschlossen habe gegen alle neueren Ideen der Zeit, weil ich geboren und erzogen bin in der Ueberzeugung, daß der Glanz und das Ansehen der alten Adelsgeschlechter sich nur erhalten lasse durch das Erhaltungsprincip in der Staatsverfassung, nur wiederherstellen durch Reaction: so bin ich doch zu stolz, mich in die jetzigen kleinen Kämpfe der Pfaffen und Bauern zu mischen und lebe mit meiner Familie zurückgezogen von der Welt, bis einmal andere Zeiten wieder kommen; aber darum bin ich dem rein Menschlichen nicht fremd geworden und da ich in Ihnen etwas Besseres als jene radicalen Umtriebe, jenes egoistische Treiben und Haschen nach Effect zu erkennen glaube, so heiße ich Sie als Mensch dem Menschen willkommen.“

Mit diesen Worten hatte er ihm nochmals die Hand gereicht, und so stiegen sie die Stufen der Freitreppe hinauf in den Salon.

Dort war die Familie versammelt, die aus einer ältern und einer jungen Dame nebst zwei Knaben bestand. Der Freiherr stellte sie als seine Frau, seine Toch-

ter und seine Söhne dem Fremden vor und deutete noch auf eine alte magere Dame von feinen blassen Gesichtszügen in einem grauseidenen nonnenhaften Gewande, die einen Rosenkranz am Gürtel trug und sehr fromm zu sein schien. Diese nannte er Tante Beate, ein Stiftsfräulein von Ayberg. Roger wurde den Damen vorgestellt als ein Herr von Müller, Attaché der ...schen Gesandtschaft.

„Müller, nicht von Müller," entgegnete Roger berichtigend, „wie sehr ich auch den Adel achte als eine aus dem Mittelalter uns überlieferte Institution, so halte ich doch jede Anmaßung dieses Titels für lächerlich."

Er sprach dieses mit einem stolzen Selbstgefühl, welches überall sich Geltung verschafft, und man war artig genug, ihn deshalb nicht weniger zuvorkommend zu behandeln.

Die Frau vom Hause, besonders aber die Tochter, Angelika, waren Frauen von feinem Geiste. In einer angenehmen Conversation sprachen sie mehr über die schönsten Punkte der Schweiz, über Poesie, Kunst und Wissenschaften, als über die großen politischen Fragen der Gegenwart. Während die Dienerschaft ab- und zuging und ein feines Dejeuner arrangirte, wurde die Unterhaltung in französischer Sprache geführt, in welcher die Damen gewohnt waren sich mit großer Leichtigkeit und Eleganz auszudrücken. Politische und religiöse

Gegenstände der Conversation wurden sorgfältig vermieden. Die Stiftsdame, der übrigens große Achtung und Aufmerksamkeit erwiesen wurde, sprach sehr wenig. Dagegen ließ sich aus der Unterhaltung der Andern erkennen, daß sie bei einem aufgeklärten Geiste treffliche Herzen besaßen. Roger glaubte daher, daß er sich dieser achtbaren Familie offen entdecken könne und hoffte, daß sie alsdann nicht zurückhaltend sein würden mit einer Mittheilung Dessen, was sie davon wußten.

Die Veranlassung, sich darüber auszusprechen, gab dasselbe junge Mädchen, welches schon beim ersten Erblicken Roger's und seiner Freunde, vor Schreck über die Ketzer, die Gläser mit Milch hatte fallen gelassen.

Sie kam durch die Seitenthür mit einem Korb voll feinem Obst in das Zimmer herein, blieb einen Augenblick wie versteinert vor Ueberraschung stehen, bekreuzigte sich und ging wieder hinaus, indem sich in ihren Augen Furcht und Entsetzen ausdrückte.

„Ich erstaune," sprach Roger, „die Nichte des Großraths Leu von Ebersol hier zu treffen."

„Die frommen Patres, die soeben von hier abgingen, haben sie der Tante empfohlen," sprach der Freiherr.

„Es ist eine fromme Seele," nahm die Stiftsdame zum ersten Male das Wort, „die aber in irdischer sündhafter Liebe einem jungen Manne zugethan ist, wel-

cher dadurch entflammt den Versuch machte, sich seiner Bestimmung für den Himmel zu entziehen."

Nun erzählte Roger mit Wärme die Geschichte dieses jungen Mannes und seiner liebenswürdigen Schwester und wußte damit so Alles hinzureißen, daß der Freiherr erklärte, diesen Unglücklichen gern sein Haus öffnen und sie gegen die Verfolgung der Jesuiten schützen zu wollen; von den Damen aber beschworen ihn die Gattin und Tochter des Freiherrn, Alles anzuwenden, um die Unglücklichen zu befreien und sie unter ihren Schutz zu stellen. Man wisse zwar nicht, in welchem Kloster sie gefangen gehalten würden, aber mehr als wahrscheinlich sei es, daß sie zur Engelweihe in Mariä Einsiedel sich befinden würden.

Roger sagte ihnen, daß er dieses schon längst vermuthet habe und sich deshalb auf der Reise dorthin befinde. „Nur besorge ich," fuhr er fort, „daß es schwer halten wird, inmitten einer solchen großen römisch katholischen Volksbewegung ihre Befreiung zu reclamiren."

„Der Meinung bin ich auch, und selbst ein Regierungsbefehl und ein halbes Dutzend Landjäger würde Sie nicht zum Ziel führen. Ich würde Ihnen daher empfehlen, vorerst nur zu erforschen, in welchem Kloster die Unglücklichen sich befinden; dann aber könnten nur diplomatische Schritte von Seiten des Herrn Marquis

die Cantonsregierung bewegen, die Herausgabe der Gefangenen mit Erfolg zu betreiben."

„Aber, mein Himmel!" rief die Tante Beate aus, indem sie ihre feinen weißen, mageren Hände wie betend emporhielt, „welch ein Frevel würde das sein, dem Altar entziehen zu wollen, was dem Altar geweiht ist, und welches sündhafte Beginnen wäre es, sie der Fürsorge frommer Priester für ihr Seelenheil entziehen zu wollen."

„Liebe Tante," redete Herr von Ayberg zu der alten Dame, „machen Sie mit Ihrem eigenen Seelenheil was Sie wollen. Damit Sie nicht glauben, wir wollen Sie abhalten, den Jesuiten, wenn Sie es Ihrem Seelenheil für förderlich halten, Ihr ganzes Vermögen zu verschreiben, so habe ich diesen heuchlerischen Erbschleichern mein Haus geöffnet und gestatte den Jesuiten, mit Ihnen zu beten; Sie aber wollen wir nicht hindern, sich von ihnen mit gleißnerischen Reden berücken zu lassen, wie es Ihnen gefällig ist; aber eins nur bitte ich mir aus: machen Sie aus meinem Hause keine jesuitische Propaganda und bekümmern Sie sich nicht um das Seelenheil Anderer, denen wir aus Menschenliebe Haus und Herzen öffnen werden."

„O Welt, Welt, arge Welt!" seufzte die Tante und stand auf, „ich aber werde auf mein Kämmerlein gehen und zu dem liebsten Herrn Jesulein beten, daß er

mir nicht zurechne die heidnischen und ketzerischen Gesinnungen dieses Hauses."

Damit erhob sie sich und ging durch eine Seitenthür hinaus.

„Die arme Tante Beate," sprach das junge Mädchen mit dem Ausdruck von Liebe und Theilnahme, „hat sich die jetzigen politischen und religiösen Bewegungen der Schweiz so zu Gemüthe gezogen, daß sie an den Weltuntergang und das Herannahen des jüngsten Tages glaubt. Um ihr Seelenheil vor den Strafgerichten Gottes zu retten, hat sie ein Paar Jesuiten-Patres als Beichtväter angenommen und möchte gern unser Aller Seelen erlösen und retten. Leider findet sie dabei wenig Gehör; denn wir glauben wohl an einen Gott der Liebe, nicht aber an einen Gott des Zorns."

Roger fragte, ob sich nicht vielleicht durch das junge Landmädchen von Ebersol erforschen lasse, in welchem Kloster sie sich zuletzt mit jenen Beiden befunden habe.

Angelika erhob sich sogleich mit dem Erbieten, das arme Liesli deshalb zu befragen.

„Das liebe Kind," sprach die Mutter, „hat ein wahres Engelsgemüth; aber eine unglückliche Liebe hat auf das Tiefste auf sie gewirkt und das Schlimmste noch ist, daß sie diese für Sünde hält, weil der Jüngling, den sie liebt, als ein zweiter Messias berufen sei, die Welt von ihren Sünden zu erlösen. Die Jesuiten

haben sich ihrer bemächtigt und ich fürchte, sie bringen das arme Mädchen noch um seinen Verstand, wenn dem nicht bald Einhalt geschieht. Sie ist ganz menschenscheu geworden; jeden sogenannten Ketzer hält sie für giftiger als die giftigste Schlange. Ich werde indeß sehen, ob ich sie nicht bewegen kann, hierher zu kommen."

Mit diesen Worten ging auch die Freiherrin von Arberg hinaus.

„Die Jesuiten," sprach der Freiherr, indem er Roger's Hand ergriff, „machen mir in der That viel Sorge. Ich fürchte, daß sie in Hinsicht dieses in der That schönen jungen Mädchens noch andere Pläne haben als die Seelsorge, welche ihnen den Vorwand giebt, sich wegen der Beichte mit ihr einzuschließen."

„Dann würde ich diesen heuchlerischen Schleichern die Thür weisen," rief Roger.

„Das geht aus zwei Gründen nicht; den einen habe ich der Tante selbst gesagt, damit sie nicht wähne, es geschehe, um sie zu hindern, ihr Vermögen der Familie zu entziehen und jenem Orden zu vermachen; der andere Grund aber ist ein politischer. Um hier im Canton Schwyz ruhig zu leben, darf man es mit den Jesuiten nicht verderben, jede Unfreundlichkeit gegen diesen mächtigen Orden würde hundert Intriguen gegen mein Haus entfesseln und ich wäre nicht sicher dafür, daß

mir eine fanatische Bauernrotte geschickt würde, die mir das Haus über dem Kopfe anzündete."

Die bald darauf zurückkehrende Angelika berichtete, daß die arme Liesli ihr in höchster Aufregung erzählt hätte, sie wäre dem heiligen Messias stets zur Seite gewesen; nur allein von ihr habe derselbe sich führen und bedeuten lassen, wenn die Nacht des Wahnsinns über ihn gekommen sei. Zwei fromme Väter der Gesellschaft Jesu wären stets ihre Führer gewesen. Anfangs hätten sie die Reise zu Wagen, dann auf einem Nachen über den See fortgesetzt. Sie wären zu Brunnen gelandet. Seraphine und sie selbst hätten sich in die liebevolle Pflege des armen Guideon getheilt gehabt. Sie hätten in einem Kloster übernachtet; dann am folgenden Tage wären sie zu Fuß in das Innere des Landes Schwyz weiter gewandert. Ueberall vor den zahllosen Heiligen in Kapellen und Kirchen hätten sie Station gemacht und vor dem zahllosen Volke, das sie überall umgeben habe, hätten die Patres Reden und Gebete gehalten; dann hätten sie Guideon himmlisches Manna zu essen gegeben, wie sie gesagt, und alsbald habe eine wilde religiöse Begeisterung sich seiner bemächtigt; er habe dann dem Volke verkündet, daß die heilige Jungfrau Maria ihm erschienen sei und ihn zu ihrem Gesalbten, den zweiten Messias erhoben habe. Dann kniete alles Volk nieder zu seinen Füßen, weinte, bekreuzigte sich und küßte ihm

Hände und Gewand; auch wir thaten desgleichen, denn wir zweifelten nicht, daß er von Gott und der heiligsten gebenedeiten Jungfrau wahr und wahrhaftig so hoch begnadigt sei. So wurden wir von einem Kloster ins andere geführt und ruhten selten mehr als eine Nacht unter demselben Dache. So ging es denn hinauf auf den hohen St. Bernhard und hinab in das so schrecklich verwüstete Goldauer Thal, bald in Nonnenklöstern, bald bei Mönchen, bald in der einsamen Klause eines Waldbruders, oder in einem Pfarrhause wurde Mittagsruhe gehalten oder übernachtet. Ueberall wurden dabei zahlreiche Geldgeschenke eingesammelt, welche die Jesuiten in ihren Seckel nahmen, um diese Liebesgaben zur Ehre Gottes zu verwalten. Endlich eines Morgens," schloß das arme Mädchen, „führte mich Pater Cyrillus, noch ehe Guideon und Seraphine sich von ihrem Lager erhoben hatten, in die stille dunkle Klosterkirche und gab mir auf, zum Heil meiner Seele zehn Mal meinen Rosenkranz abzubeten. Ich that wie mir geboten war, aber," und dabei erröthete sie tief, „es hat sich anders gemacht, als ich dachte. Nachdem ich aus der Kirche mit einem lauten Aufschrei entfloh und in das Kloster zurückkehrte, waren Guideon und Seraphine schon abgereiset und verschwunden, und mir blieb nichts Anderes übrig, als mich der Führung des Mannes, der mir so großen Schreck eingeflößt hatte, wieder anzuvertrauen.

Er brachte mich auf einem Wagen hierher, wo ich so freundlich aufgenommen bin und besucht mich noch immer, wie er sagt, um das Heil meiner Seele und die Heilung derselben von einer schweren Versündigung zu vollenden.

„Als ich in das liebe Mädchen drang, mir zu sagen," so schloß Angelika ihren Bericht, „was sie noch auf dem Herzen habe und mir verberge, da drückte sie ihre heißen Wangen an meine Brust und sagte in ihrer lieblichen ländlichen Sprache: „„Kann ich's nicht sagen, schöne Jungfer; aber der Mutter will ich es bekennen, so Gott will und es die heiligste Jungfrau Maria erlaubt.""

. . . . . .

Nun ging die Freifrau zu ihr in das kleine freundliche Gartenstübchen, das, reichlich von Angelika's Hand mit Blumen geschmückt, dem jungen Landmädchen zur Wohnung eingeräumt war. Sie fand das arme Liesli in Thränen zerfließend und in einer Aufregung, die ihr kaum gestattete, ihren Gefühlen Worte zu geben.

Die gütige Freifrau küßte sie auf die Stirn und Liesli legte ihren schönen Kopf an die Brust der würdigen Matrone, indem sie lebhaft schluchzte; dabei klopfte das arme kleine Herz, daß man hätte meinen sollen, das Pochen desselben hören zu können. Frau von Ayberg redete ihr mit so viel Güte und Liebe zu, daß sie

endlich in die Worte ausbrach: „O, wie himmlisch gütig! ich armes Kind habe meinen Vater schon vor meiner Geburt verloren, meine Mutter empfing den Tod, indem sie mir das Leben gab; so unter frommen liebevollen Verwandten aufgewachsen, habe ich zwar wohl Liebe und Frömmigkeit für mein Herz gewonnen, aber das Gefühl, was ich jetzt habe, an einem mütterlichen Herzen zu liegen, habe ich nie gekannt; o, wie anders ist das Vertrauen, womit ich meiner zweiten Mutter meine Sünden beichten werde, als wenn ich jenem Beichtvater Alles sage, der ja doch nie ein reines jungfräuliches Herz zu verstehen und auf seinen kleinen Irrwegen zu leiten vermag."

„Seht, gnädige Frau Mutter," sprach sie dann in ihrer naiven Zutraulichkeit, „das war so gekommen. Der neue Messias, den die Jesuitenpatres im Lande herumführen, ist bald als ein himmlischer Missionär von der Jungfrau Maria inspirirt, bald aber auch von Teufeln besessen, die ihn mit Convulsionen und furchtbaren Krankheiten quälen. Dann aber, wenn Alles vorüber ist, wird er wieder, was er früher gewesen, ein Mensch mit Fleisch und Bein und gesundem Verstande und warmem Herzen, wie es andere Menschen sind. In diesem Zustande nannte er sich Guideon und sagte, daß er aus einer vornehmen adligen Familie sei, die aber nichts von ihm wissen wolle und von der er sich auch

selbst losgesagt habe; er habe jetzt keine Familie, kein Vaterland mehr und habe geschworen, nur allein seiner Mutter, der Kirche anzugehören und sie zu lieben. Aber diesen Eid könne er nicht halten, und das möge ihm Gott verzeihen, denn er fühle noch eine menschliche Liebe in seiner Brust, die er mit hundert und tausend Paternoster, welche er allnächtlich bete, und mit blutigen Geißelhieben und stundenlangem Knieen nicht überwältigen und austreiben könne; das sei die menschliche und irdische Liebe zu mir.

„Ach, und seine Stimme war dabei so lieb und innig, als er das sprach, seine sanften blauen Augen versenkten sich so tief in die meinigen; er drückte mir mit seiner warmen weichen Hand die meinige so zärtlich, daß mir ein Schauer der Wonne, wie ich nie zuvor empfunden, nie geahnet, durch das Herz, die Seele und alle Adern drang. Da, ich weiß nicht wie es gekommen war, erwachte ich aus einer süßen Betäubung mit Thränen im Auge und am ganzen Leibe bebend, wie ein Espenlaub im Mondeslicht zittert, in seinen Armen und meine Lippen fühlten den warmen wonnigen Druck der seinigen. Ach, mein süßes, herziges Mütterchen, so etwas läßt sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben.

„Seht, gnädige Frau," fuhr sie nach einer Pause ruhiger fort, „so waren wir Beide denn nun wohl vor Gott verlobt, als Bräutigam und Braut, aber wir

wußten es Beide noch nicht; dem keiner von uns hatte darüber bis jetzt noch ein Wörtchen gesprochen.

„Da sollten wir es erfahren, wie durch eine himmlische Botschaft. Ein Engel des Himmels in jungfräulicher Gestalt, Seraphine, die im profanen Leben eine leibliche Schwester Guideon's ist, war herangetreten, hatte segnend ihre Hände auf unsere vereinigten Häupter gelegt und sprach feierlich in den weichsten Tönen der Liebe: „„Gott segne Euern Bund, was der Himmel zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.““

„Da ließen wir Beide unsere Arme sinken und wendeten uns trauernd von einander, denn in uns Beiden war das Bewußtsein lebendig geworden, daß unser Bund irdischer Liebe eine Sünde vor dem Herrn und eine Unmöglichkeit vor der Welt geworden sei.

„Guideon war es, der diesem schmerzlichen Bewußtsein zuerst Worte gab. Er beklagte sein Geschick, das ihn unauflöslich mit der Kirche verbunden habe. Einmal schon habe er es versucht, sich dem Altare, dem er geweihet sei, zu entziehen, aber Gottes Zorn habe ihn mit Donner und Blitz, mit Wahnsinn und Krankheit bestraft; es könne daher nicht Segen bringen, ein Band zu knüpfen, das den Zorn des Herrn von vorn herein und in noch höherem Maße aufregen müsse. Er könne daher nichts dabei thun, als, wenn er zur heiligen Jungfrau bete, dabei sich diese seine irdische Geliebte vor-

ſtellen; dann würde er die himmliſche Braut, der er ſeine Seele verlobt, um ſo heißer und inniger lieben."

„Und ich," ſo entgegnete ich begeiſtert, „würde mich meinem liebſten Herrn Jeſus verloben und wenn ich in den ſtillen heimlichen Kloſtermauern meiner Zelle das Bild des Gekreuzigten küſſe und ich zu ihm bete, wird meiner Seele mein irdiſcher Liebſter, mein ſüßer Guideon vor Augen ſtehen und ich werde um ſo inbrünſtiger zu ihm beten.

„Da war es Seraphine, die uns auf ganz andere Gedanken brachte. Auch ſie iſt eine gute katholiſche Chriſtin und ſteht unter dem Einfluß des Pater Cyrillus; aber ſie hat einen klaren hellen Verſtand, der ſie oft wieder zu dem ſündlichen Gebrauch der menſchlichen Vernunft zurückführt, ſo oft die frommen Väter wähnen, ſie nun endlich ganz in den Banden eines blinden Glaubens gefangen zu haben. Und mit dieſem klaren, wenn auch ſündlichen Verſtande gab ſie unſerm ganzen Verhältniß eine mehr menſchliche und irdiſche Richtung.

„Sie ſprach von den großen ewigen Naturgeſetzen, denen das Prieſtercölibat widerſtrebe; von der Beſtimmung des Menſchen, die unvereinbar ſei mit dem müſſigen beſchaulichen Leben im Kloſter; ja ſie ließ Andeutungen fallen von der Heuchelei und Hinterliſt der frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu; ſie erklärte es für Mißbrauch und unerlaubte Freiheitsberaubung von Gui-

deon, wenn er wie ein wunderthätiges Heiligenbild im Lande umhergeführt werde und wenn man ihn als Gefangenen behandle, so oft in lichten Zwischenräumen seine Vernunft wiederkehre.

„Guideon, der in solchen Stunden des Bewußtseins sich oft sehr freigeistig äußerte und dann selbst die Jesuiten mit heftigen Vorwürfen nicht verschonte, was diese für Einwirkung des Teufels erklärten, war leicht zu überzeugen; mich aber riß die Nacht der Leidenschaft fort, daß ich meine Zustimmung gab zu dem sündlichen Beschlusse, den wir Drei jetzt faßten.

„Dieser ging dahin, den Jesuiten List gegen List entgegen zu setzen und heimlich zu entfliehen; dann aber in irgend einem Alpenthal ein idyllisches Stillleben zu führen; ich sollte dann Guideon's Gattin werden und sein Oheim und Vormund würde gewiß gern die Hand dazu bieten, um die Mittel zu erhalten, diesen Vorsatz auszuführen.

„Seraphine schien dabei auch ihr geheimes Glückseligkeitsplänchen ganz tief in der Stille ihres schönen Herzens zu hegen, denn so oft sie sich nach dieser Scene in Träumerei versenkte, lächelte sie vor sich hin wie eine Selige des Himmels, und früher waren nur Thränen die Begleiterinnen ihrer einsamen Stunden.

„Wir hatten uns gegenseits das Wort gegeben, gegen die Väter der Gesellschaft Jesu zurückhaltend zu

sein über diese unsere Pläne; denn nur in der vorsichtigsten Verschwiegenheit lag die Möglichkeit für das Gelingen derselben. Aber mein Gewissen fühlte sich dabei fortwährend beängstigt und leicht mußte es dem Pater Cyrillus gelingen, ein vollständiges Bekenntniß darüber im Beichtstuhl von mir zu erlangen.

„Dieser fromme Vater entschuldigte selbst diese Verirrungen, die er aus menschlicher Schwachheit herleitete, welche der Böse benutzt habe, uns vom Himmel ab auf Irrwege zu leiten, die nothwendig zu einer ewigen Verdammniß der Seele und ewigen Höllenqualen führen müßten. Indeß," fuhr er fort, „will ich doch nicht hindern, meine Tochter in Christo dem heiligen Messias in sündlicher Liebe zugethan zu sein; denn es ist dieses eine Prüfung, die der Himmel Dir auferlegt, damit Deine Tugend um so glänzender daraus hervorgehen könne. Eine Tugend, die nie geprüft worden, ist auch keine Tugend, und dazu sind die Fallstricke des Teufels, auf daß der Fromme geheiligt werde, indem er lernt, ihnen zu entgehen oder sie zu überwinden, und darum hat Gott der Herr die sündlichen Neigungen des Fleisches in das menschliche Herz gelegt, daß der Fromme sie zu überwinden und damit für den Himmel reif zu werden lerne."

„Nach dieser Unterredung vergingen einige Tage. Er that unter dem Vorgeben der Seelsorge Fragen an

mich über meine Gefühle und den Zustand meiner Nerven in den Augenblicken, wenn mich Guideon küsse und umarme, die ich anfangs in meiner Unschuld nicht verstand, die mich aber später, als ich seine Absicht ahnete, mit tiefem Erröthen erfüllten. Es giebt in Klöstern und Wirthshäusern große Betten, in welchen auf den Pilgerfahrten ganze Gesellschaften von Männern und Frauen, jungen Burschen, Jungfrauen und Kindern übernachten. In eins dieser Betten mußte ich mich unter dem Vorgeben, daß es an Raum fehle, an Guideon's Seite niederlegen. Es war eine glückselige Nacht, Wonne und Küsse .... Gott, es läßt sich nicht beschreiben; aber der Engel der Unschuld war bei uns geblieben; erst am folgenden Tage, durch die seltsamen Fragen des Paters, erfuhr ich, daß dieses eine neue und eine der stärksten Prüfungen für meine Tugend gewesen sei."

Wir müssen jetzt eine Lücke ausfüllen in der Erzählung des jungen Mädchens. Was sie unmöglich wissen konnte, war die heimliche Absicht des Jesuiten, sie zum Falle zu bringen; dann aber entweder durch grelles Vormalen der ewigen Höllenqualen sie selbst an die Grenzen des Wahnsinns zu führen, oder ihre einmal aufgeregte Sinnlichkeit für die Befriedigungen seiner eigenen sträflichen Gelüste auszubeuten.

Dieses Letztere ließ sich schon einigermaßen aus den

weitern Bekenntniſſen und Andeutungen in den Mittheilungen des jungen Mädchens abnehmen.

Der Jeſuit hatte im Beichtſtuhl in der That es gewagt, Angriffe auf ihre Ehre ſich zu erlauben, doch als ſie aufſchreiend aus der Kirche entfloh, und die Beiden, Guideon und Seraphine, fort waren, und Niemand ihr ſagen konnte, wohin? und das junge Landmädchen im Bewußtſein ihrer Hülfloſigkeit faſt ohnmächtig zu Boden geſunken war, da wußte der Jeſuit durch Vermittelung der Priorin des Nonnenkloſters, in welchem dieſe Scene vorgefallen war, ihr begreiflich zu machen, daß dieſes gar nichts geweſen ſei, als ein Angriff zum Schein, den der Jeſuit auf Geheiß Gottes gegen ſie unternommen habe, um ihre Tugend noch weitern Prüfungen, wie ſie für ihrer Seele Seligkeit nothwendig ſeien, zu unterwerfen.

So hatte denn Liesli wohl in dem Hauſe des edlen Patriziers ein Unterkommen gefunden, aber von den Verfolgungen und Anfechtungen von Seiten des Jeſuiten war ſie nicht befreit. Pater Cyrillus hatte in dieſem edlen Hauſe ein zu wichtiges Geſchäft der Erbſchleicherei bei der Tante Beate, um nicht oft genug wieder zu kommen, wobei er denn nicht unterließ, dem armen Seelenſchäflein aus Untereberſol ſeine ſeelſorgeriſche Thätigkeit in bisheriger Weiſe ziemlich zudringlich zu erweiſen.

Obgleich Frau von Ayberg dieſe Mittheilungen den beiden Männern mit möglichſter Discretion machte, ſo fühlten doch dieſe ſich auf das Tiefſte empört durch die ſchändliche Heuchelei und Lüſternheit des Jeſuiten, und Roger übernahm es, demſelben einen Denkzettel zu geben, der ihm für immer die Neigung, die Schwelle dieſes Hauſes wieder zu betreten, benehmen ſollte.

Es kam nur darauf an, ihn auf der That zu überraſchen.

Der Hausherr genehmigte Alles, nur bat er, ihn ſelbſt dabei ganz aus dem Spiele zu laſſen; es ſei dieſes weder menſchliche Furcht, noch Glaubensvorurtheil, ſondern eine Rückſicht, die er ſich ſelbſt, ſeiner Stellung und ſeiner Familie, beſonders auch den unglücklichen Vorurtheilen ſeiner Tante, die ich aus Delicateſſe zu ſchonen habe, ſchuldig ſei.

Roger erkannte die Triftigkeit dieſer Gründe und übernahm mit ſeinen Freunden allein die Vollſtreckung der Beſtrafung des Jeſuiten.

Pater Cyrillus pflegte in der Regel an den Freitagen in einer frühen Morgenſtunde ſich auf dem Landhauſe des Herrn von Ayberg einzufinden, in der Regel mit einem Socius, der aber im Vorzimmer blieb, wenn er mit der Tante Beate zu verkehren hatte. Die Thür blieb dann offen ſtehen, ſo daß der Socius Alles ſehen konnte; das geſchah theils, weil es ſo die Geſetze der

Ordensconstitution forderten, theils aus Rücksichten auf die Schicklichkeit; denn die alte Stiftsdame war um so mehr besorgt für die Erhaltung ihres Rufes und ihrer jungfräulichen Ehre, je weniger Beide nach irgendwie in Gefahr gerathen konnten.

Dagegen hatte Pater Cyrillus mit Genehmigung seines Vorgesetzten übernommen, das Geschäft der Seelsorge bei der Nichte des Großraths Leu allein und ohne Aufsicht des Socius zu übernehmen. Er schloß sich jedes Mal mit ihr ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden, indem er erklärte, sein heiliges Gewand und die Reinheit dieser dem Himmel geweihten Jungfrau sei Bürge dafür, daß Niemand etwas Arges dabei denken könne.

Neben dem kleinen Zimmer des jungen Landmädchens befand sich aber noch ein dunkles Cabinet, das durch eine wenig bemerkbare Tapetenthür mit dem Gemach verbunden war. In dieses Cabinet begaben sich Roger und der Hausherr, als sie den Jesuiten an dem Gitterthor den Klingelzug ergreifen sahen. Er war dieses Mal allein, ein Beweis, daß es für heute vorzüglich auf Liesli abgesehen war. Diese hatte man aus ihrem Zimmer entfernt, damit sie nicht bemerken konnte, daß der Freiherr und Roger sich in das Cabinet begaben.

Der Jesuit, der im Damenzimmer empfangen wurde, erschien mit einem sehr ernsten Gesicht. „Es ist heute

ein hochwichtiger Tag," sprach er, „denn ich habe die Aufgabe, meine geliebte Tochter in Christo für die bevorstehende Engelweihe im Kloster Mariä Einsiedel vorzubereiten, damit sie dieses hohe Kirchenfest würdig begehe und hiermit an Leib und Seele gesunde."

Nur zögernd und auf Zureden der Freifrau entschloß sich Liesli, dem Jesuiten in ihr Zimmer zu folgen. Die reinen jungfräulichen Gemüther gleichen nicht selten der Sensitive, jener zarten Pflanze, die sogleich ihre Kelche und Blätter schließt, wenn ein ungeweihter Finger nur nahet zu leiser Berührung. So auch dieses unschuldige Landmädchen; ohne nur die Größe der Gefahr zu ahnen, bebte sie schon zurück vor der entweihenden Nähe eines Mannes, der sich selbst ihr zu erkennen gab als den Versucher ihrer Tugend, damit diese sich desto reiner bewähren könne.

Indeß machte Angelika ihrem Bedenken ein Ende dadurch, daß sie sagte: „Gehe nur, Liebe, wir stehen ja überall unter dem Schutze der heiligsten, gebenedeiten Jungfrau."

Als Beide, der Jesuit und das Landmädchen allein waren in dem kleinen freundlichen Gartenzimmer, verschloß Pater Cyrillus die Thür und ließ die Rouleaux herunter, „denn," sprach er, „die Sonne darf die Thränen der Reue nicht auftrocknen, womit die heilige Magdalene sich wieder den Himmel erbetet hat, den sie durch ihre Sünden schon verloren hatte."

Dann zog er ein Fläschchen hervor, das mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt war, und sagte, daß es eine der heiligsten Reliquien sei, welche der Papst Gregor VII. dem Orden geschenkt habe, es wären eben diese kostbaren Thränen einer reuigen Sünderin, die aber die Wunderkraft hätten, eine jede wahrhaft reine und unschuldige Jungfrau, die darauf rieche, für immer vor jedem Versucher ihrer Tugend zu sichern. Da sie nun bis jetzt allen Versuchungen und Fallstricken, die man ihr absichtlich gestellt, Widerstand geleistet habe, so sei sie würdig, die höhere Heiligung zu empfangen. Sie möge daher niederknieen und beten und dabei mit kräftigen Zügen auf diese, wie Rosen duftende, heiligen Zähren riechen.

Liesli war in ihrem harmlosen Aberglauben leicht zu bewegen, der Vorschrift des frommen Jesuiten zu folgen. Sie kniete nieder auf dem Teppich und betete am Rosenkranz, den sie zwischen den Händen hielt, die ihr vorgeschriebene Zahl der Gebete ab. Der Jesuit stand in gebückter Stellung vor ihr und hielt ihr das Crucifix gegenüber; dabei hatte er aber in der andern Hand einen Schwamm, worauf er einige Tropfen der heiligen Thränen gegossen hatte; diese hielt er ihr dicht unter die Nase und das bethörte Mädchen glaubte ein Gott wohlgefälliges Werk zum Heil ihrer eigenen Seele zu thun, indem sie mit starken Zügen den kräftigen Duft einathmete

Die Folge zeigte sich bald, sie sank in tiefster Bewußtlosigkeit auf den Teppich nieder.

„Der Bösewicht", sprach Roger leise zu dem Freiherrn, „hat selbst die neusten Fortschritte der Wissenschaft ausgebeutet für seine schändlichen Zwecke. Ohne Zweifel ist es Chlorformium, durch dessen Geruch er sie betäubt hat."

„Das ist empörend," flüsterte der Freiherr zurück, „ich breche hervor, solche Schändlichkeit duldet keine schonende Rücksicht mehr."

„Still," entgegnete Roger, „warten wir noch einige Augenblicke, damit er später nicht leugnen kann."

Der Jesuit schien ein Geräusch bemerkt zu haben. Er horchte auf und blickte scheu und ängstlich umher. Aber er entdeckte die Ursache des Geräusches nicht. Dann stand er auf und untersuchte, ob auch die Thür gehörig verschlossen sei, ob das Schlüsselloch oder irgend eine Spalte in der Thür nicht eine Beobachtung von Außen her möglich mache; ob auch die Rouleaux gehörig schlössen. Eine weitere Entdeckung machte er nicht und nun, blaß und erdfarbig, wie ein bereits in Verwesung übergehender Leichnam und zitternd im Bewußtsein einer entsetzlichen Schuld, bereitete er sich vor, ein Verbrechen zu begehen, welches unter Allem, was menschliche Schlechtigkeit nur ersinnen kann, das entsetzlichste und verabscheuungswürdigste ist.

Doch vorher sprach er noch einige Worte, um die schändliche That vor seinem eigenen Gewissen ächt jesuitisch zu rechtfertigen.

„Herr, mein Gott," sprach er in schauerlich tiefen Tönen halb laut vor sich hin, „Du weißt es, daß meine Absicht bei dieser That auf etwas Gutes und Erlaubtes gerichtet ist; indem ich dadurch dieses Mädchen, das ein reiches Erbgut besitzt, in jene verzweiflungsvolle Stimmung versetzen werde, die sie den Klostergelübden zuführen und unserer heiligen Gesellschaft ihr Erbe zuwenden wird. Herr, mein Gott, Du weißt es, daß ich meine Seele in völliger Theilnahmlosigkeit von dieser That meines Leibes zu erhalten weiß; Herr, mein Gott, Du weißt es, daß es in der probablen Meinung geschieht, daß Alles zur größeren Ehre Gottes gereiche, und so wasche ich denn meine Hände in Unschuld und werde beginnen, mit Gott, was mein schwacher menschlicher Leichnam nicht unterlassen kann."

Und damit schritt er der grauenvollen That immer näher; aber in demselben Augenblick, als darüber kein Zweifel mehr blieb, traten der Freiherr und Roger aus ihrem Versteck hervor.

Im edelsten Zorn hielten sie ihm Beide sein Verbrechen vor und fragten ihn, ob er lieber wolle, daß diese Schandthat unter Verbürgung ihrer Namensunterschrift in allen liberalen Blättern der Schweiz bekannt

gemacht werde, oder ob er sich mit einer Leibesstrafe wolle absinden lassen.

Demüthig erbat sich Pater Heilinger das Letztere, indem er heilig versicherte, daß er unschuldig sei.

Doch Roger zwang ihn durch Androhung der Oeffentlichkeit, einen Revers zu unterzeichnen, worin er sein beabsichtigtes Verbrechen bekannte und über empfangene Leibesstrafe quittirte.

Nun nahm Roger ein starkes spanisches Rohr und während der Freiherr dem Jesuiten die Arme gekreuzt hielt, holte der junge Diplomat aus, wie zum kräftigen Hiebe. Der Jesuit krümmte den Rücken und duckte den Kopf, indem er in jedem Augenblick den ersten kräftigen Hieb erwartete. Da ließ Roger den Arm sinken und sagte: „Ich kann mich nicht entschließen, der Büttel eines solchen Nichtswürdigen zu werden, für den der Schandpfahl noch eine zu ehrenvolle Strafe wäre. Ich habe aber eine andere Strafe für ihn ausgesonnen. Folge mir, verruchter Heuchler, durch den Garten an den See."

Der Jesuit folgte und der Freiherr blieb zurück, um die Pflege des jungen Mädchens durch die Frauen seines Hauses anzuordnen.

Seiner Gattin sagte er, was vorgefallen war, empfahl ihr aber, Niemandem, am wenigsten den beiden jungen Mädchen ein Wort davon zu sagen, um das Zartgefühl der Letzteren zu schonen.

So ahnete denn auch Liesli nicht das Mindeste von dem entsetzlichen Attentat ihres jesuitischen Beichtvaters.

Unten im Garten aber befand sich am Seeufer ein Kahn, in welchem zwei Ruderer in Schifferkleidung saßen. Es waren Fein und Daffner, mit welchen Roger die nöthigen Verabredungen getroffen hatte.

„Nun, Jesuit," sprach Roger zu dem Pater Cyrillus, „die Prügelstrafe habe ich Ihnen erlassen, weil ich mich mit solchem Schergendienst nicht selbst beflecken wollte, aber welche andere beschimpfende Strafe soll nun an deren Stelle treten?"

„Als unser Herr Jesus," sprach er, „zum Pontius Pilatus geführt wurde, da spieen ihm die Juden ins Angesicht. Nun dann, meine Herren, so es Ihnen beliebt, speien Sie mir ins Antlitz, das wird mich als einen Märtyrer heiligen."

„Das ist der Gipfel der Nichtswürdigkeit," rief Fein aus.

„Hört, meine Freunde, was er verbrochen hat, dann sollt Ihr seine Strafe bestimmen." Nun las er den Revers vor, den der Jesuit unterzeichnet hatte und die beiden jungen Männer brachen in einen Schrei des Unwillens aus.

„Wir wollen ihn säcken," riefen sie; „das war die schimpflichste Strafe im Mittelalter, für Meineidige und Vatermörder bestimmt."

Als Daffner und Roger zustimmten, wurde dem Jesuiten befohlen, niederzuknieen.

Mit schlotternden Gebeinen sank er auf seine Kniee und bat um Gnade. Der Trotz des Glaubensmuthes war von ihm gewichen. Es war nicht möglich, mit mehr kleinmüthiger Furchtsamkeit um sein Leben zu flehen, als es von diesem zitternden Jesuiten geschah.

„Das wird sich finden," versetzte Fein.

„Der Himmel nimmt Dich nicht auf, Verruchter," sprach Roger, „und die Hölle verwirft Dich, so sollst Du noch leben, Dir selbst ein Scheusal und der Welt zum Gräuel, aber Strafe muß sein. Darum holt den Sack!"

Während Daffner dem Jesuiten die Hände auf den Rücken und die Füße zusammenband, zog ihm Fein einen großen Sack, den er aus dem Kahne herbeibrachte, über den Kopf, band den Sack unter den Füßen zu und Beide trugen ihn nun in den Nachen.

Roger setzte sich an das Steuer und die beiden anderen jungen Männer fuhren mit schnellen Ruderschlägen weit genug vom Ufer auf den See, um von dort beobachtet werden zu können. Dort, wo der See eine unermeßliche Tiefe hat, stürzten sie den Jesuiten im Sack über Bord in den See. Roger hielt jedoch die Leine, womit der Sack zugebunden war und zog ihn nach einigen Minuten wieder heraus. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Jesuit noch lebte, wurde diese

Operation noch sechs Mal wiederholt. Dann fuhren sie nach dem Garten zurück und trugen den nassen Sack in ein nahes Bosket. Hier wurde derselbe geöffnet, um zu sehen, welche Wirkung die Jesuitenwäsche gehabt hatte.

„Er ist todt, und wir sind Mörder!" rief Roger mit Entsetzen, als der Jesuit nur wenig durchnäßt, aber wie leblos am Boden lag.

„Nur ohnmächtig ist er," entgegnete Fein, „die Sünde hat ein zähes Leben, das Wasser ist nur wenig durchgedrungen, aber durch Erstickung hätte er leicht umkommen können. Vollenden wir die Jesuitenwäsche, indem wir ihn ins Leben zurückrufen."

Und nun übergossen sie ihn mit einigen Eimern Wasser, und der blasse Mann, der sonst das geringste kalte Lüftchen scheute, sah in seinem langen schwarzen Gewande, das ihm nun überall um die dürren Glieder anklatschte, aus wie eine von den Todten auferstandene Mumie.

Er war so schwach, daß er kaum auf den Beinen sich erhalten konnte und zitterte an dem kalten, feuchten Herbsttage, daß ihm die Zähne im Munde klapperten. Roger setzte ihm seinen dreieckigen Hut wieder auf und sagte zu ihm: „Jetzt aber nehmen Sie sich zusammen um Ihrer selbst willen, nur das Eine habe ich Ihnen noch zu sagen, wenn nicht binnen vier Wochen Guideon

und Seraphine ihrer Familie zurückgegeben sein werden, und Sie sich nur noch ein einziges Mal in diesem Hause oder in der Familie des Marquis blicken lassen, so werden wir Ihre schlechte Handlung der Oeffentlichkeit übergeben."

„Jetzt aber kommen Sie, damit die Welt glaube, wir scheiden als Freunde, Lug und Verstellung muß Ihnen ja ohnehin leichter werden als mir."

So gingen Beide Arm in Arm über den Hof und zum Gartenthore hinaus. Dort bestieg der Jesuit einen Miethwagen, den indeß der Freiherr hatte kommen lassen, und Roger trat in das Haus zurück, um von der liebenswürdigen Familie des Herrn von Ayberg Abschied zu nehmen.

Eine halbe Stunde ruderte der Nachen der Drei abermals auf dem See, um an einer geeigneten Uferstelle auszusteigen und ihre Reise nach Mariä Einsiedeln fortzusetzen.

Zehntes Capitel.

Kloster Einsiedeln. — Die Engelweihe. — Unternehmung zur Befreiung von Guideon und Seraphine. —

Aus dem hohen Alpthal waren unsere Freunde, Roger, Fein und Daffner in die weite anmuthlose, öde und moorige Hochebene hinabgestiegen, in deren Mitte die weitläufigen Gebäude der reichen Benedictiner Abtei, Mariä Einsiedeln mit ihrem Kloster und ihrer Kirche liegt.

Vergebens hatten die Reisenden in dem Benedictiner-Nonnenkloster im Alpthal Nachfrage nach dem jungen Wahnsinnigen und seiner Begleiterin gehalten. Indem Daffner nach katholischen Gebräuchen seine Finger in das Weihwasser tauchte und sich damit bekreuzigte, sprach er zu dem Klosterpförtner, daß er wünsche, den Segen des neuen Messias empfangen zu können.

„Der Gottgesandte," sprach der Pförtner, „mit seiner engelschönen Begleiterin, die wohl die heilige Mar-

tha in menſchlicher Verkörperung geweſen ſein mag, waren einige Tage hier, geführt von zwei frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu; indeß ſind ſie weiter gezogen und werden ſicher auch am Feſte der großen Engelweihe in Einſiedeln erſcheinen, um die ſchwarze Maria anzubeten."

„Mit dieſem ſchwarzen Marienbilde," bemerkte Fein ſpöttelnd, „hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Wie gewaltig das iſt, was die Menſchen Glauben nennen, erkennen wir daraus. Da hilft keine Demonſtration der Vernunft, keine Thatſache, die den baaren Unſinn enthüllt. Obwohl die ungläubigen Franzoſen der Republik, im Jahre 1798 die angeblich von den Engeln geweihte alte Kapelle zu Einſiedeln bis auf den Grund zerſtört, die Mönche weggejagt, das Kloſter geſchloſſen und das ſchwarze Steinbild der heiligen Mutter Gottes, Jungfrau Maria, das mit einem Kleide von Goldſtoff angethan war, als eine Siegestrophäe aus der Schweiz mit nach Paris geſchleppt hatten: ſo ſtand doch, als das Kloſter ſpäter mit einer neuen Kapelle wieder aufgebauet war, eine ganz ähnliche Marienfigur mit ſchwarzem Antlitz und einem koſtbaren Gewande, aus Goldbrokat mit Perlen geſtickt, auf dem Altar der neuen Kapelle und die Mönche verſichern dem Volke, dieſes ſei das einzige wahre und ächte Muttergottesbild, welches vermöge ſeiner göttlichen Kraft immer wieder zu-

rückkehre, so oft es auch weggeführt werde. Als ich dem Bruder, der mich umher führte in der Klosterkirche und der ein Freigeist zu sein schien, indem er alles Heilige im spöttelnden Tone anpries, darauf aufmerksam machte, daß ich selbst noch vor Kurzem die von den Franzosen entführte ächte Maria aus Einsiedeln in Paris gesehen habe, da lachte er und sagte: „„Ja, der Aberglauben ist nur für das dumme Volk erfunden, um Abhängigkeit von dem Pfaffenregiment erhalten zu können. Den Aufgeklärten muß man die Wahrheit sagen, um sich nicht selbst lächerlich zu machen.““ Damit öffnete er einen Schrein und zeigte mir noch einen ganzen Vorrath von schwarzen steinernen Marienbildern mit den Worten: „„Seht, mein Herr, die sind alle eben so ächt, als die nach Paris entführte und die auf dem Altar aufgestellte Maria von Einsiedeln.““

„Es ist überhaupt eine Schande für unsere Civilisation,“ rief Fein aus, „eine wahre Gotteslästerung ist es, daß immer noch die Priester-Hierarchie ihren Spott und Hohn treibt mit der Abergläubigkeit der Menschen. So das Unwesen mit der Ausstellung des sogenannten heiligen Rocks in Trier, welches hunderttausende von einer frommen Wahnepidemie ergriffene Menschen zur Anbetung eines alten Tuchrocks hinriß, von dem pfäffische Dialektik eine Unmöglichkeit behauptete, daß er der ächte Rock Jesu Christi sei, der sich über neun Jahr-

hunderte, im feuchten Gemäuer eingeschlossen, erhalten habe. Hunderttausende versäumten auf solchen heuchlerischen Wallfahrten ihre Geschäfte, ihr Hauswesen und trieben Völlerei und Unzucht auf ihrer Buß- und Betfahrt nach Trier. So ist es auch hier mit diesem fetten Kloster, das jetzt zahlreiche Mönche mit ihren dienenden Brüdern, wie die Fürsten ernährt. Aber wer kann dafür, daß jährlich 150,000 Menschen, darunter mehr als die Hälfte aus Deutschland in dieses ferne Alpthal wandern, lange Zeit ein Vagabundenleben führen und meist als Bettler zurückkehren? Müßten nicht aufgeklärte Regierungen Alles anwenden, um das Volk zur Einsicht zu bringen? müßten sie nicht dem Drang nach Müssiggang, nach sinnlicher Schwärmerei, diesem Trieb der Menschen nach überirdischer Hülfe, um in den Himmel zu gelangen, mit Kraft und Würde entgegentreten? Verbote helfen freilich dagegen nichts, besonders wenn die Regierungen selbst solchem Pfaffentreiben durch die Finger sehen, aber man sollte die Urheber solcher Unsinnigkeiten, die Vernichter des Wohlstandes, die Mörder der gesunden Vernunft mit Staubbesen zum Lande hinausjagen; statt dessen haben Beamte eines protestantischen Königs sich nicht geschämt, auf die Abgötterei, die in Trier mit dem alten Tuchlappen getrieben ist, das amtliche Regierungssiegel aufzudrücken und die sonst aufgeklärte badische Regierung läßt noch immer viele Tau-

sende sonst sittlich und fleißig gewesener Landleute und Arbeiter, Männer, Weiber und Mädchen, meistens aus den untersten Volksklassen, im Vertrauen, daß der Herr, der die Raben unter dem Himmel speiset, auch sie ernähren werde, nach diesem Loretto der Schweiz ziehen und dort leiblich und sittlich zu Grunde gehen."

„Ueberhaupt," erklärte Roger, „die Kirche und die Religion haben keine ärgern Feinde, als ihre eifrigsten Anhänger. Im Katholicismus sind es die Umtriebe der Jesuiten und die Rockfahrt des Bischofs Arnoldi, welche die aufgeklärten Katholiken bewogen haben, sich aus der kirchlichen Gemeinschaft mit Rom zurückzuziehen, und im Protestantismus ist es die starre Consistorialkirche mit ihrer strengen Formulirung des Glaubensbekenntnisses, welche die Bildung der freien Gemeinden veranlaßt hat. Alle solche Maßregeln, um die Religion in Schnürstiefeln theologischer Satzungen einzuengen, führen entweder zu Heuchelei oder offener Abtrünnigkeit der Kirche, denn dieses oder jenes zu glauben, kann kein Mensch gezwungen werden; der Glaube im Menschen ist selbst dem eigenen Willen nicht unterworfen. Der Glaube ist das unwillkürliche Ergebniß der ganzen geistigen Richtung des Menschen. Daher ist Glaubensfreiheit ein heiliges Urrecht der Menschheit, welches wahrlich ungestraft sich nicht beschränken läßt."

Unter solchen Gesprächen waren sie dem Kloster im-

mer näher gekommen. Von allen Seiten sahen sie, im hellen Lichte einer herbstlichen Morgensonne, lange Wanderzüge der Wallfahrer mit ihren Kirchenfahnen singend und betend heranziehen. Sie alle zogen in feierlichen Prozessionen nach der schwarzen Maria von Stein, mit dem goldbrokatenen Kleide und drängten sich um den heiligen Brunnen von schwarzem Marmor, mit zwei mal sieben Ausgüssen, aus welchen sie unter unablässigen Gebeten das heilige Wasser tranken, von dem die Mönche lehren, daß es die Wunderkraft habe, gegen alle Krankheiten und Leibesgebrechen zu schützen. Ereignete es sich auch nicht selten, daß Leute krank wurden, die mit so großem Eifer nach starker Erhitzung das eiskalte Wasser getrunken hatten, so sagten die Mönche, das sei die Strafe Gottes dafür, daß sie nicht mit rechtem Eifer gebetet hätten.

„Da hilft keine Kritik," rief Roger aus, als er sah, wie hier mit Leib und Seele dem pfäffischen Aberglauben gedienet wurde, „keine fortschreitende Erkenntniß. Die Menschen suchen ihre Götter, wenn sie keinen Gott im Herzen haben. Die Heiligen- und Reliquienverehrung artet in Anbetung aus und der Aberglauben führt zum Götzendienste."

„Uebrigens," nahm Daffner wieder das Wort, „ist man in protestantischen Ländern sehr im Irrthum, wenn man glaubt, daß die Katholiken nicht zum Theil eben

so wie wir, über Ablaß- und Wallfahrtskram denken. Die Aufgeklärten unter ihnen wissen recht gut, welches fürchterliche Leid damit seit Jahrhunderten schon über die Menschheit gekommen ist. Selbst nicht wenige edle und denkende Männer unter der katholischen Geistlichkeit beklagen es auf das Tiefste, daß der blinde Wahn der unwissenden Menge so schnöde gemißbraucht und aus Selbstsucht der Priesterherrschaft verewigt wird, statt daß die Diener Gottes mit der Fackel der Menschenliebe und Erkenntniß der höchsten Wahrheiten der Menschheit voranschreiten sollten. Sie wissen auch recht gut, daß der Hemmschuh alles religiösen Fortschritts in Rom liegt, wie die Hemmung alles politischen Fortschritts vom Fürsten Metternich ausgeht. So lange die Völker sich nicht von beiden Götzen der Finsterniß befreien, werden weder Humanität und Civilisation die Welt beglücken. So lange es Klöster und Mönche giebt, Wallfahrten und Reliquienanbetungen, Wunderanpreisungen und frommer Betrug, Priester ohne Weib und Kind, die ohne Band zum Volke und zum Staate, selbst einen Staat im Staate und in der Gesellschaft eine Kaste bilden, welche sich anmaßen darf, über dem Gesetze zu stehen; so lange wird die Menschheit immer auch die Unterdrückung des Geistes zu fürchten und gegen Rom und die römischen Priester, als gegen ihren grimmigsten Feind zu kämpfen haben."

„Wie sehr ist es zu beklagen," rief Roger, „daß die Versuche, aus diesen Ketten zu entkommen, selbst in neuester Zeit auch in Deutschland abermals zu verkümmern scheinen, weil die Herrscher der Völker, aus Besorgniß für ihre eigene Zukunft und absolute Gewalt, lieber mit Rom gemeinschaftliche Sache machen, als Geistes- und Gewissensfreiheit begünstigen und die Bewegung zu unterdrücken suchen, statt sich ihrer anzunehmen. Die deutschkatholischen Gemeinden haben es empfunden. Aber kann man sich darüber wundern, wenn man sieht, wie die protestantischen Gemeinden und Priester, welche ihre Glaubensfreiheit bewahren und streben sie nach der Erkenntniß unserer Zeit auszubilden, in Symbolzwang zurückgeworfen und festgehalten, in Prozesse verstrickt, verfolgt und abgesetzt werden? Ueberall sehen wir dieselben Erscheinungen, überall Bündnisse zwischen Priesterherrschaft, Selbstherrschern und Aristokraten, wobei nur der Unterschied bleibt, daß der römische Klerus in scheinbarer Berechtigung sich befindet, während die protestantischen Schleicher, Heuchler und Wortgläubige, die evangelische Kirchenzeitung und ein Hengstenberg kriechend wie Maden sich in den Protestantismus einnisten und das unveräußerliche Recht desselben auf freie geistige Forschung benagen und in veralteter Formulirung zu erdrücken suchen. So, meine Freunde, kann es nicht bleiben!"

„So kann und wird es nicht bleiben," sprach

Georg Fein mit Würde, „dafür sorgt schon der bekannte Kernspruch unseres großen Dichters:

„„„Schrecklich immer . . . .
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt, doch
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.""

„Und ich sage Euch, die Zeit wird kommen, wo Völkersturm das schwarze Gewölk einer römischen Propapaganda und der Metternichschen Politik, wie Spreu vor dem Winde zerstreuen wird. Und leuchtend, wie der ewige Strahl der Morgensonne, wird das Licht der Aufklärung hervorbrechen über die Welt und durchglühet von dem lebenswarmen Athem der Natur, wird politische Freiheit den Völkerfrühling bringen, denn unaufhaltsam, wie der Gang der ewigen Vorsehung, ist die organische Entwickelung des Menschengeschlechtes, dem auch die der Staaten folgen muß, auf dem Wege der Civilisation und Bildung."

„Doch da sind wir zur Stelle," sprach Roger, „sehen wir uns um, ob wir unter dieser wogenden Menschenmasse nicht irgendwo die Gesuchten erblicken."

Das Bild, das sich jetzt vor ihren Augen entfaltete, war in der That großartig. Massenhaft erhoben sich dort die Prunkgebäude des Klosters mit der von zwei hohen Thürmen geschmückten Kirche. Breite Stufen führen hinauf; Tausende und Abertausende knieender Pilger, nachdem sie aus den vierzehn Röhren des Brunnens ihren Leibern Heil getrunken hatten, sah man nun auf den Knieen die großen steinernen Freitreppen unter Beten und Singen hinanrutschen, um der schwarzen Madonna im Innern der Kapelle ihre Devotion und Anbetung zu bezeugen. In der Kirche selbst war ein Gedränge, daß man nur dem Strome folgen konnte, um hinein und hinaus zu kommen. Tag und Nacht bei flammenden Altarlichtern lasen Priester im reichsten Kirchenornat die Messe und unter Profanen von jedem Geschlechte und Alter, sah man in ihre Kapuze gehüllte Mönche knieen, welche überall, wo es auch sei, den bedrängten Gewissen die Beichte abhörten, versteht sich Alles gegen gute Bezahlung. Auf dem großen Platz aber vor dem Kloster bewegten sich wohl an hunderttausend Menschen, viele in Pilgerkleidung, andere wieder nur mit dem Kennzeichen frommer Wallfahrer, dem Rosenkranz, zwischen den gefaltenen Händen geschmückt. Ringsherum standen Buden, in welchen in zahlloser Menge bunte Heiligenbilder, geweihte Medaillen von Blei mit dem Muttergottesbilde und Rosenkränze aller

Art verkauft wurden. Arme Knaben boten Tractätlein unter den seltsamsten Titeln feil und wenn auch hier und da sich Bigotterie und Glaubenshaß bis zum Fanatismus steigerte, so hinderte das doch nicht die lebenslustige Menge, sich in den vielen, das Kloster umgebenden Schankwirthschaften von der frommen Arbeit zu erholen; da sah man sie trinken bis zur Sinnlosigkeit, da hörte man Toben und Fluchen, da sah man Kosen und Tanzen mit leichtfertigen Dirnen, oder solchen, die auf der frommen Wallfahrt selbst vielleicht erst zum Fall gebracht waren. Dazwischen trieben sich Mönche in allen Ordenskleidern umher und unter kreischender Musik verkauften sie Ablaßzettel zur Vergebung der Sünden.

Man wird leicht erkennen, daß es für unsere drei Freunde keine geringe Aufgabe war, in diesem Getümmel die Unglücklichen zu suchen, für deren Erlösung sie hierher gekommen waren.

Mit empörten Gefühlen und Widerwillen sahen sie alle überall die entsetzlichste Entweihung des Menschengeistes und der Religion, überall diesen heidnischen Gottesdienst, der auf planmäßige Verdummung, auf sittlichen Ruin und schmähliche Unterjochung des Volkslebens unter der Herrschaft gewinnsüchtiger Priester eingerichtet war. Und was diesen freisinnigen jungen Männern noch das Schmerzlichste blieb, das war die hier an heiligen Stätten unvermeidliche Nothwendigkeit, die

katholiſchen Gebräuche einer frommen Pilgerfahrt mit zu machen, ſonſt würde der aufgeregte religiöſe Fanatismus des Volkes bei der gereizten Stimmung in den katholiſchen Cantonen leicht, wenn man ſie als Ketzer erkannt hätte, ſich gegen ſie gewendet haben und mit Spott und Hohn, vielleicht gar Mißhandlungen, hätte man ſie vertrieben und ſie würden dann ihren Zweck nie erreicht haben.

Endlich am dritten Tage der großen Engelweihe bemerkten ſie neben dem heiligen Brunnen einen furchtbaren Auflauf von Menſchen. Der Knäuel der Maſſen war ſo dicht gedrängt, daß es nicht möglich war, nur zu ſehen, was ſich in der Mitte des Gewühls ereignete. Als Roger fragte, was es hier gebe, hieß es von mehreren Seiten, ſie treiben den Teufel aus! Nur Einer wußte nähere Aufklärung zu geben. „Es iſt ja der neue Meſſias," ſprach er, „der von neunhundert Legionen Teufel im Leibe gequält wird."

„Gefunden!" rief Roger ſeinen Freunden zu, „aber wie wird es möglich ſein, hier zu helfen und zu retten?"

„Beruhigen ſich die Herren," ſprach ein breitſchulteriger Schwyzer in ſeiner maleriſchen Landestracht, „die Hülfe iſt ſchon da, der fromme Bruder Servatius, ein berühmter Teufelsbanner, iſt beauftragt, den Exorcismus vorzunehmen. Der hochwürdige Abt hat erlaubt, daß in ſolenner Prozeſſion die heiligſte Madonna von Ein-

siedeln dreimal um den Besessenen den Umzug halte und dann werden die Teufel ausfahren mit Heulen und Zähnklappen aus dem Leibe des heiligen Messias."

„Das finde ich in der Ordnung," entgegnete Fein mit Ironie, „denn ein epileptischer Anfall geht von selbst vorüber, wenn der Paroxysmus ausgetobt hat."

In der That erschien bald in der weiten Kirchenpforte die Spitze des frommen Zuges, welcher von den Stufen des Tempels herabsteigend allen den vielen Tausenden von Pilgern, die auf dem großen Platze versammelt waren, sichtbar wurde. Voran schritt der Sacristan mit der Kirchenfahne, umgeben von Chorknaben, welche Rauchfässer schwangen, mit den Glöckchen klingelten und Crucifixe und Marienbilder den Knieenden zum Kuß hinreichten. Eine lange Doppelreihe von Benedictiner Mönchen schloß sich an, der hochwürdige Abt, unter einem Baldachin gehend, in ihrer Mitte. An beiden Seiten des Zuges sah man fromme Brüderschaften mit brennenden, geweihten Wachskerzen in der Hand; dann unter einem zweiten Baldachin, von vier Jungfrauen getragen, erschien das schwarze Madonnenbild und Alles warf sich anbetend auf den Boden. Ueber die Köpfe von vielen tausend Knieenden hinweg sahen unsere Freunde die Prozession des crassesten Aberglaubens langsam unter dem Murmeln der Gebete und dem Lauten der Glocken herannahen, der Stelle zu, wo man

mit dem unglücklichen, von der Epilepsie befallenen Jüngling beschäftigt war.

Roger und seine Gefährten benutzten die Bewegung, die durch das Herankommen der Prozession entstanden war, um sich heranzudrängen. Kaum vermochten sie in einem weißen Mönchsgewande, mit der über den Kopf gezogenen Kapuze, den armen Guideon wieder zu erkennen, so bleich und fürchterlich abgemagert waren seine jugendlichen Züge. Zu seinem Haupte kniete ein schönes junges Mädchen mit feinen, aber zum Erschrecken blassen Gesichtszügen. Im grauen seidenen Nonnengewande erkannte Roger augenblicklich Guideon's liebliche Schwester, Seraphine, aber in welcher geistigen und leiblichen Zerstörung? Sie hielt Guideon's Kopf in ihrem Schooß, damit er nicht in der Heftigkeit der Convulsionen damit den Boden schlage und sich beschädige; dabei murmelten ihre Lippen eifrige Gebete und wenn sie die Augen aufschlug, so schwammen diese in Thränen und sie blickte in den Himmel ohne ein menschliches Wesen in ihren Umgebungen zu sehen. Ihre ganze Seele schien in Theilnahme für ihren Bruder und in frommer Andacht aufgegangen zu sein. Zwei Priester besprengten unter fortwährenden Gebeten den Kranken mit dem wunderthätigen Wasser aus dem geweihten Brunnen. Ein Arzt hatte sich auf ein Knie niedergelassen. Er hielt dem Epileptischen starke Riechmittel vor und fühlte ihm den Puls.

„Gelobt sei Jesus Maria," rief einer der Mönche, „die heiligste gebenedeite Mutter Gottes nahet selbst heran, um durch ihre Wunderkraft die Teufel zu bannen."

„Das wird nicht nöthig sein," sprach der Arzt, indem er aufstand, „die heilige Madonna von Einsiedeln möge sich nicht bemühen, der Paroxysmus ist schon vorüber."

In diesem Augenblick erkannte er Roger, Daffner und Fein, die er mit einem Handschlag begrüßte.

„Sie hier, Doctor Steiger?" rief Roger mit Ueberraschung aus, „der freisinnigste Mann in Luzern, hier in diesem Nebelmeer römischer Verfinsterung?"

„Eben das war meine Absicht," sprach Steiger, „dieses geistesmörderische abgöttische Treiben, diese Verbrechen pfäffischer Herrschsucht an ihrer Urquelle zu beobachten! Ich habe Alles noch über meine Erwartung gefunden und habe mich überzeugt, daß hier nichts hilft, als mit Feuer und Schwert dreinschlagen in diese dicke Finsterniß. Jetzt eben," sprach er leise zu Roger, Fein und Daffner, „organisiren sich die Freischaaren gegen Luzern; ein Comité ist bereits niedergesetzt, Sie werden doch dabei sein?"

„Mit Leib und Seele," rief Fein lebhaft.

„Nun aber drängt der Augenblick zur That," unterbrach ihn Roger, „ich beschwöre Sie, Doctor, befehlen Sie vermöge der Autorität Ihrer Stellung als Arzt, daß dieser Kranke sogleich in ein Privathaus gebracht werde."

„Das würde nichts helfen inmitten dieſer fanatiſirten Volksmenge und uns ſelbſt Verderben bereiten, ohne ihn retten und helfen zu können. Da nähert ſich die Prozeſſion, wir müſſen uns zurückziehen und auf die Kniee werfen, um vorerſt das Weitere beobachten zu können.“

„Entſetzlich,“ ſprach Roger, „daß Männer, die ihre Würde fühlen, ſich zu ſolcher Heuchelei hergeben müſſen.“

„Betrachten Sie es als Kriegesliſt, Freund, dann werden Sie ſich beruhigen,“ ſprach der Doctor Steiger und machte noch auf zwei Männer in bürgerlicher Kleidung aufmerkſam, die dem Unglücklichen Hände und Füße gehalten hatten, damit er ſich nicht beſchädige, jetzt aber lauernde Blicke aus den kleinen funkelnden Augen auf die freiſinnigen jungen Männer warfen, die ihre feinen Spürnaſen ohne Zweifel längſt als Radicale und Ketzer erkannt hatten. „Es ſind verkleidete Jeſuiten,“ ſprach Steiger, „ohne Zweifel die Führer dieſes neuen Meſſias.“

„Platz da, Platz!“ riefen jetzt in das Getümmel der Menſchenmenge hinein zwei ſeltſame Kloſterwaibel, indem ſie mit ihren langen Stäben drein ſchlugen in die faſt ſich überſtürzende Volksmenge.

So zog denn langſam unter Glockengeläut, Gebetmurmeln und frommen Geſängen die Prozeſſion immer näher; aber ſchon ehe ſie auf hundert Schritte herankam, ſchlug Guideon die Augen auf; ſeine bleichen, krampf-

haft verzerrt gewesenen Züge beruhigten sich und er erhob sich mit dem halben Körper, indem er sprach: „Es ist vorüber, ich bin wieder wohl!“ und mit diesen Worten lehnte er sich matt und erschöpft in Seraphinens Arme, die voll Schmerz auf den schönen, edlen Zügen über das traurige Geschick ihres Bruders an seiner Seite kniete.

„Wunder über Wunder,“ riefen einige Mönche, „schon das Herannahen der heiligsten gebenedeiten Jungfrau von Einsiedeln hat die Teufel, die seinen Leib besessen, bewogen, das Reißaus zu nehmen.“

„Noch nicht für immer,“ sprach einer der beiden verkappten Jesuiten; „der Exorcismus wird erst vollendet wirksam sein.“

„Ganz recht,“ entgegnete ein feister Benedictiner im schwarzen Ordensgewande und weißer Stola, die über dem runden Bauche ein Kreuz bildete, „unsere schwarze Mutter Gottes soll sich nicht umsonst incommodirt haben, der heilige Messias bleibt liegen, bis der Umgang gehalten ist.“

Damit schlossen die Mönche einen dichten Kreis um den Erwachenden und drückten ihn nieder gegen den Boden.

Der arme Guideon war am unglücklichsten in den lichten Zwischenräumen, worin ihm das Bewußtsein zurückkehrte; denn dann fühlte er den Zwang, den man

ihm anthat, dann erkannte er das Unsinnige des Treibens und den Mißbrauch, den man mit Volksaberglauben trieb; aber man hatte ihn schon so an blinden Gehorsam gewöhnt, daß er keinen Widerstand wagte und sich auf den Boden niederlegte und die Augen schloß, durch deren Wimpern Thränen drangen.

Jetzt war der Augenblick, wo Seraphine mit schmerzreichen, thränenfeuchten Augen ihre Blicke erst zum Himmel erhob und da von oben keine Rettung kam, im Kreise umhersah, als suche sie eine Rettung unter Menschen, die ihrem armen Bruder der Himmel nicht gewährte.

Ringsum Mönche, nichts als Mönche mit ihren Rosenkränzen, aber da, an einer Stelle hatte eine hohe schöne männliche Gestalt sich vorgedrängt in den Kreis und ihr plötzliches Erröthen und ein stilles Aufjauchzen der Seele, wie es in ihren Blicken für einen Moment sich aussprach, verrieth, daß sie ihn erkannt hatte.

Wie ein Rettungsengel erschien er ihr jetzt, der Freund aus dem elterlichen Hause; es fehlte nicht viel, so hätte ihre Bewegung jetzt Alles verrathen; aber Roger legte den Finger, als Mahnung des Schweigens, auf den Mund und Seraphine gab ihm ein Zeichen des Einverständnisses.

Jetzt nahete die Prozession und Alles kniete nieder. In die Nähe des jungen Mädchens zu kommen, war für diesen Augenblick unmöglich. So weit das Auge

reichte, lag Alles anbetend auf den Knieen. Roger und seine Freunde würden zerrissen sein vom fanatischen Volke, hätten sie allein es wagen wollen, inmitten dieses heidnischen Götzendienstes aufrecht stehen zu bleiben. So knieten sie denn nieder in einer Gruppe und steckten die Köpfe zusammen, indem sie leise mit einander beriethen, wie es möglich sei die Unglücklichen zu retten.

An Gewalt war hier gar nicht zu denken; der geringste Versuch dazu würde die Volkswuth gegen die Ketzer entflammt haben. Eine heimliche Entführung, selbst mit Guideon's und Seraphinens Einwilligung, würde die Wachsamkeit der sie begleitenden Jesuiten vereitelt haben. Und Beschwerde bei dem Abte von Einsiedeln oder bei der Regierungsbehörde dieses erzkatholischen Cantons würde nicht viel Anderes bewirkt haben, als wenn Oel ins Feuer gegossen wird. Die Flamme des Glaubenshasses würde um so heller aufgeschlagen sein; man hätte die unglücklichen Opfer in die dunkelste Klosterzelle gebracht und wer weiß, welches schaudervolle Geheimniß, nachdem sie ihr Testament zu Gunsten der Jesuiten gemacht, sie aus dem Reiche der Lebenden hätte verschwinden lassen.

Unter diesen Umständen beschlossen die Freunde, den Unglücklichen möglichst unbemerkt zu folgen, um nur erst ihren Aufenthaltsort zu ermitteln, dann jede List oder Gewalt anzuwenden, sie zu befreien.

Die Prozession war endlich vorüber. Das Wunder war geschehen, der Anfall von Epilepsie war überwunden. In der Mitte zwischen zwei Benedictiner Mönchen, von diesen unterstützt, stand Guideon im weißen Ordensgewande noch schwach und wankend. An seinem gesenkten Kopfe und den stier vor sich hinblickenden, wie erloschenen Augen ließ sich mit schaurigen Gefühlen erkennen, daß selbst in den Stadien der Ruhe und den lichten Zwischenräumen des Selbstbewußtseins eine Stumpfheit aller Seelenthätigkeit über ihn gekommen war, die nahe an Blödsinn grenzte. Einmal nur, als sie schon eine Strecke weiter gegangen waren, machte er sich mit allen Zeichen von Schreck und Abscheu los von den beiden Mönchen, die ihn führten und nahm mit einem freundlichen Kopfneigen Seraphinens Arm, die schnell hinzutrat. Aber er war zu schwach allein zu gehen und die Kräfte des selbst sehr angegriffenen jungen Mädchens reichten nicht hin, ihn aufrecht zu halten. Eben war er im Begriff umzusinken, da sah er sich um und sprach mit einem ergreifenden Ausdruck von Wehmuth: „Aber wo ist denn Liesli, mein holder zweiter Engel?" Da ersah Roger den günstigen Augenblick, ergriff den Sinkenden mit starker Hand am Arm und sprach zu ihm: „Beruhige Dich, Guideon, sie ist wohl aufgehoben, Du wirst sie wieder sehen."

„Ach ja, ich weiß es," sprach er, „die ist mir

voraufgegangen in den Himmel. Da oben werde ich sie wieder sehen."

Und damit senkte er den Kopf und sprach kein Wort mehr; kein Zug seines feinen bleichen, marmorkalten Gesichts verrieth noch die mindeste Theilnahme an seinen Umgebungen. Roger mußte seine Arme wieder den Mönchen überlassen, welche ihn mit mißtrauischen, drohenden Blicken betrachteten.

Roger zog sich einen Augenblick zurück, während seine Freunde aus einiger Entfernung dem Zuge folgten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. An einer Stelle hinter den Buden, wo es unbemerkt geschehen konnte, riß er ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb mit Bleifeder darauf:

„Ihre Freunde werden Alles daran setzen an Ihre und Ihres Bruders Rettung. Schon ist ein Asyl für Sie ausgemittelt, wohin man Sie führen wird. Sind Sie einverstanden, so setzen Sie um zwölf Uhr Nachts ein Licht an das Fenster der Zelle, wohin man Sie führen wird. Ist es möglich, so wird Sie dort sprechen der Freund, dessen Mitwirkung Sie wohl errathen werden."

Diesen Zettel legte er möglichst klein zusammen, um ihn Seraphinen in die Hand drücken zu können. Eben war er im Begriff sich wieder näher heranzudrängen, als der früher schon genannte Arzt, Dr. Steiger, ihm entgegen trat.

„Um Gotteswillen," sprach dieser, „gehen Sie nicht näher; man hat Sie und Ihre Freunde als Ketzer erkannt, Sie riskiren, daß die Jesuiten durch fanatische Reden die rohe Menge gegen sich aufregen; alsdann steht Ihr Leben auf dem Spiele und Alles bleibt verloren."

„Kleinliche Rücksichten," rief Roger lebhaft, „ich muß Alles wagen, die Unglücklichen, womit der Klerus so schändlichen Mißbrauch treibt, stehen meinem Herzen zu nahe. Es sind Bruder und Schwester, Stiefsohn und Tochter des Marquis von Mirabella. Ich muß Alles anwenden, um sie zu retten und vorläufig zu beruhigen. Sehen Sie diesen Zettel, den muß ich dem jungen Mädchen in die Hand drücken."

Steiger las den Zettel und sagte bedenklich: „Aber die frommen Wächter sind zu schlau. Entdeckt man den Zettel, so ist Alles verloren."

„O, diese engelgleiche Seraphine ist klug und besonnen, und ich werde schon vorsichtig sein."

„Nun dann geben Sie mir den Zettel; ich als Katholik und Arzt werde schon, indem ich ihr den Puls fühle, Gelegenheit finden, ihr dieses Billet zuzustecken."

„Und ich sollte den Druck ihrer Hand entbehren? O, für dieses Glück würde ich Alles wagen."

„Ha, steht es so mit Ihrem Herzen?" lächelte Steiger, „nun, dann muß ich wohl helfen!"

„O, spötteln Sie nicht bei Gefühlen, die mehr in

Thränen, als in Wonne schwimmen. Ja ich liebe diesen Engel, aber hoffnungslos. Ich will sie retten, aber nicht für mich; der letzte Druck ihrer Hand soll mir Muth und Kraft im Entsagen geben."

„Armer Roger, kommen Sie, ich werde Ihnen Gelegenheit geben, sich ihr unbemerkt zu nähern."

„Aber wir verlieren sie aus den Augen."

„Besorgen Sie nichts. Wir versäumen keine Zeit; denn sie haben sich an die Prozession angeschlossen und diese wird sich in die Kirche ziehen, wo die schwarze Mutter Gottes wieder in ihre Kapelle zurückgebracht werden wird. Kommen Sie nur in die nächste Pinte."

„In eine dieser elenden Schankwirthschaften, die von Pöbel, Strolchen und Ungeziefer wimmelt?"

„Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen."

„Nun gut, ich folge."

Und nun erzählte ihm Steiger: „Es giebt hier unter diesen frommen Pilgern eine Menge jener Gauner, welche Jahr aus Jahr ein für Lohn solche Pilgerfahrten mit machen und es sich ganz wohl sein lassen. Einer dieser Spitzbuben hatte sich vermittelst eines falschen Bartes und einer weißen Perücke in einen armen Greis verkleidet und in dieser Verkleidung sich durch Betteln noch so viel verdient, daß er sich täglich betrinken kann und in diesem Augenblick liegt er betrunken in der Pinte. Dieser fromme Mann soll uns seine Klei-

dung verkaufen und in dieſer wird es Ihnen möglich werden, Ihre Zwecke zu erreichen."

Roger nahm den Vorſchlag an und ſetzte ſeine Freunde, die noch in der Nähe waren, davon in Kenntniß, indem er ſie beauftragte, Guideon und Seraphinen nicht aus den Augen zu laſſen.

In der Schenke war ein gräulicher Lärm. Die große, niedrige Stube war gedrängt voll Menſchen, meiſtens aus den unterſten Volksklaſſen, die, wenn man ſich erſt an die heißen Branntweinsdünſte und Tabakswolken gewöhnt hatte, dem beſonnenen Beobachter ein wunderlich bewegtes Bild im niederländiſchen Styl gewährte. Da ſah man die maleriſchen Schweizertrachten aus allen Cantonen, breitſchulterige Hirten, Wildhauer und Gemſenjäger; aber auch hübſche Schwabenmaidlis mit ihren kurzen Röcken und langen geflochtenen Haarzöpfen und flatternden Bändern. Dort ſaß Eine ſchäkernd auf dem Schooße eines ſtämmigen, jungen Burſchen und dieſer kaufte ihr zur Sühne für den geraubten Kuß ein kleines Muttergottesbild von Blei, das er ihr lachend und koſend unter den Bruſtlatz ſchob, dann war's ja keine Sünde mehr. Und dort hinten am Tiſche erhob ſich ein lebhaftes Gezänk über einen Wurf im Würfelſpiel und bald hagelte es Prügel und die Bierkrüge flogen hin und her gegen die Köpfe, da kam ein feiſter Capuziner in brauner Kutte, mit kahl geſchorener Glatze und

gebot Frieden im Namen des Herrn. Augenblicklich war Alles still. Er hielt eine donnernde Strafpredigt, die mit einer Sündenvergebung schloß, für alle Diejenigen, die ihr frommes Schärflein in den Gotteskasten legen würden. Und nun regnete es Batzen und andere kleine Münzen in den Kirchensteckel, den er ihnen vorhielt und dann reichte er Jedem, der gezahlt hatte, sein Herrgöttel (ein Crucifix) zum Kuß. Ein Hausirer mit Heiligenbildern, geweihten Marienmedaillen von Blei, Gypsmadonnen, Crucifixen und Rosenkränzen benutzte die fromme Stimmung dieser Leute und machte durch Verkauf seines Heiligenkrams ein gutes Geschäft. Dann begann Spielen, Trinken und Zanken von Neuem, die guten Leute waren ja nun sündenrein gewaschen und konnten auf neue Rechnung wieder anfangen.

Da lag auf der Bank hinter dem Ofen ein Kerl mit rothem aufgedunsenem Gesicht und schlief. Unter einer verschobenen weißen Perücke blickte schwarzes struppiges Haar hervor; ein weißer, langer Eremitenbart bedeckte nur unvollständig einen schwarzen, krausen Bart und mit dem ausgezogenen braunen härenen Pilgerkleide hatte er sich zugedeckt; am Boden lag der an beiden Seiten aufgeschlagene, mit Muscheln besetzte Pilgerhut.

Steiger ließ sich eine Flasche Wein geben und rüttelte den Schläfer wach.

„He, guter Freund!“ rief er, „habt Ihr Durst?“

„Der heilige, oder vielmehr der unheilige Petrus hat immer Durst," entgegnete der Erwachende mit lallender Zunge, indem er sich schwankend aufrichtete und nach dem Becher griff, den Steiger vor seinen Augen einschenkte.

„Geduld," sprach dieser, indem er den Becher zurückzog, „Ihr werdet diese Flasche Wein trinken und noch zwanzig gute Schweizerfranken erhalten, wenn Ihr Hut, Bart, Perücke und Pilgerrock an diesen Herrn da verleihen wollt."

„Hier ist der Plunder," rief der Mann, der sich Petrus nannte und warf Roger Alles zu, „nur her mit dem Weine und dem Gelde, kann nicht mehr verdienen mit dieser Maskenkleidung. Ihr müßt wissen, Ihr Herren, daß ich zu Hause ein ehrlicher Maskenverleiher bin und nur bei gelegener Zeit mit der Frömmigkeit ein Geschäft mache."

Die Verkleidung war bald geschehen und nun erregte es kein Aufsehen mehr, als Roger sich als ein pilgernder Waldbruder immer näher nach der Kapelle vordrängte, wo Guideon und Seraphine knieten. Er kniete dicht an ihrer Seite und indem er den Rosenkranz zu beten schien, sprach er in dem murmelnden Tone eines Gebetes: „Seraphine, erkennen Sie in der Verkleidung eines Eremiten Ihren treuesten Freund. Erschrecken Sie nicht, wenn Ihnen ein Zettel in die Hand gedrückt wird und sein Sie vorsichtig."

Seraphinens feine bleiche Wangen überflog ein leichtes Erröthen; dieses und ein Blick aus Ihren schönen Augen sagte ihm, daß er verstanden sei. Sie ließ ihr Taschentuch fallen; Roger hob es auf und überreichte ihr damit das Billet. Ein schneller, zuckender Druck ihrer Hand und ein stilles Lächeln vor sich hin, war mehr als genügend, um ihn für den Augenblick zu entzücken. So befriedigt, zog er sich so weit zurück, daß er nur noch mit den Augen sie beobachten konnte.

So sah er denn, daß die Mönche Guideon und Seraphine in den Flügel der weitläufigen Klostergebäude führten, der zur Aufnahme der Fremden bestimmt ist.

Roger beobachtete unausgesetzt die Pforte und als er gegen Abend sich überzeugte, daß sie das Kloster noch nicht verlassen und dort übernachten würden, klopfte er ebenfalls an die Pforte und bat, um die himmlische Barmherzigkeit der heiligen Jungfrau willen, als ein armer Waldbruder um Einlaß und christliche Herberge.

Beides wurde ihm nach der gastfreien Weise der Klöster gewährt.

Nun befand er sich mit Seraphinen unter einem Dache. Dieser Gedanke regte ihn so auf, daß er Zeit bedurfte, um zu einem bestimmten Entschluß zu kommen.

In dem gewölbten Refectorium, worin er sich befand, waren mehrere Pilger aus den untern Ständen aufgenommen. Es war das allgemeine Asyl für

Diejenigen, die keine Mittel hatten, in den Pinten und Wirthshäusern des Dorfes oder der Umgegend ein Unterkommen sich zu verschaffen. Besonders sah man dort mehrere wirkliche Eremiten aus den Gebirgsgegenden; dann Lohnpilger, die, um gegen Bezahlung ein fremdes Gelübde zu lösen, alljährlich diese Pilgerfahrt zur Engelweihe mit zu machen pflegten und endlich einige Bettlerfamilien, s. g. Strolche, Gaudiebe und heimathlose Leute, woran die Schweiz so reich ist.

Das war nun freilich keine angenehme Gesellschaft für einen gebildeten Mann, wie Roger war; indeß durfte er es sich gar nicht einmal merken lassen, wie verletzend die Rohheit und Gemeinheit solcher Umgebungen auf ihn einwirkte. Er empfing, wie alle die Uebrigen, einen Napf sauere Milch und ein Stück schwarzes Brod, nahm wie Jene auf einer der Bänke an der langen schmalen Tafel Platz und aß, so viel es ihm möglich war, nachdem er, wie seine Genossen, am Rosenkranz einige Gebete gemurmelt hatte; dann aber erhob er sich und trat zu dem Bruder Pförtner, einem hohen breitschulterigen Mann, dem man an der ganzen Haltung ansah, daß er früher in den schweizerischen Lohntruppen, sei es in Rom, Neapel oder Turin, gedient habe.

Diesem sagte er, daß ein Gelübde ihn zwinge, um Mitternacht der nächtlichen Messe in der Klosterkirche beizuwohnen und daß er wünsche, des Hauses Gelegen-

heit kennen zu lernen, um alsdann nicht irre zu gehen. Durch ein Fünffrankstück, das er dem Bruder Pförtner, um es in den Opferstock zu legen, in die Hand drückte, machte er den alten Grimmbär urplötzlich zum freundlichen und gefälligen Führer.

Dieser führte ihn denn über den grünbewachsenen, von einer Colonnade umgebenen innern Hof, den noch einzelne Grabsteine und Steinkreuze als den alten Klosterkirchhof bezeichneten; dann in den freundlichen Klostergarten, wo sich Rebengeländer an der Mauer emporzogen. Hier deutete Roger auf eine helle Fensterreihe und bemerkte: „Das müssen sehr freundliche Klosterzellen sein, oder ist es vielleicht der Kreuzgang, der da hinausliegt?"

„Nein," entgegnete der Bruder Pförtner, „es sind die Fremdenzellen für vornehmere Besucher; jetzt wohnt dort," er deutete damit auf einige Fenster, „ein Heiliger mit seiner Schwester."

„Ich weiß es," entgegnete Roger im gleichgültigsten Tone, obwohl ihm vor Freude über diese Entdeckung das Herz in der Brust hüpfte, „es ist der neue Messias, den die Jesuiten umherführen, um Wunder zu thun."

Der Pförtner lachte und sprach: „Larifari! für uns Geweihten gilt kein Pfaffentrug, sondern nur für das dumme Volk. Lassen wir jedem Narren seine Kappe, mit diesem Heiligen aber hat es eine eigene Bewandtniß, er ist ein Verrückter, der ins Irrenhaus gehört, dabei

epileptisch und das nennen sie vom Teufel besessen, sonst ist nichts dahinter; aber die Komödie bringt Geld ein und auf eine Erbschleicherei scheint es auch abgesehen zu sein; darum wer eine geweihte Glatze trägt, hilft ehrlich mit die dumme Welt betrügen; denn mundus vult decipi, ergo decipiatur!"

Anfangs stellte sich Roger frommungläubig; dann, als der Pförtner immer mehr den Aufgeklärten spielte und den Pilger mit seiner Dummheit aufzog, erklärte er: „Ei, wenn das der Fall ist, so könnte man einen Gotteslohn verdienen, wenn man diese Unglücklichen aus den Händen der Jesuiten zu retten suchte."

„Das wäre ein Teufelsspaß," lachte Bruder Servatius, das war der Klostername des Pförtners, „und diesen schlauen Füchsen würde es jeder fromme Benedictiner gönnen, wenn sie einmal tüchtig geprellt würden; aber sie sind klug und wachsam und hier würde ein Hülferuf von ihrer Seite Tausende von fanatischen Schläfern aufwecken und man müßte einen eisernen Kopf und Rücken haben, um alle die Prügel zu tragen, die es nach einem solchen Attentat hageln würde."

Roger wußte jetzt genug. Er ließ sich noch den Weg nach der Kirche im Innern des Klosters zeigen. Dieser führte durch einen langen dunklen Kreuzgang, der wegen der nächtlichen Messen, wie ihm der Pförtner sagte, mit Votivlampen spärlich erleuchtet wurde.

Roger erfuhr von dem Bruder Pförtner noch Einiges über die Behandlung, der Seraphine ausgesetzt war. Sie schlief angekleidet neben dem Lager, auf welchem ihr Bruder ruhte. Neben diesem Lager war ein Glockenzug angebracht, dessen Leitung nach Außen ging. Dadurch wurde sie von den im Vorzimmer wachenden Mönchen alle Viertelstunden geweckt; dann mußte sie aufstehen und vor dem Marienbilde, das in einer Nische angebracht war, niederknieen und eine vorgeschriebene Zahl Gebete am Rosenkranz beten. So suchen sie ihre Nerven durch Schlaflosigkeit aufzuregen, um, wie der Bruder Pförtner sich spöttelnd ausdrückte, eine Heilige daraus zu machen.

Roger entsetzte sich bei dem Gedanken, daß es methodisch auf Erregung des Wahnsinns abgesehen sei und der Vorsatz, sie zu retten, wurde bei ihm um so lebhafter.

Als er in das Refectorium zurückkehrte, war die gemeinsame Lagerstreu schon gemacht. Alles lag dort durch einander, ohne Unterschied auf Geschlecht und Alter. Die Dankbarkeit des Bruder Pförtners gewährte Roger den Vorzug einer besondern Matratze. Auch gab er ihm eine kleine Laterne und Streichzündhölzer, damit er in der Nacht den Weg in die Kirche nicht verfehle. Dann wünschte er gute Nacht und zog sich in seine Klause zurück.

Schlaflos lag Roger auf seinem Lager und berechnete alle Möglichkeiten seiner vorhabenden Unternehmung. Als die Klosterglocke in dumpfen Tönen 12 Uhr Mitternachts

ſchlug und Alles ringsumher im tiefſten Schlafe lag, erhob er ſich und zündete die Laterne an, um den Weg in den Garten nicht zu verfehlen. Dort aber löſchte er das Licht aus und ſah nun nach den Fenſtern der Fremdenzellen empor, welche ihm der Pförtner als ſolche bezeichnet hatte. Plötzlich erblickte er in einem dieſer Fenſter ein Licht.

„Hilf Himmel!“ rief er jubelnd aus, „ſie hat meinen Zettel geleſen und willigt ein, mich zu ſprechen. Augenblicklich legte er das Pilgergewand mit Bart und Perücke ab und ſtieg behende am Rebengeländer hinauf bis an ihr Fenſter. Auf ein kleines Geräuſch, das er machte, öffnete ſich dieſes und Seraphine zeigte ſich dort am offenen Fenſter.

„Roger, was wagen Sie?“ fragte ſie mit bebender Stimme, „wenn Sie entdeckt würden, es wäre Ihr Tod.“

„Leben und Freiheit ſtehen auf dem Spiele, ich weiß es, aber Alles würde ich freudig wagen, um Sie zu retten, Seraphine!“

„Und meinen armen Bruder,“ bat ſie ſchmeichelnd. „Auch der verwünſcht in lichten Zwiſchenräumen, wo der Verſtand wieder Herrſchaft über ſeine Geiſtesſtörungen gewinnt, ſeine Schmach und ſein Unglück und ſehnt ſich danach, aus den Händen dieſer frommen Betrüger gerettet zu werden. Aber das Gewiſſen, das Gewiſſen. ich fürchte mich vor der nächſten Beichte.“

„Sorgen Sie nicht, Seraphine, wenn Sie sich meiner Führung überlassen, werden Sie für immer von diesen Peinigern befreit. Ich habe für Sie Beide in einer braven katholischen Familie, in einem Landhause bei Schwyz, in dem Hause des Obersten von Ayberg ein freundliches Asyl gefunden; dorthin werde ich Sie führen, wenn Sie es nur wagen könnten, hier am Weingeländer herabzusteigen."

„Für mich," entgegnete sie lächelnd, „wäre das keine schwierige Aufgabe und wenn ich mich jetzt auch noch so schwach fühle; denn als ich mich noch bei meinem Onkel befand, habe ich Turnunterricht gehabt. Aber mein Bruder, er ist so hinfällig geworden in seiner schrecklichen Krankheit, wenn ich ihn auch bereden könnte, den Versuch zu machen, so würde er Gefahr laufen, hinunter zu fallen."

„Dann geht es nicht. Wir müssen auf ein anderes Mittel denken."

In diesem Augenblick ertönte die Klingel im Gemach.

„Meine Peiniger rufen mich zum Gebet," sprach Seraphine, „ich muß ihnen zeigen, daß ich wach und fromm bin. Steigen Sie indeß hinab und kommen Sie nach einigen Minuten wieder."

Damit schloß sie das Fenster. Auch Guideon, eingeschüchtert durch die fromme Tyrannei seiner Peiniger, erhob sich gehorsam vom Lager und Beide knieten nieder

vor dem Muttergottesbilde und sangen ein Ave Maria, das die Wächter im Vorgemach hören konnten.

Roger hatte einige Augenblicke überlegt, dann seinen Entschluß gefaßt.

Er theilte ihn leise Seraphinen mit, als diese das Fenster wieder geöffnet hatte. Auch Guideon trat heran. Er war jetzt ganz besonnen und vernünftig, erkannte Roger und äußerte selbst den Wunsch, aus den Händen dieser Jesuiten errettet zu werden. Außer einer gewissen Gereiztheit und großen Hinfälligkeit und Schwäche konnte man jetzt keine Spur von seinem frommen Wahnsinn bemerken.

Wieder verging eine Viertelstunde, da ertönte von Neuem das Betglöcklein, um Seraphinens vermeintlichen Schlummer zu stören und sie öffnete die Thür und bat die beiden wachhabenden Mönche, einzutreten.

Da stand sie mit aufgelösetem Haar, wie eine begeisterte Seherin.

„Die heilige, gebenedeite Jungfrau ist mir erschienen," sprach sie, „und hat mir geboten, einem frommen Eremiten, den sie mir senden werde, zu beichten und von ihm geführt die Mitternachtsmesse in der Kirche zu hören. Gehet und führt mir den frommen Waldbruder her; denn der Wille der heiligsten gebenedeiten Jungfrau muß erfüllt werden."

Die beiden in Mönchskutten gehüllten Jesuiten sahen einander bedeutend an und versprachen, einen Eremiten

herzuführen, wenn sich ein solcher im Kloster befinden sollte.

„Ihr werdet ihn im Kreuzgange neben dem alten Klosterkirchhof finden," entgegnete Seraphine mit Entschiedenheit.

Die Jesuiten gingen hinaus und nachdem sie vorsichtig wieder die Thür verschlossen hatten, sprach Einer zu dem Andern: „Endlich fängt die Kur mit den frommen Exercitien an zu wirken, die ist reif zum Wahnsinn."

„Aber wenn es dennoch Inspiration von ihr wäre und wir fänden im Kreuzgange den Waldbruder warten . . . ."

„Um so besser, dann wäre die Heilige fertig."

„Und die Gesellschaft Jesu bedarf der Heiligen zur größern Ehre Gottes. Je mehr, desto besser!"

Einer der Wächter blieb im Vorgemach zurück und der Andere ging mit einem Bruder Benedictiner, der eine Laterne anzündete und als Führer diente, hinunter in den Kreuzgang, welcher sich mit einer offenen Colonnade um den alten Klosterkirchhof herumzog.

Da sahen sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung einen weißbärtigen Eremiten im Pilgergewande vor einem alten verwitterten, in Stein gehauenen Madonnenbilde knieen. Eine Blendlaterne, die in der Mauernische, worin das Steinbild sich befand, aufgestellt war, warf seltsame unheimliche Streiflichter auf den Knieenden, der

in der Stellung eines Betenden, den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen haltend, eher einem Geiste als einem Lebenden glich.

Das Geräusch der Nahenden schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Nicht ohne Grausen kam der Jesuit und der Mönch immer näher. Sie selbst, die schon so manchen frommen Spuk ausgerichtet hatten, waren doch entsetzt durch das Eintreffen der Vision Seraphinens, die sie erst für Irrreden im beginnenden Wahnsinn gehalten hatten.

Endlich wagte es der Jesuit, der noch am meisten Freigeist war, den Eremiten anzureden. „Frommer Bruder," sprach er, „man erwartet Dich."

„Im Namen Jesu, Mariä und Joseph," entgegnete er, „ich weiß es, eine angehende Heilige will mir beichten Auch mir ist ein Gesicht erschienen, das mir verkündet: „„Man wird kommen und Dich zur Schwester Seraphine führen; Du wirst ihre Beichte hören und sie zur nächtlichen Messe führen, damit sie sündenrein werde."""

„Wunder über Wunder!" sprachen die beiden Mönche, bekreuzigten sich und führten Roger, denn der war der Eremit, mit scheuer Ehrfurcht in Seraphinens Gemach.

Sie erwartete ihn knieend vor dem Betaltar ihrer Zelle. Guideon lag in sein weißwollenes Karmeliterordenskleid gehüllt auf dem Rücken, mit über der Brust gefalteten Händen und schien zu schlafen.

„Entfernt Euch im Namen Gottes und schließt die Thür!“ gebot der Eremit. Kaum war dieses geschehen, so warf Roger seine Hülle ab, umarmte und küßte Guideon, der gleichsam an seinem Herzen für das Leben wieder erwachte und für die Liebe erwärmt wurde und sagte leise und mit Innigkeit zu ihm: „Freue Dich, mein armer Freund, ich führe Dich dahin, wo Du Deine kleine Freundin, die Liesli aus Untereberſol wieder sehen wirst.“

„Ach! meinen Engel!“ jauchzte Guideon auf und sein ganzes bleiches feines Antlitz überflog eine leichte Röthe; seine großen, tiefliegenden Augen glänzten, wie von einem himmlischen Feuer angestrahlt; „o nun werde ich wieder genesen und meinen Himmel auf Erden wieder finden. O, jetzt beschwöre ich Dich selbst, geliebter Freund, rette mich; auch meine englische Schwester, die ihre Gesundheit, ihr Leben und eine glänzende Zukunft meiner Pflege aufopfert.“

Roger wendete sich jetzt gegen Seraphinen. Sie reichte ihm die Hand mit einem bittenden Blick, der in Thränen schwamm. O mit welchem Hochentzücken drückte er diese liebe Hand an seine Lippen; wie glänzten seine Augen, als sie sich in ihren Blicken vertieften. Dieser eine Blick und Gegenblick sagte Alles, es war ein lautloser Schwur der innigsten Liebeseinigung für das ganze Leben. Die Romantik des Augenblicks hob

über alle frühern Bedenken Rogers, wog die Standesunterschiede auf; eben darum ist wahre, reine Liebe so etwas menschlich Schönes, weil sie Alles vergißt, was nicht in die Welt der Humanität gehört. Liebe lebt nur durch sich selbst; sie hat keinen andern Zweck, kein anderes Ziel, kein Bewußtsein, als nur die Liebe.

„Doch die Zeit drängt," sprach Roger, indem er sich mit mächtiger Willenskraft der schwärmerischen Hingebung an ein so schönes Gefühl entriß, und nun entwickelte er den beiden Geschwistern seinen Plan zur Rettung. In Folge dessen wechselte er zunächst mit Guideon die Kleidung; dieser war bald in den weißbärtigen Eremiten verwandelt und Roger lag in der weißen wollenen Mönchskleidung mit der über den Kopf gezogenen spitzen Kapuze auf dem Lager, wo er sich schlafend stellte, nachdem er vorsichtig die Kapuze über den Mund zuhielt, um nicht durch seinen schönen Bart verrathen zu werden.

Nachdem jetzt nun noch Seraphine aus voller freudiger Brust ein Ave Maria leise gesungen hatte, klingelte sie und die Brüder öffneten von Außen die Thür.

Da lag Seraphine vor dem greisen Eremiten auf ihren Knieen und dessen segnende Hand ruhte auf ihrem Haupte. Jetzt erhob sie sich und sprach: „Die heiligste Jungfrau hat mir geboten, eine nächtliche Messe in der Kapelle zu hören, aber nur begleitet von diesem from-

men Vater, der mir soeben die Absolution ertheilt hat. Dort aber schlummert mein armer Bruder; ich verlange von Euch im Namen der Hochgebenedeiten, daß Ihr seinen Schlummer nicht stört. Würde er erwachen und mich vermissen, so würden die Teufel, die ihn quälen, wieder Macht über ihn bekommen und so beschwöre ich Euch, laßt ihn ruhen, bis ich aus der Messe zurückkehre."

Da die Jesuiten und Mönche durch einen Blick auf Guideon's Lager sich überzeugt zu haben glaubten, daß der neue Messias dort ruhig schlummerte, so waren sie unbesorgt wegen Seraphinens Entfernung, die, wie sie wußten, ihren Bruder viel zu sehr liebte, um nicht freiwillig zur Pflege desselben zurückzukehren.

Zwei Brüder wollten ihr den Weg in die Kirche zeigen, auch wohl um sie zu beobachten; aber Seraphine hob die Hand und sprach mit der Hoheit einer begeisterten Seherin: „Zurück, zurück, im Namen der heiligsten gebenedeiten Jungfrau. Sie selbst schwebt uns voraus; wir können den Weg in die Kirche nicht verfehlen."

Man ließ sie gehen; in der That hatte Roger ihnen auch den Weg durch den langen Kreuzgang, die breite Treppe herab, dann durch die Colonnade am alten Kirchhof u. s. w. so genau beschrieben, daß sie nicht fehlen konnten. Ueberall brannten Votivlampen und warfen

ein düsteres Licht auf die fast unhörbar wandelnden Gestalten.

Guideon schien sich vor sich selöst zu grauen; je näher sie der Kirche kamen, aus welcher Orgeltöne und ferner Choralgesang herüber ertönte, um desto unruhiger und aufgeregter wurde er. Seraphine hatte Mühe, ihm Ruhe und Besonnenheit einzureden. „Nimm Dich zusammen, lieber Guideon," bat das liebliche Mädchen, indem es sich an den Arm ihres Bruders schmiegte, „es geht ja zur Freiheit, zu Deinem Engel aus Eberfol . . . ."

„Ach ja," entgegnete er, sich sammelnd, „ich werde ja Liesli, das gute Liesli wieder sehen; es sind auch dumme, verrückte Gedanken, wenn ich besorge, daß der Geist über mich kommt. Ich will nun auch für die profane Welt leben und nicht mehr das Werkzeug jener elenden Pfaffen sein, die mich mißbrauchen für ihre lichtscheuen Zwecke."

„Nun, lieber Guideon, wenn Du das selbst fühlest, so wird es Dir ja ein Leichtes sein, mit festem Willen Besonnenheit zu behalten; bedenke nur, wird dieser Augenblick zur Rettung vereitelt, so ist Alles verloren."

„Ja, ja, das ist ganz gut," sprach er furchtsam, „den Willen habe ich wohl, aber wenn nun der Geist über mich kommt . . . . ich fürchte fast . . . ."

„Gott sei gelobt," rief Seraphine wie auflebend, „da ist Roger!"

In der That war es der junge Mann, der jetzt in der weißen Ordenskleidung eines Karmelitermönchs, wie ein Schatten der Unterwelt aus dem dunklen Seitengange heraustrat. Nachdem er die Thür der Zelle durch ein unter die altmodische Thürklinke geschobenes Gebetbuch von Innen verrammelt hatte, war er leicht und behende aus dem Fenster gestiegen und hatte Guideon's Mönchsgewand, so wie ein Crucifix und einen Rosenkranz mitgenommen, um in dieser Verkleidung unbemerkter die Geschwister durch die Kirche führen zu können.

Sein plötzliches Erscheinen hatte aber dem armen Guideon einen Schreck gemacht und dadurch die Erregung seiner Nerven noch vermehrt. Roger aber warf die Kapuze zurück und lachte: „Es muß ein wahres Gaudium für uns sein, daß wir diese schlauen Jesuiten angeführt haben. Sind wir nur erst durch die Kirche, so werden meine Freunde uns bei dem heiligen Brunnen erwarten und für einen Wagen wird gesorgt sein."

„Das ist recht gut, aber diese Orgeltöne, dieser Gesang . . . ."

„Nur rasch vorüber!" sprach Roger, indem er sich aufs Neue verkappte.

So kamen sie denn endlich in die Kirche. Roger schlug vor, um nicht aufzufallen, vor einem der Seitenaltäre, im dämmernden Kreuzgange niederzuknieen und am Rosenkranz zu beten. Guideon aber wurde immer

ängſtlicher. „Ich fühle, der Geiſt kommt über mich,“ ſprach er mit faſt nur noch halbem Bewußtſein, „führt mich ſchnell zurück, ich fühle, daß ich Euch unglücklich machen werde.“

Vergebens beſchwor ihn Seraphine, alle ſeine Geiſteskraft zu ſammeln, vergebens beſchwor ihn Roger, zu eilen.

„Aber ich muß ja noch beten,“ ſprach er ſchon irre redend, „und dann die neue Bergpredigt halten, wofür wäre ich ſonſt der vom Himmel berufene zweite Meſſias?“

Mächtig aufregend hatte der feierliche Moment dieſes nächtlichen Gottesdienſtes auf Guideon's geſtörtes Gemüth gewirkt. Dieſe von Weihrauchwolken erfüllte, dämmernd erleuchtete Kirche, wodurch die architektoniſchen Verhältniſſe der dunklen Säulengänge an beiden Seiten des Schiffs bis ins Unendliche auf myſteriöſe Weiſe verlängert erſchienen, dieſe Orgeltöne und Choralgeſänge, und murmelnden Meſſen, die vor den verſchiedenen Altären geleſen wurden, die nächtlichen Geheimniſſe des Beichtſtuhles, wohin man hier und da Frauen und Jungfrauen mit geſenkten Köpfen ſchleichen ſah, die inbrünſtig Betenden auf ihren Knieen, überall religiöſe Sympathien eines pomphaften, auf die Sinne berechneten Gottesdienſtes, das Alles mußte wohl auf ein geſtörtes Gemüth, wie das des armen Guideon, einen

erschütternden Eindruck machen. Selbst Seraphine konnte sich bei der ascetischen Richtung, womit man sie unter steter Nervenaufregung bestürmt hatte, eines ergreifenden Eindrucks dieser kirchlichen Feier nicht erwehren, und es kam über sie, wie ein Gefühl von Gewissensbeängstigung, das sie unsicher machte in ihrem Wollen und Streben.

Vergebens wendete Roger alle Mittel der Ueberredung und Beruhigung an. Er fühlte, daß Alles verloren sei, wenn es ihm nicht gelingen würde, seine Schützlinge schnell aus dieser, für sie so bezaubernden Kirche hinwegzuführen.

Das war aber keine geringe Aufgabe.

Seraphine wollte in ihrer Seelenangst nur noch ein Ave Maria beten, um die himmlische Mutter Gottes zu versöhnen wegen ihrer Abtrünnigkeit. Im nächsten Augenblick aber sprang Guideon auf und erstieg die Stufen eines Seitenaltars, der eben nach Beendigung der Messe von den Priestern verlassen war, hinauf. Hier aber begann er in seiner gewohnten Weise, wenn er sich im Delirium befand, zu predigen.

„Ich bin der neue Messias," sprach er, „der Herr hat mich berufen, Euch die Bergpredigt zu halten."

Jetzt galt es rasch zu handeln, sollte nicht Alles verloren sein.

„Hilf Himmel!“ rief Seraphine, indem sie sich an Roger's Arm schmiegte, „nun ist Alles verloren!“

„Noch nicht!“ entgegnete Roger, „ich werde ihn dennoch retten, folgen Sie uns nur, Seraphine, was auch geschehe!“

Und damit stieg er ebenfalls mit würdevollem Schritt die Stufen des Altars hinan. „Glaubt ihm nicht,“ sprach er zu dem Volke, das sich schon anfing zu sammeln. „Er ist ein Betrüger, dem ich schon lange auf der Spur bin. Seht hier den Beweis,“ und damit riß er ihm den falschen Bart und das falsche weiße Haar vom Kopf, während Guideon immer schrie: „Ich bin der wahre Messias, ich bin der Gottgesandte, ich bin Jesus der Zweite!“

„Der wahre Messias,“ rief Roger mit einer sein Geschrei übertönenden Stimme, „liegt oben in der Zelle auf seinem Ruhebett, von frommen Vätern bewacht; dieser aber ist ein Betrüger, dem Hospital unsres Klosters entsprungen, der sich hinein lügen will in das falsche Prophetenthum; deshalb helft mir, Leute, daß ich im Namen Gottes den Flüchtling wieder in sein Kloster zurückbringe.“

Damit hob er den wahnsinnigen Guideon auf seine Arme und trug ihn, wie sehr er sich auch sträubte und schrie, aus der Kirche. Seraphine hielt sich an den andern Arm des vermeintlichen Karmeliters, den Niemand

hinderte; denn Alle waren empört über den frechen Betrüger, der hier entlarvt zu sein schien.

So kam unter dem Nachdrängen von Priestern und Pilgern diese seltsame Gruppe in die Gegend des heiligen Brunnens mit den vierzehn Ausgüssen an. Dort standen Roger's Freunde: Fein, Daffner und Steiger. Sie hatten durch Freigebigkeit und gereichte Getränke eine Menge der ärmern Pilger auf ihre Seite gebracht. Roger rief ihnen zu: „Ich habe ihn, aber er ist wahnsinnig; haltet die Menge auf und sprecht, wo steht der Wagen?"

„Dort um die Ecke, hinter den heiligen Krambuden!"

„Gut!"

Fein erkannte augenblicklich, worauf es hier ankam. Er haranguirte die Menge. „Seht da," rief er, „den braven Karmeliterbruder, der den entlaufenen Mönch seines Klosters eingefangen hat."

Guideon schrie noch immer: „Ich bin der wahre Messias und dieser Ketzer will mich entführen!"

„Hört Ihr den Betrüger! Er giebt sich für den wahren Messias aus und dieser befindet sich unter der Obhut der Brüder dieses Klosters. Haltet die Verfolger zurück, der Wahn hat sie bethört, hier ist Geld, noch mehr Geld!"

Damit warf er Silbermünzen aus, und im Getümmel, das durch die sich darum kämpfende Menge ver-

anlaßt war, gelang es Roger, mit dem Entführten den Wagen zu besteigen. Auch Seraphine wurde hinauf gehoben und Fein und Daffner setzten sich auf einen der hintern Sitze. Es war ein offener s. g. Stellwagen mit mehreren Sitzen. Die starken Gebirgspferde zogen an, der Mond war erst aufgegangen und im raschen Jagen fuhr der Wagen davon. Noch immer schrie Guideon: „Zu Hülfe, Leute, ich bin der wahre Messias!"

Aber eben dieses Geschrei hatte einen Mann, der die Kleidung eines pilgernden Handwerkers trug, aufmerksam gemacht. Seine hagern, gelblichen Züge und sein gesenkter Kopf, sowie der schleichende Gang und scheue, lauernde Blick ließ leicht erkennen, daß ein Wolf in diesen Schafskleidern stecke, mit einem Wort: ein Jesuit.

Steiger war zurückgeblieben. Er beobachtete den Mann und sah, wie er rasch in die Klosterpforte ging, welche zu dem Flügel führte, worin die Gastzimmer des Klosters lagen.

Bald darauf kehrte derselbe Mann wieder zurück und sprach zu den ihm folgenden Brüdern: „Augenblicklich müssen die Klosterknechte aufsitzen und die Flüchtlinge verfolgen. Die Ketzer haben uns den heiligen Messias entführt, Ihr aber, meine guten Brüder," so wendete er sich gegen die beiden als Mönche verkappten Jesuiten, „seid dumme Köpfe in Folio, die ich dem hochwürdigen Provinzial bestens empfehlen werde."

Schon im nächsten Augenblick öffnete sich das Klosterthor des Oekonomiehofes und halbbekleidete Klosterknechte, mit tüchtigen Knitteln bewaffnet, kamen auf ungesattelten Pferden herausgesprengt und der verkleidete Jesuit rief ihnen zu: „Auf dem Wege nach Schwyz, wer sie einfängt, lebend oder todt, erhält, ohne Bezahlung, zehn Jahr Ablaß von der Kirche.“

Donnernd sprengten die Knechte davon und jubelnd folgte ihnen eine immer mehr sich vergrößernde Menschenmenge.

Der Weg zum Fahren war allerdings nicht im besten Zustande. Den Berg hinunter mußte jedenfalls langsam gefahren werden. Da hörte Roger das Rufen und Pferdegetrappel der Verfolger. Schon in der Ferne im Mondlicht sah er die Massen über den Berg herab kommen. Er beschwor den Fuhrmann schneller zu fahren und drückte ihm einen Schweizerfranken nach dem andern in die Hand. Endlich ließ dieser sich bewegen, hieb auf die Pferde und jagte, was sie laufen konnten, den steilen Bergabhang herab. Da stürzte ein Pferd, der Wagen schlug um und ehe sie sich aufrichten konnten, waren sie von ihren Verfolgern umringt.

„Schlagt darauf, schlagt sie todt die Klosterräuber,“ rief die Stimme eines fanatischen Mönchs, der sich auf eins der ungesattelten Pferde gesetzt hatte und mit dem Crucifix in der Hand den Trupp Klosterknechte anführte.

Roger erkannte den Bruder Pförtner, der ihm früher erzählt hatte und jetzt es bewies, daß er einst Cavallerist gewesen war.

Die Gefahr war dringend. Roger hatte soeben die liebliche Seraphine vom Boden aufgehoben, die sich zitternd in seinen Arm schmiegte und auf Befragen erklärte, daß sie unverletzt sei, als sie sich von wilden tobenden Reitern umringt sahen, die drohend ihre keulenartigen Knittel schwangen.

Da zog Roger ein Doppelterzerol, das er in dieser bewegten Zeit geladen in der Brusttasche seines Rockes zu tragen pflegte, und drohte Jeden niederzuschießen, der sich thätlich an ihm oder seinen Gefährten vergreifen würde. Diese, Fein und Daffner, folgten seinem Beispiele, und so waren sie nach drei Seiten hin gegen die Angreifer gedeckt. Die Klosterknechte stutzten. Auf Widerstand waren sie nicht gefaßt, sie zogen ihre Pferde einige Schritte zurück und Roger gewann Zeit, den Bruder Pförtner anzureden.

„Ihr aber, Bruder Pförtner, seid Soldat gewesen und werdet wissen, daß es unehrenhaft ist, sich an Gefangenen thätlich zu vergreifen. Ich bin der Waldbruder gewesen, dem Ihr selbst Gelegenheit gegeben habt, den Streich, seine Freunde aus Jesuitenhänden zu befreien, ausführen zu können. Hütet Euch, daß ich es nicht Eurem Vorgesetzten melde und sorgt dafür, daß uns an

Leib und Leben kein Schaden geschehe. Meine Dankbarkeit wird dann das dreifache Opfer dessen, was ich schon gab, in Eure Hände legen."

„Ach," sprach der Mönch, „bei der heiligsten Madonna von Schnee, Ihr seid es, edler Herr, der mich so angeführt hat? Nun, dann muß ich wohl andere Saiten aufziehen. Es soll Euch kein Leid geschehen, aber mit müßt Ihr als Gefangene, sonst verliere ich meinen einträglichen Posten."

„Gut," sprach Roger mit der ihm eigenen Energie, die auf die rohen Gemüther nicht ohne Eindruck blieb, „wir gehen mit, nicht weil wir sollen, sondern weil wir wollen. Diese Waffen würden uns so gut den Rückzug sichern, wie sie uns gegen rohe Gewalt schützen; aber wir wollen unsere Freunde nicht verlassen, denn noch keineswegs geben wir die Hoffnung auf, sie zu befreien, oder es müßte kein Recht mehr in der freien Schweiz zu finden sein."

Indeß war der Wagen wieder aufgerichtet; das gestürzte Pferd war nur leicht beschädigt und konnte wieder vorgespannt werden und so bestiegen denn die jetzt Gefangenen wieder den Wagen und langsam ging der Zug nach dem Kloster Einsiedeln zurück. Das helle Mondlicht, aus welchem der blitzende See in der Ferne und hoch über den Regionen der Wolken die schimmernden Eisfelder der Gletscher leuchtend hervortraten, gaben

dieſer Scene bei allen Schreckniſſen doch einen ganz eigenen romantiſchen Zauber.

Guideon war wieder in jene Apathie der Seele zurückverſunken, welche jedesmal die Folge ſeiner religiöſen Aufregung war. Er ſchien an nichts Theil zu nehmen, nicht einmal zu bemerken, was um ihn her vorging, man ſah ihn nur mit geſenktem Kopfe Gebete murmeln und dabei den Roſenkranz zwiſchen den gefalteten Händen halten.

Seraphine dagegen fühlte ſich erhoben durch den Muth und das entſchloſſene Auftreten ihres Freundes; nichts macht tieferen Eindruck auf ein ächt weibliches Gemüth, als das Auftreten entſchiedener Männlichkeit. Seraphine bewunderte ihren Freund wie einen der homeriſchen Helden, und ihre leuchtenden Blicke, und ein begeiſterter Druck ihrer Hand, ſagten es ihm, obwohl ſeine That eben nichts Beſonderes war; denn jeder entſchloſſene und bewaffnete Mann würde in ſeiner Lage ebenſo gehandelt haben.

Auf dem großen Platze vor dem Kloſter wieder angekommen, ſahen ſie ſich von einer unermeßlichen Menſchenmenge umringt. Alle Schläfer waren erwacht, ein fanatiſirter Pöbel, der aus allen den Pinten und Gaſthäuſern vom Lager aufgeſchreckt war, überſchwemmte den Platz. Einzelne Rufe: „Nieder mit den Ketzern, Tod den Kloſterräubern!“ ließen ſich hören.

Es schien, als ob man absichtlich zögere, die Gefangenen in das Kloster zu bringen, um sie der Volkswuth preiszugeben.

Besonders geschäftig in der Aufregung des Pöbels war ein ältlicher, magerer Mann in der Kleidung eines Handwerkers. Diesen aber hatte der Doctor Steiger keinen Augenblick unbeobachtet gelassen; jetzt ergriff er ihn beim Arm und führte ihn fast gewaltsam mit den höflichen Worten: „Erlauben Sie, hochwürdiger Herr Professor, daß ich Sie alten Bekannten vorstelle," an den Wagen, auf welchem Roger und seine Freunde, die man nicht absteigen lassen wollte, noch immer dem Hohne und den Beleidigungen einer erhitzten Volksmenge Preis gegeben saßen.

Guideon und Seraphine waren schon in das Innere des Klosters geführt und so wieder in die Gewalt der Mönche gebracht.

Steiger sprach im ironischen Tone: „Der Herr Professor Cyrillus Heilinger wird sich sehr glücklich schätzen, dem Herrn Roger Müller sein Compliment zu machen."

„In der That sehr glücklich," sprach mit erzwungener Freundlichkeit der Jesuit, indem er seinen grauen Reisehut abnahm, unter welchem das die Tonsur bedeckende Käppchen den geistlichen Herrn verrieth, „nur bedauere ich die geehrten Herren hier in einem bedenklichen Handel einer fanatischen Volksmenge gegenüber zu finden."

„Die Sie veranlaßt haben, mein hochwürdiger Herr,“ entgegnete Roger, „und sollten Sie etwa meinen, wenn man uns todtschlägt, so sei damit ihre Geschichte todtgeschlagen, so erlaube ich mir, Sie in Kenntniß zu setzen, daß eine gewisse Schrift in versiegelten Abschriften bei mehreren Zeitungsredactionen niedergelegt ist, mit dem Auftrage, sie zu veröffentlichen, wenn man erfahren sollte, daß wir auf Betreiben der Jesuiten verhaftet sind. Und damit Ihnen nicht der geringste Zweifel darüber bleibt, so übergebe ich hiermit das Original dieser Schrift, Sie kennen es doch, unserm würdigen Freunde, dem Dr. Steiger mit dem Auftrage, die Publicität derselben in allen liberalen Blättern zu veranlassen, sofern wir nicht noch vor Tagesanbruch frei gelassen und noch vor Abend in Schwyz angekommen sein werden und dann der Sohn und die Tochter der Marquise von Mirabella nicht vor beginnender Abendmesse auf dem Landhause des Obrist Ayberg bei Schwyz ungefährdet eingetroffen sein werden, wo Sie sich übrigens bei Todesstrafe nicht wieder sehen lassen dürfen. Verstanden, hochwürdiger Herr?“

Damit hielt er ihm das von Cyrillus Heilinger unterzeichnete Schandbekenntniß im Original vor Augen und übergab es nun an den Dr. Steiger, gegen den sich allerdings die Menge nicht fanatisiren ließ, da er als ein trefflicher humaner Arzt in allen Urcantonen bekannt und sehr beliebt war und, was hier wohl

als Hauptsache galt, er als Katholik, wenn auch ein aufgeklärter, nicht als Ketzer verfolgt werden konnte.

Das war allerdings dem Jesuiten im Augenblick klar und mit der bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung, die den Mitgliedern dieses Ordens eigen ist, entgegnete er in der Maske jener stereotypen Freundlichkeit, die überall, wo sie erscheint, ein kaltes Herz bedeckt. „O, sehr wohl verstanden, mein sehr werther Herr Müller. Und Ihre Wünsche sind so billig, daß wir gar nicht nöthig haben werden, die große Gefälligkeit des geehrten Herrn Doctors in Hinsicht der Veröffentlichung jenes unbedeutenden Blättchens in Anspruch zu nehmen. Folgen mir die Herren nur in das Refectorium für vornehmere Gäste des Klosters, um dort ein kleines Frühstück einzunehmen; sei es auch, um sie gegen Insulten des Pöbels hier auf dem Platze zu sichern."

Roger und seine Freunde stiegen jetzt vom Wagen und da der Tumult in der fanatisirten Menge immer ärger wurde und immer mehr Stimmen schrieen: „Nieder mit den Ketzern! Tod den verruchten Klosterräubern!" und immer drohender und dichter sich der wilde Haufen herandrängte, so stieg der Jesuit auf den Wagen, so daß ihn Jeder sehen konnte und rief: „Beruhigt Euch, meine Freunde, diese von Gott verdammten Ketzer werden soeben in den tiefsten Klosterkeller geworfen und nie wieder das Tageslicht sehen!"

Dieser Zuruf beruhigte allerdings den tobenden Volkshaufen und um so mehr, als sie sahen, daß die Klosterknechte mit aufgehobenen Knitteln sie umgaben und scheinbar als Gefangene fortführten. Dem Pförtner sagte Heilinger leise einige Worte, er möge sorgen, daß ihnen kein Leid geschähe und daß sie in das obere Refectorium geführt und mit einem guten Frühstück bewirthet würden. Dann folgte er selbst in das Kloster, begab sich schnell auf die ihm dort eingeräumte Zelle, zog wieder die schwarze Soutane der Jesuitenkleidung an und begab sich zu den drei Freunden, die sich nach dem Schrecken der Nacht bei einem äußerst delicaten Frühstück ganz wohl befanden.

„Entschuldigen Sie, meine sehr werthen Herren," redete er sie höflich an, nachdem er eingetreten war, „meine etwas despectirliche Aeußerung über Sie gegen den Pöbel, vorhin auf dem Platze, allein es gab kein anderes Mittel, Sie zu retten, die Welt will einmal getäuscht sein, nun, so werde sie getäuscht zur größern Ehre Gottes, und wenn die Herren sich um des guten Zweckes willen die Verkleidung in Capucinermönche gefallen lassen wollten, so würde man Sie mit Anbruch des Tages in der Klosterkutsche unangefochten nach Schwyz bringen können."

„In Mönche verkappt?" rief Fein, verletzt durch den Vorschlag, „nimmermehr!"

„Nun, nun, es war ja auch nur der Vorschlag zu einer kleinen Comödie, die, wie ich glaubte, die jungen Herren selbst amüsiren würde; wenn es aber nicht beliebt, so steht es ja den Herren ganz frei, das Kloster ohne Verkleidung zu verlassen, sollten sie aber dann wieder eingeholt und etwa todtgeschlagen werden, nun wohl, dann wasche ich meine Hände in Unschuld!"

„Wir werden Ihrem Rath folgen," sprach Roger, „nun aber, mein Herr, wie wird es mit dem armen Guideon und mit Seraphinen werden?"

„Ei, das versteht sich von selbst, mein werthgeschätzter Herr Müller, bei den von Ihnen mir vorgehaltenen Gründen werde ich sie selbst bis vor das Haus des braven Obristen von Ayberg begleiten und durch einen Freund dort einführen lassen."

„Das würde ein neuer Scorpion sein, bemühen Sie sich nicht; ich selbst werde sie dort schon in Empfang nehmen."

„Ganz nach Belieben, mein sehr werther Herr, dann aber erlauben Sie, daß ich mich zum Guardian begebe, um wegen Ihrer Reise und der Ihrer Schützlinge das Nöthige zu besorgen."

„Aber wird man sie ziehen lassen, noch während der Dauer der Engelweihe?"

„O gewiß, ich werde dem Convent vorstellen, daß ihre Entfernung und die Uebersiedelung in ein sicheres

Asyl durchaus nothwendig sei, um sie gegen die Gefahren der Entführung zu sichern."

. . . . . .

Cyrillus Heilinger ging und sprach mit dem Guardian. Dieser gab aus der Klostergarderobe einige von den, um arme Waldbrüder der Umgegend damit zu versorgen, vorräthig gehaltenen braunen Kapuzinerröcken her und ungefährdet traten Roger, Fein und Daffner ihre Reise nach Schwyz an, indem sie ganz bequem in einer großen altmodischen, mit vier Pferden bespannten Klosterkutsche fuhren.

Der Jesuit aber schrieb an seinen Vorgesetzten: „Ich habe es bis jetzt noch für rathsam gehalten, die Kinder der frommen Marquise von Mirabella zu vermögen, zu Gunsten unseres Ordens ein Testament zu machen, denn Seraphine ist noch minderjährig, ihre testamentarische Disposition würde also noch nicht Rechtskraft haben; Guideon aber ist durch die guten Dienste, die er uns als heiliger Messias geleistet hat, so angegriffen und so oft von seinem periodischen Wahnsinn befallen, daß seine Erben das Testament, eben wegen dieses notorischen Wahnsinns leicht würden umstoßen können. Es dürfte daher, unter zu verhoffender hoher Genehmigung, angemessen erscheinen, ihm einige Ruhe zu gönnen, weshalb ich ihn in die Familie eines sehr ehrenwerthen Schwyzer Patriciers, des Obrist von Ayberg, bringen werde. Dort wird die

Tante desselben, die bereits heimlich eine Devote unseres Ordens geworden ist, für unsere Zwecke mitwirken und da ich aus Gründen, die ich mir vorbehalte mündlich zu berichten, dieses Haus nicht wieder betreten darf, so werde ich den sehr lieben Bruder Cyriac, meinen bisherigen Socius, beauftragen, unter angemessener bürgerlicher Kleidung sich dort einzuführen und das große Werk zu vollenden. Ich werde übrigens dabei stets meine Hand im Spiel haben, das Ganze leiten und den Socius überwachen. Die Anordnung gebe ich anheim zu genehmigen."

. . . . . .

Abend war es, einer der schönen Herbstabende, an welchem die klaren Umrisse der Hochalpen am tiefblauen Himmelsdom sich abzeichnen, und späterhin, wenn schon Dämmerung die Thäler durchzieht, hoch am Firmament die Gletscher glühen, da hielt ein Wagen vor dem mit grünen Taxushecken umgebenen Landhause des Herrn von Ayberg und aus dem Hause stürzte Liesli, das liebliche Landmädchen und es fehlte nur noch ein Moment und sie würde dem trübe und still dort auf dem Wagen sitzenden Guideon in die Arme geflogen sein, dieser aber blickte auf und erkannte sie; wie ein Sonnenstrahl, der die Wolken durchbricht, über die weiten Saatfelder einer unermeßlichen Flur dahin zieht und die ganze Landschaft mit Licht und Heiterkeit erfüllt, so zog eine wun-

derbare Heiterkeit, wie eine himmlische Verklärung über sein blasses, feines Antlitz. „O, nun," sprach er im unbeschreiblichen Glückseligkeitsgefühl, indem er ihr die Hand reichte, „ist ja wieder Alles gut, nun habe ich meinen Engel wieder! und ich werde durch Gottes Gnade genesen."

Liesli, mit ihrem starken Naturgefühl, küßte die Hand des, wie ein Heiliger von ihr verehrten Jünglings und warf sich dann weinend an Seraphinens Brust.

Auch Roger trat an den Wagen; ihm folgten der edle Hausherr und dessen Tochter, um die neuen Gäste, die ihnen Roger vorstellte, in sein gastfreundliches Haus zu führen. Der Jesuit, Professor Heilinger, war schon früher vom Wagen gestiegen, da er bei aller Schamlosigkeit unter vorliegenden Umständen doch Bedenken trug, sich der Familie selbst zu zeigen.

So hatte Roger, wie er nicht zweifelte, Guideon und Seraphinen glücklich aus den Händen der Jesuiten gerettet und sie in so freundliche Umgebungen gebracht, daß sich der wohlthätigste Einfluß auf seine Gesundheit und die Wiederherstellung von seiner Geistesstörung erwarten ließ.

Da die Familie dieses gastfreundlichen Hauses durch Roger früher schon von den Verhältnissen Guideon's und Seraphinens unterrichtet war, so hatte dieses dazu beigetragen, daß ihnen die zarteste und schonendste Be-

handlung zu Theil wurde. Sehr bald hatten sich die beiden an Geist und Herz so gebildeten jungen Mädchen zusammen gefunden und schwesterlich befreundet. Liesli's ganzes Seelenleben ging auf in der zärtlichsten und aufmerksamsten Pflege ihres geliebten Freundes Guideon und wenn dieser nun ihre liebe Hand in der seinigen halten konnte, und sie so in der Weinlaube neben einander saßen und Auge in Auge schwamm, so schien der Wahnsinn und trübe Tiefsinn alle Macht über ihn verloren zu haben.

Der Doctor Steiger, der früher schon Arzt im Hause des Obristen Ayberg gewesen war, hatte es übernommen, Guideon ärztlich zu behandeln.

Nachdem er aber die beiden glückseligen jungen Leute in der Weinlaube einige Minuten beobachtet hatte, ohne von ihnen bemerkt zu werden, sprach er lächelnd zu Roger: „Hier, mein Freund, ist meine Hülfe überflüssig, den da hat Gott Amor schon in der Kur gehabt und wird ihn heilen."

„Uebrigens, lieber Roger, rechne ich darauf, Sie heute Abend noch auf dem Grütli zu sehen. Es wird um neun Uhr ein Dampfschiff dorthin abgehen. Die Freisinnigen aus Luzern und den Urcantonen werden mit den Liberalen aus Zürich dort tagen. Es wird hohe Zeit sein, daß gehandelt werde, denn unerträglich wird das Joch in Luzern."

Elftes Capitel.

Nächtliches Tagen der Verschworenen auf dem Grütli. — Die Diplomaten in Luzern. —

Das Grütli am Vierwaldstättersee, diese in dem kleinen Canton Uri belegene grüne, sammetweiche Wiege der alten Schweizerfreiheit, wurde jetzt wie damals von vielen in Geheim für die Freiheit verschworenen Männern betreten, die theils auf dem Dampfschiff von Luzern und Schwyz her, theils in Segelbooten und Nachen, theils auch aus den Bergschluchten und Thalgründen diese so berühmte, einsam am See belegene Wiese betraten.

Unter den mit dem Dampfschiff Ankommenden befanden sich Roger und seine Freunde.

Mitternacht war nahe. Noch wurden einige Freunde erwartet; dann sollte das nächtliche Tagen der Versammlung, wie man in der Schweiz eine Volksberathung

nennt, beginnen. Noch ſtanden ſie in verſchiedenen Gruppen zuſammen, Landsleute und Bekannte, die in engern Kreiſen ihre Ideen und Meinungen gegen einander austauſchten. Nur Roger hatte ſich zurückgezogen von der politiſchen Bewegung, die hier überall ſich kund gab.

Wenn das Herz ſo voll iſt von tiefern Gefühlen, dann bleiben die politiſchen Geſinnungen und Ereigniſſe des Tages mehr auf der Oberfläche ſchwimmen.

Und was hatte Roger in dieſen Tagen erlebt und gefühlt? Erſt allmälig durch die Poeſie der Gegend und die Romantik der großen geſchichtlichen Erinnerungen dieſes ſtillen Wieſengrundes und der näher und ferner belegenen claſſiſchen Stellen am See kam nach und nach wieder der höhere Aufſchwung in ſeine Seele, der ihn fähig machte, mit voller Wärme an den weitern Berathungen Theil zu nehmen.

Jetzt ſtand er da am unabſehbaren Seeſpiegel, über welchem ein blitzender Silberſtreif daher zog. Ferne Gebirge, hier und da von ſchimmernden Eisfeldern der Gletſcher überragt, erhoben ſich mit ihren weich getuſchten Umriſſen am jenſeitigen Seeufer, wo am Fuß des Pilatus die Tellsplatte, worauf Tell aus dem Boote des Landvoigts ſprang, indem er den ſteuerloſen Nachen mit ſtarkem Fußtritt in die brauſenden Wogen zurückſtieß, durch eine offene Kapelle bezeichnet iſt; dort hinaus iſt die Stelle, wo einſt die zerſtörte Zwing-Uri, jene

feste Burg zur Knechtung des Volks, der Sage nach, nahe am Zusammenfluß der Reuß und des Kerstetenbachs, im Schatten des hohen Bristenstocks und der noch höheren Windgelle belegen war. Roger kannte die Gegend. Wie Geisterwehen, so drangen von allen Seiten die großen Erinnerungen an die Zeit der aus der Knechtschaft erwachenden Schweizerfreiheit auf ihn ein.

Das Mondlicht, welches durch das zitternde Laub der Erlen schimmerte, dessen Streiflichter die Hütten im Thal mit romantischem Zauber umgaben, die auf dem weiten Seespiegel zitterten und auf den ewigen Eisfeldern der Hochalpen flimmerten, die Mondscheibe selbst, die in erhabener Ruhe hoch oben im tiefblauen Firmament, durch das unermeßliche Sternengefunkel schwamm, war mit den Alles umdämmernden Umrissen der Landschaft wohl geeignet, die Phantasie eines träumerischen Beschauers noch zu erhöhen; und so erging sich denn seine Seele in den mächtigen, unvergeßlichen Erinnerungen mitten durch die classischen Stellen der Umgegend des Vierwaldstätterſees. Er sah im Geiste dort hinaus in Bürgeln die Tellskapelle, an der Stelle, wo einst das Wohnhaus dieses Freiheitshelden lag.

Jeder Schritt durch das romantische Thal der Reuß, welches den kleinen Canton Uri bildet, zwischen den Bergreihen mit ihren silbernen Wipfeln, schroffen Felswänden, waldigen Abhängen und grünen Auen erinnert

an den mächtigen Freiheitsdrang, den das weittönende Stierhorn von Uri siegreich stets gegen die Landesfeinde führte. Und wie einfach, fromm und still war hier Alles; ein im Gebüsch verlorenes Dorf dort und hier; ein von Epheu umsponnenes Kreuz neben einer einsamen Kapelle; eine läutende Rinderheerde im umhegten Wiesengrunde; eine baufällige Hütte, die sich an den bemooseten Felsen lehnt; ein Wald von Fruchtbäumen, durch welche der Weg zieht; Geräusch der Quellen und Waldbäche, begleitet vom melodischen Glockenklang weidender Heerden oder eine Kette beladener Saumrosse, die vom St. Gotthard herübertönt und dazu der Glockenklang ferner Kirchen, das waren die Erinnerungsbilder, die jetzt mächtig in seiner Seele herauftauchten, und dazu die weißen Segel, die wie Schwäne durch das Mondlicht zogen über den weiten See.

Solche Eindrücke der Gegenwart wie der Vergangenheit, der Wirklichkeit wie der Phantasie waren es, die jetzt mächtig und erhebend auf ihn eindrangen. Alles Kleinliche beengender Privatverhältnisse, alles Träumerische einer unglücklichen, hoffnungslosen Liebe, ging ihm unter in diesem großen Momente eines erwachenden Freiheitsgefühls.

„Damals," sprach er zu Fein und Daffner, die jetzt zu ihm herantraten, „galt es nur der leiblichen Freiheit, und Tell und seine Zeitgenossen haben sie sich er-

kämpft; jetzt gilt es weit höheren Interessen, der Befreiung von geistiger Knechtschaft, von Jesuiten und Pfaffenbevormundung, von Verdummung, Wahn und Aberglauben, von Geistesfinsterniß und Abgötterei und diesem jeder Humanität und Civilisation höhnenden Treiben werde ich mich mit aller mir von Gott verliehenen Kraft widersetzen und solchem Kriege, dem edelsten, den es auf Erden giebt, mein Leben weihen."

„Und dazu möge Gott Dir helfen," rief Fein, und Daffner setzte hinzu, „das ist doch noch ein edler, männlicher Entschluß; laß fahren dahin jede kleinliche Leidenschaft, es giebt nur eine große und wahrhaft schöne Liebe, das ist die, welche die ganze Menschheit umfaßt."

„Jetzt aber," schloß Fein, „beginnt die Berathung. Laßt uns mit Herz und Mund Theil daran nehmen. In Luzern stehen die Sachen so, daß gehandelt werden muß. Auf denn, laßt uns handeln!"

Und sie begaben sich in den Kreis, wo es jetzt um Mitternacht begann zu tagen.

Da hörte man herrliche freisinnige Worte reden. Unter Anderm sprach Georg Fein: „Wir haben Alle mehr oder weniger die Urcantone der Schweiz durchzogen und die Meisten unter uns gehören zu den weniger aufgeklärten und freisinnigen Bürgern eines oder des andern dieser Cantone. Uns Allen werden die Volkszustände bekannt sein, welche durch das stete Herrschen der Prie-

sterpartei, besonders unter dem Einfluß der Jesuiten sich nach und nach unter den Hirtenvölkern, namentlich der kleinen Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug gebildet haben. Erlauben Sie mir aber, meine Freunde, Ihnen ein Gesammtbild davon zu entwerfen und dann zu fragen, wollen wir, daß es im Canton Luzern, wo es von der früheren freisinnigeren Regierung her noch so viele Elemente der Volksbildung und Aufklärung giebt, eben so werde?"

Mit allgemeinem Zuruf wurde er aufgefordert, weiter zu reden.

„In diesen, ganz von Pfaffen beherrschten Cantonen," fuhr er fort, „wird das System des Beharrens beim Alten und Hergebrachten und sei es noch so vermodert und verfault, aufs Aeußerste getrieben. Jeder Fremde, und darunter versteht man dort nicht nur jeden Deutschen, Franzosen und Engländer, sondern auch jeden Bewohner irgend eines andern Schweizercantons, wird in allen jenen erzkatholischen Urcantonen in der Regel nicht länger als einige Tage geduldet. Man überwacht seine Schritte und berichtet über dieselben nicht blos dem gestrengen Herrn Amman, sondern auch dem Herrn Pfarrer, dessen Ansicht und Meinung in fast allen Angelegenheiten entscheidend ist. Wer das Unglück hat, ihm zu mißfallen, darf sicher sein, daß man ihm bald, ohne dafür Gründe anzugeben, sehr peinliche Unannehmlichkeiten

bereiten werde. Auf der unterſten Stufe ſteht der Unterwalder. Seine Kirche dient ihm als Bethaus, Zuchthaus und allgemeines Intelligenzcomptoir. Als Bethaus beſucht er es täglich mehrmals und verweilt faſt eine Stunde darin, die er ſeinen häuslichen Geſchäften entzieht. Als Zuchthaus dient ihm die Kirche, indem Diebe, Betrüger, gefallene Mädchen, mit der Ruthe in der Hand, der ganzen Gemeinde während des ſonntäglichen Gottesdienſtes zur Schau geſtellt werden; als Geſchäfts- und Intelligenzcomptoir benutzt er ſie, indem alle Ankündigungen von der Kanzel herab erfolgen, vom Kalbfleiſchverkauf an bis zu den Gratificationen an Se. Hochwürden, den Herrn Pfarrer für das Benediciren der Aecker und Wieſen; die Vorſorge, daß nur ſolche Lehrbücher in den Schulen eingeführt werden, welche die Pfarrer approbirt haben, geht ſo weit, daß u. a. ein Katechismus aus den Schulen verbannt wurde, weil darin die Stelle vorkam: „„Was Chriſtus lehrte, iſt ſo klar, daß es auch ein Kind begreifen kann.““ So haben die Unterwaldener Staatsweiſen Das mit den Staatsmännern in manchen andern Ländern gemein, daß ſie nur ſolche Dinge gelehrt wiſſen wollen, die Niemand begreifen kann. Auf gleicher Stufe der Bildung ſteht das Volk in Uri. In den Cantonen Zug und Schwyz ſieht es nicht viel beſſer aus. Im Canton Schwyz iſt von dreiundfünfzig erwachſenen Einwohnern immer Einer

geiſtlichen Standes. Ein ſtarkes Drittheil des Jahres beſteht aus ganzen und halben Feſttagen. Das Volk wird in ſeiner Abneigung gegen Schulen, weil ſie Geld koſten, von der Regierung beſtärkt. Die Lehrer ſind geringer bezahlt als die Nachtwächter; kaum zwei Drittheile der ſchulfähigen Jugend genießen des Unterrichts. Früher waren ſchon in den bedeutendern Flecken des Cantons gute Privatſchulen entſtanden; dieſe ſind aber ſeit der Eröffnung der Jeſuitenſchulen in Schwyz großentheils wieder eingegangen."

Mehrere Bewohner dieſer Cantone beſtätigten durch lauten Zuruf, was der Redner ſprach und dieſer fuhr fort:

„Wie vor alten Zeiten, ſo ernähren die Erzeugniſſe der Viehzucht, des Wieſen- und Ackerbaues das Volk. Die einzigen Ausfuhrartikel ſind Vieh, Käſe und Holz. Mit Ausnahme einiger Spinnereien und der nothwendigſten Handwerke iſt wenig Gewerbsfleiß einheimiſch. Schon ſeit vielen Jahren hatten bedeutende Fabrikbeſitzer in Zürich an die Regierung des Cantons Schwyz das Geſuch geſtellt, an den Bächen, welche ſich aus dem Schwyzer Gebiet in den Züricher See ergießen, Spinnereien und ähnliche Induſtriewerke anlegen zu dürfen. Nachdem ſie damit neun Jahre lang abgewieſen waren, wurde endlich in einem Grenzbezirke ein ſolches Etabliſſement geſtattet; bald aber fürchtete die Regierung die Aufklärung, welche durch nähere Verbindung mit den

Zürichern entstehen könne, und die Concession wurde wieder beschränkt. Die Jesuitenpolitik der Schwyzer Regierung und des ultramontanen Pfaffenthums will kein aufgeklärtes und dadurch wohlhabendes Volk, sondern ein verdummtes und deshalb armes Volk, weil es nur in solchem Zustande mit Leib und Seele, mit Hab' und Gut ihr Eigenthum ist. Nun, meine Freunde, wiederhole ich die Frage, wollen und dürfen wir es dulden, daß im Canton Luzern dieselbe planmäßige Volksverdummung überhand nehme?"

„Nein, nein, mit Gut und Blut dagegen!" rief die Menge.

„In Luzern aber steht es jetzt so, daß kein geachteter Mann mehr dort seines Lebens und seiner Freiheit sicher ist. Hier, unser werther Freund, der Dr. Robert Steiger ist ein lebendes Beispiel davon. Durch Talent und Fleiß hat er sich vom armen Bauerknaben zum weit und breit geachteten, wohlhabenden Arzte in Luzern aufgeschwungen. Hohe Fähigkeiten in seinem Berufe und die uneigennützige Menschenliebe, womit er dem Reichsten wie dem Aermsten dient, hatten ihn beim Volke allgemein beliebt gemacht. Da er sich stets als wahrer Patriot zeigte, dem nichts so sehr am Herzen lag, als Aufklärung und die Wohlfahrt seiner Mitbürger, so wurde er zum Staatsrath erwählt und zeigte sich als eins der thätigsten Mitglieder der damaligen

liberalen Regierung in Luzern. Nachdem aber im Jahre 1841 die jetzige, unter dem Einfluß der Jesuiten stehende Regierung zur Macht gelangt war, so trat er als das Haupt einer liberalen Opposition gegen die Finsterlinge auf und suchte durch ein freisinniges Blatt: „die Eidgenossen," das er neben seinen mühsamen Berufsgeschäften redigirte, den jesuitischen Bestrebungen möglichst entgegen zu wirken; deshalb eben wurde er verfolgt, und da er Grundbesitzer und Familienvater ist, so hat er nicht das Mittel, wie viele Andere, sich durch die Flucht aus dem Canton jeder rechtswidrigen Verfolgung zu entziehen . . . ."

„Hier muß ich den geehrten Redner, dem ich für seine gute Meinung von mir viel Dank schuldig bin, für einen Augenblick unterbrechen. Nicht deshalb, weil mich Familienbande und Grundbesitz an meine Vaterstadt binden, sehe ich mich behindert zu entfliehen, sondern weil ich es mit meinem Freunde, Kasimir Pfiffer, für feige und nichtswürdig halte, das Vaterland in den Tagen der Gefahr zu verlassen. Wenn auch das mit Blut geschriebene Preßgesetz jenes verächtlichen Ueberläufers von der liberalen zu der Jesuitenpartei, jenes verruchten Siegward Müller mich bewogen hat, die Redaction meines freisinnigen Blattes niederzulegen und damit die kräftigste Waffe, die ich bisher geführt, aus den Händen zu geben, so werde ich doch fortfahren, das

unſelige Treiben jener Jeſuitenregierung ſcharf zu beobachten und mit Wort und That zu verfolgen. Noch aber, meine Freunde und Bundesbrüder, iſt es zu früh, Gewalt zu brauchen mit dem Rechte der Nothwehr. Es iſt das Eigene in dem Weſen der Willkürherrſchaft, daß ſie weiter greift und darin liegt der tiefſte Keim zu ihrem Untergang, denn die Herrſchſucht, beſonders dieſer Jeſuiten und römiſchen Pfaffen ruhet nicht eher, als bis das Joch unerträglich wird, dann erſt, wenn das ganze Volk die Nothwendigkeit fühlt, einen ſolchen Geiſtesdruck von ſich abzuſchütteln, dann wird der Vernichtungskrieg gegen die Jeſuitenbrut mit Erfolg durchzuführen ſein. Darum gehe Jeder jetzt ruhig nach Hauſe und verhalte ſich ſtill; aber Jeder rüſte ſich mit heimlicher Vorſicht, um auf den erſten Ruf des Freiheitskampfes wehrhaft in den heiligen Krieg gegen dieſe geweihten Dunkelmänner ziehen zu können. Erwarten wir erſt eine Gewaltthat von Seiten der Jeſuitenregierung, und ſie wird nicht ausbleiben, dann brechen wir los.“

Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Das ſchon früher für die Leitung des Aufſtandes gegen die Jeſuiten gewählte Comité wurde von dieſer Verſammlung beſtätigt und noch durch einige geachtete Namen verſtärkt. Hand in Hand gelobten ſich die Verſchworenen, der Anordnung dieſes Comité Folge zu leiſten und ſo geſtärkt und ermuthigt und mit Hoffnung erfüllt für

die weitere Entwickelung der jetzt schon überall sich verbreitenden großen Volksbewegung verließen die Freunde gegen Morgen das Grütli und kehrten theils in ihre Heimath, theils die Fremdlinge in der Schweiz an die Orte ihres einstweiligen Aufenthalts zurück.

Fein und Daffner gingen nach Zürich, um dort im Lande der Freisinnigkeit für die Bildung bewaffneter Freischaaren zu wirken. Roger aber und Steiger begaben sich auf den weit gefährlichern Posten nach Luzern zurück, wo sich der Erstere wieder unter den Schutz der ...schen Gesandtschaft stellte.

. . . . . .

Roger wurde wie bisher in der Familie des Marquis von Mirabella freundlich und mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen. Dieses hatte er besonders der Gunst der frommen Marquise zu danken, die ihn immer mehr in ihre intimen Kreise zog. Da er aber einmal freimüthig erklärt hatte, daß er unmöglich die frömmelnde Richtung der Buß- und Betstunden, womit die Marquise einen Theil ihrer Zeit hinbrachte, theilen könne, daß er unmöglich die kopfhängerischen Leute, die Augenverdreher und über die Versunkenheit der Welt seufzenden Geistlichen und Laien, die in solchen Stunden bei ihr ein- und ausgingen, für etwas Besseres als Heuchler und einige derselben für Devote und Enfilirte des

Jesuitenordens halten könne, so dispensirte sie ihn lächelnd und wohlwollend von diesen Conventikeln, indem sie sagte: „Möge Jeder auf seine Weise für das Heil seiner Seele sorgen, wie es ihm gut dünkt. Der gebildete und aufgeklärte Mensch muß dem Glauben seines Nebenmenschen keinen Zwang anthun und da ich gewissermaßen ein Doppelleben führe, ein conventionelles Leben in der eiteln Weltlust und zur Abbüßung desselben ein geistiges Leben in Glaubensinnigkeit, Gebet und Zerknirschung, so werden Sie hiermit ein für alle Mal eingeladen, meine Soireen zu besuchen, wo sie Gelegenheit finden werden, nicht blos die bedeutendsten Männer dieser Bauernrepublik, sondern auch Leute von guter Familie, die sich in stolzem Bewußtsein ihrer alten Adelsherrschaft von den öffentlichen Angelegenheiten dieses Cantons jetzt fern halten, näher kennen zu lernen. Außer den beiden Soireentagen sehe ich aber noch engere Kreise von interessanten jungen Damen und geist- oder talentvollen jungen und ältern Männern zum Thee bei mir. Sie werden dort die reichsten Travellers aus allen Ländern finden und sicher sehr anziehende Bekanntschaften machen. Freilich werde ich Sie dann nicht selten für meine Spielpartie in Anspruch nehmen müssen, wenn es etwa am vierten Mann fehlen sollte."

Das waren die Aussichten, die sich unserm Freunde für die nächste Zukunft eröffneten, wenig lockend für

einen nach Freiheit ſtrebenden Geiſt und beſonders für ein ſo tief, wie hoffnungslos liebendes Herz, aber ein dunkles Gefühl, wir können es vielleicht den unbewußten Inſtinkt des Liebenden nennen, ſagte ihm, daß er ſich möglichſt nahe an die Familie des von ihm ſo heilig geliebten Mädchens anſchließen müſſe, indem auf dieſem Wege mindeſtens immer noch einmal die Möglichkeit eines innigern Familienbandes zu hoffen ſtehe. Alsdann hatte es auch für den jungen Mann einigen Reiz und war ſelbſt für ſeine der Freiheit geweihten Lebenszwecke nicht ohne Wichtigkeit, daß er dort in dieſen diplomatiſchen Abendzirkeln Perſonen von jeder Färbung der Geſinnung kennen lernte, und da er von früheſter Jugend auf gewohnt war, ſich in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft mit Leichtigkeit und Sicherheit zu bewegen, ſo fühlte er ſich auch dort durchaus nicht genirt; im Gegentheil, da er ſich mit Engländern, Franzoſen und Italienern in ihrer Landesſprache unterhalten konnte und es ihm durchaus nicht an jener Gabe einer leichten pointillirten Converſation fehlte, die in höhern Kreiſen oft für geiſtreich gilt, ſo war er trotz ſeines Mangels an Familie in jenen Kreiſen ſehr bald heimiſch und gern geſehen. Freilich trug es zu ſeiner günſtigen Aufnahme in dieſen ariſtokratiſchen Zirkeln bedeutend bei, daß die Marquiſe und ſelbſt der Marquis Dieſem oder Jenem confidentiell mitgetheilt hatte, daß Herr Roger Müller allerdings von der alt-

adligen Familie abſtamme, jedoch als politiſcher Flüchtling den alten berühmten Namen der Seinigen nicht compromittiren wolle, daher hier nur im Incognito lebe.

Uebrigens hielt Roger mit ſeiner freiſinnig politiſchen Meinung keinen Augenblick zurück.

So kam eines Abends in einem engern diplomatiſchen Kreiſe die Rede auf die Wirren der Schweiz und beſonders auf die planmäßige Verdunkelung des Volksgeiſtes, wohin die Jeſuiten wirkten. Roger ſprach ſich darüber freimüthig aus und man ließ ihn gewähren. Er ſchilderte mit den lebhafteſten Farben den Verfall der, unter dem Druck einer römiſchen Hierarchie ſtehenden Urcantone gegen die Blüthe der durch aufgeklärte Regierungen verwalteten meiſtens proteſtantiſchen Cantone.

Die Diplomaten ſahen einander bei dieſen Aeußerungen bedenklich an. Die Converſation wurde natürlich franzöſiſch geführt, in welcher Sprache ſich Roger mit dem Accent eines gebornen Franzoſen auszudrücken wußte. Da indeß der Marquis im Corps diplomatique die Meinung zu verbreiten gewußt hatte, daß er ſich dieſes deutſchen Exdemagogen mit ſeiner Freimüthigkeit als den Mouchard wider Willen zu bedienen wiſſe, ſo ließ man ihn mit jenem überlegenen Lächeln, das Roger nicht ſelten durch ſeine kräftige Rede in ein verlegenes Lächeln umzuwandeln wußte, ſeine Meinung ausſprechen.

Er fuhr fort: „Was iſt das nur? die ganze ſchwei-

zerische Bundesverfassung ist faul und bedarf einer radicalen Reform. So, um nur ein Beispiel herauszuheben, haben die vier katholischen Cantone, Schwyz, Unterwalden, Zug und Uri zusammen nicht mehr als neunundneunzig Tausend Einwohner; dagegen die vier Cantone, Bern, Zürich, Waadt und Aargau eine Million achtzig Tausend, größtentheils protestantische Einwohner; diese haben auf der Tagsatzung vier Stimmen, also nicht mehr als jene kleinen katholischen Cantone, bei der Entscheidung über allgemeines Volkswohl gilt also die Stimme von mehr als einer Million Protestanten nicht mehr, wie die Stimme der nicht einmal ein Zehntel dieser Volkszahl bildenden katholischen Einwohner, die noch dazu in Hinsicht der Aufklärung und mit diesen auf keine Weise sich messen kann, denn das Volk jener katholischen Cantone wird vom Jesuitismus und Ultramontanismus in demjenigen Justemilieu zwischen Thierheit und Menschheit erhalten, wie er am besten für die lichtscheuen Zwecke der Jesuiten dient. Zudem sieht man bei jenen unter der Geistestyrannei der Pfaffen und Jesuiten stehenden Hirtenvölkern so recht, wie die Form der Regierungsverfassung nichts bedeutet, wenn der Geist derselben abgetödtet ist. Es nützt zu nichts, daß man dem Volke sagt: Du bist souverän, also frei, wenn man dasselbe in religiöser Beziehung am Gängelbande führt. Ob ich meine Vernunft aus politischen oder religiösen Rücksichten

zum Zweck des Staates oder der Kirche gefangen geben muß, das Resultat bleibt sich immer gleich, daß ich nicht bin, was ich nach Gottes weiser Absicht sein soll, ein mich selbst bestimmendes Wesen. Ein an dieser vernunftgemäßen Selbstbestimmung gehindertes Volk ist nicht frei, besitzt nicht die wahre Freiheit, welches auch die Form seiner Verfassung sein mag. Freiheiten kann es allerdings besitzen, wie man etwa von einem Manne, der nur auf der rechten Seite gefesselt ist, sagen kann, daß er ja die Freiheit besitze, die linke Hand zu gebrauchen und die Freiheit mit dem linken Beine so weit zu laufen, als es das gefesselte rechte erlauben will. Aber alle diese Freiheiten ersetzen nicht die eine wahre Freiheit, die durch Einzwängung des Vernunftgebrauchs verloren geht, und das Bewußtwerden dessen bei den Massen ist es, was endlich noch einen großen Umschwung der Stellung der bis jetzt unterdrückten Völker zu den Regierungen herbeiführen wird."

„Unserem jungen Freunde," sprach der Marquis, „sind wir sehr dankbar für die Offenheit, womit er politische Bedenken enthüllt, die wir nur mit der äußersten Zurückhaltung kaum uns selbst zu gestehen wagen. Allerdings ist ein geistig unwürdiges Volk, ein unter dem Geistesdruck der Hierarchie gefesseltes, leichter zu beherrschen und weniger gefährlich, als ein geistig freies, das, vom verderblichen Zeitgeist einer leidigen Aufklärung in-

ficirt, immer daran denkt, der Regierungsgewalt zu opponiren und prätendirt, bei der Anordnung seiner Verhältnisse selbst mit in Rath genommen zu werden. Darum wird die conservative Politik der heiligen Allianz und der Carlsbader Beschlüsse, welche nach dem Vorgange unseres großen Metternich die Cabinette Europas bewegt, immer überall der Hierarchie, in welcher Form sie auch auftauche, das Wort reden und sie schützen gegen jede Uebergriffe des revolutionären Geistes, der jetzt wie ein Gespenst durch die Welt zieht."

„Aber was sollen wir thun," rief Roger, „um uns von der Pest des Jesuitismus zu befreien? sollen wir, wie es unsere Brüder im Waadtlande gemacht haben, die ein solches Treiben der Dunkelmänner begünstigenden Regierungen durch Andere ersetzen?"

Nach diesen Worten sahen sich die anwesenden Diplomaten einander bedenklich an. Diese Freiheit der Rede schien doch über alle Begriffe eines Corps diplomatique zu gehen. Indeß hatte man einmal diesem heillosen Radicalen das Recht gegeben, sich auszusprechen, um damit die Gesinnungen seiner Partei besser durchschauen zu können. In dieser Verlegenheit nahm der französische Gesandte aus seiner mit Louis Philipps in Diamant gefaßtem Porträt geschmückten goldenen Dose eine Prise und entgegnete alsdann:

„Das würde," sagte Herr Guizot, „offenbare In-

currection sein und gegen alle gouvernementalen Principien verstoßen."

„Sollen wir denn," fragte Roger weiter, „unsere Bundesverfassung ändern, damit nicht fernerhin einige vom Ultramontanismus und vom Jesuitenthum fanatisirte und beherrschte winzige Bruchtheile der großen freien Schweiz der gesammten Eidgenossenschaft, auf der Bahn des Fortschritts, in seinen politischen und religiösen Zuständen Fesseln anlegen?"

„In diesem Falle," entgegnete Herr Bois le Comte mit derselben kalten Ruhe, „sagt Herr Guizot in seinem Journal le Globe, hat die letzte Stunde der schweizerischen Republik geschlagen; dann würden die Mächte ihrer Verpflichtung von 1815 entbunden sein und nach Vernichtung der schweizerischen Constitution ihren eigenen Interessen und Bedürfnissen gemäß handeln."

„Das ist denn doch bei Gott noch ein freimüthiges Wort, Excellenz," rief Roger mit lebhafter Empörung alles sittlichen Gefühls in seiner Seele; „aber um des Himmels willen, was sollen wir denn thun? Sollen wir einen Putsch gegen die Jesuiten ausführen?"

„Das sind," entgegnete der preußische Gesandte mit vornehmer Ueberlegenheit, „Angriffe, welche die öffentliche Meinung Europas längst mit energischer und einstimmiger Verwerfung gebrandmarkt hat."

„Wenn das Ansichten sind, die man Ihrem edlen,

hochherzigen und geistreichen König glauben zu machen gewußt hat, so sind das schändliche Unwahrheiten, womit man den König umgarnt hat, um ihn zu Schritten gegen die Aufklärung zu verleiten, welche ihn in seinen Staaten, wie vor ganz Europa, unpopulär machen müssen. Preußens natürliche Stellung im europäischen Staatensysteme ist die des Fortschritts und der Aufklärung; Preußen hat durch seine Volksbildung und alle seine Institutionen die weltgeschichtliche Aufgabe, die Civilisation zu fördern und damit das Wohl der Menschheit in ihrer naturgemäßen Entwickelung auf die Höhe eines neuen Völkerfrühlings zu erheben. Preußens König hat trotz der seinen Thron umgebenden starren Reaction und heuchlerischen Frömmelei, durch mehr als ein Gesetz gezeigt, daß er sich diesen Forderungen des preußischen Loosungswortes: „„Vorwärts!"" nicht ganz zu entziehen vermag; darum Schmach, Schande und Vernichtung allen Denen, welche diesen König so auf die Spitze der Reaction treiben, die nach ewigen Naturgesetzen nothwendig und unausbleiblich, vielleicht in kürzerer Zeit als wir Alle es jetzt ahnen, eine furchtbare Revolution hervorrufen wird; denn, meine Herren, der menschliche Geist ist frei und wäre er in Ketten geboren; er wird seine Fesseln sprengen und dann wehe Denen, die sie ihm schmiedeten."

„Ei, mein junger Herr, wir werden sehr warm,"

lächelte der österreichische Gesandte, indem er ihn freundlich mit der Dose auf die Schulter klopfte.

„Man müßte ein Marmorblock sein, Excellenz," rief Roger noch lebhafter, „um da nicht warm zu werden, wo es die heiligsten Interessen der Menschheit gilt und darum, da ich hier der Vertreter der drei conservativen Mächte, die sich, wie sie sagen, um die Pacification der Schweiz verdient machen wollen, versammelt sehe, so erlaube ich mir, die Excellenzen nochmals und zum letzten Male zu fragen: Was sollen wir thun?"

Da nahm abermals der österreichische Gesandte das Wort. „Und wäre diese Frage an Seine Durchlaucht, den Fürsten Staatskanzler, persönlich gerichtet, so würde dieser keine andere Antwort geben, als: wir sagen Euch nicht, was Ihr thun sollt; wir sagen Euch nur, was Ihr nicht thun sollt: Ihr sollt nicht an Eurer Bundesverfassung rütteln; die Aufgabe, wie Ihr Eure jetzt offenbar ohnmächtige Bundesregierung kräftigen wollt, stellen wir Euch anheim, wohlverstanden jedoch, daß die Cantonalsouveränetäten nicht im Mindesten beschränkt werden dürfen."

„Dann müßten wir ja die Hände in den Schooß legen," sprach Roger tief erschüttert.

„Ja, ja, mein junger Freund," lächelte der Marquis von Mirabella, „das ist eben die große Frage,

womit man sich in der Schweiz zu beschäftigen haben wird."

Die Marquise unterbrach diese Unterhaltung, die anfing, durch Roger's ungewohnte Freimüthigkeit den Excellenzen lästig zu werden, indem sie mit ihrer anmuthigen Freundlichkeit Karten zum Boston präsentirte.

Zwölftes Capitel.

Vorbereitungen zum erſten Freiſchaarenzuge. — Ariſtokratiſche Kaltherzigkeit. — Der zweite Freiſchaarenzug. — Der Jeſuit Heilinger. — Verfehlte Unternehmung. —

Die Zeit bis zum achten December verſtrich unter geheimnißvollen Vorbereitungen für den Kampf von beiden Seiten.

Roger hatte es gar nicht gewagt, dem Marquis und der Marquiſe Mittheilung zu machen über den Aufenthalt ihres Sohnes und ihrer Tochter, denn mit der aalglatten Gewandtheit der feinen Converſation wußten Beide ſtets über einen Gegenſtand des Geſprächs hinweg zu ſchlüpfen, der ihnen unangenehm war. Das Gemüth, das ſonſt in ſolchen Fragen ſo mächtig mitredet, bot keinen Punkt dar, an welchen ſich eine ſolche Mittheilung ohne den Schein unbeſcheidener Zudringlichkeit hätte anknüpfen laſſen. Wagte er nur einmal leiſe die Frage,

ob Excellenz, die Frau Marquise günstige Nachrichten von ihren Kindern habe, so äußerte sie mit dem verbindlichsten Lächeln ihren freundlichen Dank für seine theilnehmende Erkundigung, worauf sie ihm dann den Bescheid gab: „Ich stehe zwar nicht unmittelbar mit meinen Lieben in Correspondenz, denn die Missionsgesellschaft und meine spirituellen Soireen nehmen alle meine Zeit in Anspruch; allein ich weiß aus guter Quelle, daß sie unter dem Schutz und Schirm einer Gott wohlgefälligen Gesellschaft gut aufgehoben sind und für ihr Seelenheil ersprießliche Fortschritte in der Erkenntniß Gottes und seiner Heiligen machen. Was will man mehr? Es ist besser, steht in der heiligen Schrift, daß der Leib verderbe und die unsterbliche Seele gerettet werde, als daß Leib und Seele mit einander hinab zur Hölle fahren. Doch, um auf etwas Anderes zu kommen: wie haben Ihnen heute Mittag die Lachsforellen geschmeckt? Diese köstlichen Fische waren aus dem Reegloch, diesem schäumenden Abgrund, in welchen der wilde Krienserbach von der Höhe des Pilatus herabstürzt. Alle Stimmen der vollendetsten Gourmands sind darin einig, daß es in der ganzen Schweiz keine delicieuseren Forellen giebt, als dort, wo es unaufhörlich schäumt und zischt, wie wenn Wasser und Feuer sich mischt."

„Bewundern Sie mit mir," nahm der Marquis nach einer Prise aus seiner goldenen Tabtière, das Wort,

„die Vielseitigkeit der Bildung der Frau Marquise, die im Departement der Küche ebenso gewiegt ist, wie in dem der Religion und in den Finessen des Salons.“

„Ich bewundere noch mehr, wie eine Mutter das Geschick ihrer Kinder so blindvertrauend in die Hände dieser gefährlichen Jesuiten niederlegen kann, deren Umtriebe Excellenz, der Herr Marquis, selbst von einer so verderblichen Seite hat kennen gelernt, und wie ein Vater diesem leiblichen und geistigen Verderben so ruhig zusehen kann.“

„Was die Jesuiten in ihrer äußeren Einwirkung auf das Volk betrifft,“ entgegnete der Diplomat, „so muß ich schon meiner diplomatischen Stellung wegen dem Könige von Sardinien beistimmen, der kürzlich zu mir sprach: „„„Ich habe mich davon überzeugt, daß lediglich die Jesuiten im Stande sind, den Revolutionären Trotz zu bieten (!?,; und da ich entschlossen bin, meinen letzten Thaler und letzten Mann daran zu wenden, die revolutionären Tendenzen zu unterdrücken, so folgt daraus, daß ich den Jesuiten freien Spielraum in meinen Staaten vergönne und ich werde mich bemühen, sämmtlichen katholischen Souveränen Europas diese Anschauung und diese Ueberzeugung beizubringen.““ Was aber die Eingriffe der Jesuiten in meine Familienangelegenheiten betrifft, so gehört das in das Departement des Innern, welches meine Frau verwaltet, da meine Zeit durch das

Departement der äußern Angelegenheiten hinreichend in Anspruch genommen wird."

Mitten in dieser Kaltherzigkeit und Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Familieninteressen schwebte Roger in einer beständigen, innerlich bebenden Unruhe über das Geschick seiner Lieben. Es blieb ihm nichts übrig, als von Zeit zu Zeit über den See nach Schwyz zu fahren, um in dem Hause des Obristen von Ayberg einen Besuch zu machen. Wie liebevoll ihn auch holdverschämt Seraphine empfing, deren Gesundheit wieder aufzublühen begann, während noch immer ein umschleierter Blick ihrer schönen blauen Madonnenaugen verrieth, daß ihr Inneres noch nicht ganz frei war von dem Einfluß jener religiösen Finsterlinge, die das Wesen des Glaubens in äußerer Werk- und Scheinheiligkeit suchen und wie sehr es ihn auch erfreute, daß Guideon, wie auch sein Aeußeres bezeugte, viel seltner als früher von seinem Wahnsinn und von den epileptischen Zufällen befallen wurde, so fühlte er doch, wie auf dem Ganzen eine drückende Atmosphäre ruhte.

War es nun der etwas förmliche und überaus höfliche Ton des Hauses, der keine gemüthlichen Beziehungen aufkommen ließ, oder das fromme Wesen und die offenbare Abneigung der Tante Beate gegen den Ketzer, eine Stimmung, der sich auch das sonst offene und natürliche Landmädchen, Liesli, anschloß, oder waren es

einige dort ein- und ausgehende Gäste, welche Roger mit gerechtem Mißtrauen erfüllen mußten, genug er fühlte auch in der Atmosphäre dieser so gastfreundlichen Familie seine Freiheit athmende Brust beengt. Weder die edle, offene Gesinnung des Freiherrn von Ayberg, der es übrigens vermied, mit dem jungen Radicalen über die jetzigen Wirren der Schweiz nur ein Wort zu wechseln, noch die zarten, unsichtbaren Sympathien, die durch Gedanken und kaum gewagte Blicke, durch Erröthen, vor sich Hinlächeln, unterdrückte Seufzer, auch wohl durch ein in Thränen schwimmendes Auge ihn in steten Seelenrapport mit dem holden jungen Mädchen versetzten, noch die milde Freundschaft des armen Guideon, der sich wie die schwache Rebe um den starken Stamm, so an den kräftigern Freund anschloß, der ihn aus der frommen Tyrannei der heuchlerischen Jesuiten gerettet hatte, das Alles konnte ihn nicht beruhigen über das Geschick seiner Lieben, noch weniger den Forderungen und Bedürfnissen seines Herzens genügen.

Unter den Fremden, die dort ein- und ausgingen, waren zwei, die ihn mit Mißtrauen und Besorgniß erfüllten. Der Eine war ein junger Aristokrat aus Luzern, der Sohn des Generals von Sonnenberg, ein junger Officier voll Suffisance und Eitelkeit, der mit Wegwerfung von den radicalen Bestrebungen sprach, die sich in der ganzen Schweiz abmühten, die frommen Väter

der Gesellschaft Jesu, von welchen allein alles Heil ausgehe, zu vertreiben, „aber es wird," schloß er eine solche Aeußerung mit einem scharfen Seitenblick auf Roger, „nicht eher besser werden in der Schweiz, ehe nicht jene schwarzen Canaillen, die Jesuitenfeinde, mit Stumpf und Styl ausgerottet sein werden und dazu wird Gott uns helfen. Schon rüstet sich der katholische Verein zum Vertilgungskrieg der Radicalen, alle conservativen Mächte stehen auf unserer Seite und werden uns durch ihre Intervention unterstützen. Das Blutbad wird ein furchtbares werden, aber ein Gott wohlgefälliges."

Gegen die Damen entwickelte der junge Sonnenberg eine Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit, die so leicht das schöne Geschlecht für einen jungen Mann gewinnt, der damit die elegantesten Formen zu verbinden weiß. Bei Seraphinen hatte er sich durch Ueberreichung des ersten Briefes von ihrer Mutter einzuführen gewußt; also war doch die Marquise von dem Aufenthalt ihrer Kinder unterrichtet! Dabei machte er ihr auffallend den Hof. Wenn auch Seraphine die Bedeutung dieser Beflissenheit nicht ahnen mochte, und sie nur vermöge ihrer Herzensgüte mit Unbefangenheit seine Aufmerksamkeiten wohlwollend aufnahm, so war es doch beunruhigend für Roger, wenn er bemerkte, daß die ganze Familie diese Bewerbungen begünstigte. Unschwer ließ sich dahinter ein fein angelegter Plan erkennen und bald durfte

er nicht mehr zweifeln, daß das Project einer Verbindung der Tochter des Diplomaten mit dem Sohne des zum Oberbefehlshaber einer conservativen Armee in der Schweiz von dem Gesandten ausgegangen war und durch die aristokratische Familie des Herrn von Ayberg unterstützt wurde.

Das waren niederschlagende Betrachtungen, die an diese Beobachtung sich knüpften. Aber noch mehr ängstigend war der häufige Besuch von zwei Geistlichen aus Luzern, die Roger von dorther schon kannte als die eifrigsten Anhänger und Förderer des heillosen Jesuitentreibens. Der Eine war der bekannte Melchior Kaufmann aus Kriens, damals Kanonikus des Stifts St. Leodegar am Hof zu Luzern, früher Professor am Lyceum, dessen gebückte Gestalt und näselnde Stimme gleichwohl durch den mystisch theologischen Unsinn, den er redete, bei der Tante Beate sich einzuschmeicheln gewußt hatte; der Andere der Pfarrer Estermann von Großwangen, der, im Jesuitencollegium in Rom herangebildet, überall in seinem öffentlichen Leben mit dem größten Eifer die Interessen der römischen Curie vertheidigte, hier aber darüber sehr zurückhaltend war.

Der Gewandtheit dieser Männer war es gelungen, sich unbedingt zu Beherrschern der Gewissen der Bewohner dieses Hauses einzuführen, und wenn dadurch Guideon und Seraphine immer noch in einer gewissen Ab-

hängigkeit von den Jesuiten erhalten wurden, so war dieser Umstand allerdings wohl geeignet, trübe Blicke auf die Zukunft dieser Unglücklichen zu werfen und Roger's Gemüth mit Sorgen und Kummer zu erfüllen.

Indeß gingen die Ereignisse ihren raschern Entwickelungsgang und bald sah sich Roger in die Mitte der Bewegung beider Freischaarenzüge versetzt.

. . . . . .

Es war Winter geworden, das sonst so heitere Luzern gewährte nur noch einen traurigen, niederschlagenden Anblick. Ueberall Kopfhänger und scheues Mißtrauen. Jesuitenväter mit ihren langen schwarzen, umgürteten Talaren und dreieckigen, tief in die Stirn gedrückten Hüten, sah man schleichenden Schritts durch die beschneiten Straßen gehen. Bald war das Jesuitencollegium oder eine der ihnen übergebenen Pfarrkirchen das Ziel Oft auch schlichen sie in Privathäuser, wo es irgend eine Erbschaft oder eine weibliche Stimme für ihre Interessen zu erschmeicheln gab. Es waren feine, besonders bei den Frauen beliebte Männer, die für ein weites Gewissen immer ihre Entschuldigungsgründe und Absolution zur Hand hatten, die gern mit den Kindern verkehrten und ihnen Bonbons und Zuckerwerk brachten, selbst für die Magd im Hause, wenn diese bei der Herrin viel galt, ihr freundliches Wort hatten. Bei der Marquise von Mirabella gingen jetzt mehr als jemals Jesuiten ein und aus.

Bei dem Provinzial Rothenfluhe versammelten sich fast täglich die bedeutenden Devoten und Enfilirten und die Männer der Gewalt damaliger Zeit, um ihre Instruction zu holen. Dort sah man den schon erwähnten Kanonikus, Melchior Kaufmann von Kriens, der mit seiner gebückten Gestalt und näselnden Stimme gleichwohl das einflußreichste Mitglied des Erziehungsraths war; ferner den eifrigen Jesuitenzögling Pfarrer Estermann und im Verein mit diesen Priestern den schlauen Siegwart Müller, den groben, aber frommen Bauer, Großrath Leu; den hinterlistigen Sperer und Andere.

Obwohl der Provinzial bei jedem Worte versicherte, daß sie, die Jesuiten, als anspruchslose Gelehrte nur in der Jugendbildung und Seelsorge ihre Lebensaufgabe hätten und sich um weltliche Angelegenheiten gar nicht kümmerten, so fügte er denn doch hinzu: „Wenn ich aber Großrath oder Mitglied des Erziehungsraths dieses Cantons wäre, so würde ich in dem Falle zur größern Ehre Gottes so und so handeln."

Solche Orakelsprüche waren dann aber für die Betheiligten Gesetz und damit wußten die Jesuiten die ganze Regierung der katholischen Cantone völlig nach ihrem Belieben zu leiten.

. . . . . .

Es war spät Abends am vierten December, da wurde heftig an die Thür des Hauses in Luzern gepocht, in

welchem Roger wohnte. Dieser war soeben im Begriff sich niederzulegen, als das Geräusch ihn aufmerksam machte. Er sah aus dem Fenster und bekannte Stimmen riefen ihm zu, daß er öffnen möge, man habe ihm Wichtiges mitzutheilen.

Es waren Fein und Daffner. Als diese eingetreten waren, sprach der Erstere lebhaft aufgeregt: „Auf nach Willisau! die Jesuitenregierung spinnt Verrath. Offen die Kanonen, auf deren Besitz die Landschaft dort einigen Werth legt, wegzunehmen, wagt man nicht; deshalb wird in dieser Nacht ein Commando heimlich nach diesem Städtchen detaschirt, um die Kanonen unbrauchbar zu machen, für den Fall, daß Gewaltmaßregeln gegen die Landschaft ausgeführt werden sollen."

„Doch die Zeit drängt," fuhr Daffner fort, „wollten wir erst das Comité benachrichtigen und Hülfsmannschaften aufbieten, so kämen wir jedenfalls zu spät; auch würde ein größerer Zuzug von den Spionen der Regierung bemerkt werden; also auf, die Behörde in Willisau benachrichtigt, damit man dort wach sei und das können wir Drei vollbringen."

Roger war sogleich bereit, kleidete sich an, nahm die Büchse auf die Schulter und setzte den grauen, breitgeränderten, an der einen Seite aufgeschlagenen Hut auf und so zogen die drei Freunde unbemerkt in der Stille

der Nacht aus dem Thore von Luzern dem Städtchen Willisau zu.

Kaum dort angekommen in dem schlafenden Städtchen, hörten sie den Tritt von Bewaffneten und das leise Klirren von Waffen. Sie verbargen sich in den tiefen Schatten eines am Rathhause vorspringenden Pfeilers und ein Commando von etwa zwanzig Mann bewaffneter Milizen zog vorüber, ohne sie zu bemerken. Sie folgten ihnen vorsichtig und sahen, daß sie sich in ein Haus begaben, worin man sie erwartet zu haben schien. Daffner, der früher in Willisau einige Zeit als Elementarlehrer gelebt hatte, bezeichnete es als die Wohnung des Amtsstatthalters Fleischli.

Sogleich begaben sich die jungen Männer zu dem Stadtamman Hecht und zu dem Bezirksrichter Heinrich Troxler, denen sie von dem Vorfalle Anzeige machten. Diese verfügten sich sogleich amtlich in das Haus des Amtsstatthalters Fleischli. Sie fanden die Bewaffneten, mit dem Gewehr im Arm, in einer großen Stube des Hauses sitzen, wo sie reichlich mit Wein, Brod und Käse bewirthet wurden.

Der Stadtamman Hecht forderte sie mit dem vollen Gewicht seines Amtes auf, sich über den Zweck ihres Hierseins zu erklären.

Verlegen sahen sich die Wehrmänner einander an; endlich sprach ein Unterofficier der Miliz, der das kleine

Commando befehligte: „Mit Gunst, gestrenger Herr Stadtamman, aber wir sind vom Herrn Quartieradjutant Fehlmann hierher beordert, um uns der Kanonen zu bemächtigen und dieselben zu bewachen.“

„Von einer solchen Maßregel der Regierung,“ entgegnete der Stadtamman Hecht, „ist mir nichts bekannt geworden. Und da in der Stadt Alles ruhig und still ist, so muß ich Euch auffordern, sogleich abzuziehen.“

Die Soldaten hatten nichts dagegen einzuwenden; so viel bedeutend ist in der Schweiz das Ansehen obrigkeitlicher Personen, daß selbst der Befehl einer Civilbehörde von dem Militär beachtet wird. Sie tranken ihren Schoppen aus, hingen ihre Torniſter um und rüſteten sich zum Abzuge.

Der Bezirksrichter Troxler glaubte nun, damit sei Alles beendigt, schüttelte seinem guten Freunde und Nachbar, dem Stadtamman, die Hand und begab sich auf den Heimweg.

Roger und seine Freunde folgten ihm aus einiger Entfernung. Als der Bezirksrichter vor seinem Hause angekommen war, traten ihm plötzlich aus der Vertiefung des Hausthors fünf bis sechs bewaffnete Milizen entgegen, die ihm mit gefällten Bajonetten erklärten, er dürfe keinen Schritt weiter gehen und sein Haus nicht betreten.

Da schrie Troxler laut über Verrath und Gewalt-

that und Roger, Fein und Daffner liefen durch die Straßen und riefen: „Bürger heraus. Feinde sind in der Stadt; sichert Euer Eigenthum!“ Auf diesen Ruf liefen die Bürger zusammen; alle bewaffnet und da Jedermann in der Schweiz Landesvertheidiger ist, so standen bald die Schaaren bewaffneter Bürger auf ihren Sammelplätzen und rückten gegen den Marktplatz zu. Dort hörte man plötzlich Trommelschlag; bald ließ sich ein Haufen von vierzig Bewaffneten erkennen, der im Sturmschritt vom Luzerner Thore her marschirt kam. An der Spitze derselben sah man einen Officier in voller Uniform der Regierungstruppen, mit gezogenem Säbel vordringen. Es war der schon erwähnte Quartieradjutant Fehlmann selbst, der seine Mannschaft plötzlich dem versammelten und meistens bewaffneten Volke gegenüber Halt machen ließ. Er gab Befehl, daß die Straßen geräumt würden, widrigenfalls er auf das Volk feuern lassen würde.

Gegen dieses Verfahren machten die Bürger und besonders der Bezirksrichter die lebhaftesten Vorstellungen. Statt aller Antwort aber commandirte der Regierungsofficier: „Fertig,“ und die Soldaten machten sich bereit zum Feuern unter das Volk.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte von allen Seiten auf dieses mörderische, ruchlose Treiben. Der Commandirende der Regierungstruppen mochte daraus und aus

dem Stampfen mit den Gewehren erkennen, daß die Bürger in überlegener Anzahl bewaffnet waren und wurde dadurch geneigt, zu capituliren. So kam denn nach einigen Hin- und Herreden die Capitulation dahin zu Stande, daß der Quartieradjutant Fehlmann gelobte, mit seiner Mannschaft abzuziehen; dagegen übernahm es die Ortsobrigkeit, für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung selbst zu sorgen. Auch mußte Fehlmann sich verpflichten, nicht nur die in Willisau schon eingerückten Truppen, sondern auch die in benachbarten Gemeinden zum Beistand für diese Regierungsmaßregel bereits beorderte Mannschaft zu entlassen und abzurufen.

Auf Befragen erklärte Fehlmann, indem er sich zu entschuldigen suchte, daß er geheime Aufträge und Briefe habe, auf welche gestützt er diesen Anfall unternommen.

So zogen für diese Nacht die Regierungstruppen wieder ab, nachdem der Anschlag, sich der Kanonen der Landschaft zu bemächtigen, vereitelt war; aber noch in derselben Nacht rückten aus der umliegenden Gegend mehrere Haufen der aufgebotenen Milizen ein, die noch keine Contreordre erhalten hatten; aber sie waren leicht wieder auf gütlichem Wege zur Umkehr zu bewegen und die Ruhe in Willisau wurde völlig wieder hergestellt.

. . . . . .

Roger und seine Freunde waren noch in der Nacht nach Luzern zurückgekehrt. Sie hatten den Dr. Steiger

und andere Mitglieder des geheimen Befreiungscomité aus dem Morgenschlaf geweckt und ihnen die Gewaltthat, welche die jesuitische Regierung sich in Willisau erlaubt, erzählt. Da war es nur eine Stimme, daß es jetzt hohe Zeit sei, das Vaterland zu retten durch einen bewaffneten Aufstand.

Was die liberalen Bewohner von Luzern und in andern Cantonen noch am meisten empörte, waren die rohen Aeußerungen der Regierungsmitglieder, besonders des Staatsschreibers Bernhard Meyer und des Regierungsraths Wendlin Kort und Anderer, man müsse diese schwarzen Canaillen, womit die Liberalen gemeint waren, mit Stumpf und Stiel ausrotten, ehe gäbe es doch keine Ruhe im Lande.

So erregte denn der Ueberfall von Willisau und die blutgierigen Aeußerungen von Staatsmännern Besorgnisse für gewaltsame Angriffe auf die Freiheit und das Eigenthum der Bürger, die um so dringender waren, als in jeder Nacht neue Verhaftungen von unschuldigen, oft angesehenen, aber der Regierung mißliebigen Personen vorgenommen wurden und in mehreren Gemeinden wurden Bürgergarden errichtet oder andere sichernde Vorkehrungen getroffen.

So trat denn am siebenten December das Comité zusammen, welches schon im Jahre 1842 bei einer Ver-

sammlung von Freisinnigen aus allen Theilen des Cantons in Knutwy gewählt worden war.

Der Eifer war aber größer, als die Ueberlegung. Das Signal zum Aufstande gegen die Jesuitenregierung wurde gegeben; aber die Zeit war nicht richtig berechnet. Schon am folgenden Tage, Sonntags, am achten December Morgens früh war zum Aufbruch bestimmt, obgleich die entferntern Theilnehmer bis dahin noch keine Nachricht von diesem Beschluß haben konnten.

Zudem hatte man in der Eile nicht für genügende Anführer gesorgt und kein umfassender Operationsplan war beschlossen. Mit blinder Leidenschaft stürzte man sich in die Gefahr, indem die Verschworenen zwar aufgeboten waren, aber es an allen näheren Bestimmungen fehlte.

So sah man denn am Sonntage, den achten December Morgens früh von verschiedenen Seiten her bewaffnete Bürger auf dem Mühlplatz, dem bestimmten Versammlungsort, sich aufstellen. Patrouillen von Regierungstruppen gaben Feuer auf sie, welches von Seiten der Insurgenten erwiedert wurde. Dadurch wurde die Patrouille aus einander gesprengt und zwei Soldaten wurden schwer verwundet.

Schon in der Nacht war das Gasthaus zum Engel von bewaffneten Bürgern besetzt worden. Von mehreren Seiten rückten bewaffnete Freischaaren in die Nähe der Stadt, um auf ein verabredetes Signal auf dem ihnen

angewiesenen Posten einzutreffen; aber das Allarmzeichen wurde nicht gegeben und so trafen sie nicht zur rechten Zeit auf den Sammelplätzen ein. Andere Bürger in der Stadt, die um das Geheimniß wußten, waren ängstlich geworden. Sie schlichen im Schatten der Nacht, leise wie das böse Gewissen, an den Häusern dahin und verriethen das Geheimniß ihrem Beichtvater, der dann weitern Gebrauch davon machte. Bald darauf kamen Häscher und Polizeisoldaten mit ihren alterthümlichen Hellebarden. Sie klopften hier und da an die Häuser und holten die verdächtigten Bewohner, welche freilich zum Theil bis an die Zähne bewaffnet waren, ab und warfen sie meistens gefesselt in die tiefsten Keller des Kesselthurms.

Allgemein in der Stadt verbreitete sich der Schreck. Niemand dachte mehr an Widerstand oder gar Volkserhebung; Jeder suchte sich zu retten, so gut es gehen wollte. Einige, die sich compromittirt glaubten, hatten sogar die niederträchtige Feigheit, sich selbst weiß zu brennen, indem sie andere ihrer Mitbürger anklagten.

So wurde die Regierung von Allem unterrichtet, was vorging. Nach dem Gasthof zum Engel wurde ein Milizcommando geschickt und nach wenigen gewechselten Schüssen wurden die dort versammelten Freischärler auseinander gesprengt und die Theilnehmer, die nicht entkamen, zur strengen Haft gebracht. So war der Aufstand in Luzern unterdrückt und dieses Fehlschlagen wirkte

nachtheilig auf alle außerhalb der Stadt theils schon versammelten, theils noch heranziehenden Insurgenten zurück.

Roger und seine Freunde waren überall thätig, aber wo man einmal die Zeit nicht berechnet und nicht mit Umsicht den Operationsplan angeordnet hatte, war nicht mehr zu helfen.

Im Surenthal, wo die Gesinnung wahrlich den Jesuiten nicht freundlich war, wußte man am Sonnabend, den siebenten December, noch nichts von dem für den folgenden Tag beschlossenen Aufstande. Nur ein dunkles Gerücht von einem gegen die Jesuiten beabsichtigten Putsch ließ sich vernehmen, doch so wenig begründet, daß die angesehensten Männer im Thale dagegen warnten.

Doch die Ereignisse in Sursee hatten Eindruck gemacht. Eine Bürgergarde war im Surenthale errichtet; diese Bürgerwehr hatte sich militärisch eingetheilt und ihre Officiere gewählt. Der Geist dieser Leute war der beste. Alle Wirthshäuser waren überfüllt mit Bewaffneten aus allen Ständen, die sich durch einen tüchtigen Trunk zu den Heldenthaten vorbereiteten, zu welchen sie mit jeder Stunde gerufen zu werden erwarteten. Man hörte von keinem andern Entschluß reden, als dem einer Aufrechthaltung der Verfassung, Sicherung der Personen und des Eigenthums und zur Abwehr der landesverderblichen Jesuiten Gut und Blut und Leben einzusetzen.

Endlich am Sonntage noch vor Tagesanbruch war die Aufforderung vom Comité der Freischaaren eingegangen, nun sei es Zeit aufzubrechen und schon halb sechs Uhr, noch in der Dunkelheit des kalten Wintermorgens marschirte eine Schaar von etwa 200 Mann wohl bewaffnet über Sempach und Gerlichwyl nach dem Bestimmungsort.

Im Amte Hochdorf kam die Mahnung, am Sonntag früh bei der Emmenbrücke einzutreffen, erst Tages vorher gegen Abend an. Das hatte denn die Folge, daß die entfernter wohnenden Theilnehmer entweder gar nicht oder erst spät in der Nacht Kunde davon erhielten.

Gleichwohl rüstete Jeder wohlgemuth seine Waffen.

In derselben Nacht ging in Luzern die elfte und zwölfte Stunde vorüber, ohne daß die Jesuiten und ihre Anhänger nur die geringste Kenntniß von diesem so bedrohenden Unternehmen außerhalb der Stadt hatten, aber das Auge des Verräthers bewachte die fromme Schaar. Dieser Ischariot war der Gerichtsschreiber von Hochdorf, der durch seinen Schwager Kunde von dem Vorhaben der Freisinnigen erhalten hatte. Augenblicklich, es war zwischen elf und zwölf Uhr Nachts, sendete er seinen Bruder mit einer schriftlichen Anzeige davon an die Amtskanzlei von Hochdorf. Kaum war der Bote fort, so überlegte er die schrecklichen Folgen seiner Verrätherei. In der Stille der Nacht wurde die Mahnung des Ge-

wissens an sein in serviler Unterwürfigkeit noch nicht ganz verknöchertes Herz immer lauter. Er kleidete sich schnell an und lief hinter dem Boten her, um diesem den Judasbrief wieder abzunehmen; aber es war zu spät; noch größer war der Eifer des Beauftragten gewesen, und der Brief war schon abgegeben. Nun eilte der Verräther noch in der Nacht zu seinen Freunden, die er preisgegeben hatte, um sie wenigstens vor der Gefahr zu warnen. Ein feiger Oberanführer ließ sich dadurch bewegen, sich von der Theilnahme am Unternehmen zurückzuziehen; dagegen antwortete ihm ein Anderer der gewarnten Freunde mit mehr Charakterfestigkeit: „Aus den Augen, Verräther; wir verlassen unsere Freunde nicht.“

So zog denn um ein Uhr Nachts eine wackere Schaar bewaffneter Männer lautlos mit eilenden Schritten durch Hochdorf. Männer des Vertrauens gingen an ihrer Spitze. Um zwei Uhr folgten ihnen die Freunde aus dem Gerichtskreise Hochdorf. So trafen denn Morgens halb fünf Uhr auf dem Emmenfelde die vereinigten Züge aus dem Hochdorfer Amte zusammen. Es waren im Ganzen etwa 200 Mann. Die von dort über die in dunkler Tiefe strömende Emme führende Brücke war schon seit drei Uhr Morgens von der Mannschaft des zunächst belegenen Rothenburger Amtes besetzt gehalten. Die Schiffe und Fähren, welche bei dem Kloster Rathhausen zur Ueberfahrt über die Reuß dienen, waren be-

seitigt und selbst den Steg, der oberhalb der Emmenbrücke bei der Mühle über die Emme gelegt war, hatten die Freischärler zertrümmert. Dabei war ein regelmäßiger Vorpostendienst angeordnet, um alle verdächtigen Personen anzuhalten. So war Alles geschehen, um das Vordringen der Regierungstruppen zu hemmen.

Um fünf Uhr Morgens ertönte von Emmen her durch die reine Gebirgsluft des kaum erst dämmernden Morgens ein Glockengetön. Man hielt es in der aufgeregten Stimmung für ein Zeichen mit der Sturmglocke; obwohl sich bald ergab, daß es die Betglocke war, die fromme Gläubige zur Frühmesse einlud. Gleichzeitig wurde von verspäteten Zuzügern aus dem Hochdorfer Amte berichtet, daß um drei Uhr in der Gegend von Hochdorf und namentlich in der Twinggemeinde Hohenrein eine lebhafte Bewegung, ein wildes Hin- und Herrennen, zu bemerken gewesen sei. Nach diesen Mittheilungen durfte man allerdings das Anrücken der aufgebotenen Miliz, an Regierungstruppen, zunächst von dieser Seite her erwarten.

Kurz vor sechs Uhr wurden von dem am Zollhause stehenden Vorposten zwei Männer angehalten, die im vollen Lauf gerades Weges von Luzern herkamen. Fast athemlos erzählten sie, daß dort eine kleine Abtheilung von den freisinnigen Bürgern mit den Regierungstruppen bereits handgemein geworden sei. Sie hätten aber der

überlegenen Anzahl der Miliz weichen müssen. Es sei daher die höchste Zeit, daß die hier versammelte Mannschaft nach der Stadt aufbreche.

Eine solche Unternehmung glaubte man freilich noch nicht wagen zu dürfen, weil die hier versammelte Mannschaft noch nicht zahlreich genug war, um den gut vertheidigten Zugang der Stadt erzwingen zu können. Sie mußten auch befürchten, im Fall sie vorgingen, vom Landsturm, dessen Anrücken man in jedem Augenblick erwarten durfte, abgeschlossen und von den Zuzügern, die noch aus dem Suren- und Wiggernthale heranrückten, abgeschnitten zu werden. Endlich konnten sie um so weniger ihren Posten verlassen, als sie den wichtigen Auftrag hatten, allen Zuzügern der aufgebotenen Regierungsmiliz den Uebergang über die Emme zu wehren.

Man beschloß daher sogleich einen sichern Kundschafter nach der Stadt zu senden, um sich genau von der Lage dortiger Verhältnisse zu unterrichten und sich womöglich bestimmte Weisung von den Leitern des Aufstandes zu verschaffen.

Als nach einer Stunde dieser Kundschafter an die Emmenbrücke zurückkehrte, brachte er die niederschlagende Nachricht, daß er von Augenzeugen gehört habe, wie auf dem Mühlplatz die liberalen Bürger mit der Regierungsmiliz in Kampf gerathen wären, wobei mehrere der Erstern nach einigen gewechselten Schüssen gefallen

seien. Man habe sich deshalb zurückziehen müssen und einer der Leiter des Aufstandes habe ihm, dem Boten selbst, gesagt: „Alles sei verloren, die Sache verrathen, der Angriff mißlungen; man gebe die Sache auf."

Nachdem dieser niederschlagende Bericht angehört war, gab es lebhafte Debatten unter den Freischärlern an der Emmenbrücke. Einige wollten, daß die Schaar sogleich aufgelöset werde; Andere drangen darauf, wenigstens bis Rothenburg zusammen zu bleiben, weil mit jedem Augenblick neue Zuzüge erwartet werden dürften, die ihnen Verstärkung bringen würden.

Diese Meinung drang durch; die Masse zog sich auf Rothenburg zurück; dort hatte man sich kaum eine halbe Stunde aufgehalten und die langen Wirthstafeln belagert, so trafen die erwarteten Zuzüge von Neudorf und Münster wirklich ein. Diese waren noch durch eine Schaar von Freiwilligen aus dem Aargauschen und Kulmthale verstärkt worden. Während nun berathen wurde, was weiter zu thun sei, lief die Meldung ein: Die Wiggithaler und mit ihnen aargauische Freiwillige aus den Städten Aarau, Aarburg und Zofingen seien bereits zum Risigwalde vorgerückt.

Roger, der immer thätig bei diesem Zuge war und die Stelle eines fehlenden Anführers versah, stellte die Freischärler in Reihe und Glied auf und so erwarteten sie jubelnd ihre Freunde, mit denen sie sich bald vereinigten.

Das geschah an der s. g. Wegscheide ob Gerlischwyl. Bald sammelten sich die mit Stutzen Bewaffneten auf dem rechten Flügel. Roger rief: „Wir müssen die Emmenbrücke wieder besetzen!" und etwa 100 Schützen traten vor und boten sich dazu als Freiwillige wieder an und Roger führte sie rasch auf den verlassenen Posten an der Emmenbrücke wieder zurück.

Einige Minuten vor zehn Uhr erschienen noch an 400 Mann Freischärler aus dem Amte Willisau mit 30 Aargauer Schützen, in der Gegend der Emmenbrücke.

Um elf Uhr Nachts waren sie aufgebrochen. Auf ihrem Marsch hatten sie zwei Staffeten aufgefangen, von welchen die eine den Bericht des Amtsstatthalters in Sursee brachte, mit der Nachricht, daß alle waffenfähige Mannschaft aufgeboten und bereit sei, in den activen Dienst zu treten. Die andere sollte ein Schreiben des Schultheiß Siegwart Müller an den Amtsstatthalter von Sursee überbringen, mit dem Befehl, daß alle aufgebotene Mannschaft sich unter das Commando des Obristlieutnant Göldlin von Sursee zu stellen habe. Auch eine zweite Abtheilung hatte zwei Regierungsdepeschen aufgefangen.

So war denn bis zehn Uhr Morgens die Emmenbrücke mehr als genügend besetzt. Ein Vorposten war bis zur Reußbühlkapelle vorgeschoben. Die Straße von der Brücke bis hinauf nach Gerlischwyl war ebenfalls

von Bewaffneten beſetzt; viele der ermüdeten Freiſchaarenmänner erquickten ſich in den Gaſthäuſern von Emmenbaum und Gerliſchwyl. Jede Zeche wurde baar bezahlt und nirgends gab es Unordnungen.

So ſchien Alles den günſtigſten Erfolg zu verſprechen. Die kräftigen gebräunten Männer in ihren maleriſchen Landestrachten, mit ihren nie fehlenden Kugelſtutzen, waren trotz den üblen Nachrichten aus Luzern munter und guter Dinge. Man beſchloß Luzern anzugreifen. Der Heidſchwendhügel wurde beſetzt durch eine Abtheilung der Freiſchaaren. Man erwartete noch Verſtärkung aus dem Surenthale und ſchickte einen Boten nach Littau, um die dort aufgeſtellte Mannſchaft von Malters heranzuziehen. Dieſe aber war ſchon bis an die Thore der Stadt vorgedrungen; dort aber ſchickte einer der Leiter des Aufſtandes ihnen einen Boten entgegen und ließ ihnen ſagen: Der Aufſtand ſei völlig mißglückt, ſie ſollten nur die Waffen niederlegen und ruhig nach Hauſe gehen, ſonſt würde das Unglück noch größer werden. Da bemächtigte ſich die furchtbarſte Erbitterung dieſer Freiſchaaren. Doch verlief ſich die Menge ohne Exceſſe zu verüben.

Noch wußte die Schaar an der Emmenbrücke nicht von dieſen unglücklichen Ereigniſſen. Da zog um halb elf Uhr viel bewaffnetes Volk gegen die Emmenbrücke heran.

Alles jubelte ihnen entgegen. Man erwartete nichts Gewisseres, als daß es eine angekündigte Verstärkung der Freischaaren von 200 Mann sei, welche gleichfalls jubelnd durch die Straße von Emmen gegen die Brücke heranstürmte. Doch bald, als die Colonne näher kam, erkannte man sie als Regierungstruppen. Augenblicklich rüsteten sich die Schützen der Freischaaren zum Kampf.

„Zurück!" rief einer der Schützen, die an der Wegscheide standen, „wir lassen Euch nicht über die Brücke, zurück oder Ihr werdet unglücklich!"

Da fiel der erste Schuß aus der Mitte der Regierungstruppen. Man hatte den Schützen erkannt; es war der Schmidt Wey von Hochdorf, der dieses erste Signal zum Bürgerkriege gab. Sogleich commandirte der Anführer der Regierungstruppen, Major Schmid von Hitzkirch: „Feuer!" Das Gefecht begann auf Pistolenschußweite, aber es dauerte kaum vier Minuten. Die Freischaaren erwiederten das Feuer so wirksam, daß die Miliz die Flucht ergriff und diese war so bestürzt, daß der Anführer, dessen Pferd verwundet war, die Flüchtlinge erst eine Stunde vom Kampfplatz bei der Waldebrücke zum Stehen bringen konnte.

Dort auf dem Kampfplatz sah es bunt aus. Der Schnee war an mehrern Stellen von Blut geröthet. Mehrere Todte und Schwerverwundete von der Regierungsmiliz lagen dort umher und Waffen die Menge.

Viele hatten die ihrigen fortgeworfen und waren in den nahen Galgenwald entflohen. Dort kamen sie um in der Kälte und im tiefen Schnee.

Es würde nicht schwer gehalten haben, die ganze Abtheilung zu vernichten, wenn man sie verfolgt hätte; allein die Freischärler dachten edler, sie ließen die Elenden laufen, wohin sie wollten. Neun Mann, die ihre Flinten weggeworfen hatten, wurden indeß eingeholt und zu Gefangenen gemacht. Unter diesen befand sich der Großrath Meier von Sulz, der zu Pferde dem Zuge nachgefolgt war und ein fanatischer Priester, der der Milizabtheilung mit dem Kreuz in der Hand vorangeschritten war, um sie zum Kreuzzuge gegen die Religionsfeinde, die Radicalen und Ketzer, zu entflammen.

Roger glaubte ihn erkannt zu haben; im vollen Lauf stürzte er hinter dem Priester her, der in den Galgenwald entflohen und ergriff ihn unter dem Kugelregen der fliehenden Regierungstruppen. Er hatte sich nicht geirrt, es war der Jesuit Cyrillus Heilinger, der kaum seinen Feind erkannt hatte, als er ihn mit der größten Freundlichkeit begrüßte, zugleich auch erklärte, daß er sich glücklich schätzen müsse, gerade in seine Hände gefallen zu sein, da er schon genugsam Proben seiner Menschenfreundlichkeit erfahren habe und in der That als Schwerverwundeter einer menschenfreundlichen Behandlung so sehr bedürftig sei.

„Wo sind Sie denn verwundet? ich sehe nichts?“ sprach Roger.

„Hier, nein hier, oder hier?“ entgegnete er im kläglichsten Tone und zeigte bald auf diesen, bald auf jenen Theil des Körpers, wo aber kein Blut zu sehen war. Als ihm lachend die umstehenden Freischärler die Bemerkung machten, daß es ohne Blut keine Wunde gäbe, da entgegnete er mit einer komisch peinlichen Aengstlichkeit: „Ach ja, meine Herren, jetzt erinnere ich mich ganz genau, es war das schreckliche Pfeifen der Kugeln, das mich krank gemacht hat.“

„Aber zum Henker,“ rief Roger lachend, „wenn die Jesuiten solche Erzhasen sind, warum wagen sie sich denn mitten in ein Gefecht von Männern?“

„Ach, lieber Herr,“ seufzte der Jesuit, „wenn der blinde Gehorsam nicht wäre? Mir hat es unser hochwürdiger Bruder Provinzial als Pönitenz in majorem Dei gloriam auferlegt, die Rothen mit dem Crucifix in die Schlacht zu führen.“

„Aber genügte dazu der Regierungsbefehl nicht?“

„Allerdings, allein dann wurde damit der geheime Hauptzweck nicht erreicht . . . .“

„Und welcher?“

Pater Cyrillus erschrak und schwieg.

„Das sind wohl Ordensgeheimnisse?“ lachte Roger.

Durch ein leises Kopfneigen gab der Jesuit die Richtigkeit dieser Bemerkung zu.

„Nun dann durchschaue ich das Intriguengewebe," sprach Roger mit der Entrüstung eines edlen Gemüths, „weil ihm gewisse Pläne mißlungen sind, soll er nach dem Beschluß seiner Obern mit dem Tode bestraft werden und dazu ist allerdings eine solche Mission ein treffliches, geräuschloses Mittel. Zudem bedarf der Orden der Heiligen und wer wäre besser dazu geeignet, als ein Märtyrer, den sein Glaubenseifer, wie man der blinden Menge aufheftet, in den heiligen Krieg getrieben hat. Man schlägt so zwei Fliegen mit einer Klappe, bestraft den vermeintlich Ungeschickten geräuschlos und heiligt ihn als Ordensmitglied, sichert so der geistlichen Obergewalt die Autorität und dem Orden gleichzeitig den Heiligenschein. Ist es nicht so, ehrwürdiger Pater?"

Durch ein kaum merkliches Neigen des ohnehin schon gesenkten Kopfes bestätigte Pater Cyrillus die Richtigkeit dieser Bemerkung.

„Nun dann," fuhr Roger fort, „sind Sie unrettbar Ihrem Verhängniß verfallen; ich aber werde den Schicksalsmächten nicht vorgreifen, die am Ende das Böse durch sich selbst vernichten. Gehen Sie, mit Gott kann ich nicht sagen, denn der Himmel weiß nichts von Ihnen, aber gehen Sie zum Teufel, denn da sind Sie mehr an Ihrem Ort."

„Mit diesen letzten Worten, die er allerdings mit einem unverkennbaren Ausdruck der Verachtung gesprochen hatte, wendete er ihm den Rücken.

„Ihnen aber, Herr Roger," sprach der Jesuit mit dem unter die freundlichste Maske versteckten Ausdruck einer hämischen Schadenfreude, „möchte ich bestens empfehlen, sich schleunigst nach dem Landhause des Herrn Obristen von Ayberg zu begeben, dort werden Sie Neues erfahren, was den Freund des heiligen Guideon sehr lebhaft afficiren dürfte.

„Fuchs, hinterlistiger, Wolf in Schafskleidern!" rief Roger leidenschaftlich, indem er ihn festhielt, „jetzt ganz heraus mit der Sprache, oder bei Gott, ich gebrauche Gewalt . . . ."

„Sie können nicht mehr thun, mein lieber Herr," sprach der Jesuit mit seiner wie versteinerten Freundlichkeit, „und dann ist ja meine Bestimmung erfüllt, wovon Sie reden? was könnte mich also bewegen, Ordensgeheimnisse auszuplaudern; aber um Ihnen doch eine angenehme kleine Ueberraschung zu bereiten, darf ich Ihnen wohl sagen, daß seit zwei Tagen Herr Guideon von Hochforst aus seinem Asyl bei Schwyz verschwunden ist. Niemand weiß wohin."

„Aber Du weißt es, Heuchler, und jetzt rede, oder ich werde reden," und dabei zeigte er ihm die bewußte Schrift vor.

„Nun, Herr, Ihr könnt es wohl denken, wer den armen jungen Herrn entführt hat; ich für meine Person bin dabei ganz außer Schuld und Mitwissenschaft, Ihr seht es ja selbst, daß ich auf dem Strafregister stehe; man läßt mich nicht einmal mehr in die Karten gucken; andere Hände sind dabei im Spiel gewesen. Ja es soll mich sogar freuen, wenn meinen Confratern dieser Streich vereitelt wird und was ich dabei thun kann: . . . Ihr könnt auf mich rechnen."

Mit diesen Worten kehrte er sich um nach dem Waldessaum zu. Man hörte den Ton einer krächzenden Stimme, von der sich schwer entscheiden ließ, ob es ein Hüsteln oder ein heimtückisches heiseres Lachen war? Das Entsetzen vor diesem Scheusal in menschlicher Gestalt war so allgemein, daß Keiner auch nur daran dachte, ihm eine rächende Kugel nachzusenden. Zudem wurde die Aufmerksamkeit der Menge von dem Jesuiten abgelenkt durch das Eintreffen der früher schon erwarteten 200 Zuzüger aus dem Surenthal.

Das war eine Freude, ein Jubeln und Händedrücken zwischen den Siegern und Denen, die Ihnen Glück wünschten und nichts mehr bedauerten, als nicht dabei gewesen zu sein.

Roger sorgte indeß für die zum Theil schwer verwundeten Feinde. Er ließ sie in das Haus des Altgerichtspräsidenten Jacob Suter in Hinter-Emmenbaum

bringen, wo es seinen Bemühungen gelang, ihnen sorgfältige Pflege und ärztliche Hülfe zu verschaffen. Von den Freischaaren war kein Mann geblieben. Nur Einige hatten leichte Verwundungen an der Hand davon getragen.

Während nun Roger in so menschenfreundlicher Absicht vom Schauplatz des glücklich beendigten Kampfes fern war, wurde dort unter den Führern der verschiedenen Abtheilungen Kriegsrath gehalten.

Da kamen die Bedenken hinterdrein.

Man machte geltend, daß in Luzern der Aufstand unterdrückt sei; von Littau her kam die Nachricht, daß die dortige Abtheilung ganz unverrichteter Sache auseinander gelaufen sei. Soeben hatte man ein siegreiches, aber in seinen Folgen ganz unnützes Gefecht geliefert und im Rücken der Sieger bildete der Obrist Göldlin ein Bataillon.

„Das aber weder Furcht, noch Schrecken einflößen kann," bemerkte ein Officier, indem er die Besorgnisse verbreitenden Redner unterbrach, „denn dieses Bataillon Göldlin scheint auf weiten Umwegen sich nach der Stadt eher zu flüchten, als militärisch hinzuziehen."

„Dem müssen wir zuvorkommen," rief lebhaft ein Hauptmann aus Sursee, „verfolgen wir unsern Sieg, stürzen wir uns auf die Stadt, so ist der Sieg unser und wir jagen die Jesuiten zu allen Teufeln."

„Dagegen müssen wir protestiren," sprachen einige

Officiere von Reiden, „wir haben unsern Freunden von Aargau versprochen, daß wir ohne Schwertstreich in die Stadt einrücken können. Die Verrätherei in der Stadt hat dieses zur Unmöglichkeit gemacht. Wir können es nie zugeben, daß unsere Freunde ihr Leben an diesen Verrath setzen und wollen lieber ohne Gefahr für sie das Unglück dieses Tages tragen."

Dazu kamen nun noch Flüchtlinge aus der Stadt, die dort ihres Lebens oder ihrer Freiheit nicht mehr sicher waren. Trostlos lauteten ihre Berichte. Sie hatten alle Hoffnung aufgegeben und schlugen mit ihren Klagen noch den letzten Funken von Muth bei den erst noch vor einer Viertelstunde so glücklich gewesenen Freischärlern nieder.

Um nicht Alles aufzugeben, wurde beschlossen sich nach Sursee zurückzuziehen und diese kleine Stadt zu besetzen. Dort hoffte man dann Zeit zu gewinnen, die Verstärkungen aus Solothurn und Baselandschaft zu erwarten und mit diesen dann gemeinschaftlich das Weitere zu beschließen.

So wurde denn im höchsten Grade mißmuthig der Rückzug angetreten.

Roger befand sich wie auf glühenden Kohlen. Sein Herz und alle Besorgnisse der Freundschaft zogen ihn nach Schwyz hin, um von der Entführung Guideon's und besonders über das Geschick Seraphinens das Nähere zu

erfahren. Allein über Luzern durfte er sich nicht wagen. Der nächste Weg über den See war ihm damit verschlossen. Zudem duldete es seine Ehre nicht, jetzt in der Stunde der Gefahr die Freischaaren zu verlassen, die sich alle unter sein Commando stellten, um sie nach Sursee zu führen.

Leider aber löste sich bald alle Ordnung auf. Trotz allem Zuruf lief ein großer Theil der Mannschaft auseinander. Jeder handelte nach seinem Gutdünken. Auf der Höhe von Hildisrieden setzte Roger mit Zustimmung der sehr zusammengeschmolzenen Haufen von Freischärlern, die noch um ihn her zusammenhielten, die Gefangenen in Freiheit, denn diese konnten ihnen jetzt nur eine Last sein, ohne daß ihre Mitführung dem Unternehmen irgendwie genützt haben würde.

So begaben sich denn die Freischaaren aus dem Aargau, anstatt nach Sursee, über Münster nach Reinach, auf ihren heimathlichen Boden.

Nachmittags um zwei Uhr sah man von der Leutenwyler Höhe herabkommend etwa 70 Solothurner und Oltner Schützen mit zwei Kanonen in das Dorf Büron einziehen. Nachdem diese Leute den Stand der Angelegenheiten vernommen hatten, beschlossen sie wenigstens dort zu übernachten, um den Zuzug von Baselandschaft abzuwarten. Diese Leute waren schon Morgens zwischen neun und zehn Uhr auf dem Wege nach Sursee gewesen,

als die Stadt ihnen eine Neutralitätserklärung zusendete. Dadurch stutzig gemacht, zogen sie sich links über den Suren nach Büron und bestellten Boten, um den nachkommenden Baselandschaftern ihren Marsch anzuzeigen und sie zum Anschließen zu bewegen. Aber auch von dort verließen die Solothurner den letzten Haufen der Freischaaren und zogen ihrer Heimath zu. Entrüstet darüber, beschlossen auch die Baselandschaftler ihren Rückzug und alle Uebrigen gingen mit dem größten Mißmuth auseinander.

So war denn der erste Freischaarenzug gänzlich verunglückt, allein durch die Uebereilung und Planlosigkeit des Comité, aber auch die Feigheit der Mehrzahl der von der Jesuitenregierung völlig eingeschüchterten Stadtbürger, besonders auch durch den Verrath einiger Elenden.

Roger sah sich nun von allen den freisinnigen, wohlbewehrten Männern verlassen, die gut geführt damals schon im Stande gewesen wären, die Jesuiten aus Luzern zu vertreiben.

Nichts hinderte ihn, jetzt Alles daran zu setzen, um Guideon aufzufinden.

Dreizehntes Capitel.

Orgien von Luzerner Regierungsbeamten. — Die beiden Landmädchen. — Der junge Tyroler. — Der Waldbruder. — Neue Wendungen. —

Die Regierung in Luzern befand sich in jener Nacht in größerer Verlegenheit, als die Freischaaren außerhalb der Stadt auf den dieselben umgebenden Höhen nur zu ahnen vermochten.

Obwohl umgeben von Truppen, Söldnern und Aufpassern hatte der Regierungsrath in Luzern voll Besorgnisse die Entwickelung der Ereignisse beobachtet; und wenn auch beruhigt und getröstet von seinen Anhängern in der Landschaft, hatte er an dem Siege verzweifelt und den Untergang besorgt.

In der Nacht vom siebenten auf den achten December war es schon so weit gekommen, daß der Regierungsrath abdanken und einer vorläufigen Behörde die Regie-

rungsgewalt übergeben wollte; allein Bernhard Meyer hinderte die Ausführung dieses feigen Entschlusses.

So sehen wir überall bei den Siegern wie bei den Besiegten, bei den Freisinnigen wie bei den Jesuitenknechten eine jede Würde des Menschen und des Staatsbürgers verleugnende Niederträchtigkeit der Gesinnungen, die dazu beiträgt, dem betrübenden Bilde der damaligen Zustände in der Schweiz jene dunkle Färbung zu verleihen, die kein Licht der Aufklärung und Freiheit wieder aufkommen ließ.

Je größer die Feigheit und Niedergeschlagenheit bei den Regierungsmitgliedern gewesen war, um desto größer war auch späterhin der rohe Uebermuth nach dem Mißlingen des Aufstandes. So wie in der Stadt sich die Streitkräfte vermehrten, so wurden alle Gefängnisse mit Bürgern angefüllt, die des Aufruhrs verdächtig oder als solche von Spionen oder Privatfeinden angegeben waren. Die Schulen des Gymnasiums und Lyceums wurden geschlossen, weil man die Schulstuben in Gefängnisse umwandelte. Auch das Correctionshaus an der Sente hatte dieselbe Bestimmung erhalten.

Die gesammte waffenpflichtige Mannschaft des Cantons wurde unter die Waffen berufen; ein Bataillon nach dem Hitzkircher Thale, ein zweites nach Münster, ein drittes nach Reiden entsendet. Regierungscommissäre begleiteten diese Truppen und überall wurde Beschlag-

nahme des Vermögens der Gefangenen oder der nach den Cantonen Bern, Aargau, Solothurn und Zürich Geflüchteten vorgenommen.

Ein unbeschreiblicher Schrecken kam über das ganze Land. Die Regierungspartei erlaubte sich die rohste Willkür zur Vertilgung der radicalen Partei. Einige Zuzüger vom Aargau wurden gefangen genommen und diese sperrte man die kalte Winternacht hindurch in das Feuerspritzenhäuschen in Neukirch. Am folgenden Tage, am neunten December, wurden sie unter Hohn und Spott einer fanatischen Volksmenge nach der Hauptstadt abgeführt. In allen Aemtern wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; aber während überall in hunderten von Familien Thränen flossen, feierten die Regierungsabgeordneten Kost und B. Meyer ihre wilden Orgien.

Leichtsinnige Mädchen wurden zusammengerufen zum Tanz und Punsch und dabei blieb es nicht einmal, die Soldaten und Officiere von der Regierungsmiliz übten in den Bürgerhäusern, wo sie sich einquartiert hatten, abscheuliche Gewaltthaten und zwangen selbst die tugendhaftesten Töchter anständiger Familien auf jenen verrufenen Bällen zu erscheinen.

Auf einem dieser Tanz- und Trinkgelage kam ein Aufsehen erregender Zwischenfall vor.

. . . . . .

Der Tanz wirbelte in wilden Kreisen im niedrigen Saal; alle Stände waren durcheinander gemischt, die halb städtisch gekleideten Bauern, die unter einer demokratischen Regierung die Herren spielten, obgleich sie selbst Jesuitenknechte waren; Gemsjäger und Sennen in ihrer malerischen Tracht, und Andere, die zum Landsturm gehörten und mitten darunter übermüthige Junker, die in prächtiger Uniform als Milizofficiere mit Federhüten und Schleppsäbeln einher stolzirten, kurz die Herren Proconsuln wollten sich populär machen mit solchen Tanzgelagen, sie schlichen freundlich, etwas angetrunken und doch mit dem Hochmuth republikanischer Zwingherren unter dem Volke herum, kniffen hier und da eine von Tanz und und Lust glühende Bauerdirne in die Wangen und im Helldunkel einer schwachen Beleuchtung gelang es auch wohl dem Herrn Bernhard Meyer oder Kost unbemerkt mit einem hübschen Kinde in ein stilles Seitenzimmer sich zurückzuziehen, wo dann der Champagner schäumte und Besinnung und Tugend der wilden Orgie zum Opfer fiel.

In dieser wirren und wüsten Bewegung, die noch durch das Jauchzen und Stampfen der Tanzenden und eine oft mißtönende, von scharfen Klarinetten begleitete Musik vermehrt wurde, hörte man durch das Chaos von Gelärm und Getön durchdringend einen Aufschrei aus weiblicher Kehle und sah, wie ein für ihren Stand

ungemein zartes Landmädchen trotz ihres Widerstrebens von einem jungen Milizofficier in den Saal gezerrt wurde; dieser umfaßte sie dann zum Walzer, aber das Mädchen war indeß ohnmächtig geworden und so sah man denn nicht ohne Grauen, wie der kräftige und etwas betrunkene Mensch die scheinbar Todte mit starkem Arm umschlungen hielt und mit ihr wirbelnd im Saal umhertanzte. Ihm folgte ein Anderer, der ein widerstrebendes Landmädchen gewaltsam um die Taille gepackt hatte und mit ihr im gewaltsamen Wirbeltanz umherraſete.

Dieses letztere Mädchen aber war kräftiger; es schrie um Hülfe und schlug ihren Tänzer ein paarmal ins Gesicht, so daß dieser, auch ein betrunkener Milizofficier aus Luzern, sie mit einen Fluch aus seinen Armen entließ. Ein Theil der durch Wein und Punsch aufgeregten Menge lachte über diesen Putsch gegen die spröden Bauerndirnen, die man mit Gewalt aus ihren Häusern geholt habe, weil sie jede Theilnahme am Feste verweigert hätten; Andere dagegen, und das waren die noch unverdorbenen Naturſöhne der Hochalpen, äußerten ihren Unwillen darüber. An diese wendete sich ein kräftiger Tyroler Teppichhändler.

„Wollt Ihr freie Schweizer sein?“ rief er ihnen zu, „und duldet, daß übermüthige Junker von der Miliz Euren Weibern und Mädchen Gewalt anthun? Schlagt

darauf, wer ein ehrliches Herz hat und rettet die Maidli!"

Und mit diesen Worten ballte er die Faust, an welcher ein starker eiserner Stoßring sich befand und mit einem Schlage warf er den Luzerner Junker, der mit der Ohnmächtigen umhertollte, zu Boden. Das bewußtlose Mädchen aber nahm er auf seinen Arm, mit der andern Hand zog er das andere Landmädchen fort, dem er sagte: „Vertraue mir, Liesli, ich rette Dich!" Andere junge Männer bahnten ihm den Weg und deckten seinen Rückzug. Es kam indeß im Saal zu einer allgemeinen Schlägerei, wobei die Luzerner Junker von den derben Fäusten der Sennen und Gemsjäger tüchtig ausgebläuet wurden.

Und bald befand sich der junge Tyroler mit seinen beiden schönen Schützlingen im Freien.

Der Schnee knirschte; der Vollmond warf seine Streiflichter über die weißbeschneiten, dunklen Tannenzweige des nahen Bergwaldes, welche die Last des Schnees fast gegen den Boden niederbog. Entsetzlich tobte das wilde Geschrei der Kämpfenden, von schrillender Musik durchtönt aus der nahen Bergschenke, die er soeben verlassen hatte; da eilte der junge Tyroler mit seiner schönen Bürde, dem in der frischen Luft aus der Ohnmacht erwachenden jungen Mädchen auf dem Arm und ihrer Begleiterin an der Hand, den steilen Berg-

pfad hinauf, um im Schatten des Waldes gegen Verfolgung sicher zu sein.

Hier, unter dem Dunkel einer mächtigen Tanne, auf einem von Schnee freien, bemooseten Plätzchen, stand er still, entließ das junge Mädchen, das er bis dahin getragen hatte, von seinen Armen und sprach: „Endlich, Gott sei gedankt, gerettet; aber um des Himmels willen, Fräulein Seraphine, wie konnten Sie in diese entsetzliche Lage gerathen?"

Es waren die Tochter der Marquise von Mirabella und ihre Freundin, die Nichte des Großraths Leu. Der Schreck hatte sie bis jetzt stumm gemacht.

Sie ließen sich retten, weil die Gefahr groß war; aber sie wußten nicht, ob nicht vielleicht der Retter ein neuer Frevler war. Mit um so größerer Freude erkannten Beide Roger in der Verkleidung eines Tyrolers.

„Der heiligen Jungfrau sei es gedankt!" rief Liesli lebhaft, „so haben wir endlich einen Beschützer gefunden."

„Der Himmel sendet Sie uns, als Retter aus höchster Erdennoth," sprach Seraphine mit innigem Gefühl, indem sie sich hingebend in die Arme ihrer Freundin warf, auf die sie die ganze Zärtlichkeit, die sie für ihren Retter empfand und doch mit jungfräulicher Scheu gegen diesen auszusprechen nicht wagte, übertrug.

Roger ergriff und küßte ihre Hand, die er dann an

sein Herz drückte. „O, Seraphine," sprach er, „wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, daß der Zufall mir Gelegenheit gab . . . ."

„Nicht Zufall, mein Freund," entgegnete Seraphine, „das ist Gottes Finger, der hier sichtbar wurde. Sieh, Liesli," so wendete sie sich an ihre Freundin, „wenn nicht Gott selbst diesen Mann, obgleich er kein rechtgläubiger Christ ist, so hoch begnadigt hätte, daß er ihn sendete, uns zu retten, so wären wir untergegangen unter den rohen Angriffen dieser entsetzlichen Menschen, die uns in der Hütte eines armen Landmanns, wo wir freundliche Aufnahme gefunden, schon mit ihren schmählichen Liebesanträgen verfolgt und dann am Abend mit Gewalt, da wir ihrer Einladung widerstrebten, auf ihren verruchten Ball geschleppt hatten. Jetzt, Liesli, wirst Du erkennen, daß auch Ketzer edle Menschen sein können und daß aller Ketzerhaß, den Deine Beichtväter Dir eingepflanzt haben, nichts als schmähliche Jesuitenlüge ist."

Statt aller Antwort reichte die versöhnte Schweizerin dem Sohne des Teufels, wie ihr Beichtvater jeden Protestanten nannte, die kleine, runde Hand.

Roger aber hüllte seine geretteten Freundinnen, um sie gegen die Kälte zu schützen, wodurch sie sichtbar litten, in einen der bunten Tyroler Teppiche, die er über dem Arm trug, um seine Rolle natürlicher zu spielen, und führte sie bergauf, um ihnen in der Hütte eines

Klausners, den er kannte, gegen die kalte Winternacht ein sicheres Obdach zu gewähren. „Dort," sagte er, „können wir dann in Ruhe weitere Beschlüsse fassen."

Auf dem Wege dorthin erklärte er ihnen die Veranlassung seiner Verkleidung. Er habe erfahren, daß es den Jesuiten gelungen sei, den armen Gaideon aufs Neue zu entführen.

„Ach Gott," unterbrach ihn Seraphine, „das ist leider eine zu entsetzliche Wahrheit, der Pfarrer Estermann von Großwangen, ein liebenswürdiger alter Mann, der schon seit Jahren Hausfreund in der Familie des Obristen war und da er nichts weniger als pietistische und orthodoxe Grundsätze äußerte, das Vertrauen und die Verehrung der ganzen Familie genoß, hatte besonders dadurch mein Vertrauen gewonnen, daß er sich stets ereiferte, wenn man auf die Jesuiten zu reden kam. Er nannte sie die ärgsten Feinde der Menschheit, die falsch, hinterlistig, doppelzüngig, überall zu fürchten wären, wo sie sich einschlichen; überall säeten sie unter dem Deckmantel der Religion Unfrieden, Zwietracht und schlichen sich wie Füchse ein, die keinen andern Zweck haben, als Erbschleicherei und Seelenkäuferei. Kurz er sprach so, daß man sich nirgends sicherer fühlen mußte gegen jesuitische Zudringlichkeit, als unter seinem Schutz; er versicherte, auf zehn Schritt jeden Jesuiten und sei er noch so sehr verkleidet und sei er Meister in der Kunst

der Verstellung, zu wittern. „„Mir komme keiner nahe,““ sprach er eifernd, „„ich würde ihn ohne alle Schonung und Rücksicht entlarven; ich diene Gott und die Jesuiten sind Diener des Teufels.““ „„O gewiß,““ seufzte der arme Guideon, der diese Rede gehört hatte, „„mir haben sie meine Seele gestohlen und die eines Lügenpropheten dafür wiedergegeben.““

„Und nun,“ so fuhr Seraphine fort, „erzählte der alte Pfarrer von einem Wundermann, der durch sympathetische Curen, in Verbindung mit der Wassercur, Unglaubliches geleistet habe in der Heilung epileptischer Zustände. Er wußte eine Menge Beispiele aus dem Gebirge anzuführen, wo er Menschen geheilt habe, die alle Aerzte der Umgegend schon aufgegeben und die doch durch die Wundercur des Dr. Feßler, so nannte er den Wundermann, gerettet wären.“

„Es war natürlich, daß er durch solche Reden unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade anregte; Guideon äußerte den Wunsch, sich einer solchen Cur anzuvertrauen und der Obrist Ayberg gab dem Pfarrer Auftrag, den Wunderdoctor sobald als möglich uns zuzuführen. Das geschah schon an einem der folgenden Tage. Der Mann erschien; es war ein kleiner zierlicher Mann, schon in den Vierzigern der Lebensjahre. Er trug eine kleine runde, schwarze Perücke und war überhaupt auf das Sauberste schwarz gekleidet, mit weißer Halsbinde, wobei es nur

auffallend war, daß die Mode, wie sie vor fünfzig Jahren war, den Schnitt seiner Kleidung bestimmt zu haben schien; so trug er kurze Hosen und Schnallenschuhe mit schwarzen Strümpfen und einen dreieckigen Hut, ganz wie die katholischen Weltgeistlichen, wenn sie nicht im Meßgewande gehen. Sein Benehmen war liebenswürdig und freundlich, seine Erscheinung auf den ersten Blick Vertrauen erweckend, von Religion sprach er kein Wort und stimmte dem Pfarrer mit freundlichem Nicken bei, wenn dieser auf die Jesuiten loszog. Auch Guidcon hatte er bald für sich gewonnen, so daß dieser ihm unbedingt vertraute. Unter diesen Umständen begann die Cur, bei welcher viel Mysteriöses war. Es giebt viele Menschen mit ausgebildetem Verstande, die an Sympathien glauben, dahin gehörte auch der Obrist Ayberg mit seiner Familie und daß auch wir an Wundercuren glaubten, darf uns nicht zum Vorwurf gemacht werden, bei der Richtung unserer Erziehung und dem Einfluß, den die Jesuiten jahrelang auf unsere Geistesbildung gehabt hatten. Es schien überhaupt die Heilart des Doctor Feßler um so vernünftiger zu sein, je mehr sie sich gleichzeitig auf kräftige Naturwirkung stützte. Er verordnete nämlich russische Dampfbäder und darauffolgende Sturzbäder und dazu hatte er in einer im nahen Bergwalde liegenden Bauernhütte die nöthigen Vorkehrungen treffen lassen; aber eine mystische Bedingung war, daß diese

Bäder in der Nacht bei einer gewiſſen Stellung der Geſtirne vorgenommen werden mußten. Kein Ungeweihter durfte ſich auf fünfhundert Schritt dem Orte nahen, wo unter gewiſſen Zauberformeln die Dampf- und Sturzbäder genommen wurden. Natürlich konnten wir Guideon dorthin nicht begleiten. Er ging mit dem Arzt um Mitternacht im vollen Vertrauen fort. Unſer Gebet begleitete ihn, angſthaft harrten wir auf ſeine Rückkehr, aber der Morgen brach an, Guideon kam nicht wieder, auch der Arzt ließ ſich nicht wiederſehen; kein Zweifel, er war von den Jeſuiten entführt und jener Arzt war ein verkappter Jeſuit.“

„Der Verdacht der Theilnahme und Mitwiſſenſchaft fiel bedeutend auf den alten Pfarrherrn, doch dieſer wußte ſich mit einer ſo Vertrauen erweckenden Offenheit zu rechtfertigen, daß ich ihn von allem Verdacht freiſprach. Allein der Obriſt Ayberg ſprach: „„Das iſt eben eine Eigenheit dieſer Söhne des Teufels, daß ſie mit großem Geſchick die Maske der Ehrlichkeit anzunehmen wiſſen, ich werde mich doch nach ſeinen früheren Verhältniſſen erkundigen.““ Das geſchah und es ergab ſich, daß der Pfarrer allerdings in einem Jeſuitencollegium ſeine Erziehung erhalten habe, ſpäter habe ihn dagegen der Orden ausgeſtoßen, daher komme ſein Haß gegen die Jeſuiten. Es leide alſo keinen Zweifel, daß er mit dieſen in keiner Verbindung mehr ſtehe und dennoch möge er

nicht darauf schwören, ob nicht dieser Mann immer noch im Geheimen ein Enfilirter des Ordens sei, der nur mit großer Geschicklichkeit seine Theilnahme zu maskiren verstehe."

„Doch der Pfarrer zeigte so viel Entrüstung und redliche Theilnahme, verrieth einen so lebhaften Eifer in der Verfolgung jeder Spur, daß ich unmöglich an seine Schuld glauben konnte. Er war, wie ich fest überzeugt bin, mehr ein Betrogener als ein Betrüger."

„Der Pfarrer Estermann aus Großwangen," rief Roger entrüstet, „ist ja einer der Hauptförderer der Jesuitenberufung in Luzern. Dort hat er vor allem Volke die Jesuiten als die frommen, von Gott gesandten Väter hochgepriesen und wenn er dort im Hause des Obrist von Ayberg auf die Jesuiten geschimpft hat, so kann es nur ein tief angelegter Plan gewesen sein, der ihn zu dieser Heuchelei gebracht hat."

„Das wäre ja ganz entsetzlich!"

„Aber nicht zu verwundern, denn in der Verstellungskunst haben es die Jesuiten vom langen wie vom kurzen Rock zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Und diese entsetzliche Kunst übte er nach Guideon's Verschwinden noch fort. Er gab uns von Zeit zu Zeit Nachricht, wo Guideon gesehen sei, immer noch in Perioden des Irrsinns den neuen Messias spielend und schließlich erklärte er, daß man ihn in den Canton Lu-

zern gebracht habe, wo nach dem verunglückten Freischaarenzuge sich die liberalen Ketzer nicht sehen lassen dürften; dort, sagten die Jesuiten, nach der Versicherung des Pfarrers, sei er sicher, daß ihn die Ketzer nicht den zum Heil seiner Seele angeordneten Kasteiungen und frommen Exercitien entzögen; „„daher, meine geliebten Töchter in Christo,““ so wendete er sich an uns Beide, „„kann ich jetzt nach Lage der Umstände nur rathen, in der Verkleidung von Landmädchen sich in den Canton zu begeben und den Versuch zu machen, seinen Aufenthalt zu entdecken, worauf dann weitere Schritte zu seiner Erlösung auf diplomatischem Wege durch Ihren Herrn Vater, Fräulein Seraphine, geschehen können.““

„Mit Freuden ergriffen wir dieses letzte Mittel und der Pfarrer gab uns einen Brief mit an den redlichen Landmann, der uns aufgenommen hatte, bis heute Abend uns roher Uebermuth von dort mit Gewalt entführte. Von Guideon haben wir noch keine Spur gefunden.“

Roger hatte nur noch Zeit, ihnen zu erzählen, daß er in derselben Absicht die Verkleidung eines Tyrolers gewählt habe und daß es auf solche Weise ihm möglich geworden sei, den Ball des Regierungscommissars zu besuchen, wo er unter dem Vorgeben, daß er aus dem Zillerthale in Tyrol geschickt sei, um den neuen Messias dorthin einzuladen, Erkundigungen über den jetzigen Aufenthalt des armen Guideon angestellt habe, da war die

Klause des Einsiedlers erreicht. Nach einigem Klopfen öffnete der Waldbruder, der in seiner grauen Capuzinerkleidung mit dem langen, weißen Barte und dem fast kahlen Scheitel eine ehrwürdige Erscheinung darbot.

Mit einer brennenden Kienfackel in der Hand, gewährte er mit seinen Umgebungen ein höchst romantisches Bild. Die Hütte mit ihrem Kreuz auf der einen Seite und dem Marienbild in dem ausgehöhlten Stamm einer vom Blitz zertrümmerten und halb verbrannten, alten Eiche lehnte sich an eine überhängende Felsenwand, von deren Höhe herab beschneite Schlinggewächse wie Festons von Krystall über den dunklen Grund der Felsenwand zogen und ringsherum standen feierlich ernst diese Riesenbäume, dunkelgrüne Tannen mit ihren von der Last des Schnees fast bis zum Boden niedergezogenen Zweigen, und inmitten dieser winterlichen, schaurig wilden Waldeinsamkeit erschienen nun plötzlich, dem Klausner gegenüber, vom Fackellicht angestrahlt, die beiden schönen Mädchengesichter in malerischer Landestracht, wovon die Eine ein derbes, frisches Naturkind, die Andere ätherisch zart, wie ein Engel erschien und an ihrer Seite stand der gebräunte, männlich schöne junge Mann in der wohlkleidenden Tyroler Kleidung mit dem grünen Spitzhütel und Gemsbart nebst Spielhahnfeder daran, auf dem dunkelbraunen Lockenkopf in kühner, trotziger Haltung und doch mit einer Milde im schönen Auge, die ihm

jedes weibliche Herz gewinnen mußte, der Beſchützer dieſer holden Jungfrauen war.

Bald ſaßen ſie am wärmenden Feuer bei einem einfachen Mahl, das nur aus Milch, Brod und Käſe beſtand und erzählten einander die letzten Ereigniſſe ihres Lebens, worauf Roger vorſchlug, Seraphinen zu ihrer Mutter zurückzuführen, da ja doch das Wanderleben mit ſeinen Gefahren und Beſchwerden nicht zu ertragen ſei für eine junge Dame von ihrer zarten Organiſation, feinern Bildung und höhern Stellung in der Geſellſchaft.

„Zu meiner Mutter zurück? nie!“ rief Seraphine mit Thränen in den Augen aus, „meine Mutter würde mich zwingen, eine Verbindung einzugehen mit einem Herrn von Sonnenberg, dem Sohne des in Luzern commandirenden Generals, der mich, unterſtützt von den Briefen meiner Mutter, mit ſeiner entſetzlichen, widerwärtigen Liebeswerbung verfolgte, als ich noch im Hauſe des Obriſten Ayberg war.“

„Nun dann ſchlage ich vor,“ entgegnete Roger, „daß Sie, meine theuere Seraphine, nur einſtweilen mit Liesli bei ihrem Oheim, dem Großrath Leu in Eberſol ein Aſyl ſuchen.“

„Da würden wir ſchön ankommen,“ rief das junge Landmädchen in ſeiner naiven Weiſe, „da hätten uns die Jeſuiten gleich wieder beim Flügel.“

Seraphine ſtimmte bei und ſagte darauf: „Der Him-

mel selbst gab uns den Fingerzeig; er sendete uns im Augenblick der höchsten Erdennoth einen Retter und Beschützer, der mit uns denselben Lebenszweck verfolgt, meinen armen Bruder aus den Händen dieser Erzfeinde jeder Civilisation und Volksbildung zu retten. Wir würden daher gegen Gottes Willen handeln, wenn wir aus feiger Bequemlichkeitsliebe oder kleinlichen Anstandsrücksichten ihn wieder verlassen wollten; nein, wir bleiben zusammen, lieber Roger, und ziehen vereinigt über Berg und Thal, um meinen unglücklichen Bruder zu suchen."

Roger fühlte sich für einen Augenblick von einer lebhaften Freude durchzuckt. Er zog ihre Hand an seine Lippen und blickte ihr mit strahlendem Liebesfeuer in die schönen Augen. „O Seraphine," rief er aus, „wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich durch dieses Vertrauen machen! und dennoch, je größer mein Glück darüber ist, um desto schmerzlicher zwingen mich die vorhin geäußerten Bedenken, davon abzurathen; Sie wissen nicht, mit welchen Beschwerden solche Wanderungen verknüpft sind, bergauf und bergab steigen in dieser rauhen Jahreszeit, nicht selten hartes Strohlager, schlechte Nahrung; dann die natürlichen Hemmnisse, welche schon Ihr Geschlecht einem solchen Abenteurerleben entgegensetzt, ja wahrlich, ich könnte es vor Gott und meinem Gefühle nicht verantworten, wenn ich nicht Alles aufbieten wollte, Sie davon abzuhalten und Ihnen ein stil-

les Asyl zu verschaffen, während ich allein es unternehme, den armen Guideon aufzusuchen und zu befreien. Und glauben Sie mir, Seraphine, es sind Gefahren damit verbunden, die mich doppelt ängstigen würden, wenn ich wüßte, daß Sie und Ihre liebe Freundin denselben ausgesetzt wären."

„Hören Sie mich an, Roger," sprach Seraphine mit feierlichem Ernst. „Außerordentliche Ereignisse machen außerordentliche Entschlüsse nothwendig und schwere Schicksale stärken den Charakter. Wir Frauen sind nicht so schwach, wie wir aussehen; entschiedene Willenskraft ersetzt oft die mangelnde Körperkraft und Den, der sich rein fühlt, können sogenannte conventionelle Anstandsrücksichten nicht abhalten, eine Pflicht zu erfüllen, welche das Gesetz der Menschenliebe, noch mehr das der Geschwisterliebe und, nicht wahr, Liesli, auch noch eine andere, schönere Liebe von uns fordert."

Liesli nickte, durch Thränen lächelnd; dann überwältigt von dem Gefühl ihrer unglücklichen Liebe, warf sie sich in Seraphinens Arme. Diese aber erhob die Hand und sprach begeistert wie eine Heldin: „Mein Entschluß steht fest, wir begleiten unsern Freund womöglich in männlicher Kleidung und theilen mit ihm freudig alle Gefahren und Beschwerden in der heiligen Mission, meinen unglücklichen Bruder aufzusuchen und womöglich zu retten."

Freudig ſtimmte Liesli ihr bei.

„Und dann,“ rief Seraphine aus, „nehmen wir unſere Frauenkleidung im Ränzel mit; dann werden wir Gelegenheit haben, als Männer in das Innere der Mannsklöſter und Jeſuitenhäuſer und als Mädchen in die Frauenklöſter einzudringen.“

Während dieſes Geſprächs war der Klausner nicht anweſend. Er beſchäftigte ſich in der kleinen Küche der Klauſe, um ſeinen Gäſten einen warmen Punſch zu bereiten, denn in ſolchen Dingen ſind die frommen Waldbrüder ſehr erfahren, und ihre Beichtkinder laſſen es ihnen an Wein und anderm Zubehör nicht fehlen.

Unſere Flüchtlinge beſchloſſen, dem Klausner einen Theil ihres Geheimniſſes anzuvertrauen und um deſſen Rath zu bitten, als der weißbärtige, alte Mann eintrat und mit einem freundlichen, etwas ſchalkhaften Lächeln ſagte, er bringe hier ſeine beſte Medicin gegen etwa mögliche Erkältungen; ſie möchten aber ja recht fromme Gedanken dabei haben, denn dieſe Mixtur vermehre auch das Herzensfieber, das ſich bisweilen bei jungen Mädchen einfinde.

Seraphine und Liesli erröthteten Beide und ſchlugen die Blicke tief nieder; Roger aber ſprach: „Mein guter Vater, in Ihren Vorausſetzungen befinden Sie ſich ſicher im großen Irrthum; zwar kommen wir eben von jenem verruchten Tanzfeſte, das die beiden Proconſuln, die

Herren Bernhard Meyer und Wendlin Koſt unten im Flecken .... gegeben haben, und dort wahrlich darf man die Unſchuld und Tugend nicht ſuchen; aber die beiden jungen Mädchen waren dort nicht freiwillige Gäſte, ſondern von den wilden Junkern und Luzerner Milizofficieren mit Gewalt dorthin geſchleppt. Ich aber bin ihr Freund und Beſchützer und hatte das Glück, ihr Retter zu werden und wir befinden uns hier, um gegen die Verfolgung jener rohen Menſchen ſicher zu ſein.“

Durch das Vertrauen dieſer Mittheilung ward der gutmüthige Klausner bald gewonnen; er bezeugte Ihnen die lebhafteſte Theilnahme und verſchloß vorſichtig die Thür.

„Im ſchlimmſten Falle, wenn dieſe rohen Gäſte, über die ich von meinen Beichtkindern ſchon ſo vielfache Klage gehört habe, mit Gewalt hier eindringen wollten, habe ich hier ein ſicheres Verſteck,“ und damit öffnete er einen Wandſchrank, worin ſich allerhand Kleidungsſtücke befanden und im Innern deſſelben die praktikable Hinterwand, dieſe aber zeigte den Eingang in eine dunkle Felſengrotte, „dort,“ ſprach er, „wird Euch Niemand finden und hätte er die Spürnaſe eines Fuchſes und dort habe ich weiche Mooslager mit warmen Decken bereitet zur Nachtruhe für die beiden jungen Mädchen. Unſer Freund, der Tyroler wird es ſich aber ſchon in meiner Schlafſtelle gefallen laſſen und ich werde wachen und

beten für Euch Alle. Jetzt aber, mein Sohn und meine Töchter in Christo, trinkt auf das Wohl der heiligen Jungfrau Maria. Dabei ist keine Sünde und es stärkt doch Herz und Nieren."

Während dieser freundlichen Einladung hatte Roger den geheimnißvollen Eingang näher untersucht.

„Ach, sieh da," rief er plötzlich, „Männerkleidung, ein wahrer Schatz in diesem Augenblick."

„Dazu," sprach der Eremit sehr ernst, „gehören zwei traurige Geschichten. Wir wollen uns den Abend nicht verderben, allons, stoßen wir an: auch die Todten sollen leben, wenn auch im ewigen Leben."

„Erzähle, Vater," sprach Roger ebenso ernst, „auch wir befinden uns in einer Lage, die mehr zur Traurigkeit als zur Freude stimmt."

„Seht hier," sprach er, indem er einige Kleidungsstücke zum Beschauen vorlegte, „dieser kurze Rock von grauem Halbtuch, ein paar kurze, schwarze, gemslederne Beinkleider, ein breiter, gestickter Ledergurt, blaue, wollene Strümpfe und Bindschuhe mit dicken Sohlen und ein grünes Spitzhütel mit Gemsbart geschmückt, das ist die Kleidung eines jungen Mannes von kleiner, zierlicher Gestalt, aber großer Körperkraft, der aber besonders ein Meisterschütz war, welcher seinen Gemsbock auf siebenhundert Schritt über ein Felsthal hinüber nicht fehlte, mit einem Wort, so jung er noch war, so galt er doch im ganzen

Berner Oberlande für den geschicktesten und berühmtesten Gemsjäger, der von Keinem übertroffen wurde in der Kühnheit des Steigens auf einen hohen Alpenstock. In den ewigen Schneeregionen war er wie zu Hause und kein Reisender erstieg die ungeheuern Firnen der Schneegletscher, ohne sich nach dem braven Seppi Heidegg als Führer umzusehen."

„Seppi Heidegg?" rief Liesli mit Schreck aus und wechselte die Farbe, „Jesus Maria Joseph, der ist todt? und man sagte mir, er sei katholisch geworden und Mönch dazu . . . ." alle Hoffnung war damit verloren.

Ueberrascht durch diese Bemerkung sahen Roger und Seraphine das junge Landmädchen an und der Eremit sprach eintönig mit sinkender Stimme: „Nicht todt, aber Mönch!"

Auf diese Erklärung folgte ein langes Schweigen. Niemand wagte eine Frage zu thun, aus Furcht, ein grauenvolles Geschick zu vernehmen. Und der Klausner fuhr fort:

„Ja, so war es, wenn man jung ist, hat man ein Herz voll Liebe im Leibe; so auch der arme Seppi, der, wie er mir auf seinen Wanderzügen nach den Graubündener Hochalpen oft erzählte, wenn er in meiner Klause Nachtherberge nahm, in seiner Heimath ein junges Landmädchen liebte, eine eben erst sich entfaltende

Knospe, in deren jugendlichem Herzen er die erste süße Ahnung einer erwachenden Liebe erweckt hatte."

„Heiligste Mutter Gottes, das war ich," rief Liesli weinend, wie ein unglückliches Kind barg sie ihre glühenden Wangen an Seraphinens Busen.

Durch Schweigen ehrte man ihren Schmerz; dann richtete sich Liesli wieder auf und sagte: „Ach, das waren wohl selige Tage, ich lebte damals noch bei meiner Mutter im Canton Bern, auf einem kleinen Meierhofe, den sie von einem reichen Oheim ererbt hatte. Der Seppi war noch ein Vetter von meiner Mutter und sprach öfter bei uns vor, war ich aber eben auf der Alm bei dem Senn, der unsere Kühe hütete, so suchte er mich auf, half mir mit Geschick in der Milchwirthschaft, damit ich nur schneller fertig werden sollte und dann wanderten wir Beide Arm in Arm höher hinauf ins Gebirge, setzten uns an den Rand irgend eines Abgrundes von schaudererregender Tiefe und Seppi erstieg mit wunderbarer Kühnheit und Gewandtheit einen der höchsten Alpenstöcke und holte mir eine Alpenanemone für meinen Strohhut vom Rande der Gletscher, daß mir ein Grausen über die Haut lief; doch brachte er endlich das mit Lebensgefahr errungene Liebeszeichen, so lohnten ihm süße Küsse seine That, worauf ich stolz wie eine Königin den Mädchen des Thals seine kühne Verwegenheit erzählte; aber ach, wer einmal kein Glück in der

Liebe haben soll, hat es weder in der ersten, noch in der zweiten.“

„Und nun,“ fuhr der Klausner fort, „nach Jahresfrist, im vorigen Sommer, kam dieser junge Mann wieder, blaß und abgefallen, begleitet von zwei Jesuiten-Patres. All' sein frischer Lebensmuth war gebrochen. Er sagte mir, daß seine Liebe unwiderstehliche Hindernisse gefunden habe, indem die Familie seiner Geliebten erklärt hätte, es nie zugeben zu wollen, daß Liesli einen Ketzer heirathe. Da habe er denn endlich auf den Rath dieser beiden Jesuiten, welche bei ihm auf ihren Reisen stets eine gastfreie Aufnahme gefunden hätten, den Entschluß gefaßt, Katholik zu werden. Die frommen Väter hätten ihm diese Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche als ein Gott wohlgefälliges Werk geschildert, und daß sich sein Geschick dadurch sicher versöhnen werde. So sei er denn mit der Bescheinigung seiner Bekehrung in der Hand wieder nach dem Wohnort seiner Geliebten gewandert, dort aber wären alle Vettern und Basen derselben versammelt gewesen und hätten ihm erklärt, daß seine Bekehrung zu spät erfolgt sei, denn Liesli sei aus Gram über seine Ungläubigkeit in ein Kloster gegangen und habe die unwiderruflichen Gelübde abgelegt.“

„Und doch war es weiter nichts!“ rief Liesli, „als daß sie mich nach meinem Ohm, dem Großrath Leu in Ebersol gebracht hatten, wo allerdings von Jesuitenvätern

daran gearbeitet wurde, daß ich in ein Frauenkloster zum lieben Herzen Jesu treten solle."

„Auch dort war der arme Seppi mit seinen Begleitern gewesen, immer noch in der Hoffnung lebend, daß man ihm die Unwahrheit gesagt habe; aber auch hier vernahm er dieselbe Kunde und von den Nachbarn hörte er, daß Liesli mit dem neuen Messias weggegangen sei und sich nun als Nonne in einem Kloster zum liebsten Herzen Jesu befinde."

„O Gott, o Gott," rief Liesli weinend, „und wie hatten sie mich belogen? Da brachten sie mir Briefe und Siegel, daß der arme Seppi meiner vergessen und sich mit einem reichen Landmädchen seiner Gegend verheirathet habe. Sie machten Alles so glaubhaft, daß ich nicht mehr zweifeln durfte. Ich war dem trostlosen Schmerz hingegeben; da fand der arme Guideon Aufnahme in Leu's Hause und sein Unglück regte meine innigste Theilnahme auf; und der Fanatismus hatte schon so weit Macht über mein Gemüth gewonnen, daß ich Guideon wie ein überirdisches Wesen mit Begeisterung verehrte und anbetete. Wie daraus nach und nach eine irdische Liebe geworden war, ich kann's nicht sagen. Das menschliche Herz ist ein wunderliches, seltsames Ding, das läßt sich weder gebieten, noch hemmen in seinem mächtigen Gefühlsdrange. Ach, ich bin sehr unglücklich."

„Der arme Seppi," sprach der Waldbruder, „war es

vielleicht nicht weniger. Nachdem er all' sein Hab' und Gut, den schönen Meierhof mit dreißig Kühen und die Alpentriften, Matten und Sennhütten im Gebirge, den Jesuitenvätern durch ein Testament vermacht hatte, erklärte er sich bereit, in ein Kloster zu gehen, aber in alter Anhänglichkeit an mich und meine Klause hatte er beharrlich verlangt, seine weltliche Kleidung nun hier abzulegen und hier die Tonsur zu empfangen und das Capuziner Gewand anzuziehen. Das geschah denn auch unter Assistenz mehrerer Patres aus einem Mönchskloster, in welchem er jetzt für ewig sich der Welt und ihren Freuden entzogen hatte."

Diese Erzählung machte den tiefsten Eindruck auf die Anwesenden. Liesli rief mit Thränen aus: „Ach, er war treuer in seinen Gelübden als ich, er hat mir die größten und schwersten Opfer gebracht, aber Alles vergebens, denn meine Familie hätte selbst dem bekehrten Ketzer meine Hand verweigert; daher jene Lüge, womit sie ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun wähnten."

„Hier ist sein Stutzen, womit er so sicher zu treffen wußte und hier seine Jagdtasche; darin seine Papiere, die er mir aufzubewahren gab."

„Das ist eine vollständige Legitimation," rief Roger aus, „hier sein Paß, worin der Inhaber als rechtgläubiger Katholik bezeichnet wird, da sein Heimathschein und hier eine offene Empfehlung von Seiten des Jesuiten-

Provinzials, wonach ihm in allen Profeßhäusern und Klöstern als einem durch die Gnade des Herrn auf den Weg des Heils zurückgeführten Christen gastliche Aufnahme zu Theil werden soll. Das paßt ja Alles für unser Unternehmen; Liesli wird die Rolle des armen Seppi spielen."

Das fromme Landmädchen war bei diesem Gedanken von Gefühlen der seltsamsten Art durchschauert. In ihrem vielfach geängstigten Herzen erwachte die alte Liebe und gerieth mit der neuen in Widerstreit. Alles aber löste sich bei ihr auf in religiöse Bewegung des Gemüths. War Guideon ihr ein Heiliger, so galt ihr Seppi als Märtyrer. Sie stand auf, ergriff den Rosenkranz, der ihr am Gürtel hing und ging hinaus, um auf kaltem Schnee eine Reihe lateinischer Gebete vor dem Marienbilde in der Nische des zersplitterten Eichbaums herzumurmeln.

Während sie sich in der Andacht befand, wie man in dortiger Gegend sagt, machte Roger dem Klausner eine vollständige Mittheilung über die vorliegenden Verhältnisse, sowie über ihre Absicht, den armen Guideon, der von den Jesuiten aufs Neue entführt sei, aufzusuchen und zu retten.

„Das ist sonderbar," sprach der Waldbruder, „da paßt meine zweite Geschichte vollkommen zu der erstern."

„Es war im Juni vorigen Jahres," fuhr er fort,

„da führten die Jesuiten einen schönen, bleichen Jüngling in meine Hütte, der, sei es an Wahnsinn oder an Irrwahn litt, denn aus seinen verworrenen Reden ging hervor, daß der Gott des Zornes ihn auf der Höhe des Säntis durch einen Blitz erschlagen; aber der Gott der Liebe ihm die alte Adamshaut abgezogen und in ihm, der Welt zum Heil, den neuen Messias erweckt habe, darum wolle er nun sich dem Altar weihen und die Mission erfüllen, neues Heil über die Welt zu bringen. Die Jesuitenpatres konnten ihn leicht bewegen, für diesen Zweck das weiße Ordensgewand eines Karmeliters anzulegen und seine Kleidung, die eines reisenden Studenten, wurde hier auf dem Altar dieser Hütte niedergelegt."

„Guideon!" rief Roger aus.

„Ja, Guideon, so war sein profaner Name."

Seraphine und Liesli, welche von ihrem Gebet in die Hütte zurückgekehrt waren, hatte diese Entdeckung so erschüttert, daß sie kein Wort sagen konnten. Sie lagen Eine in der Andern Arm und weinten.

Roger nahm aus seiner Brieftasche einen zusammengelegten Paß, es war der von der Gesandtschaft Baierns ausgestellte Paß Guideon's, die Schweiz nach allen Richtungen hin zu durchreisen. Der Präsident der Tagsatzung hatte seine Genehmigung daruntergesetzt.

„So wären wir denn auch," sprach Roger, „gegen die mißtrauische Polizei gewappnet."

Der Waldbruder willigte ein, seinen Gästen auch diese männliche Kleidung zu überlassen, unter der Zusicherung von Seiten Roger's, daß sie ihm nach gemachtem Gebrauch zurückgeliefert werden solle.

So war denn Alles vorbereitet, um das neue Abenteurerleben zu beginnen. Zum letzten Male für lange Zeit legten die beiden Mädchen sich im Schmucke ihres Geschlechts mit den langen Haarflechten nieder. Am andern Morgen leistete Eine der Andern den Dienst, diese Zierde holder Jungfrauen abzuschneiden, was nicht ohne viele Thränen und zärtliche Tröstungen geschah. Und bald erschien Liesli als junger Gemsjäger und Seraphine als reisender Student, Beide wie noch im zartesten Jünglingsalter stehend, ein paar holde, liebliche Erscheinungen, zu welchen Roger, als Tyroler Teppichhändler, den Contrast einer ernsten, gereiften Männlichkeit bildete.

So gerüstet traten sie mitten im Winter die nicht gefahrlose, aber abenteuerliche Wanderung durch die katholischen Cantone der Schweiz an.

Ihnen Tag für Tag auf dieser Wanderung zu folgen, würde zu wenig Interesse gewähren; wir werden sie wiedersehen, wenn ihr seltsames Geschick sie in die Bewegung der Ereignisse mit fortgerissen hat.

Bis dahin sei es dem Verfasser vergönnt, einen Ueberblick der Verhältnisse der Schweiz bis zum Beginn des zweiten Freischaarenzuges zu geben.

Vierzehntes Capitel.

Vorbereitungen zum zweiten Freischaarenzuge. — Roger's und seiner Schützlinge Theilnahme. — Der Zug auf Luzern und dessen unglücklicher Ausgang. —

Seit jenem Unglückstage, den achten December, wüthete in Luzern die von der Jesuitenpartei abhängige Regierung fort. Beschlagnahme der Güter und Verhaftungen häuften sich auf Entsetzen erregende Weise. Dabei band man sich nicht an die gesetzlichen Vorschriften über den Schutz des Eigenthums. Ohne Grund wurden die angesehensten Personen eingekerkert und nur gegen Caution von 2 bis 4000 Franken wieder in Freiheit gesetzt. Andere wurden nach vierzehntägiger Haft in den scheußlichsten Kerkern wieder entlassen, ohne daß man sich nur die Mühe gab, ihnen den Grund ihrer Einkerkerung oder Entlassung anzudeuten.

Auch der allgemein beliebte Arzt, Dr. Steiger, wurde aus dem Asyl seines Hauses und den Armen seiner ge-

liebten Gattin und Kinder entrissen und eingekerkert; da aber der Unwille des Volkes sich zu laut darüber aussprach, so wagte man jetzt noch nicht, ihn bei noch mangelnden Beweisen länger festzuhalten. Er entfloh, um ähnlichen Mißhandlungen einer tyrannischen Willkürherrschaft zu entgehen und schwor sich selbst zu, es zur Aufgabe seines Lebens zu machen, sein unglückliches Vaterland von dem Despotismus dieser geistlichen Oberherren und ihres Anhanges zu befreien.

Selbst über die klaren Vorschriften der Verfassung setzte sich die Luzerner Regierung hinweg. Auch mißliebige, wenn auch beim Volke sehr geachtete Geistliche wurden verwiesen. Der Buchhändler Jenni, ein allgemein geachteter und wohlhabender Mann, wurde mit Handschellen belegt und mit einem eingefangenen, schweren Verbrecher zusammengekettet, in die untern, feuchten und dunklen Kellerräume des Kesselthurms geworfen. Allgemeinen Unwillen erregte ein Confiscationsdecret gegen die Güter der Gefangenen und Flüchtlinge; die unglücklichen Familien derselben, Frauen und Kinder, geriethen dadurch in die bitterste Noth.

Ueber zwei Tausend entflohene und vertriebene Luzerner irrten heimathlos und Schutz und Rache suchend in den übrigen Cantonen der Schweiz umher. Jeder nicht ganz Verblendete erkannte, daß es zum Ausbruch kommen müsse und werde.

Schon im December sah man in den freisinnigen Cantonen größere und kleinere Volksversammlungen auf den Schneefeldern zusammenströmen. Dort wurde öffentlich vom Volke getagt und Beschlüsse wurden gefaßt zur Befreiung der Schweiz von den Jesuiten, Vereine und Comités für diesen Zweck gebildet und überall begann eine bewaffnete Bewegung sich zu organisiren.

Da wurde eine außerordentliche Tagsatzung nach Zürich zusammenberufen. Alle Welt sah ein, daß, wie Thiers in der Deputirtenkammer sagte, zwei Dinge nothwendig seien: Verbot der Freischaaren; aber auch gleichzeitig die Ausweisung der Jesuiten. Aber die Tagsatzung kam in ihrer Rathlosigkeit nur zu dem ersten Entschluß, ohne jedoch die Macht und den Muth zu haben, denselben gegen den laut erklärten allgemeinen Volkswillen zur Ausführung zu bringen.

Nicht einmal der Beschluß kam auf der Tagsatzung zu Stande, daß Luzern gezwungen werden solle, das unmenschliche Verfolgungssystem aufzugeben und durch eine allgemeine Amnestie Ruhe und Frieden in der Schweiz wieder herzustellen.

So wurde denn auch hier, wie das überall der Fall ist, durch halbe Maßregeln nur noch gefördert, was man unter den steten Ermahnungen einer conservativen Diplomatie hatte hindern wollen und der zweite Freischaa-

renzug rüstete sich mit einer nie geahneten Allgemeinheit der Theilnahme.

Wo der Jesuitenhaß allein nicht hinreichte die Massen zu bewaffnen, da war es bei tausend Vertriebenen das Heimathsrecht, bei Andern die Menschenliebe, die für die Verfolgten Theilnahme erweckte und Jeden, der nur ein fühlendes Herz hatte, zum Beistand aufrief.

Durch den Beistand der conservativen Großmächte hatte die Schreckensregierung eine sonst unbegreifliche Zähigkeit und Hartnäckigkeit in der Verfolgung eines Regierungssystems gewonnen, welches das ganze gebildete Europa gegen sie in den Harnisch brachte.

Dort aber in den dunklen, feuchten Kellern, wo Hunderte von oft angesehenen Männern auf feuchtem Stroh lagen, wurden Mysterien einer Kerkertyrannei geliefert, die wohl arg genug gewesen sein mögen, weil der Altschultheiß Kopp, ein alter, abgehärteter Jurist, der noch dazu ein eifriger Anhänger der Jesuiten war, bei Gelegenheit einer amtlichen Kerkervisitation sich nicht enthalten konnte, in sittlicher Entrüstung auszurufen: „Man sollte denn doch bei Gott die Herren Regierungsräthe selbst in diese abscheulichen Löcher werfen, um ihnen Menschlichkeit zu lehren.“

Mehr als 2000 Activbürger aus Luzern hatten, um einer solchen Behandlung zu entgehen, Haus und Hof verlassen und waren auf das Gebiet von Aargau übergetreten.

So war denn die ganze Bevölkerung der aufgeklärten Cantone in jene Stimmung versetzt, in welcher Selbsthülfe als das höchste und heiligste Recht, als eine Pflicht der Menschenliebe, als Schutzwaffe für die durch das Jesuitentreiben gefährdete Freiheit erscheint.

Alle Stände waren davon durchdrungen. Bürger und Bauern, selbst höhere Beamte und Officiere, Richter und Polizeibeamte, Professoren, Schullehrer uud Zeitungsredacteure rüsteten sich zum Freischaarenkriege, wie zu einem heiligen Kreuzzuge.

In der Schweiz, wo Jedermann Soldat ist, wo die militärische Ausbildung mit leichten Gewehren schon in den Schulen beginnt, hatte eine solche allgemeine Volkserhebung gegen Luzern mehr zu bedeuten als in andern Staaten, wo zum Waffentragen nur eine Soldatenkaste besteht.

Unter den Augen der Regierungen begannen die Bewegungen und schritten fort zu einer förmlichen Organisation eines militärisch geordneten Freischaarenzuges. Die Behörden mußten Alles geschehen lassen, wollten sie nicht abgesetzt werden, wie die Waadtländische Regierung.

So wurden denn Munition und Geschütze ohne Hinderniß aus den Zeughäusern der freisinnigen Cantone entführt. Officiere, die im Dienst der Cantonalregierungen standen, nahmen Urlaub und traten als Führer der Freischärler auf. Eine solche Bewegung war noch nie

dageweſen. Es war die allgemeine Erhebung der Civiliſation gegen eine mittelalterliche Verfinſterung, welche die Jeſuiten wieder über die Schweiz bringen wollten.

So war es denn ſchon am dreißigſten März des folgenden Jahres (1846) möglich geworden, eine bewaffnete Macht von 7—8000 Mann gegen Luzern hinzuwälzen. Darunter befanden ſich an 2000 geborene Luzerner, die vor Begierde brannten, ſich ihre Heimath wieder zu erobern. Das kleine Heer war völlig organiſirt und führte zehn Geſchütze mit.

. . . . . .

Wer die Lage von Luzern kennt, wird keinen Augenblick darüber in Ungewißheit ſein, daß nur durch ein raſches Vordringen und völlige Ueberrumpelung die Stadt genommen werden konnte, auch nur dann, wenn die Luzerner verſäumt hatten, die umliegenden Höhen zu beſetzen; denn dieſe beherrſchen die in der Tiefe, meiſtens in Hohlwegen dahin laufenden Straßen in dem Grade, daß die herandringende Macht von oben herab zerſchmettert werden konnte, ehe es ihr möglich geworden wäre, ihr Ziel zu erreichen. Zum Glück für Luzern ſtand der entſchiedenen Unfähigkeit des Luzernſchen Oberbefehlshabers, General von Sonnenberg, eine ebenſo entſchiedene Kopfloſigkeit von Seiten des Commandeurs der Freiſchaaren, General Ochſenbein, gegenüber, und noch einmal waren Luzern und die Jeſuiten gerettet.

Anfangs ging Alles gut. Abtheilungen von Freischaaren zogen von allen Seiten herbei. Alles war voll Muth und Begeisterung. Vereinigte Freischaarenzüge rückten am zwanzigsten März bei Zofingen im Aargau und bei Hutwyl in Bern in den Canton Luzern ein. Beide an der Grenze belegenen Punkte sind nur noch fünf Meilen von der Stadt Luzern entfernt. Noch an demselben Abend organisirten sich die verschiedenen Abtheilungen, so gut es gehen wollte. Das war ein buntes Getümmel, alle Stände unter einander; Alles voll Begeisterung und Eifer, des Sieges gewiß. Am einunddreißigsten März, Mittags ein Uhr, wurde nach Luzern aufgebrochen.

Beide Züge bewegten sich in der Richtung nach Ettiswyl hin. Dort erfolgte ihre Vereinigung. Nach einer zweistündigen Rast setzten sie eiligst ihren Marsch auf Luzern fort.

Der Canton Luzern wird gegen Norden vom Canton Aargau, mit der West- und Südseite vom Canton Bern begrenzt; an die Ost- und Südseite grenzen die katholischen Urcantone Unterwalden, Schwyz und Zug. Durch Dampfschiffe auf dem Vierwaldstättersee steht Luzern mit den Cantonen Unterwalden, Uri und Schwyz in steter Verbindung. Der Canton Zug liegt nur fünf Meilen entfernt von der Stadt Luzern.

Die Mehrzahl der Bewohner der Stadt Luzern ist liberal und den Jesuiten abgeneigt; dagegen ist die länd-

liche Bevölkerung ein blindes Werkzeug in der Hand des Pfaffenregiments. Aehnliche Verhältnisse bestehen auch in den übrigen Urcantonen. Auch aus diesen Gründen war es nothwendig für die Freischaaren, Luzern plötzlich zu überraschen, ehe es Zeit hatte, auswärtige Hülfe, die ihm über den See so leicht zugehen konnte, heranzuziehen. Die geringste Zögerung mußte daher Alles aufs Spiel setzen.

Indeß schien der rasche Fortschritt des Zuges für den Erfolg zu bürgen. Als die vereinigten Schaaren das Thal von Roßwyl durchzogen, gewährten sie einen imposanten Anblick. Auf den Höhen standen Luzerner Landsturmabtheilungen; aber sie wagten nicht die unten in der Thaltiefe ziehenden, dicht gedrängten Massen der Freischärler anzugreifen. So hatte die Spitze des Zuges ohne Widerstand beinahe schon das Dorf Hellbühl erreicht, das nur noch zwei Stunden von Luzern entfernt liegt, als die Freischaar dort zuerst auf den Feind stieß.

Es waren indeß nur zwei Compagnien Luzerner Infanterie, die sogleich angegriffen und geworfen wurden.

In Hellbühl ließ der Oberbefehlshaber der Freischaaren, Hauptmann Ochsenbein, eine Besatzung von zweihundert Mann und zwei Kanonen zurück.

Eine Stunde hinter Hellbühl trennten sich die beiden Colonnen wieder. Es kam darauf an, den Uebergang über den reisenden Waldstrom, die Emme, mit dem

mindesten Verlust auszuführen. Ochsenbein ließ eine Abtheilung von etwa 1000 Mann unter den Befehlen des Major Villot gegen das Bad von Rothen vorrücken. Er selbst ging mit dem Hauptcorps gegen die Thorbergsbrücke bei Littau vor.

Jene Colonne unternahm während des Marsches einen Scheinangriff gegen das Bad von Rothen. Schon hatten die Scharfschützen die Emme durchwatet, als sie durch eine verschanzte feindliche Batterie von sechs Kanonen mit Kartätschenschüssen zurückgetrieben wurden.

Die Hauptcolonne erzwang indeß nach lebhaftem Feuer den Uebergang über die Thorbergsbrücke bei Littau, etwa eine halbe Meile von Luzern.

Diese Brücke führt über die Emme, den oft so wilden Waldstrom, der durch ein von Bergen und Felsen eingeengtes Thal mit der Reuß sich vereinigt und mit dieser zugleich in den Vierwaldstätterse sich ergießt.

Die Straße von Littau nach Luzern läuft durch einen langen Engpaß, der zur Linken durch eine Reihe waldiger Anhöhen, die ihn von der Emme trennen, zur Rechten durch den Sonnenberg und dann durch den bewaldeten Berg Gutsch, welcher die Straße nach Luzern beherrscht, überragt wird. Südlich vom Gutsch und dem Sonnenberg führt eine andere Straße nach Luzern durch das Thal Kriens. Die genannten Höhen aber

beherrschen vollständig die in der Tiefe am Seegestade belegene Stadt.

Es war Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, als das Freischaarencorps glücklich die Hochebene von Littau erreicht hatte. Ein unternehmender Führer würde mit seinem Corps rasch im Sturmschritt den noch kurzen Raum, der sie von der Stadt trennte, in welcher sie sicher waren Gesinnungsgenossen zu finden, durchlaufen sein und so mit Leichtigkeit die schutzlos daliegende Stadt Luzern überrumpelt haben; das wäre um so nothwendiger gewesen, als nur durch einen solchen Ueberfall die liberalen Bewohner der Stadt ermuthigt worden wären, sich gegen ihre despotische Regierung zu erheben.

Dagegen nahm der Obercommandant Ochsenbein, nach einer vorher schon beschlossenen Disposition, seine Stellung ein auf dem Plateau von Littau, nur darauf bedacht, seine Flanken und seinen Rücken zu decken.

Dadurch aber schwächte er die Macht der Freischaaren, die, wenn sie wie ein Keil vorgedrungen wären, die Stadt ohne Schwierigkeit genommen haben würden, ehe die Luzerner Truppen nur zum Angriff kommen und Hülfstruppen aus den Urcantonen über den See herbeigezogen haben konnten.

Der Luzerner Oberbefehlshaber, General von Sonnenberg, war Commandant jener Schweizersöldner in

neapolitaniſchen Dienſten, die, ſelbſt Söhne eines freien Staates, ſich dazu gebrauchen laſſen, gegen elende Löhnung dem Despotismus zu dienen, um ein nach Freiheit ringendes Volk zu knechten. Hier zeigte er ſich ebenſo unfähig, einen vorher auf dem Papiere entworfenen Feldzugsplan nach den Umſtänden zu verändern, als der Commandeur der Freiſchaaren, Hauptmann Ochſenbein. General von Sonnenberg zeigte eine beſondere Geſchicklichkeit darin, daß er überall Truppen hatte, wo er keinen Gebrauch davon machen konnte, und daß ſie da fehlten, wo ſie nothwendig waren.

So war es denn gekommen, daß er, als ihn die Nachricht, das Plateau vor Littau ſei durch die Freiſchaaren beſetzt, überraſcht, nur über die indeß von Unterwalden herangezogenen Hülfstruppen verfügen konnte. Dieſe beorderte er ſogleich, einen Angriff auf den Feind zu machen, um ſie aus der ſo bedrohlichen Nähe der Stadt zu vertreiben. Allein die Hülfstruppen wurden zurückgeſchlagen und von den Freiſchaaren bis in die Vorſtadt von Luzern verfolgt.

Nun, wie durch einen Inſtinkt getrieben, ſtürmten die Maſſen der Freiſchaaren ihren vordringenden Brüdern nach. Bald ſtockten die dicht gedrängten Schaaren derſelben in dem Engpaſſe, durch welchen die Straße von Littau ging, die in der Vorſtadt von Luzern endigte.

Die Vorhut der Freiſchaaren hatte die Vorſtadt be-

setzt; die ganze Artillerie hielt vor derselben, Alles erwartete mit Ungeduld den Befehl zum Angriff, allein vergebens.

Der Obercommandant Ochsenbein hat sich später als Präsident der Tagsatzung einen so guten Namen gemacht, daß es uns wehe thut, hier das Urtheil aussprechen zu müssen, daß es entweder selbst, überrascht durch den unerwarteten Fortschritt, völlig den Kopf verloren hatte, oder daß er, ein besserer Paradeofficier als Befehlshaber im Felde, darauf beharrte, seinen am Schreibtisch entworfenen Plan unverändert durch die Umstände zur Ausführung zu bringen. Dieser Plan war: am einunddreißigsten März den Feind aus seiner Stellung vor der Stadt zu vertreiben; dann erst am folgenden Tage, den ersten April die Stadt zur Uebergabe aufzufordern und im Weigerungsfalle von einer auf dem Gütsch zu placirenden Batterie Luzern so lange mit Haubitzgranaten zu beschießen, bis die Uebergabe erfolgen würde. Im Felde aber, besonders im Volkskriege nützt die angelernte Taktik so gut wie gar nichts, indem nur eine kluge Benutzung der Umstände zum Ziele führen kann. Dieser höheren Aufgabe eines Feldherrn schienen aber seine Fähigkeiten nicht gewachsen gewesen zu sein, wie wir bald erkennen werden.

Wir sehen jetzt mit nicht geringem Schreck, im dichtesten Gewühl der bis in die Vorstadt Luzern vorgedrungenen Freischaaren, drei aus frühern Begebenheiten uns

nur zu wohlbekannte männliche Gestalten, Roger und seine beiden schönen Schutzengel: Seraphine und Liesli.

. . . . . .

Vergebens war Roger mit den beiden schönen Mädchen in männlicher Kleidung von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und aus einem Kloster in das andere gezogen. Zwei Monate hatten sie auf dieser Wanderung durch die katholischen Urcantone der Schweiz schon zugebracht; überall waren ihnen bereitwillig die Klöster und Jesuitenhäuser geöffnet worden, aber von dem Gesuchten, dem armen Guideon, fanden sie nirgends eine Spur. Ohne Zweifel waren die Jesuiten klug genug gewesen, jetzt in einer so bewegten Zeit das alte Spiel mit der Mission des neuen Messias nicht wieder aufzunehmen, da dieses zu öffentliche Treiben des crassesten Ultramontanismus den zahlreichen Jesuitengegnern immer nur neue Waffen entgegenstellen konnte.

Desto schrecklicher war der Gedanke, daß Guideon in irgend einer einsamen Klosterzelle gefangen gehalten werde, daß dort die entsetzlichsten Mysterien geheimnißvoller Kasteiungen und Bußübungen sein verkümmertes Leben vergifteten, bis er endlich, mürbe gemacht vom schweren Geschick, irgend einem Enfilirten des Ordens, zu Gunsten der Gesellschaft Jesu, sein Vermögen durch Testament verschreibe, worauf denn nichts mehr im Wege stand,

seinen Qualen durch einen geheimnißvollen Tod ein Ende zu machen.

Dieser Gedanke erfüllte unsere Wanderer mit Schauder und Entsetzen, und doch gab es kein Mittel dagegen, als in Geduld sich zu ergeben, bis der gewaltige Umschwung der Zeit endlich auch die Jesuiten aus der Schweiz, wo sie sich eingenistet hatten, vertreiben würde.

Es war damals unmöglich in der Schweiz zu reisen, ohne von der allgemein herrschenden Volksbewegung mit ergriffen zu werden. In den katholischen Cantonen hörte man von allen Kanzeln nichts als zelotisches Eifern gegen die heillosen Radicalen und Ketzer und Geschrei über Religionsgefahren. Ueberall unter dem Landvolk herrschte eine furchtbare Erbitterung gegen die Freischaaren, die, wie es hieß, die Heiligen abschaffen, die Altäre umstürzen, die Priester verjagen und die Kirchen in Schutthaufen verwandeln wollten; dagegen in den Städten schaarten sich die Aufgeklärten, selbst Katholiken, immer enger zusammen, tagten nächtlich in geheimnißvollen Verschwörungen und Roger, der schon seit längerer Zeit mit ihnen in vielfacher Verbindung stand, war oft dabei und die beiden Jünglinge, wofür Seraphine und Liesli galt, begleiteten ihn dabei.

Nichts ist so ansteckend, als politische Begeisterung für Wahrheit und Recht, auch die beiden Mädchen fühlten sich davon ergriffen und schwärmten für die Frei-

heit, für die Idee der Austreibung dieſer Jeſuiten, von denen ſie ſo viel zu leiden hatten. Roger erklärte, das ſei das letzte Mittel, um Guideon's Befreiung zu erzwingen und nun glühten Seraphine und Liesli für die ſchöne Idee einer allgemeinen Volkserhebung gegen dieſe römiſche Pfaffenherrſchaft und jeſuitiſchen Dunkelmänner.

Uebrigens waren bereits die Regierungen in den katholiſchen Urcantonen aufmerkſam geworden auf die Wanderzüge dieſes Tyrolers mit dem jungen Gemsjäger und baieriſchen Studenten, und Roger konnte leicht bemerken, daß er von Spionen beobachtet war und überall auf dem Lande mit Mißtrauen aufgenommen wurde. Eines Abends in einer einſamen Waldſchenke entging er mit ſeinen beiden Begleiterinnen nur mit Mühe und Gefahr einer Verhaftung durch Landjäger, welche das Haus rings umſtellt hatten. Zum Glück war der Wirth kein Jeſuitenfreund und ein Gegner der jetzt beſtehenden Regierung. Von dieſem gewarnt wechſelten die beiden Mädchen ſchnell ihre Kleidung, indem ſie die männliche mit weiblicher vertauſchten, die ſie immer bei ſich führten; Roger dagegen hüllte ſich in das braune, härene Ordensgewand eines Capuziners und ließ ſich ganz ruhig von den Landjägern unten in der Gaſtſtube überraſchen, während die beiden Mädchen ihm Wein und Brod und Käſe credenzten. Auch gegen die Landjäger waren ſie dienſtfertig und freundlich, indem ſie jedoch mit kecker Entſchiedenheit ihre et-

was zu galante Zudringlichkeit zurückwiesen. Gern erlaubte der Wirth den Landjägern das Durchsuchen des ganzen Hauses, was denn auch mit großem Eifer vom Boden bis in den Keller fortgesetzt wurde. Die Kleidung der Flüchtlinge hatte die Wirthin unter die Matratze ihres Lagers versteckt; dann legte sie sich, als krank, darauf und die Polizeimannschaft respectirte das heilige Ehebett des Hauses.

Als die Gesuchten nirgends zu finden waren, ging es an ein Erkundigen und Nachforschen, ob man sie nicht gesehen habe. Roger und die beiden ihn begleitenden Jünglinge wurden auf das Genaueste beschrieben.

„Ei ja doch," entgegnete der dicke Wirth, „solche verdammte Ketzerbrut hat diese Nacht bei mir auf der Streu in der großen Gaststube gelegen und ich habe beträchtliches Aergerniß daran genommen, daß sie nicht einmal ein Ave-Maria gebetet haben. Aber heute Morgen mit Tages Anbruch sind sie weiter gezogen und ich habe die Stelle, wo sie gelegen, durch Räuchern und Gebet vom teuflischen Ketzergeruch befreit."

„Wohin, in welcher Richtung sind sie gegangen?"

Der Wirth deutete mit seiner Pfeife in eine Gegend hin, welche in das Innere des Landes führte. „Dorthin," sprach er, „zogen sie ab."

Unverweilt brachen die Landjäger auf und zogen nach dem Innern des Landes hin, während die Grenze unbe-

ſetzt blieb. Alsdann rieth der Wirth den Reiſenden, nach dem Canton Aargau überzutreten, da die katholiſchen Cantone ihnen keine Sicherheit mehr darbieten würden.

So waren ſie denn über die Grenze ins Aargau gekommen; da aber gab es überall offenen Jeſuitenhaß. Alles rüſtete ſich zum Freiſchaarenzuge gegen Luzern und zwar mit einer Begeiſterung, die Alles mit fortriß. Roger traf hier ſeine Freunde, Georg Fein, Daffner und ſelbſt den edlen, hochherzigen Dr. Steiger aus Luzern. Unmöglich war es für Roger, ſich der Theilnahme am Freiſchaarenzuge zu entziehen; nur das machte ihm Sorge, wo er ſo lange für ſeine jungen Freunde Schutz und Sicherheit finden ſolle. „Ei," hieß es lachend, „junge Männer, wenn auch noch ohne Bart, die werden doch die Gelegenheit, ſich den erſten Sporn zu verdienen, nicht vorübergehen laſſen. Seht da, Knaben, noch viel jünger als dieſe, mit dem Stutzen und dem Freiſchaarenhütel, ſolch junges Blut hat noch den rechten Muth, das ſtürzt ſich in den Kartätſchenhagel, als wäre es ein Regen von Bonbons. Uebrigens wird's damit ſo ſchlimm hier nicht werden. Der Feldzug nach Luzern wird nichts ſein als eine tüchtige Promenade, denn Pfaffenknechte haben niemals Courage."

Seraphine und Liesli waren ohnehin ſchon längſt entſchloſſen, dem Freiſchaarenzuge ſich anzuſchließen. In edlen weiblichen Gemüthern zündet die Begeiſterung für

eine schöne Idee schon durch die Macht der Sympathie, und dann dringt der Eindruck tiefer als bei Männern in das innerste Heiligthum ihres Lebens. Beide Mädchen, deren Geist so lange geknechtet war unter den Einflüssen ihrer Seelsorger, schwärmten jetzt für Freiheit und Licht. Sie machten alle Uebungen in den Waffen mit und traten unter Roger's Schutz in die Aargauer Schaar der Freiheitskämpfer.

Roger hatte nachgeben müssen; er glaubte in der That auch nicht, daß der Kampf so gefährlich werden würde. Die langen Wanderungen mit ihren vielfachen Anstrengungen und Beschwerden hatten die Gesundheit der jungen Mädchen gekräftigt. Jetzt, am zwanzigsten März Abends sechs Uhr, lagerten sie sich gleich allen Andern nach dem langen und raschen Marsch, ermüdet und an Entbehrungen von Speise und Trank leidend, fast vor den Thoren der Stadt. Roger hätte gern den Versuch gemacht, in den nächsten Häusern Brod und einen Trunk zu requiriren; aber er wagte nicht sie zu verlassen, aus Besorgniß, im Getümmel sie nicht wiederzufinden. So harrte auch er an ihrer Seite auf das Signal von einigen Kanonenschüssen und Befehl zum Vordringen.

Darüber trat die Abenddämmerung ein.

In diesem Augenblick trat ein bewaffneter Mann von kleiner, aber gedrungener Figur mit einem tüchtigen Bart

und Schnurrbart verſehen, zu ihm heran und ſagte: „Es iſt denn doch bei Gott empörend; der Obercommandant läuft wie ein Narr auf den Bergen herum und ſucht immer noch einen Platz zur Aufſtellung ſeiner Artillerie, die ſchon hier vor den Thoren von Luzern angekommen iſt; ſtatt deſſen ſollte er uns eine Anweiſung auf die Bäckerladen von Luzern geben und uns wäre geholfen, ſo wie den Luzerner Bürgern.“

Der ſo ſprach, war Georg Fein.

Ein Zweiter, der hinzutrat, war Daffner. „Es iſt kaum glaublich,“ ſprach er, „was man mir da ſoeben erzählt, daß Dr. Steiger als zärtlicher Vater und Gatte bei dem Obercommandanten dagegen proteſtirt habe, daß in dieſer Nacht Luzern noch angegriffen werde. Unter dem Schleier der dunklen Nacht könne es bei einer ſo aufgeregten Menge an Exceſſen nicht fehlen, ſeine ohnehin nervenſchwache Frau könne den Tod davon haben und die Kinder würden im Schlafe geſtört werden. Er halte dafür, daß der Einzug morgen ohne Kampf vor ſich gehen werde; es werde dann für die Jeſuitenfeinde in der Stadt keine Gefahr dabei ſein. Wenn der Einzug heute Abend möglich ſei, ſo müſſe er morgen erſt recht möglich geworden ſein, nachdem die Jeſuitenregierung unter Zittern und Zagen die ganze Nacht, den Feind vor den Thoren wiſſend, zugebracht habe. Vielleicht, ja wahrſcheinlich würden alle Regierungsmitglieder noch in der

Nacht über den See entfliehen, dann habe man, was man wolle, Luzern ohne Schwertschlag und vermeide ein furchtbares Blutvergießen, das ein Kampf in der Nacht bringen werde."

„Das sind engherzige Gedanken," rief Fein empört, „die man einem so hochherzigen Patrioten unmöglich zutrauen darf."

„Aber das wird man zugeben," entgegnete Daffner, „dieser Steiger ist mehr ein Mann des Friedens als des Krieges; seine Menschenliebe umfaßt nicht Weib und Kind allein, sondern die ganze Menschheit. Sein aufgeklärter Geist fordert Freiheit und Licht der Aufklärung, aber sein weiches, edles Herz scheuet jedes Mittel, sie mit Blut und Kampf zu erringen."

Ein Luzerner Bürger trat hinzu und sagte: „Ich habe Nachricht aus der Stadt. Dort werden alle freisinnigen Bürger durch Cavalleriepatrouillen und Gensdarmen in Furcht und Schrecken gesetzt. Die despotische Regierung hat Alles so eingeschüchtert, daß Niemand es wagt, nur eine Miene zur Widersetzlichkeit zu machen. Es kann also die Befreiung der Stadt nur von Außen herkommen und darum, Freunde, laßt uns aufbrechen und hineinstürmen und in keiner halben Stunde wird unser der Sieg sein."

„Hm!" sprach ein anderer flüchtiger Luzerner mit einiger Bedenklichkeit, „man hat in den letzten Strahlen

der Abendsonne Dampfschiffe auf der Höhe des Sees gesehen. Es steht zu besorgen, daß dieses Zuzüge aus Schwyz oder Uri sind, und das wäre eine schöne Geschichte, wenn wir, statt uns mit einigen Gensdarmen und bockſteifen Milizreitern herumzuschlagen, unsere Brust den Scharfschützen aus den Urcantonen gegenüber stellen sollten; ganz anders, wenn erst unsere Kanonen und Haubitzen, vom Gütsch oder vom Plateau von Littau herab, ein Loch in dieses Jesuitennest gemacht haben werden; dann schlagen wir uns morgen am selben Tage mit dem Teufel herum."

Während der Obercommandant mit seinem Stabe noch beschäftigt war, einen Platz zur Aufstellung der Artillerie zu wählen, war diese mit der Masse der Freischaaren im Hohlwege immer weiter vorgedrungen bis nahe an Luzern. Plötzlich kam ein Adjutant angesprengt, der sich nur mit Mühe durch die dichtgedrängte Masse der Freischaaren Bahn brechen konnte, und rief: „Zurück mit der Artillerie, die Kanonen und Haubitzen sollen auf das Plateau von Littau zurückgebracht werden!"

„Das ist ein unsinniger Befehl," rief Roger, „wie kann man hier im engen Raum die Geschütze umwenden, und wie wird es möglich sein, ohne Zermalmung von Hunderten die Kanonen mit ermüdeten Pferden und todmüder Mannschaft wieder bergauf zu führen?"

„Das ist nicht unsere Sache, zu beurtheilen, Herr

Kamerad," entgegnete der Adjutant, „wir haben nur zu gehorchen."

„Auch wenn der Befehl unvermeidlich zu unserm Untergange führt?"

„Auch dann! Disciplin muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden."

„Das ist stark," entgegnete Roger. „Wir sind keine blinde Soldatenmaschine, sondern freie Männer, die sich für die Befreiung der Schweiz vom Jesuitenjoch verbunden haben und wahrlich sich der ewigen Urrechte der Menschheit, selbst zu denken und zu urtheilen, nicht begeben haben."

Der Adjutant zuckte die Achseln, entfernte sich und betrieb mit großem Eifer die Umwendung der Kanonen, die unter vielen Kolbenstößen, Niedertreten durch die Pferde, Fluchen und Toben im engen Hohlwege und dichtestem Menschengedränge endlich zu Stande kam.

„Lieber Fein," so wendete sich Roger jetzt an diesen, „wollen Sie einmal für eine halbe Stunde die Führung und den Schutz dieser beiden mir anvertrauten jungen Leute übernehmen? Ich muß im Interesse der großen Angelegenheit den Obercommandanten zu überzeugen suchen, daß er mit diesem Befehl den Untergang des ganzen Freischaarenzuges herbeiführt."

Seraphine und Liesli hingen sich an seine Arme und beschworen ihn, sie in dieser Gefahr nicht zu verlassen.

„Unser Freund hier," entgegnete er, „ist ein kluger, muthiger und zuverlässiger Mann. Sein Schutz ist so gut als der meinige, mich aber rufen höhere Pflichten; ich kenne Ochsenbein genau, er ist für guten Rath zugänglich und wahrscheinlich nur irre geleitet gewesen. Sie aber, lieber Fein, halten sich mit den beiden Jünglingen so nahe als möglich stets hinter dem Geschütz; dann werde ich Sie, so Gott will, auf dem Hochplateau von Littau wiederfinden."

Das Gedränge im Hohlwege war furchtbar. Wie in einer Tonne, so steckte der ganze Freischaarenzug darin. Unten hatte man Schüsse von der Stadtseite gehört und dazu die Umkehr der Kanonen, das erregte einen so allgemeinen Schreck, daß man glaubte, in Luzern sei Alles verloren. Wer noch etwas Kraft in den Gliedern fühlte, suchte sich zu retten. Andere riefen trotzig: „Wir weichen nicht, mit leerem Magen und marode bis zum Umfallen in dunkler Nacht wieder bergauf marschiren, das geht über menschliche Kräfte." Und dazu strömten von Oben herab neue Schaaren, die von dem Befehl zur Umkehr nichts wußten und keinen Augenblick zweifelten, daß Luzern noch in dieser Nacht mit Sturm gewonnen werde.

So schoben und drängten sich die bewaffneten Menschenmassen im engen Felsenbette in- und aufeinander und inmitten dieses Gewühls wurde unter die Hufe und Rä-

der niedergeworfen, was im Gedränge unmöglich ausweichen konnte. Fein hatte Mühe, seine beiden Schützlinge zusammenzuhalten; doch konnte er nicht hindern, daß sie einige Male zu Boden geworfen wurden; nur durch Entschlossenheit und fast übermenschliche Kraft gelang es ihm, Seraphinen und Liesli unter den Füßen der zurückweichenden Masse wieder hervorzuziehen. Endlich war es ihm möglich geworden, unter dem Vorwand, daß sie verwundet wären, ihnen einen Platz auf dem Protzkasten einer Kanone zu verschaffen; so waren denn doch die schwachen Mädchen wenigstens davor gesichert, daß sie nicht zertreten wurden in diesem schrecklichen Gewühl. Fein ging zwischen den Rädern und hielt sie fest, daß sie nicht bei der Unebenheit des Weges hinabgeworfen wurden.

Es läßt sich denken, mit welchen Hindernissen Roger zu kämpfen hatte, um möglichst schnell das Plateau von Littau zu erreichen. Dort traf er den Obercommandanten Ochsenbein scheltend, befehlend, anordnend, während Niemand hören wollte, beschäftigt ein Quarré zu formiren.

„Aber um Gotteswillen, Herr Obercommandant," rief ihm Roger zu, „ich beschwöre Sie, den Befehl wegen der Umkehr der Geschütze, zurückzunehmen; ich komme von Unten herauf, das ganze Corps ist dadurch demora-

liſirt worden; Alles iſt verloren, wenn nicht augenblicklich Befehl gegeben wird, Luzern mit Sturm zu nehmen.“

„Das verſtehen Sie nicht, junger Mann, im Rücken den Feind, der uns, wie mir eben gemeldet wurde, morgen angreifen wird und vor uns in Luzern landen ſoeben ohne Zweifel die Hülfstruppen aus den Urcantonen, deren Schiffe man, ſo lange es noch Tag war, auf dem See geſehen hat, wir kommen dann zwiſchen zwei Feuer und werden zermalmt.“

„Darum eben,“ rief Roger, „bringt jede Minute Zögerung unerſetzlichen Verluſt. Schon in der Vorſtadt lagerten unſere Leute; im raſchen Anlauf hätten ſie Luzern genommen, die Gensdarmen und Nobelgarde ins Waſſer gejagt, die Jeſuiten mit ihrer Regierung dazu; mehr als drei Viertel der Bewohner der Stadt ſind liberal, doch an die Kette der Furcht geſchmiedet; einmal befreit hätten ſie unſere Kraft verdoppelt. Nur der Zuruf: „„holt Euch Brod aus Luzern,““ würde noch die Macht haben, dieſe erſchöpften, halb verhungerten und todesmüden Leute noch einmal zum raſchen Handeln und Siege aufzuſpornen. So aber, wenn ſich die Umkehr in eine Alles überſtürzende Flucht verwandelt, wird es unmöglich ſein, wieder Ordnung in das Chaos zu bringen.“

„Jetzt — angreifen — in der Nacht, mit einem desorganiſirten Heer? das wäre gegen alle Grundſätze der Taktik; erſt den Rücken decken, dann morgen mit friſchen

Kräften den Feind zurückschlagen und Luzern durch Bombardement zur Uebergabe zwingen. Jetzt aber bitte ich, mich in meinen Combinationen nicht zu stören. Ich habe ohnehin den Kopf schon voll genug."

Das Aufstellen eines Quarrés in dieser sich immer mehr ausbreitenden Verwirrung blieb unmöglich; da setzte sich der Obercommandant an die Spitze der achtzehn Reiter, die er noch hatte zusammenbringen können und führte sie zurück nach dem Reegloch, um den von dort herdringenden Feind abzuwehren. Aber von den Luzerner Scharfschützen mit ihren fernhintreffenden Kugeln empfangen, machten die Reiter „Kehrt!" und stoben nach allen Seiten auseinander. Noch einmal versuchte es Ochsenbein, Infanterie vorzubringen, aber dieser zweite und dann noch ein dritter Versuch hatte ebenso wenig Erfolg. Nun beschloß der Oberbefehlshaber, die ganze Masse des Heers hinter das Reegloch zurückzuführen, um dort aufs Neue die Organisation zu versuchen; das war aber ebenfalls unmöglich. Alle Subordination hatte sich aufgelöset. Den Freischaaren wollte die Nothwendigkeit eines nächtlichen Hin- und Hermarschirens mit leerem Magen bergauf und bergab nicht einleuchten. Dem gesunden Menschenverstande der meisten Freischärler war es klar, daß nur entweder im Vordringen oder Zurückgehen das Heil zu erwarten sei. Jede Viertelstunde einer Zögerung verschlimmerte die Lage,

sowohl wegen zunehmender Mattigkeit und Hunger, als auch, weil von allen Seiten sich die Feinde mehrten.

Alle Subordination hörte auf. Es gelang indeß dem Obercommandanten, noch einen Theil der Freischaarenzüge in eine Marschcolonne zu organisiren und damit, die Emme aufwärts, den Rückzug anzutreten.

Das geschah um zehn Uhr Abends in dunkler Nacht. Das Häuflein, das sich ihm angeschlossen hatte, war indeß so klein, daß der Obercommandant verzweifelte, damit etwas auszurichten. Er kehrte deshalb auf die Hochebene von Littau zurück und befahl und bat, sie möchten doch nur von dort weggehen.

Die Leute aber, welche die ganze Größe der Gefahr nicht kannten, sahen unten in der Tiefe die funkelnden Lichter von Luzern. Sie jubelten über den leichten Sieg und klagten nur über Hunger und Ermüdung.

Die zweite Colonne, unter dem Major Billot, zu welcher nunmehr der Obercommandant sich begeben wollte, um zu sehen, was daraus geworden sei, traf er in St. Just nicht mehr an. Er konnte nicht erfahren, wohin sie sich gewendet hatte und so dachte er denn darauf, da Alles verloren war, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Mit den letzten acht Mann Reitern, die noch bei ihm geblieben waren, kam er physisch und moralisch zerknirscht in Littau an.

Jene Colonne, unter dem Major Billot, hatte am

frühsten Morgen den Rückmarsch angetreten und nach einem leichten Gefecht mit den Regierungstruppen sich gerettet.

Diese aber hatten indeß den Landsturm aufgeboten und das Dorf Malters besetzt, durch welches der Rückzug der Hauptmasse aus dem schmalen Emmenthale führte.

So wie die einzelnen aufgelöseten Rotten der Freischärler dort ankamen, versuchten sie im verzweifelten Kampfe dort durchzudringen. Aber Barricaden hielten sie auf, Kreuzfeuer von allen Seiten richtete ein schreckliches Blutbad an. Die Meisten wurden getödtet, zersprengt und gefangen genommen, um unter den Händen fanatischer Bauern einen oft viel grausamern Tod zu finden. Ihre gesammte Artillerie fiel in die Hände der Luzerner. Was noch bei Malters entkam, wurde in der Dorfebene des Emmenthales oder auf andern Punkten theils getödtet, theils gefangen genommen.

. . . . . .

Vergebens hatte Roger auf der Hochebene von Littau seine Schützlinge wieder gesucht. Es herrschte eine so allgemeine Verwirrung, daß Niemand ihm sagen konnte, ob die Artillerie noch unten im Hohlwege stecke oder ob sie schon weiter hinauf nach Malters zu gezogen wäre. Der Eine behauptete das Erstere; der Andere das Letztere.

Roger versuchte erst, ehe er weiter ging, sich in den Hohlweg hinunter zu drängen, da es ihm unwahrscheinlich

war, daß sie mit den völlig maroden Pferden schon weiter auf der Höhe vorgedrungen sein sollte.

Die Dunkelheit der Nacht und das furchtbare Getümmel führte ihn einige Male irre; so erreichte er erst mit dem Dämmern des Tages den Theil des Hohlweges, wo er sie verlassen hatte. Da war eine Kanone umgestürzt; ein Artillerist lag darunter mit zerschmetterten Beinen und flehte um Hülfe; aber Roger's Kraft war zu schwach, das schwere Geschütz von ihm abzuheben; die allgemeine Auflösung hatte die Flüchtlinge so hartherzig gemacht, daß es ihm nicht gelang, Hülfe herbeizuschaffen. Endlich traf er einige Bekannte. Mit gemeinschaftlicher Anstrengung gelang es ihnen, den zerschmetterten Mann unter dem Geschützrohr herauszuziehen. An chirurgische Hülfe war hier nicht zu denken; zudem lagen so viele Todte und Sterbende herum, daß es kaum der Mühe werth schien, einen Einzelnen aus dem Getümmel zu tragen. Auch ergab eine nähere Untersuchung, daß schon der Brand die zerschlagenen Beine ergriffen hatte, denn völlige Gefühllosigkeit der untern Extremitäten war bereits eingetreten. Roger erquickte den Sterbenden mit einem Trunk blutigen Wassers, das er aus einem Bache am Chausseegraben, nicht ohne Lebensgefahr schöpfte. Dann fragte er ihn, ob er nichts von den beiden jungen Leuten gesehen habe, die er ihm beschrieb.

„Sie saßen," lautete die Antwort," auf dem Protz-

kasten des zu hart an den Rand des Grabens gedrängten Geschützes und wurden in die Tiefe hinabgeschleudert, ob lebend oder todt, kann ich nicht sagen. Da kam ein Mann und hob den Einen, der wie ein Student gekleidet war, auf und trug ihn davon; dann kam ihm ein anderer Mann zu Hülfe und trug den andern jungen Menschen, der ein Gemsjäger zu sein schien, fort; wohin? kann ich nicht sagen, denn ich war dort unter furchtbaren Schmerzen festgekeilt am Boden. Herr, mein Gott," betete er dann, „in Deine Hände befehle ich meine Seele, Amen!"

Und mit diesen mühsam gestammelten Worten war er verschieden.

Roger war auf das Tiefste erschüttert. Wohin hatten sie sich gewendet? lebten sie noch, oder waren sie todt? schreckliche Ungewißheit! und welche Vorwürfe machte er sich, daß er sie verlassen hatte. Plötzlich hörte er Schüsse auf der Höhe. „Gott, wenn sie dort sich befänden, unter dem Kugelregen der Feinde!" dachte er und mit aller Macht brach er sich Bahn. „Da," hieß es, „bei Malters ist die Straße verlegt, dort können Sie nicht weiter und fallen wie die Fliegen unter dem Kreuzfeuer der Feinde."

„Dorthin, dorthin!" rief er, „um Gotteswillen, Kameraden, laßt mich durch!"

„Ja, dorthin geht es in den Tod; aber wir haben keinen andern Ausweg, darum drauf mit Gott!"

Schon ließ der dämmernde Morgen alle Gegenstände erkennen. Das Schießen hatte aufgehört; Hunderte von Todten und Sterbenden bedeckten überall den Boden und schon hatten fanatische Bauern, die als Landsturm dem Kampf von fern zugesehen hatten, sich darüber hergemacht, die meistens mit Uhren und Geld reichlich versehenen Freischärler zu plündern. Die noch Spuren von Leben zeigten, wurden entweder mit Mist- und Heugabeln erstochen, oder mit schweren Steinen todtgeschlagen.

Roger entging diesem Geschick nur durch seine drohende Haltung, indem er mit zwei andern Freischärlern sich verband, so daß diese drei Schützen mit gespanntem Hahn der Büchsen nach allen Seiten hin Front machten und sich gegenseitig deckten; die feigen Bauern es daher vorzogen, sich lieber an wehrlose Todte oder Gefangene zu machen, als an wehrhafte Männer. Doch unterließ Roger nicht, sich überall umzusehen; aber seine Schützlinge fand er weder unter den Lebenden, noch unter den Todten.

So überstiegen die drei Männer die Barricaden und machten sich durch sicher treffende Kornschüsse so gefürchtet, daß sie die dichtesten Haufen der Feinde durchdrangen und hinunter bis in die Dorfebene des Emmenthales drangen; dort aber enthüllten sich schreckliche Scenen vor ihren Augen. Viele Verwundete und Gefangene waren bis dahin theils vorgedrungen, theils von dem Landsturm,

der den leichterrungenen Sieg nur benutzte, um unter der Aufhetzung fanatischer Priester die entsetzlichsten Rohheiten auszuüben.

Man sah dort Pfarrgeistliche und Kaplane, die mit emporgehobenen Händen predigten, daß Gott selbst die verfluchten Ketzer und Radicalen wehrlos in ihre Hände geliefert habe; daß die heilige Mutter Gottes selbst befohlen, sie Alle todtzuschlagen. Und als die Bauern einen solchen Priester fragten, ob es wahr sei, daß die Ketzer alle schußfest seien, da antworteten ihnen die Diener des Herrn: „Versucht es doch, Leute, Ihr habt ja dort solche Teufelsbraten genug, um zu probiren, ob ihre Schädel von Eisen sind.“

Und die bewaffneten Bauern des Landsturms hießen die Gefangenen niederknieen, setzten ihnen die Mündung ihrer Stutzen vor die Stirn und drückten ab, und wenn dann solche Unglückliche in ihrem Blute lagen, so machten Männer und Weiber und Kinder Hörnchen mit den Fingern und riefen spottend aus: „Gälles do, de Teufel hilft sich net,“ und dann tanzten sie jubelnd und singend um die Opfer ihrer entmenschten Grausamkeit herum.

Später hieß es in den lügnerischen Siegesberichten aus Luzern die Landstürmer hätten sich als gute Schützen gezeigt, indem die meisten Freischärler durch den Kopf geschossen gefunden seien. So war es freilich keine Kunst gewesen, zu treffen.

Viele der Gefangenen wurden vor Roger's Augen, an Händen und Füßen gebunden, in die Reuß geworfen.

Während dieser Scenen wurden die Begleiter Roger's an seiner Seite erschossen; ihn selbst verwundete eine Kugel an der Hand, so daß ihm die Büchse entfiel und er selbst völlig wehrlos der kannibalischen Wuth der fanatisirten Bauern sich preisgegeben sah.

Schon sammelten sich um ihn die rohen Horden und warfen ihn mit Steinen, Weiber und Mädchen kamen und verwundeten ihn mit den Spitzen von Mist- und Heugabeln. Nach Art der Kannibalen schienen sie die Qualen ihres Opfers und damit ihr barbarisches Vergnügen möglichst verlängern zu wollen und hüteten sich deshalb, ihm sogleich tödtliche Wunden beizubringen. Roger sah sich schon verloren; vernünftige Vorstellungen, die er ihnen machte, das Erbieten, sich nach Luzern als Gefangener abführen zu lassen, erregte nur neuen Hohn und Spott. Hatte ein böser Bube ihn mit einem Steinwurf getroffen oder ein breitschulteriges Bauermädchen ihm einen Stich beigebracht, so daß das Blut hervordrang, so war der Jubel groß und man tanzte um ihn her, indem man Spottlieder auf die Freischärler sang.

Endlich kam ein elfjähriger Bube mit einem großen Säbel angeschleppt und rief, er wolle den Ketzer in tausend Kochstücken hacken. „Thu' das, Seppli," jubelte die Menge, „wir wollen ihm die Hände binden, daß er

sich nicht wehren kann; dann hacke darauf los im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau."

Schon machten sie Miene, den Unglücklichen zu ergreifen, da kam eine Luzerner Milizpatrouille unter Führung eines Officiers des Weges daher; sie führte eine Koppel zusammengebundener Gefangenen. Mit einem Sprunge warf sich Roger der Patrouille entgegen und rief: „Im Namen Gottes, rettet mich vor diesen Kannibalen und führt mich gefangen nach Luzern."

„Eigentlich," sprach der Officier, „wäret Ihr als verfluchter Ketzer und Radicaler nichts Besseres werth, als todtgeschossen zu werden; aber wegen des Lösegeldes sollen so viele Gefangene als möglich lebend eingebracht werden. Es ist genug, wenn man dem Vergnügen der Bauern einige Hundert zum Besten giebt. Die Regierung muß auch einen Genuß haben von dem Siege; darum, Leute, überlaßt mir diesen Hallunken, ich gebe Euch mein Wort, es soll ihm nicht besonders gut gehen bei uns in Luzern, dafür wird der Verhörrichter Amman schon sorgen."

So wurde denn Roger, trotz seiner verwundeten Hand, mit auf dem Rücken gebundenen Händen mit anderen Gefangenen zusammengekoppelt, und die ganze, zum Tode müde Masse, hungernd und durstend, wurde mit Kolbenstößen und Fußtritten weiter getrieben, nach dem Dorfe Littau zu. Wenn einer völlig erschöpft an Kräften zu

Boden fiel, so machte die Miliz keine Umstände, schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, schnitt die Stricke ab, die ihn mit der Masse der Gefangenen zusammengekoppelt hielten, und plünderte ihn aus und ließ ihn liegen oder warf ihn in die Reuß.

In Littau war Roger noch Zeuge von viel scheußlichern Gräuelscenen. Man hatte dort ein paar Gräben gegraben und warf noch lebende gefangene Freischärler, gebunden an Händen und Füßen, hinein, dann schaufelte die entmenschte Menge Erde darauf und Kinder und Weiber tanzten darauf herum, indem sie Spottlieder sangen.

Doch gab es auch mitleidige Menschen, die den verschmachtenden Gefangenen ein Stück Brod und einen Trunk Wasser brachten; aber der frühere Redacteur der katholischen Staatszeitung, Milizhauptmann Rütlimann, der die Patrouille führte, umkreisete wie ein Wüthender die Masse der Gefangenen und wenn er sah, daß einer derselben einen Labetrunk oder ein Stück Brod zur Lippe bringen wollte, so entriß er ihm solches und schrie: Es sei sündlich und eine Beleidigung für die heilige Mutter Gottes, wenn man solcher Teufelsbrut Speise und Trank reiche; die müsse verhungern von Gott und Rechtswegen; das sei die gerechte Strafe für ihre frevelhaften Angriffe auf die geheiligte Religion.

Das waren allerdings Haar anstäubende Aussichten auf das schreckliche Loos, das sie unter so fana-

tischen Feinden in Luzern zu erwarten hatten. Aber Roger sollte noch weit mehr leiden, als die bloße Furcht vor eigenen Mißhandlungen; das war die Sorge um das Geschick der beiden Mädchen, die sich unter seinen Schutz begeben hatten.

Von einem Mitgefangenen erfuhr er nur, daß sie vor den Barricaden im Dorfe Malters, im heißesten Kugelregen gesehen waren. Ob sie getödtet, ob sie gefangen und schrecklich hingemordet waren, das konnte ihm Niemand sagen. An die Möglichkeit eines Entkommens war hier nicht zu denken und eben die Ungewißheit über ihr jedenfalls entsetzliches Geschick war für Roger peinigender, als es die schrecklichste Gewißheit gewesen wäre.

Diese peinigende Besorgniß sollte noch durch eine Scene, die sich vor seinen Augen ereignete, bis zum Grausenhaften gesteigert werden; dazu das Bewußtsein, daß er selbst der Freiheit beraubt, in die Unmöglichkeit versetzt war, das Geringste zu ihrer Aufsuchung oder Rettung beizutragen.

Aus einem nahen Bauerngehöfte wurde bei den Haaren ein todtenbleicher Jüngling hervorgezogen, der nach seiner Kleidung, einen Sammtrock und grauen, breitgekrämpten und aufgeschlagenen Hut, den höheren und gebildeten Ständen angehörte. Einstämmiges Landmädchen hatte ihn in dem Holzschuppen des Gehöftes versteckt ge-

funden. Auf der Straße kniete er nieder und flehte um Gottes Barmherzigkeit nur um einen Trunk Wasser.

„Wart nur, von Gott und allen Heiligen verdammter Ketzer!“ rief die Bauerdirne, „ich werde Dir zu trinken geben, wie Du es verdienst!“ Damit ergriff sie eine unter dem Vordache des Hauses an die Wand gelehnte Heugabel mit drei langen, scharfen Zacken und rannte damit dem flehenden, knieenden Jüngling gerade ins Gesicht, so daß er zu Boden fiel; dann tödtete sie ihn vollends durch einige Stiche in die Brust und schrie dabei: „Nun sauf Dein eigenes Blut, Du Ketzerhund, wenn Du durstig bist!“ An hundert Zuschauer waren zugegen und keine Hand regte sich, den Unglücklichen zu retten, kein Laut des Unwillens ließ sich hören, die Menge jubelte: „Da hat das Bäbli wieder mal einen Teufel ausgetrieben und die heilige Mutter Gott's wird's lohnen.“

Und der Hauptmann Rütlimann ließ Mutter und Tochter vor sich kommen; Letztere erschien, wie eine Megäre, mit aufgelösetem Haar und der noch blutigen Heugabel in der Hand. Er belobte die entsetzliche Heldin wegen ihrer Gott wohlgefälligen That und rieth der Mutter, mit ihrer Tochter nach Luzern zu kommen und sich nur auf ihn zu berufen; die Behörde würde ihr dann schon eine Prämie geben für ihren Glaubenseifer.

Das Schrecklichste bei dieser Scene war noch, daß

Roger nicht nahe genug stand, um die Person des Ermordeten genau erkennen zu können; die Kleidung und Figur wenigstens, so wie die feinen, blassen Gesichtszüge stimmten ganz überein mit dem Schreckensbilde, das sich vor seine Seele gestellt hatte: das war die Vorstellung, daß es Seraphine gewesen, welche hier ein so entsetzliches Haar anstäubendes Ende gefunden hatte.

Und doch gab es kein Mittel, darüber irgendwie nur einige Gewißheit zu erlangen, denn mit Stricken war er an die Masse der Gefangenen gekoppelt und jeder Versuch, sich davon zu befreien, würde ihm ein gleiches Loos bereitet haben, ohne hier helfen zu können.

Mit Kolbenstößen wurde die Colonne auf Luzern zu getrieben und Roger vergaß alle Körperqualen einer völligen Erschöpfung bei Hunger und Durst, gegen die Seelenqualen, womit ihn die entsetzliche Ungewißheit über das Geschick des im Stillen geliebten Mädchens unaufhörlich folterte.

Ende des zweiten Theiles.

✝ ✝ ✝

in der Schweiz.

Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung, in den Jahren 1844—1847

von

H. E. R. Belani.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1848.

Fünfzehntes Capitel.

Unsere Freunde in der Gefangenschaft. — Die beiden Mädchen im Kampf. — Die Jesuiten und ein Mörder in der Klausnerhütte. — Die Verräther. — Auch Fein und Daffner gefangen. — Wiedersehen im Kerker. — Der Raubmörder und Brandstifter. — Der Himmel der Liebe im Gefängniß. —

Das war eine schreckliche Zeit, als Luzern mit roher Gewalt und niedriger Geldgier, durch scheußlichen Menschenhandel seine Triumphe feierte über den Sieg, den die Priesterpartei der unmittelbaren Einwirkung der heiligen Jungfrau, die Regierung aber, nächst dieser dem General von Sonnenberg zuschrieben.

Ueber 2000 gefangene Freischärler füllten alle Gefängnisse der Stadt. Da der finstere Kesselthurm kaum hinreichte, die Hauptverbrecher, wohin alle Diejenigen, die Anführer gewesen oder außer Stande waren Lösegeld zu zahlen, gehörten, aufzunehmen, so mußten Kirchen und Schulen ihre Räume hergeben, um in eine große Fabrik für

Gelderpressung durch raffinirte Menschenquälerei verwandelt zu werden.

„Diese von Gott Verdammten müssen erst mürbe werden," hieß es im Großrath des Cantons; „je mehr sie ihr Noth- und Angstgeschrei erheben, um so mehr Lösegeld werden ihre Angehörigen, oder die Cantone für sie zahlen."

Der thätigste Förderer dieses unmenschlichen Erpressungssystems waren Siegwart Müller und der Verhörrichter Amman. Dieser Letztere ordnete an, den Gefangenen, die er am andern Tage ins Verhör nehmen wollte, salzigen Hering und in vierundzwanzig Stunden keinen Tropfen zu trinken zu reichen; dabei fehlte es nicht an Fußtritten und selbst Peitschenhieben, wo oft die gebildetsten und angesehensten Männer am ärgsten gemißhandelt wurden.

Schon waren Hunderte der Gefangenen entlassen, für welche die Cantone ihrer Heimath viele Tausende an Lösegeld bezahlt hatten, aber noch lagen über tausend Unglückliche, die entweder Luzerner Einwohner waren, oder das Lösegeld nicht aufbringen konnten, in den schrecklichen Kerkern, um nach und nach zu langwierigen Zuchthausstrafen verurtheilt zu werden. Dazu gehörten auch alle diejenigen fremden Freischärler, die in der Schweiz nirgends Heimathrechte hatten, indem sie als politische Flüchtlinge nur das Asylrecht genossen, denn für diese

fand sich keine Cantönli-Regierung bewogen, das Lösegeld zu zahlen.

Zu diesen Unglücklichen der letztern Gattung gehörten Roger, Fein und Daffner. Zu Jenen, die für zu gefährlich gehalten wurden, um selbst gegen noch so reichliches Lösegeld freigegeben zu werden, der menschenfreundliche und allgemein geachtete Dr. Steiger.

Diese sämmtlich lagen in einem der tiefsten Kellergewölbe des Kesselthurms, mit starken eisernen Ketten an die Wand geschlossen, so daß sie nicht ihre Lagerstellen von immer feuchtem Stroh verlassen und nicht zu einander kommen konnten. Da es Tag und Nacht dunkel war, und jeder dieser edlen Männer sich im Stillen mit seinem Schmerz und Grimm beschäftigte, so währte es lange, ehe sie einander erkannten. Das geschah erst, als ein Kerkerknecht mit Gehülfen und einer Blendlaterne eintrat und Jeden mit Namensaufruf aufforderte, die Atzung für vierundzwanzig Stunden, von einem Stück Brod und einem Krug Wasser, zu empfangen.

Von Freude und Schmerz bewegt, klopfte Jedem das Herz. Keiner wagte aber eher ein Wort zu sagen, bevor nicht der böse Feind sich entfernt hatte; dann begrüßten sie sich gegenseitig als Leidensbrüder.

Vor Allem fragte Roger nach dem Geschick der beiden jungen Gefährten, welche er Fein's und Daffner's Fürsorge anvertraut hatte.

Georg Fein erzählte:

„Das weiß Gott was aus ihnen geworden ist. Durch Umsturz des Geschützes, worauf sie saßen, in die Tiefe des Felsenbettes eines jetzt trockenliegenden Wildbachs gestürzt, schienen sie todt zu sein. Wir beluden uns mit der theuren Bürde und stiegen unbemerkt von den Feinden in dem Felsbette bergan. Bald erwachten die beiden Mädchen, die wir schon in der Verkleidung als Jünglinge erkannt hatten, aus der tiefen Ohnmacht und schon näherten wir uns einem dichten dunklen Tannenhorst. Konnten wir diesen erreichen, so durften wir hoffen gerettet zu sein. Wir strengten unsere letzten Kräfte an; aber dabei mußten wir am bemooseten Bergabhange emporsteigen. Es war dabei unmöglich, nicht bemerkt zu werden. Nothgeschrei und Flintenschüsse hörten wir ringsum auf der Landstraße und auf der Hochebene von Littau. Plötzlich pfiff eine Kugel dicht an meinem Ohr und gleich darauf schlug eine zweite durch meinen Hut. In diesem Augenblick stürzte sich eine Schaar Landsturmmänner, von denen die Schüsse herrührten, in die Vertiefung des Flußbettes, das wir so eben verlassen hatten, hinab, um an der Seite, wo wir uns befanden, wieder empor zu klimmen.

„Jetzt ist es die höchste Zeit," rief ich den Jungfrauen zu, „eilt den Wald zu erreichen, wir wollen versuchen, die Feinde so lange hinzuhalten, bis Ihr in Sicherheit seid."

Das geschah und bald waren Seraphine und Liesli

unſern Blicken entſchwunden. Deſto muthiger wendeten wir uns jetzt gegen den Feind, der den Berg heranklomm. Wir hatten den Vortheil einer günſtigern Stellung und er den der bedeutenden Ueberzahl. Seinem wilden Fanatismus ſetzten wir kalte Entſchloſſenheit entgegen und ſo gelang es denn, durch einige wohlgezielte Schüſſe ein Paar dieſer wüthenden, blutdürſtigen Bauern zu tödten, andere zu verwunden. Doch bald war uns die Munition ausgegangen. Auch der Feind hatte ſie nutzlos verſchoſſen. Damit blieb uns nichts übrig, als entweder in den Wald zu entfliehen, aber dann hätten wir unſere Verfolger gerade dahin gelenkt, wo wir die beiden Mädchen geborgen glaubten, oder unſere günſtigere Stellung zu benutzen, ſie mit Kolbenſchlägen zurückzutreiben. Wir wählten natürlich das Letztere.

So begann denn ein furchtbares Gefecht, bei welchem mehrere der Angreifenden mit zerſchmettertem Schädel in die Tiefe herabgeworfen wurden; aber ihre Zahl ſchien ſich in jedem Augenblick zu verdoppeln; während wir hier zehn Landſtürmer abwehrten, drangen zehn Andere von der Seite, oder auch, nachdem ſie hinter uns die Höhe gewonnen hatten, vom Rücken her auf uns ein. Es war ein entſetzlicher Kampf auf Leben und Tod; in der Nothwendigkeit uns zugleich zu decken und den Feind abzuwehren, ſchlugen wir ein Rad mit unſern umgekehrten Büchſen. Gegen die gleich langen Gewehre der Gegner konnten wir uns einigermaßen

damit schützen, aber da kam eine Rotte Bauern, mit Dreschflegeln bewaffnet, die über die Köpfe der Andern hinweg uns zu Boden schlugen. Betäubt lagen wir da, ohne zu wissen und zu fühlen, was mit uns vorging. Diesem Umstande vielleicht allein verdanken wir die Erhaltung unseres Lebens. Es war schon Nacht geworden, als wir uns aus der Ohnmacht erhoben. Der Feind war verschwunden, aber an allen Gliedern fühlten wir uns wie zerschlagen. Ohne Zweifel waren wir mit Kolbenschlägen und Fußtritten schrecklich gemißhandelt worden. Hunger und Durst erschöpften dabei noch unsere letzten Kräfte. Es war ein entsetzlicher Zustand, wir hätten mögen auf der Stelle liegen bleiben, um dort zu sterben, aber die Verpflichtung, die wir übernommen hatten, die beiden jungen Mädchen zu beschützen und wo möglich zu retten, hob unsere moralische Kraft und durch Willensstärke fühlten wir uns auch physisch gekräftigt.

So erstiegen wir denn den Berg und erreichten endlich das Waldesdunkel eines dichten Tannengehölzes, welches die Höhe krönte.

Aber wo nun unsere beiden Schützlinge finden? Wir riefen ihre Namen, aber vergebens. Wir schlugen mit dem Gewehrkolben an die hohlen Stämme der Fichten, aber das Echo gab keinen andern Ton zurück, als den hohlen Klang, der schaurig durch die stille einsame Wald-

wüste drang und von Felsen und Baumstämmen zurückgeworfen wurde.

Indem wir so weiter in der Dunkelheit vordrangen, fühlte sich unter unsern Füßen der Weg glatt und festgetreten an. Es war einer der vielbetretenen Fußsteige, die von Luzern aus über das Gebirge führten; da erinnerte sich Daffner, der einige Zeit in dieser Gegend gelebt hatte, daß dieses der Weg sein müsse, der auf die Höhe zu einer Waldklause führe, wohin zahlreiche Pilgerfahrten gemacht wurden, weil dort ein wunderthätiges Marienbild verehrt werde. Diese Klause und ihre Lage konnte unmöglich dem in Ebersol, im Hause des Großraths Leu, erzogenen jungen Mädchen unbekannt sein und so war die Voraussetzung der Möglichkeit, daß Seraphine und Liesli sich dorthin geflüchtet hätten, nicht ohne Grund.

Während nun unsere Freunde, Fein und Daffner, so viel es der Rest ihrer gesunden Kräfte erlaubte, tüchtig zustiegen, um diese Waldklause mit dem Gnadenbilde zu erreichen, muß der Erzähler dieser abenteuerlichen Geschichte ihnen vorauseilen, um zu berichten, was sich indeß im Innern dieser Klause begab.

. . . . . .

Da saßen am wärmenden Kaminfeuer, dessen Kieferflamme zugleich ein unruhig flackerndes Streiflicht auf die Umgebungen warf, zwei Männer in Blousen reisender Handwerksgesellen gekleidet, mit breitgeränderten grauen

Reisehüten und mit Ränzel und Knotenstöcken, die neben ihren Sitzen lagen und sprachen auffallend genug lateinisch mit einander. In einiger Entfernung von ihnen stand ein kleiner, etwa vierzigjähriger Mann von gedrungenem Körperbau, mit einem dicken Kopf voll schwarzer, straffer Haare, die eine hohe, mit tiefen Querfalten versehene Stirn und ein großes Gesicht zeigen. Dabei trug er schmuzig weiße, weite Leinenhosen, welche die Knöchel seiner einwärts gestellten Füße kaum erreichten und eine sogenannte Klappjacke, die einem verkürzten Frack glich, in der Art wie die halb städtischen Landleute in der Nähe Luzerns zu tragen pflegen. Seinen Hut drehte er, wie es schien, mit einiger Verlegenheit zwischen den Händen, während er mit einer gewissen dummpfiffigen Schlauheit Antwort zu erwarten schien auf eine Anfrage, die er ihnen früher gestellt hatte. Mit seinen kleinen grauen, ins Grünliche spielenden Augen schien er erforschen zu wollen, was die beiden Männer da am Kamin mit einander redeten in einer Sprache, die er nach frühern Erinnerungen aus seinen Schuljahren und nach der Aehnlichkeit mit den lateinischen Gebeten, welche er auswendig gelernt hatte, ohne sie zu verstehen, ganz richtig für lateinisch erkannte; und dieser Umstand bestätigte ihn immer mehr in der Meinung, daß die beiden Männer zu den Radicalen gehörten, und darunter gab es viele deutsche

Demagogen, die meistens in der Schweiz, weil sie wissenschaftliche Bildung hatten, für Gelehrte galten.

Wer übrigens schon öfter diese ganz eigenthümlich schlauen, stets freundlichen und devoten Züge der Jesuiten beobachtet hat, die sich für ihre Zwecke, wo es ihnen beliebt, jeder Verkleidung bedienen durften, wird darüber nicht in Zweifel bleiben, daß es ein Paar Jesuitenpatres auf geheimer Mission waren, welche jetzt über die Ausführung eines Unternehmens von Bedeutung sich beriethen.

Der Klausner, der sich im dunklen Hintergrunde der Hütte auf sein Mooslager geworfen hatte, war tief eingeschlafen und störte die Unterhandlung nicht.

„Der Himmel ist den Seinen günstig," sprach der Eine, „da steht der Mann, der es für wenige Thaler vollbringen würde. Die Gelegenheit bietet sich uns von selbst dar."

„Aber wißt Ihr auch ganz gewiß, Bruder Cyrillus, daß es unsres hohen Vorgesetzten Willen und Befehl ist?"

„Ihr werdet begreifen, Bruder Cyriac, daß man Befehle dieser Art nicht mit geraden dürren Worten ausspricht; aber darin eben liegt die Vollkommenheit eines in den höheren Graden des Ordens eingeweihten Bruders, daß er auch halbe Worte und räthselvolle Gedanken richtig zu deuten wisse und ich bin gewiß, daß ich mich in dieser Hinsicht nicht irre."

„Aber aus welchen Aeußerungen des Provinzials glaubt Ihr denn so gewagte Schlüsse ziehen zu dürfen, Bruder Cyrillus?"

„So hört denn, Bruder Cyriac. Es war bald nach dem ersten Freischaarenzuge, als ich, bevor ich noch zur Pönitenz geschrieben war, bei dem hochwürdigen Bruder Provinzial eine Audienz hatte, worin ich ihm Vortrag machen mußte über das Verhalten des Großraths Leu von Ebersol, wie dieser eifrige Jesuitenfreund an der Spitze einer Abtheilung Landwehr im Wirthshause gesessen und einen Schoppen Wein nach dem andern trank, um, wie er sagte, erst das Gewitter draußen, er meinte das Schießen, abzuwarten, wobei ein braver Mann und Familienvater, wenn er zu viel Muth habe, leicht umkommen könne; worauf denn ein Landstürmer ihm gesagt habe: „„Das ist nicht brav von Euch gesprochen, Landsmann, Ihr habt uns aufgerufen; nun sollt Ihr uns auch selbst ins Feuer führen."" „„Euer dicker Wanst,"" sprach ein Anderer lachend, „„wird uns schon ein breites Schild für die Kugeln der Aufständischen abgeben.""

„„Ja, dieser Bauer von Ebersol,"" entgegnete der Provinzial, „„ist ein verbrauchtes Werkzeug, das wir fallen lassen können, ohne dem Orden Schaden zuzufügen.""

„Mit Gunst, hochwürdiger Bruder, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß er es ist, dem wir die Berufung der Gesellschaft Jesu nach Luzern zu danken haben."

„Ihr seid ein Kind, mein sehr lieber Bruder Cyrillus," entgegnete er mit dem kalten, spottenden Lächeln einer überlegenen Stellung, „durch Euren vielfachen Verkehr mit der Welt habt Ihr gänzlich verlernt, daß das Wort Dankbarkeit nicht steht in dem Lexicon der Jesuitenmoral. Merkt Euch das, alter Knabe: für genossene Wohlthaten soll der Jesuit kein Gedächtniß haben, Beleidigungen aber nie vergessen, bis sie gerächt sind und wäre es erst auf dem Sterbebette."

„Ja, ja, so ist es," bemerkte Pater Cyriac und der Andere fuhr fort.

„Als Freund unsres Ordens wird uns dieser hochmüthige Bauer keine Dienste mehr leisten können; denn wo man uns einmal aufgenommen hat, da wissen wir uns allein schon festzusaugen und zu halten; und dann scheint er trotzend auf die Dienste, die er uns gewährte, selbst mit regieren zu wollen, indem er als Schulrath noch immer ein Wort mit einreden will; dessen bedarf es nicht; wo wir regieren, da regieren wir allein. Zu dem bleibt es immer drückend, Jemandem Verbindlichkeiten schuldig zu sein. Ist er todt, so ist er bezahlt. Der kluge Mann macht sich davon los, je eher, je lieber, so auch die Gesellschaft Jesu .... Also ...."

„Also," ergänzte Pater Cyriac, „wäre es vielleicht erwünscht, wenn es in Gottes Rathschlusse läge."

„Ja, ja, ganz recht; wir würden ihn lieber unter

die himmlische Heerschaar der Heiligen versetzt sehen, als länger in diesem Luzerner Großrath seine bäuerisch frommen Anmaßungen erdulden zu müssen."

„Ich verstehe; aber der Mann hat eine ganz unverwüstliche Gesundheit und eine wahre unverschämte Lebenszähigkeit."

„Soll mich Gott bewahren, daß ich ihm eine Kugel durch die Brust wünsche; aber der Mann hat seine Feinde, alle Liberale der Schweiz sind seine Gegner und wenn es da etwa Einem einfiele von diesen von Gott verdammten Reactionären ein Stück Geld zu verdienen; nun so würde es dem armen Sünder, der ihn etwa tödten sollte, an Absolution nicht fehlen. Und hätte ein solcher Mann, der ein solches abscheuliches Verbrechen zur größern Ehre Gottes verübte, Noth, so könnte man ihm auch wohl mit einer Summe Geldes unter die Arme greifen. Lieber Gott, das Wohlthun ist ja eine so schöne christliche Tugend, besonders wenn man, wie Gott selbst, die Sonne der Gnade scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte."

„Also, ein solches Ereigniß herbeizuführen, geschähe zur größern Ehre Gottes?"

„Wenn es nur in der probablen Absicht, und natürlich auch mit den nöthigen Vorkehrungen geschieht, um die Welt glauben zu machen, daß der Leuenmord aus politisch religiösem Haß von den Radicalen herrühre; denn

wahr ist es, eine große That muß geschehen, um zu verhindern, daß das Volk nicht wieder in Gleichgültigkeit zurückversinke. Der Fanatismus und Religionshaß müssen immer wieder von Neuem aufgestachelt werden, sonst versinken sie in Indifferentismus und Intoleranz, wobei alle Religion zu Grunde geht."

„Das war freilich deutlich genug und ich denke, mein werther Confrater, wir schließen ab mit dem Mann, ehe ein Anderer sich das Verdienst erwirbt."

„Um so lieber," versetzte Cyrillus, „als es vielleicht das einzige Mittel ist, wieder in meine frühere Gunst bei meinem Vorgesetzten zu kommen."

„Nun hört, guter Freund," redete Pater Cyrillus den kleinen Kerl an, „wir wollen Euch jetzt unsern Beschluß sagen; wie heißt Ihr doch?"

„Jacob Müller aus Stechrain, anderthalb Stunden von Untereberfol, jedes Kind kennt mich dort."

„Also Ihr glaubt's wirklich vollbringen zu können?"

„Ob ich ein Huhn abthue oder einen Menschen, das gilt mir Alles gleich."

„Und hättet den Muth dazu?"

„Wozu? Viel Muth bedarf es da nicht; der fromme Mann leidet weder einen Hund im Hause, noch ein geladenes Gewehr."

„Und die Gelegenheit wäre günstig?"

„Könnt's nicht besser wünschen; kein Schloß an der

Thür und Schiebfenster ohne Vorreiber, das Schlafgemach zu ebener Erde. Aber Geld muß sein, viel Geld; man hat doch auch sein Gewissen und das muß betäubt werden und dazu gehört Branntwein, viel Branntwein und so etwas muß bezahlt werden."

„Seht hier diesen Ablaßschein, vom Abt Heinrich auf Mariä Einsiedel, auf den Grund einer päpstlichen Bulle ausgestellt beim letzten Jubiläum, das hilft zur Vergebung der schwersten Sünde auf zehn Jahre. Den Schein gebe ich zu."

„Das läßt sich hören; aber Geld, viel Geld."

„Nun, was recht und billig ist, aber wie soll ich Euch trauen. Ihr nehmt das Geld und geht damit zu allen Teufeln."

„Pfui, solch ein Mißtrauen gegen einen ehrlichen Kerl. Wenn ich nun sagen wollte, Ihr Herren, ich kenne nicht einmal Eure Namen, nicht Eure Wohnung."

„Nicht mehr wie billig, braver Mann, daß Ihr darauf genügenden Bescheid erhaltet. Kennt Ihr Bühler und Hüsler?"

„Nicht persönlich."

„Nun," sprach Cyrillus, „der Alt-Oberrichter Bühler aus Zürich bin ich und der da ist mein Freund, Amtsrath Hüsler in Eschbach. Wir befinden uns, wie Ihr seht, in Reisekleidern, auf dem Wege, zu erfor-

schen, ob sich wohl ein guter Mann fände, der es mit dem Leu ausmachte."

„Das paßt ja sehr," fuhr Jacob Müller fort im Luzerner Volksdialekt, den er überhaupt stets redete. „So wär' wir jetzt do, wege der Verabreding, wo'n Ihr mir dur de Brüder b'richtet send, i hätt' ebe im Sinn, mit dem Leu abzufahre, wenn ich au en artige Zahling dafür überkäm."

„Das wäre wohl recht gut; aber wie viel wollt Ihr haben?"

„I, nu so en zwanzigtausend Franken hätt' i gern."

Pater Cyrillus zuckte die Achseln und entgegnete: „Das ist freilich etwas viel; indeß die That ist auch viel werth; es ist was Großes; und wann Ihr's vollbringen könnt, so sollt Ihr nur nichts sparen; ich werde für die Summe sorgen."

„Ei ja, aber das müßt Ihr mir schon schriftlich gebe, ein Wort ist Wind und was hab' ich vom Wind? nicht so viel!"

Und damit blies er mit pfiffigem Lachen über die Hand.

„Ei, lieber Mann, das könnt Ihr nicht verlangen. Damit würden wir uns ja ganz in Eure Hand geben und Ihr könntet uns mit dem Schein an den Galgen bringen."

„Schon recht, aber ohne Abschlag auf die Zahling geht's doch nit."

„Hier habt Ihr hundert Franken und wenn's geschehen ist, holt Ihr Euch die andern neunzehn Hundert."

Der Jesuit zahlte und gierig griff der Mörder danach. „Ihr werdet davon hören," sprach er, dann ergriff er einen langen verrosteten Carabiner, den er an den Tisch gelehnt hatte, woran er stand und sprach, indem er das Gewehr hoch hielt:

„G'sehnd, Ihr Herren, das ist dá Flurch, mit dem ich's thoa."

Und mit diesen Worten reichte er Beiden die Hand und entfernte sich.

Die beiden Jesuiten sahen sich an mit einem pfiffigen Lächeln und Pater Cyriac bemerkte, indem er die mageren Hände faltete und die grauen Augen nach oben drehte:

„Nun, der ist so gut als schon todt, Gott sei seiner armen Seele gnädig."

„Ich denke, geliebter Bruder in Christo, wir beten einige Paternoster zum Heil seiner Seele, wir bedürfen für uns selbst keiner Absolution; denn Alles geschah ja doch zur größern Ehre Gottes."

Aber so fest auch diese hartgesottenen Sünder zu sein schienen, so hat doch die Stimme des Gewissens nicht selten eine geheime, ungeahnte Gewalt. Als jetzt plötzlich von Außen stark an die hölzerne Thür der Hütte

geklopft wurde, fuhren die beiden Jesuiten zusammen und sahen einander erbleichend an.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ sprach Pater Cyriac, indem er sich bekreuzigte und der Andere fügte bebend hinzu: „Herr, in Deine Hände befehle ich meine arme Seele.“

Indeß war der Klausner von seinem Lager aufgestanden und hatte die Thür geöffnet. Herein traten zwei Männer, die jetzt kein Gewehr mehr trugen; aber ihre geschwärzten, blutigen Gesichter und mit Tüchern verbundene Köpfe verriethen genugsam, daß sie in dem schweren Kampfe draußen auf der Landstraße gewesen waren, und die schwarze Armbinde gab ihnen das Kainszeichen als Freischärler.

„Guten Abend, Ihr Herren,“ sprach einer der beiden Freischärler die beiden Blousenmänner an, „das ist heiß da unten hergegangen.“

„Ja, ja, mörderisch; wir waren auch dabei als Freischärler,“ sprach Pater Cyriac, den Fein und Daffner, denn diese waren die beiden Eintretenden, nicht kannten. Der Andere, Pater Cyrillus, drückte tiefer seinen grauen Hut in die Augen und schwieg.

„Aber, Ihr Herren Kriegskameraden,“ fuhr Jener fort, „tragt noch immer die schwarze Binde; da möchte ich doch freundlich Euch rathen, dieses unglückliche Freischär-

lerzeichen bis auf bessere Zeiten abzulegen, sonst schlagen Euch die Bauern todt, wo sie Euch sehen."

Georg Fein dankte für diese freundliche Gesinnung und fragte, ob sie, da sie doch wahrscheinlich auch Flüchtlinge wären, nicht ein Paar noch sehr junge Menschen gesehen hätten, die er ihnen beschrieb.

„Hm, ja," sprach Pater Cyriac, „die sind, Gott sei Ehre, Preis und Dank, in Sicherheit; wir selbst haben sie hier im Walde bei einer braven Köhlerfamilie untergebracht, wo sie ein sicheres Asyl finden werden gegen die Luzerner Miliz oder den raubgierigen Landsturm, bis die Bewegung vorüber sein wird und sie dann die Grenze erreichen können."

Pater Cyrillus sah seinen Confrater mit einem schnellen Blick an, als wollte er sagen: ich begreife nicht, wo das hinaus will.

Lebhaft dankten Fein und Daffner dem Andern für die Mittheilung und baten, sie doch zu der Köhlerhütte zu führen, da die beiden Jünglinge ihre jungen Brüder wären.

„Sehr gern," entgegnete Cyriac, „zumal da diese Hütte kaum eine Viertelstunde von hier entfernt, am Saume des Galgenwaldes nach Luzern zuliegt, allein erst werdet Ihr Euch einen kleinen Imbiß gefallen lassen; nach dem blutigen Tage schmeckt nichts besser, als ein Glas Rothwein, da ist Blut und Feuer zusammen und ein Stück

roher Schinken erinnert an das Schlächtergewerbe in Menschenfleisch, das heute da unten auf der Hochebene von Littau so tüchtig geübt ist.“

Diese rohe Aeußerung frappirte unsere beiden Freunde nicht wenig. „Schlechte Witze,“ murmelte Fein. „Gemeinen Naturen,“ entgegnete Daffner, „ist doch nichts heilig.“

Indeß bald löschte die Gastfreiheit des Klausners und die Stillung des entsetzlichsten Hungers und Durstes den unangenehmen Eindruck dieser Aeußerung wieder aus. Während die Flüchtlinge aßen und tranken, hatte Cyriac Gelegenheit, seinem Confrater ein Paar Worte zuzuraunen, worauf dieser seine Zustimmung zu erkennen gab.

Alsdann brachen sie auf, um sich nach der Köhlerhütte führen zu lassen, wo die beiden Mädchen ihre Zufluchtsstätte gefunden haben sollten.

Nachdem sie eine Zeit lang durch eine dunkle Waldesnacht gegangen waren, wo über ihnen das Rauschen der hohen Tannenwipfel schaurig tönte und wo das dichte Gezweig den größten Theil der Schneelast aufgefangen hatte, so daß sie unhörbar über den weichen Moosboden dahingingen, lichtete sich der Wald und einzelner standen noch die dunklen Stämme mit ihren himmelhohen Schneepyramiden. Da sahen sie in einiger Entfernung ein Feuer brennen und dunkle Gestalten bewegten sich hin und her vor dem gelben Feuerschein,

der einen langen Lichtstreifen über die weiße Schneedecke zog.

„Wir werden zur Stelle sein," sprach der Jesuit Cyriac, während der Andere, um von seinen Feinden nicht erkannt zu werden, fortwährend mit tief in die Augen gedrücktem Hut ein finsteres Schweigen beobachtete; um dieses zu entschuldigen, hatte schon früher Pater Cyriac erklärt: „Mein Freund hat als Dankopfer für die Errettung aus großer Gefahr vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde das Gelübde eines vierundzwanzigstündigen Schweigens gethan; darum, Ihr Herren, wollet ihn in seiner Andacht nicht stören." Jetzt aber fuhr er fort: „Das Feuer da ist ohne Zweifel ein brennender Kohlenmeiler und die Leute, die sich davor bewegen, sind die Köhler, welche die beiden jungen Leute so gastfreundlich aufgenommen haben."

So gingen Fein und Daffner ohne Mißtrauen näher; doch bald erkannten sie, daß die Männer, die sich am Feuer befanden, bewaffnet waren.

Bedenklich blieben sie stehen. „Das sind Gewehre," sprach Daffner.

„Wenn es nicht Schürstangen sind," entgegnete der Jesuit; „doch auf jeden Fall kann Vorsicht nichts schaden. Es wollen sich daher die Herren Kriegskameraden nur hinter diesen dichten Tannenbaum stellen; ich werde allein näher gehen und recognosciren, ob wir uns mit

Sicherheit heranwagen dürfen. Solltet Ihr einen Anruf: Wer da? hören, so lauft nicht davon, denn diese Gewohnheit haben die Köhler auch bei ihren nächtlichen Arbeiten, wenn sich Jemand nähert."

„Aber wenn sie Euch festhalten, im Fall es Luzerner Miliz wäre?"

„Gegen solche Fälle trägt ein kluger Freischärler immer die rothe Armbinde der Jesuitenpartei bei sich, dann gelte ich ihnen für einen Luzerner Landstürmer."

Mit diesen Worten legte er die rothe Binde um den Arm und warnte die Flüchtlinge noch, auf keinen Fall hinter dem Baum hervorzusehen, bis er zurückkehre, um nicht unzeitig ihre Anwesenheit zu verrathen.

Fein und Daffner folgten dieser Anweisung ohne Mißtrauen und Pater Cyriac begab sich zu den Leuten, die am Feuer lagen.

Auf den Anruf: Wer da? antwortete der Jesuit, indem er seinen Hut abnahm und die Tonsur zeigte: „Ich bin ja Pater Cyriac vom Lyceum und habe dort hinter die Bäume ein Paar Freischärler von der schlimmsten Sorte hingelockt; wenn Ihr klug seid, dann umgeht Ihr sie von beiden Seiten und nehmt sie gefangen, was Euch eine gute Prämie einbringen wird."

Die Milizmannschaft, die hier auf Vorposten stand, ließ sich das nicht zweimal sagen. Unter Anführung eines Unterofficiers umging eine Abtheilung derselben die

Stelle, wo sich Fein und Daffner verborgen hielten, und Pater Cyriac kehrte allein dorthin zurück.

„Es ist Alles gut," sagte er, „es sind in der That die braven Köhlerleute, welche die beiden Jünglinge aufgenommen haben. Ich werde ihnen nur ein Zeichen geben, auf daß sie uns in ihre tiefer im Walde liegende Hütte führen"

Damit klatschte er in die Hände und plötzlich brachen aus dem dunkeln Gebüsch von beiden Seiten bewaffnete Männer hervor.

„Da," rief er hohnlachend, „nehmt diese schwarzen Canaillen gefangen, die sich haben in die Falle locken lassen."

Augenblicklich waren Fein und Daffner gepackt und wurden gebunden unter Kolbenstößen nach dem Wachtfeuer geschleppt. Die Jesuiten aber nahmen aus dem Handwerksränzel, das sie trugen, ihre schwarze Soutane und die drei gespitzten Hüte hervor, zogen schnell wieder ihre Ordenskleidung an und erreichten die Gefangenen, ehe diese abgeführt wurden.

Da nahm Pater Cyrillus seinen Hut ab und machte ihnen höflich sein Compliment. „Ei," sprach er, „die Herren Fein und Daffner, meine besten Freunde! wie freue ich mich, Gelegenheit zu haben, ihnen meinen Dank abzustatten wegen der wohlgemeinten Badekur im Vierwaldstätter See bei Schwyz, und Ihnen diese Wohl-

that reichlich zu vergelten; die Herren werden Ihren Freund und Collegen, Herrn Roger Müller, im Kesselthurm wieder finden und mögen da zusammen überlegen, wie sie im ewigen Dunkel gewisse Papiere an das Licht der Oeffentlichkeit bringen wollen; übrigens: die beiden als Jünglinge verkleideten Jungfrauen werden ihrer Bestimmung, im Kloster hinzusiechen, nicht entgehen, wenn sie nicht etwa zufällig schon todtgeschlagen sein sollten. Und der Schwärmer Guideon hat auch schon seine Bestimmung erreicht. Uebrigens haben wir Jesuiten uns festgesetzt in Luzern. Gott hat unsere Feinde vernichtet; die Diplomaten von ganz Europa sind unsere Freunde; ihre Herren werden uns beschützen und es wird wieder Finsterniß werden und sich von hier aus verbreiten über die Welt, denn die Glaubenspropaganda wird jedes Licht der Aufklärung auszulöschen wissen, Alles zur größern Ehre Gottes; der Himmel erhalte Euch noch tausend Jahr im ewigen Dunkel eines feuchten Moder-Kerkers. Vixi — et animam salvavi."

Damit grüßten die beiden Jesuiten höflich und stiegen auf dem schmalen Fußsteige den Berg herab nach Luzern zu, dessen Lichter aus der Tiefe durch die dunkle Nacht heraufleuchteten.

. . . . . .

So waren denn Fein und Daffner gefangen genommen und nicht ohne Mißhandlung nach Luzern geführt,

wo sie, wie wir gesehen haben, mit Roger zusammen in denselben unterirdischen Kerker gelegt wurden.

Aber unbeachtet von ihnen lag noch ein vierter Unglücklicher an einer Kette im dunkelsten Winkel des gewölbten Gemachs an die Wand gefesselt. Dieser in Lumpen gehüllte Mensch sprach kein Wort und schien zu schlafen. Die drei Freunde thaten sich vor diesem Unglücksgenossen keinen Zwang an; als aber am folgenden Tage der Gefangenwärter wiederkam, sprach er zu diesem: „Meldet mich beim Verhörrichter; ich habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen."

„Das kann jeder Narr sagen. Der Verhörrichter hat mehr zu thun, als solche Stromer und Heimathlose anzuhören, wie Ihr seid."

„Erlaubt, gnädiger Herr Gefangenaufseher, ich aber stehe weit höher als solche gemeine Canaille; denn ich bin ein wegen Mord- und Brandstiftung zum Tode verurtheilter Delinquent."

„Ah, es ist ja wahr, Ihr seid der schwarze Caspar, aller Ehren werth, Ihr habt freilich nicht mehr viel Zeit bis zum Schaffot, das heute schon gebaut wird auf morgen, wo Euer Hochzeittag ist, an dem man Euch mit dem Rade vermählen wird."

„Bestellt's nur immerhin ab, gnädiger Herr, denn was ich zu entdecken habe, ist schon einer Begnadigung werth; wird mir ein Laufpaß gegeben, so werde ich dem

Herrn Verhörrichter Wunderdinge anzeigen können, die ihm drei radicale Köpfe auf den Block liefern werden, statt des einen lumpigen Spitzbubenkopfes, den er in diesem Falle laufen lassen wird."

„Nun, da Ihr keiner dieser von Gott verdammten Schwarzen seid, sondern nur ein Mörder und Brandstifter, so wird Euch die Begnadigung nicht entgehen, wenn Ihr nur diese Radicalen so recht in die Tinte bringt."

„Sorgt nicht, ich will sie schon so schwarz machen wie Galgenvögel; nun aber seid so gut und nehmt mir für die gute Zeitung vorläufig das Geschmeide ab, sonst schüttle ich mich und es fällt mir in Stücken vom Leibe, denn in den zehn Jahren, die mich die treffliche Luzerner Justiz hier angeschmiedet hält, hat der Rost schon diese Ketten zerfressen."

Der Gefangenwärter holte eine Blendlaterne, nahm der zerlumpten, abgemagerten Menschengestalt mit dem bleichen, boshaft verzerrten Gesicht und dem struppigen fuchsrothen Bart- und Haupthaar die Ketten ab und führte ihn durch die niedrige eiserne Kerkerpforte hinaus, die er wieder rasselnd ins Schloß schlug.

„Jetzt sind wir verloren," sprach Roger nach einer Pause, „der Kerl wird, um sich vom Galgen und Rad loszulügen, erzählen, was man von ihm hören will."

„Beruhigt Euch, meine Freunde," sprach Fein, „wer

sich einmal in des Teufels Klauen befindet, muß auf den Tod gefaßt sein; ich bin fertig zum Sterben."

„Auch ich bin resignirt," entgegnete Daffner. „Wo das Maß des Unglücks so voll ist, wie das unsrige, da kann der Jüngling mit der umgekehrten Fackel nur ein rettender Freund sein."

„Ich würde gern sterben," erklärte Roger, „könnte ich nur durch meinen Tod den leidenden Engel, wenn er noch lebt, die arme Seraphine, aus ihrer gewiß schrecklichen Lage befreien; aber die Ungewißheit darüber martert mich mehr als Alles, was wir bis jetzt erduldet und noch zu erwarten haben."

. . . . . .

Eine Stunde später wurden die drei Männer aus ihrem Kerker geholt, nicht aber um befreit zu werden, sondern um sie zu trennen; eine der gewöhnlichen inquisitorischen Maßregeln, wo es darauf ankommt, von Mitschuldigen Geständnisse zu erlangen und sie abzuhalten, mit einander sich zu verabreden.

Daß diese Maßregel nur eine vorbereitende war, ließ sich nicht verkennen und so war es wenig tröstlich, daß sie, weil die übrigen unterirdischen Kerker wahrscheinlich schon überfüllt waren, in weniger scheußliche Kerkerzellen untergebracht wurden. Jeden in ein einsames Gefängniß zu bringen, das war freilich bei der ungeheuern

Menge von Gefangenen nicht thunlich, und so erhielten sie wieder andere Leidensgefährten.

Roger hatte noch einige Goldstücke, die in der Naht einer Unterkleidung eingenäht gewesen waren und bei der Visitation der Aufmerksamkeit der Gefangenwärter entgangen waren. Er ließ sich vor den Gefangeninspector führen, der ihm von seiner ersten Gefangenschaft als eben so habgierig wie hartherzig bekannt war und bewog diesen durch das Erbieten, eine Gefängnißmiethe von fünf Doppellouisdors ganz zu seiner Disposition zu stellen, ihm eine bessere und wohnlichere Gefängnißzelle anzuweisen; „auch," fügte er hinzu, „sehnt man sich in der Einsamkeit nach guter Gesellschaft; es sollen hier ein Paar blutjunge Freischärler, unbärtige Burschen eingebracht worden sein; könnt Ihr mich mit diesen zusammenbringen, so verspreche ich Euch auf Ehrenwort das Doppelte nach meiner Befreiung, denn die beiden Jünglinge sind Söhne eines alten Freundes und ich möchte doch gern etwas zu ihrer Erleichterung beitragen."

Der Gefangeninspector wog die Goldstücke in der Hand, schob sein ledernes Käppel hin und her auf dem mit dünnen grauen Haaren nur spärlich versehenen Glatzkopf und sprach ein verlegenes: „Hm, hm! den Teufel auch, wenn's der Herr Verhörrichter erführe!"

„Nun, guter Freund, darüber macht Euch keine Sorgen, ich habe so gut ein Interesse dabei, darüber zu

ſchweigen, als die beiden Mäd . . . Knaben, wollte ich ſagen, und daß es mit meiner Gefangenſchaft keine Ewigkeit mehr dauern wird, könnt Ihr auch wohl am Ende wiſſen aus der Art meiner Befreiung aus der erſten Gefangenſchaft.“

„Ach, ja ſo, Ihr ſeid ein Retourpferd, ja, nun erinnre ich mich, und der Geſandte ein wahrer Teufel an Klugheit, der dem Herrn von Großrath, ſo wie dem Polizeidirector und dem Verhörrichter, was aber mehr ſagen will, ſogar mir eine ſchauderhafte Naſe gedreht hat, nun, mit ſolchen Hexenmeiſtern muß man glimpflicher verfahren; alſo kommt nur, ich werde Euch ſchon angenehm betten, empfehle mich aber Eurer Protection, junger Herr, wenn's einmal ſchief gehen ſollte.“

Und damit führte er den Gefangenen in den obern Theil des Thurms. Er öffnete eine kleine ſchmale Thür von Eichenholz und ein Lichtſtrahl drang ihm aus der kleinen reinlichen Gefängnißzelle entgegen. Noch verhieß ihm der Gefangeninſpector gegen gute Bezahlung auch gute Beköſtigung, deutete auf ein Ruhebett mit Matratze und reinlicher Decke und einen Tiſch daneben, auf welchem das Sonnenlicht, das durch ein kleines, in einer vergitterten Schießſcharte befindliche Fenſter drang, ſich in einer klaren Waſſercaraffe abſpiegelte, und verließ das Gemach.

Der ſchrecklichſte Ton für einſame Gefangene, das

Rasseln von Schloß und Riegel war verschollen, die Fußtritte des Gefangeninspectors im dunklen Gange waren verhallt, da bemerkte Roger eine kleine Thür, die nur angelehnt war und in eine neben der Zelle befindliche Kammer führte; leise, hoffend und bangend öffnete er dieselbe, und was erblickten seine Augen: auf dem gemeinschaftlichen Ruhebett, Arm in Arm schlummernd zwei schlafende Jünglinge, bei denen aber die aufgelockerte Kleidung die reizenden, schwellenden Formen von zwei lieblich aufgeblühten jungen Mädchen verrieth.

Auch auf diese anmuthigen Gestalten warf die Morgensonne durch die enge Maueröffnung ihr verklärendes Licht. Die Eine glühte wie eine junge Rose, es war das blühende Landmädchen, das Liesli von Ebersol, aber die Andere mit diesen feinen, von so vielen Seelenleiden gebleichten Gesichtszügen, war die engelgleiche Seraphine. Mit fieberhafter Aufregung sank Roger vor ihrem Lager auf seine Kniee und hauchte bebend vor Wonne und Schmerz ihren geliebten Namen, Seraphine.

Und ihre Lippen waren ihm zugewendet; der gesunde Schlaf hatte diese aufbrechende Rosenknospe leicht gerö-thet. Ein lebhafter Traum schien ihren Busen mächtig zu heben; ihre Lippen bewegten sich und leise wie ein Aeolsharfenton, doch deutlich zu vernehmen, hauchten sie die Worte: „Ach Roger, mein Roger, wo weilst Du?"

Da vermochte er sich nicht mehr zurückzuhalten:

„Hier! meine Seraphine," rief er, indem er mit einem Kuß der Erwachenden Wonne und Schrecken in einem Moment gab. „Der Himmel hat mich zu Dir geführt, um Dich zu retten oder mit Dir unterzugehen.

Seraphine erhob sich in seinen Armen; auch Liesli erwachte und starrte Roger mit einer Ueberraschung an, die erst langsam in eine freudige überging. „Sieh, Liesli," sprach Jene, indem sie jetzt ihr glühendes Antlitz an deren Busen barg, „Gott ist doch noch mit uns, er sendet uns den Schutzgeist, den Retter und Freund!"

Der genialste Seelenmaler würde sich vergebens abmühen, das Stillleben dieser drei Gefangenen zu schildern. Nie hat ein Kerker glückseligere Menschen umschlossen, als es wenigstens Roger und Seraphine waren. Liesli, die immer träumerisch ihres armen Guideon gedachte, hatte doch Gemüth und Liebe genug, um an dem Glück ihrer Freundin und ihres Freundes Theil zu nehmen. Dieses war aber auch von der Art, daß Himmel und Erde keine süßeren Freuden darbieten konnten, als diese Beiden genossen.

Da war von keiner Zurückhaltung aus Standesrücksichten mehr die Rede. Alle Schranken dieser Art waren im engen Kerkerraum gefallen; eine eigentliche Liebeserklärung, eine Verlobung mit Wort und Ring zum Brautstande hatte nicht stattgefunden; das Alles verstand sich ja ganz von selbst, weil jeder Athemzug, jeder Blick,

jeder Handdruck und Kuß keine andere Deutung zuließ, als den Bundesschwur: ewig mein, ewig Dein! An eine Zukunft wurde gar nicht gedacht, denn das glänzendste Leben in den Palästen des Reichthums hätte nicht schöner sein können, als dieses still entzückende Dasein in dem so eng eingeschlossenen Raume.

Bei dem natürlichen Schicklichkeitsgefühl der jungen Bewohner dieser beiden Zellen waren sie bald eingerichtet. Seraphine gefiel sich in der Idee, die kleine Hausfrau zu machen und Liesli gab sich spielend zur Dienerin her.

Welchen Reichthum von Genüssen brachte jeder Moment! wie wurde das Fehlende an Lebensbedürfnissen durch die zarteste Aufmerksamkeit doppelt ersetzt? wie wenig wurde der Verlust an Freiheit empfunden; giebt es doch auf dem weiten, schönen Erdenrunde kein schöneres Plätzchen, als wo glückliche Liebe weilt!

Liesli brachte wohl einmal die Frage zur Sprache, ob es nicht besser sei, die Freiheit zu erlangen, wenn sie sich als die Nichte des Großraths Leu von Ebersol anmelden lasse, da dann auch der Marquis von Mirabella nicht zögern werde, Seraphine und Roger zu reclamiren. Indeß von Befreiung wollten Beide nichts hören und so gab denn auch Liesli, die ja doch in der Freiheit nicht hoffen durfte, den armen Guideon wieder zu finden, diesen Gedanken ganz auf.

Und so vergingen vierzehn Tage, zwei Wochen, die

den beiden Liebenden eine Summe von Lebensglück gewährten, wie sonst Jahre des Glücks nicht zu bringen vermögen; aber im menschlichen Leben hat Alles ein Ende, im Glück wie im Unglück steckt endlich die Vorsehung ihr Ziel.

Es war ein schöner klarer Sonnenmorgen, da wurde zuerst Roger, dann später die beiden jungen Mädchen zum Verhör vor den strengen Verhörrichter Amman abgeführt. Es war gewiß kein Gefangener im Thurm, der nicht vor einem solchen Verhör zitterte.

Auch Seraphine, Roger und Liesli wurden bleich. Was hatten sie zu erwarten? Freiheit? das war — Trennung; oder Trennung im Kerker, das wäre noch schrecklicher gewesen als der Tod.

Sechszehntes Capitel.

Die Regierung in Luzern. — Die Diplomatie und Jesuiten. — Entlassung der Gefangenen. — Gerichtsscenen. — Seraphine. — Liesli. — Fein und Daffner. — Steiger's Befreiung. — Der Leuenmord. — Stimmung in der Schweiz. —

Die Regierung in Luzern befand sich damals in einer ganz eigenthümlichen Lage.

Je mehr die Machthaber mit ihrem Siege prunkten; je habsüchtiger und gemeiner sie mit Menschenfleisch handelten, indem sie die Gefangenen nur gegen hohes Lösegeld freigaben; je hochmüthiger sie sich gegen die nichtkatholischen Cantone benahmen und je unverhüllter von Seiten des katholischen Vereins der Religionshaß hervortrat, um so höher stieg in der ganzen nichtkatholischen Schweiz die Erbitterung gegen die Jesuiten in Luzern, Freiburg und Schwyz und die unter deren Einfluß stehenden Regierungen.

Das erkannten die schlauen Männer, denen an der Ausbreitung ihrer Glaubenspropaganda lag, gar wohl und

wenn auch die demokratischen Regierungen in ihrem bäuerischen Trotz sich über diesen allgemeinen Haß erhoben fühlten, so konnte doch den klügern Mitgliedern derselben, einem Bernhard und Siegwart Müller, Amman und Großrath Kost, die Besorgniß nicht fremd bleiben, daß es denn doch über kurz oder lang zu einem neuen, noch furchtbarern Ausbruch kommen werde, in welchem am Ende die schwarzen Ketzer und Radicalen in der Schweiz Sieger bleiben würden über die rothen Jesuitenfreunde und rechtgläubigen Christen. Noch fühlten sie sich nicht stark genug, einem solchen allgemeinen Religionskriege die Spitze zu bieten und deshalb stützten sie sich immer mehr auf die Diplomatie, welche in ihren Noten der Regierung von Luzern Glück wünschten zu dem Siege über den Radicalismus, indem sie eine der schönsten Thaten unseres Jahrhunderts übertroffen sahen. Sie ermuthigten die Jesuitenregierungen zum fernern Verharren im Widerstande gegen die liberalen Cantone, welche mit ihrer anmaßlichen Forderung einer Austreibung der Jesuiten die Cantonalsouveränetät der Urcantone verletzten. Zugleich erließen sie an die protestantischen Cantone drohende Noten des Inhalts: Ganz Europa sei mit Recht entrüstet darüber, daß die Cantonregierungen den revolutionären Geist der Radicalen nicht habe zügeln können, so daß das Schrecklichste, ein Bundesfriedensbruch, durch die Freischaarenzüge entstanden sei;

sie schlossen ihre übereinstimmenden Noten mit der Drohung, daß, wenn die Regierungen nicht die Macht hätten, solchen Wühlereien ein Ende zu machen und den Bundesfrieden ungestört zu erhalten, so sei damit die Neutralität der Schweiz in Frage gestellt und die vereinigten Mächte würden dann durch bewaffnete Intervention die Cantonalsouveränetät der Urcantone zu schützen wissen.

Solche diplomatische Noten waren zuerst vom österreichischen Cabinet ausgegangen; Louis Philipp ergriff mit Eifer diese Gelegenheit, um sich im dynastischen Interesse seines Hauses die conservativen Mächte zu Freunden zu machen und Preußen war damals noch zu abhängig von der Metternichschen Politik, um nicht, selbst als protestantische Macht, diese katholischen Interessen zu fördern.

Und so begriff man denn in Luzern, daß die Freundschaft der Diplomaten die Hauptstütze der Jesuitenregierungen in der Schweiz sei und deshalb suchte man sich, so viel als nur immer möglich, ihr Wohlwollen zu erschmeicheln, besonders da eine neue Tagsatzung in dem freisinnigen Bern bevorstand, auf welcher, wie man schon wußte, die Frage wegen der Jesuitenaustreibung von Bundes wegen aufs Neue sehr ernstlich zur Sprache gebracht werden sollte.

In dieser Spannung aller Verhältnisse erfuhr der Verhörrichter Amman, daß ein junger Mann, Namens

Roger Müller, zwar als Radicaler und Freischärler, unter den Gefangenen eingebracht sei; dieser aber sei derselbe, den der ***sche Gesandte, Marquis von Mirabella, im vorigen Jahre als Attaché der Gesandtschaft aus der ersten Gefangenschaft reclamirt habe; ferner hatte ihm der Jesuit, Pater Cyrillus, gemeldet, daß unter den gefangenen Freischaaren sich zwei noch unbärtige Jünglinge befinden müßten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach Niemand seien, als die Tochter des Marquis und eine Nichte des Großraths Leu.

Es waren über diesen Gegenstand mehrere Conferenzen unter den Gewalthabern von Luzern gehalten und wurde nun der gemeinschaftlich gefaßte Beschluß ins Werk gesetzt.

Roger wurde zuerst vorgeführt. Er traf auf der Gerichtsstube außer dem Verhörrichter den Marquis von Mirabella, der ihn mit der größten Freundlichkeit empfing.

„Sehen Sie, lieber junger Mann," redete er ihn an, „habe ich es Ihnen nicht immer schon gesagt: Sie werden sich noch ins Malheur bringen mit Ihren liberalen Spielereien; indeß ein Glück für Sie, daß meine Frau Sie unter ihre Protection genommen hat und so, mein Herr Verhörrichter, nehme ich es mit Dank an, daß Sie mit zuvorkommender Artigkeit, die ich bei Gelegenheit zu erwiedern mir vorbehalten muß, diesen Angehörigen meines Gesandtschaftspersonals, ohne erst meine

Reclamation abzuwarten, zu meiner Verfügung gestellt haben. Da ich aber seine Dienste gegenwärtig hier in Luzern nicht mehr bedarf, so möge Herr Müller von hier ab sogleich über die Grenze nach Zürich sich begeben, um mir vom Herd der Bewegung aus seine Berichte über das Treiben der Radicalen zu senden."

„Excellenz," rief Roger aufgebracht, „habe ich nicht schon öfter die Ehre gehabt, zu versichern, daß ich durchaus zum Spion der Gesandtschaft mich nicht werde gebrauchen lassen."

„Absichtlich gewiß nicht," entgegnete Herr von Mirabella, indem er dem Verhörrichter eine Prise aus seiner goldenen Tabatière präsentirte und selbst eine nahm; „das erkenne ich an, indeß, da Sie mir und den Zwecken meiner Mission auch wider Willen dienen, so würde das Verhöramt mich sehr verbinden, wenn es Ihre zwangsweise Abreise nach Zürich sogleich veranlassen würde. Eh bien, partez à revoir, mon cher, zur Zeit der Tagsatzung in Bern sehen wir uns wieder."

Damit machte er eine entlassende Handbewegung; der Verhörrichter sagte ihm, daß er sein Leben und seine Freiheit, indem er Beides als Freischärler verwirkt habe, nur allein den Rücksichten der schuldigen Hochachtung für den Herrn Gesandten zu danken habe. In der Canzlei solle ihm ein Zwangspaß auf Zürich ausgestellt werden, mit der Bemerkung, daß ihm bei Todesstrafe

die Rückkehr nach Luzern oder in einen der Urcantone verboten sei.

So lange hatte Roger an sich gehalten. Nun aber lag das Bewußtsein, daß er seine geliebte Seraphine und selbst den armen Guideon nie wieder sehen sollte, centnerschwer auf seinem Herzen. Beide sollte er zurücklassen unter pfäffischen Einflüssen, ohne Hoffnung zu haben, von Seraphinen nur mit einem Wort, einem Blick der Liebe, einem Strahl der Hoffnung Abschied zu nehmen; das war ein schreckliches Loos. Jetzt konnte er mit seinen Gefühlen nicht mehr länger zurückhalten.

„Excellenz," brach er aus, „sind furchtbar in Ihrer Freundlichkeit. Sie übergeben mich einem Exil, das mir entsetzlicher ist als der Tod, indem es mich hindert, ferner ein mir theures Geschick zu bewachen, das der Himmel selbst unter meinen Schutz gestellt hat. Wenn lieblose Eltern die eigenen Kinder den Umtrieben der Jesuiten preisgegeben haben, so übe ich nur die Pflichten der Humanität, indem ich mein Leben und meine Freiheit daran setze, sie aus den Geierklauen einer heuchlerischen Hierarchie zu befreien und darum, Herr Marquis, reclamire ich im Namen der beleidigten Menschheit das Recht, mein Leben dem Dienst Ihrer Familie zu weihen, um diese gegen jesuitische Umtriebe zu schützen, die Ihr erlauchtes Haus zu Grunde richten werden."

„In der That, mein lieber Herr Müller," entgeg-

nete auf diese feurige Rede der Marquis mit kaltem Lächeln, „Sie haben ein bewunderungswerthes Talent zur Rhetorik. Was Sie mir da vordeclamirt haben, war höchst interessant, nur, aufrichtig gesagt, nicht passend auf die vorliegenden Verhältnisse. Meine Tochter und mein Sohn stehen ihrem Range und ihrer Erziehung nach zu hoch, um ein Abenteurerleben zu führen, wozu Sie Beide hingeführt haben, indem Sie sich bemühten, sie der beschaulichen Stille des Klosterlebens, was ihrem Seelenheil und ihrer Bestimmung mehr zusagt, zu entziehen."

„Bitte um Entschuldigung, gerade umgekehrt; wenn die Jesuiten den armen geisteskranken Guideon wie einen Tanzbären im Lande herumführten, um die Rolle eines neuen Messias zu spielen; wenn Fräulein Seraphine ihren Bruder, um ihm in seiner Noth beizustehen, auf diesen abenteuerlichen Wanderungen begleitete, so trugen ihre Eltern die Schuld dieser entsetzlichen Mißhandlungen, indem sie weder Kraft noch Willen genug hatten, sie solchen Einflüssen zu entziehen; ich aber, Herr Marquis, darf für mich das Verdienst reclamiren, sie aus dieser entsetzlichen Lage befreit und in dem Hause des Obristen von Ayberg ihnen ein ebenso anständiges und ruhiges Asyl bereitet zu haben."

„Nun, und daß die beiden Mädchen in Männerkleidung den Freischaarenzug mitmachten und in tausend

Abenteuer und Gefahren verwickelt wurden, das war auch ohne Zweifel Ihr Verdienst, mein Herr Müller?"

„Eine Folge war es davon, daß die Jesuiten den armen Guideon aufs Neue entführt hatten, daß geschwisterliche Liebe Fräulein Seraphine wieder in das abenteuerliche Leben hineingeführt hatte, wodurch ich veranlaßt war, die beiden schutzlosen Mädchen wieder unter meinen Schutz zu nehmen."

„Und die Theilnahme am Freischaarenzuge . . ."

„War das letzte Mittel, um sie ihren Eltern wieder zu übergeben, nachdem diese von dem Einfluß der Jesuiten befreit sein würden. Aber ein hartes Geschick hat es anders beschlossen."

„Sie sind noch immer ein junger Schwärmer, lieber Müller; es wird gut für Sie sein, wenn Sie die Welt nehmen lernen, wie sie wirklich ist und nicht nach Ihren träumerischen Idealen, die Alles nivelliren möchten und damit jede von Gott eingesetzte Ordnung überstürzen. Darum für jetzt Adieu, lieber Herr Müller; ich wünsche Ihnen glückliche Reise."

Da Roger noch zögerte, so führten ihn auf des Verhörrichters Wink zwei Häscher ziemlich unsanft hinaus. Man setzte ihn in einen Wagen und ein Beamter des Gerichts überreichte ihm vom Marquis eine Brieftasche, die, wie er später sah, Wechsel zu seiner Subsistenz enthielten. Im ersten Gefühl der Indignation hätte er sie

gern zurückgegeben, aber der Beamte war verschwunden und der Wagen, in welchem ihm zwei Landjäger mit geladenen Carabinern gegenüber saßen, befand sich schon außerhalb der Thore von Luzern.

Während nun Roger mit Gefühlen, die keine Feder beschreiben, dahin fuhr, war der Gefangeninspector, begleitet von seiner Frau, in die Gefängnißzelle, wo Seraphine und das junge Landmädchen noch in ängstlicher Besorgniß saßen, getreten; die Frau des Inspectors trug zwei weibliche Anzüge, die man im Reisetornister der beiden Mädchen gefunden und bei der ersten allgemeinen Visitation übersehen hatte. Damit sprach er: „Meine Damen, Ihr Geschlecht ist verrathen. Ich habe Befehl, Sie vor den Verhörrichter zu führen; Sie werden jedoch zuvor diese weibliche Kleidung anlegen. Meine Frau wird Ihnen dabei behülflich sein."

Mit nicht zu beschreibendem Schreck erfüllte diese Entdeckung die beiden jungen Mädchen; indeß blieb ihnen nichts übrig als sich zu fügen.

In das Verhörzimmer getreten, standen sie plötzlich vor drei ernsten Männern, deren strenge Blicke die ohnehin schon eingeschüchterten jungen Mädchen völlig vernichteten.

Außer dem Verhörrichter Amman waren es der Marquis von Mirabella und der Großrath Leu von Ebersol.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Se-

raphine barg ihr erbleichendes Antlitz an die Bruſt ihrer Freundin, die, mit ſtärkeren Nerven begabt, ſie mit ſchweſterlicher Liebe umfing und aufrecht hielt.

Einen Augenblick ſchien es, als ob das Herz des kalten Diplomaten weich geworden ſei durch den Anblick des lieblichen jungen Mädchens, das ſeine Tochter war.

Er ergriff ihre Hand und ſprach mit ungewohnter Milde: „Beruhige Dich, liebe Seraphine, Du haſt Deine Eltern ſehr betrübt; indeß wollen wir Dir die Schuld Deines Abenteurerlebens, wodurch Du meine Stellung und meine Familie compromittirt haſt, nicht zurechnen; leider hat unſre zu große Güte gegen einen deutſchen Abenteurer, dieſen bewogen, ſich mehr, als es Verhältniſſe und Schicklichkeitsrückſichten geſtatten, um Dein Geſchick zu bekümmern und Dich aus einer Verlegenheit in die andre zu führen. Aber der Elende wird ſeiner Strafe nicht entgehen; da er unter der Protection Deiner Frau Mutter ſteht, ſo habe ich ihm den geſandtſchaftlichen Schutz nicht verſagen mögen, aber es iſt dafür geſorgt, daß er uns für immer fern bleibe. Herr Roger Müller iſt bereits durch Landjäger über die Grenze gebracht und Dich wird man ſicher ſtellen, daß die Prätenſionen eines nichtswürdigen Radicalen, ohne Familie und Stammbaum, nie mehr ſich erfrechen können, ſich Dir mit Wünſchen, die im Reiche der Unmöglichkeit liegen, zu nahen.“

Seraphine riß sich los aus den Armen des Landmädchens und warf sich ihrem Vater zu Füßen. Indem sie seine Hand ergriff und küßte, rief sie leidenschaftlich mit Augen, die in Thränen schwammen:

„O, mein Vater, mich können Sie schelten, mich verdammen, aber nicht Roger, den edelsten Mann, den es auf Erden giebt; ohne den Ihre Tochter längst schon untergegangen wäre in der Gefangenschaft hinterlistiger Jesuiten. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie mich wieder auf an Ihrem Herzen, geben Sie der verwaiseten Tochter Vater und Mutter zurück, lassen Sie uns fliehen dieses unglückselige Land, in welchem ein finstrer Geist umgeht, auf daß er die Menschheit verderbe. Gehen Sie, mein Vater, ich bitte und beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, mit Ihrer Familie nach dem heitern, freien Zürich; fordern Sie, kraft Ihrer hohen Stellung von den Jesuiten den armen Guideon zurück, damit er im liebevollen Familienkreise genese von seiner Geistesstörung und seiner schrecklichen Krankheit. Gern will ich mein Leben dem Dienst seiner Leiden widmen, aber nur fort, fort aus dieser Pesthöhle des Jesuitenthums!"

So hatte der Marquis von Mirabella seine Tochter noch nicht sprechen gehört. Diese Entschiedenheit der Meinung hatte er dem sonst so schüchternen Kinde nicht zugetraut und ihre Ausfälle gegen das Jesuitenthum in

Gegenwart der eifrigsten Anhänger desselben setzten ihn in nicht geringe Verlegenheit.

Indem er sich die Hände rieb, sprach er: „Steh auf, meine Tochter und mache uns hier keine Scene. Sie sehen, meine Herren," damit wendete er sich gegen Leu und Amman, indem er seiner Tochter die Hand zum Aufstehen reichte, „wohin die verführende Macht des Radicalismus mein armes Kind schon gebracht hat. Rechnen Sie ihr solche Aeußerungen einer unglücklichen Gemüthskrankheit nicht zu; ich gebe Ihnen mein Wort, daß zweckmäßige Heilmittel angewendet werden sollen, damit die Ehre des Hauses Mirabella und meine amtliche Stellung nicht länger compromittirt werde durch die Schwärmerei einer kleinen Närrin. Allons, Seraphine, stille Deine Thränen, wir gehen zu Deiner Mutter."

Nachdem der Marquis mit seiner Tochter sich entfernt hatte, brach der Großrath Leu gegen seine Nichte los, indem er in seiner derben gutmüthigen Weise zu poltern begann.

„Du machst mir da schöne Streiche, Landläuferin; hat man so etwas seit Menschengedenken erhört, die Nichte des Großraths Leu, in Freischärlerhosen, zieht gegen Luzern zu Felde, um ihren eigenen Ohm vom hohen Rathsstuhle des Cantons herabzustürzen! O dieser von Gott verfluchte Radicale hat es auch meinem armen Kinde angethan. Komm, geh her, Liesli, kehre zurück

in das Haus Deines Ohms, das Dir im Gottesfrieden noch immer offen sein soll und bete mir jeden Morgen und jeden Abend zehn Avemaria, zwanzig Angelus Dei und dreißig Paternoster, damit Dir auf Fürbitte der heiligsten gebenedeiten Jungfrau Maria der Himmel Deine Sünden vergebe. Danke es diesem Herrn Verhörrichter, daß er Dich als gefangene Landesfeindin ohne Lösegeld frei giebt. Küß ihm die Hand und dann komm mit mir nach Ebersol."

Liesli konnte sich begreiflich zu dieser Huldigung nicht entschließen; und der Verhörrichter entließ sie mit einer ablehnenden Handbewegung und den Worten: „Schon gut, schon gut, mach' mir aber solche Streiche nicht wieder, oder es geht Dir an den Hals."

Sie kehrte zurück in das Haus ihres Oheims, des Großraths Leu, wo sich indeß bald tragische Ereignisse vorbereiteten.

. . . . . .

Der Menschenhandel ging gut in Luzern. Die Auslösung der gefangenen Freischärler brachte immense Summen in den Staatsschatz, aber auch furchtbaren Haß von Seiten der protestantischen Cantone und selbst der aufgeklärten Bewohner von Luzern, die nur durch Furcht und Schrecken zum Schweigen gebracht werden konnten. Die Regierung fühlte daher wohl, daß es einen Feuerbrand in die offene Pulvertonne schleudern hieße,

wenn sie Männer, wie Steiger, Fein und Daffner, wenn auch gegen noch so hohes Lösegeld, freigeben wollten. Das Obergericht sprach gegen Steiger das Todesurtheil; das war allerdings das bequemste Mittel ihn los zu werden; aber die allgemeine Entrüstung darüber war so groß, daß selbst eine terroristische Regierung, wie die Luzerner, es nicht wagte, ein solches Bluturtheil vollziehen zu lassen.

Vergebens indeß war es, daß die protestantischen Cantonregierungen dagegen Vorstellungen machten, vergebens hatten Tausende von Frauen und Jungfrauen eine Petition eingereicht um Begnadigung des Mannes, dem sie Leben und Gesundheit zu verdanken hatten; daß alle Zeitungen von Europa, die ultramontanen Blätter ausgenommen, dieses Todesurtheil eines der edelsten Bürger der Schweiz für eine Schändung der Menschheit erklärten, glitt auf der gefühllosen Hornhaut dieser jesuitischen Demokraten ab. Mit unbeschreiblicher Härte wurde dem Gefangenen jede menschenfreundliche Erleichterung seiner schrecklichen Lage versagt. Seine geliebte Gattin durfte nicht zu ihm gelassen werden; ihr fußfälliges Flehen um Gnade wurde fast mit Fußtritten zurückgewiesen; da kamen die Kinder des Dr. Steiger, ein Paar niedliche kleine Mädchen, auf die Idee, noch den letzten Versuch zu wagen, das Herz des Großraths Leu zu rühren, der ja, wie man allgemein sagte, ein roher, aber gutmüthiger

Mann war; und alle ihre kleinen Mitschülerinnen waren gern bereit, sie auf diesem schweren Gange zu begleiten. Nun war eines Tages der große Rath zu einem Festmahl auf dem Rathhause versammelt. Die Herren saßen tapfer zechend und seelenzufrieden über die großen Erfolge ihres Menschenhandels an der reichlich besetzten Tafel; eben war die Rede davon gewesen, was man mit dem Böse-wicht, dem Dr. Steiger anfangen solle? Ihn hinrichten lassen, das war denn doch zu gewagt bei der jetzigen Stimmung; ihn langsam im Kerker hinmartern, das widersprach denn doch dem menschlichen Gefühle der Großräthe Leu und Kost, ja man durfte einen solchen Vorschlag nicht einmal laut werden lassen, sondern höchstens andeuten, daß er es ja doch bei den unvermeidlichen Leiden eines Kerkerlebens nicht mehr lange würde machen können. Da schlug einer der Jesuitenväter vor: die Kirche vergieße kein Blut und da nun der ganze Freischaaren-krieg eigentlich nur gegen die Kirche gerichtet gewesen sei, um die Religion auszurotten, so dürfe auch die Frevler keine Strafe treffen, welche die Kirche nicht selbst anord-nen würde; also könne von der Hinrichtung Steiger's, um der Religion willen, nicht mehr die Rede sein; aber man müsse ihn unschädlich machen, denn das sei eine Pflicht der Selbsterhaltung für den Staat. Wollte man ihn in Luzern in ewiges Gefängniß legen, so würde das Pe-titioniren und Protestiren nicht aufhören und die Fort-

dauer seiner Gefangenschaft würde eine ewige Quelle von Unzufriedenheit und Aufruhr sein; deshalb schlug er vor, daß man ihn aus der Schweiz verbanne; aber ihn freilassen, das hieße seine Rückkehr möglich machen. Deshalb möge man sich mit verschiedenen katholischen Regierungen in Verbindung setzen; eine derselben würde dann doch wohl so freundlich sein, die liebreichen Arme einer ihrer Festungen zu öffnen, um ihm für immer jede Möglichkeit der Rückkehr in die Schweiz abzuschneiden.

„Diese Correspondenz übernehme ich," rief Siegwart Müller.

„Nun wohl," sprach der Jesuit, „und wir werden mit unseren Einflüssen zu Hülfe kommen, um diese menschenfreundliche Absicht zur Ausführung zu bringen. Aber es dürfte nothwendig sein, daß er selbst darauf antrage, die Todesstrafe in ewige Verbannung zu verwandeln."

„Wird er dazu geneigt sein? Sein Vaterland geht ihm über Alles."

„Man muß ihm Freiheit vorspiegeln und die Welt glauben lassen, daß er sie genieße, während man ihm den Tod, oder wenigstens ewige Gefangenschaft darreicht."

„Schon gut," sprach Amman, „trinken wir also auf Steiger's Untergang, ohne daß ein Schein der Schuld davon auf uns zurückfalle."

„Das ist falsches Spiel," rief Leu, „auf solche Hinterlist gehe ich nicht ein; der gerade Weg bleibt der

beſte. Steiger werde als Landesverräther hingerichtet, und damit Punktum.“

Grollend trank er ſein Glas aus und ſtieß es mit ſolcher Heftigkeit auf den Tiſch, daß es zerbrach.

In dieſem Augenblick öffnete der Waibel die Thür: „Es ſind die Kinder von Bethlehem,“ meldete er, „die den Herrn Großrath anflehen wollen, Gnade für Recht ergehen zu laſſen.“

„Fort damit!“ rief dieſer und löffelte heftig ſeine Suppe.

„Aber der Herr ſprach,“ raunte ihm Pater Heilinger zu, „laſſet die Kindlein zu mir kommen. Man kann ja dann doch immer noch thun, was man will.“

So gab denn Leu von Eberſol durch Kopfnicken ſeine Zuſtimmung.

„Steiger's Töchter!“ rief der Waibel und herein traten an dreißig junge Mädchen, noch im Kindesalter, alle weiß gekleidet, mit ſchwarzen Schleifen, wie Todtenbräute, und knieten nieder und erhoben flehend ihre kleinen Arme und baten mit Thränen in den Augen:

„O gebt uns unſern lieben Vater wieder, geſtrenge Herren, o, wollet ihn nicht todt machen; wir armen Kinder wären ja dann ganz hülflos und verwaiſet.“

Und die andern Kinder verbanden damit ihr Flehen in rührender Weiſe, indem ſie des Großraths Kniee und Arme umklammerten und baten: „O, gebt ihn los, ge-

ſtrenge Herren, gebt ihn frei, unſern Arzt, der uns Allen ſchon das Leben gerettet hat!“

Leu war in einer ſonderbaren Stimmung; auf ſeinem großen und breiten Geſichte zuckte es wie eine mächtige Rührung, die ihn ergriffen hatte; aber er nahm alle Stärke ſeines Charakters, allen Eigenſinn des Fanatismus zuſammen, um jede menſchliche Regung nieder zu kämpfen, und darüber verfiel er in das entgegengeſetzte Extrem. Mit einem empörenden Ton der Rohheit und Härte drängte er die Kinder von ſich, indem er ſprach: „Fort mit der Brut! Macht mir keine Komödie. Es hilft ja doch Alles nichts, ſterben muß er doch!“

Eingeſchüchtert und erſchrocken wichen die Kinder zurück; da trat eine ſchöne junge Frau vor, der ein ganzes Regiſter von tiefen Seelenleiden auf dem bleichen Antlitz geſchrieben ſtand und ſprach in höchſter Entrüſtung: „So hat unſer Heiland nicht geſprochen, als die Kindlein zu ihm kamen; wer aber die Stimme der Religion wie der Menſchenliebe nicht erhören will, den wird der Himmel dafür ſtrafen. Auch Ihr, Großrath Leu von Eberſol, werdet Eurem Geſchick nicht entgehen; Ihr ſeid mit heute den ewigen Strafgerichten Gottes verfallen.“

Von dieſem Augenblick an wurde der Bauer Leu von Eberſol, der ſonſt wohl ſeinen Scherz liebte, nachdenk-

lich. Bis an das Ende seines Lebens hat ihn Niemand wieder lächeln gesehen.

. . . . . .

Von Untereberſol, in der Richtung nach Mittag zu, braucht ein Fußgänger zwei und eine halbe Stunde, um über den Roſengarten, an Urswyl vorbei, durch Steckenbrunn, Kleinwald, Wegſchein, nach Stechrain zu kommen. In gerader Linie, über Felder und Wieſen, läßt ſich der Weg noch bedeutend abkürzen. Stechrain iſt ein Bauernhof, der, in der Gemeinde Littau gelegen, zur Kirchgemeinde von Hellbühl gehört. Dieſer Hof ſteht zur linken Seite der Landſtraße, die ſich von Luzern nach Rußwyl zieht. Unbemerkt kann man dort aus- und eingehen.

Dort aber hauſen zwei Brüder als Eigenthümer des Hofes, Anton und Jacob Müller. Dieſer Letztere aber war der kleine, unterſetzte Mann von böſem Sinne, der uns ſchon zweimal in dieſer Erzählung begegnet iſt, einmal, wie er Roger, Fein und Daffner gewiſſe Anträge wegen Ermordung des Großraths Leu gemacht hatte und dann in der Klauſe, als er ſich für dieſen Zweck den Jeſuiten verkauft hatte.

In beiden Familien der Gebrüder Müller war eine heilloſe Wirthſchaft. Es herrſchte dort Unfrieden, Unglück und ſchlechte Ordnung. Beſonders verrufen war Jacob Müller. Er lebte mit ſeiner ſanften, duldſamen

Frau in ſtetem Unfrieden, mißhandelte ſie, beſonders wenn er ſpät Abends betrunken nach Hauſe kam. Er ſchlief nicht im obern Stock in der Kammer ſeiner Frau, ſondern in einem obern Gaden neben ſeiner Mutter. Ob er Nachts zu Hauſe war oder nicht, konnte ſeine Frau nicht wiſſen. Auf einer im Innern des Hauſes angebrachten Stiege konnte er in den Keller hinunter und von da durch einen andern Gang in die Matte hinaus, fort und wieder hineinſchleichen, ungehört und ungeſehen.

Jacob Müller war damals 35 Jahr alt; ſeine Mutter regierte im Hauſe, aber wie eine böſe Sieben, die man wegen ihrer rothen Augen und ihres keifenden Weſens nicht ſelten mit einer Hexe verglich. Sie trug viel Schuld an der ſchlechten Wirthſchaft ihrer Kinder; denn ſie nahm die Buben ſtets in Schutz, wenn dieſe etwa nicht in die Schule gehen wollten, oder Nachbarn über ihre Unarten klagten. Der Vater war eine Null im Hauſe und ſtand ganz unter der Botmäßigkeit ſeiner Frau. Auf ſolcher Haushaltung ruhte Gottes Segen nicht. Der Vater machte im Jahre 1826 Concurs und die Mutter übernahm nun den Hof. Jetzt hatten nun die Söhne vollends freien Willen. Ihre böſen Triebe, beſonders die des Jacob, verleitete ſie zu vielfachen Unkeuſchheiten; der Mutter aber war Alles recht. Wegen boshafter Beſchädigung des Eigenthums eines Nachbars wurde Jacob obrigkeitlich beſtraft, das beſſerte ihn aber nicht. Im

Jahre 1844 ſtarb ſein Vater. Jacob übernahm den Hof und verheirathete ſich im folgenden Jahre mit Maria Büttler von Zell, die ihm einen Knaben gebar.

Hätte dieſer Menſch nur irgendwie Sinn gehabt für häusliches Glück, ſo würde er es im Beſitz eines liebenswürdigen Weibes gefunden haben, denn ſeiner Gattin gebührt das Lob einer thätigen und wohlerzogenen Frau. Da erſt erkaufte er den Hof zu Stechrain, kam aber dabei immer weiter zurück, da es ihm an Vermögen, Fleiß und Sparſamkeit fehlte. Immer leerer wurde ſeine Kaſſe und neuerdings erlitt er wegen Diebeshehlerei eine Criminalſtrafe, was ſeinen Credit vollends vernichtete.

Seine Theilnahme an den politiſchen Bewegungen der Schweiz äußerte ſich beſonders dadurch, daß er auf die Pfaffen ſchimpfte und ſich ſelbſt einen Radicalen nannte, ohne zu wiſſen, was dieſes Wort zu bedeuten habe. Daß es gegen die Jeſuiten gehe, welche das Volk durch Geldſammlungen auszogen und arm machten, wußte er wohl und deshalb war er ein Jeſuitenfeind; auch ein Gegner des Großraths Leu, den er nicht mit Unrecht für den Hauptförderer der Aufnahme der Jeſuiten hielt. Wenn es galt, in Wirthshäuſern auf die Regierung zu ſchimpfen und ſie zu verläumden, ſo war Jacob Müller wahrlich nicht der Letzte. Das mißfiel nun zwar ſeiner Frau; und ſie ſuchte ihn von ſolchem

Treiben abzuhalten, so viel sie konnte, aber die Mutter hetzte ihn immer wieder auf.

Was seine Leute später im Verhör darüber aussagten, charakterisirt seine Häuslichkeit.

Der Knecht, Heinrich Burri, schilderte sein häusliches Leben so: „Er wäre sonst nicht so bös, wenn die Alte nicht wäre; die junge Frau ist roth, die Alte aber verflucht schwarz, stiftet Händel und trinkt gern Schnapps.“

Seine Magd, Maria Boßhard, erklärte: „Die junge Frau hat mehr Regel als er in allen Theilen. Sie ist roth (jesuitisch), er aber halt schwarz (radical). Da kann man schon denken, wie es geht; aber sie flattirt ihm nicht, sie sagt ihm bisweilen ihre Meinung.“

Diese aber sprach die arme Frau im Verhör dahin aus: „An meinem Unglück ist das Politisiren schuld; ich habe oft versucht, meinen Mann davon abwendig zu machen; aber dann habe ich Streit mit der Schwiegermutter bekommen.“ Dieser aber warf er in seiner kauderwälschen Sprachweise vor: „Ihr seed nißter politisirt, wenn der Joggi (Jacob) auch nit e mal häd wäölle.“

So zwischen der Mahnung zum Guten und dem Anreiz zum Bösen ging die Haushaltung immer mehr den Krebsgang. Bei dem Aufstand am 8. December zogen die beiden Brüder Müller in der Nacht vom 7. auf den 8. December mit gegen die Regierung. Auf die Nachricht, daß in der Stadt Alles verloren sei, lie-

fen ſie davon und entflohen nach Hauſe. Aber nach mehreren Wochen als Theilnehmer an dieſem Freiſchaarenzuge verrathen, wurde Jacob verhaftet, nachdem man ihn im Keller aufgefunden, wo ihn ſeine Mutter unter ein Faß verſteckt hatte. Anton Müller, Gleiches beſorgend, deſertirte aus der Garniſon, wohin er, als zur Miliz gehörig, einberufen war. Dieſe Verhaftung beſtätigte Jacob Müller noch mehr in dem Entſchluß, ſich zu rächen und zwar an dem Großrath Leu, den er für ſeinen Hauptverfolger hielt.

Ehe jedoch dieſer Entſchluß zur Ausführung kommen konnte, ereignete ſich in Luzern ein Zwiſchenfall, der die ganze Schweiz in die freudigſte Aufregung verſetzte.

Es war endlich gelungen, für den zum Tode verurtheilten Dr. Steiger einen Verbannungsort auszumitteln, von woher keine Rückkehr zu erwarten war. Das war eine auf einem öden Felſen am Meeresſtrande belegene ſardiniſche Feſtung. Der König von Sardinien hatte gelobt, dieſen gefährlichen Rebellen gegen die Jeſuitenherrſchaft ſchon ſo unter Aufſicht zu ſtellen, daß eine Flucht unmöglich ſei. Sardinien ſtand damals noch weit mehr unter den Einflüſſen der Jeſuiten, als ſelbſt Luzern; denn der König hatte erklärt: „Obwohl ich die Habſucht, Herrſchſucht, die Intriguen und Unduldſamkeit der Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu nicht verkenne, ſo bin ich doch überzeugt, daß ſie die einzige Schutzwehr

gegen den fortschreitenden Geist der Revolution und des Radicalismus sind, und da ich entschlossen bin, diesen bösen Dämon in meinen Staaten unter allen Umständen nicht zu dulden, so habe ich mich unbedingt dem Jesuitismus in die Arme geworfen und lasse die Jesuiten schalten und walten wie sie nur immer wollen."

Also die Jesuiten sollten die Zionswächter werden, unter deren hinterlistiger Herrschsucht sich der arme gemüthvolle Steiger, fern von seinem Vaterlande, von seinen Freunden und geliebten Gattin und Kindern, am gebrochenen Herzen zu Tode bluten sollte.

Aber diese Maßregel konnte nicht ausgeführt werden ohne Steiger's Zustimmung. Ja er sollte in einem Begnadigungsgesuche um ein Exil in einem fernen beliebigen Staate bitten. Dazu aber war er nicht zu bewegen; wie süß man es ihm auch vormalte, daß er selbst in einer sicilianischen Festung alle Freiheit genießen könne, daß er dort als Arzt sich eine einträgliche Praxis erwerben und seine Familie nachkommen lassen könne, wo er dann im herrlichsten Klima der Welt ein Leben wie im Himmel führen könne: so kannte er doch seine Feinde, die ihm jetzt plötzlich schmeichelten, zu gut, um nicht die ihm gelegte Falle zu durchschauen. „Lieber todt sein," sprach er, „als in der Jesuitengefangenschaft langsam dahin geopfert zu werden." Er erklärte daher geradezu dem Verhörrichter Amman, so wie den Jesuiten, die zu

ihm ins Gefängniß geschickt wurden, um ihn mit glatten Worten zu gewinnen, daß er, wenn man ihn nicht ganz auf freien Fuß stellen wolle, verlangen müsse, zur Vollstreckung des gegen ihn gefällten Todesurtheils, öffentlich hingerichtet zu werden.

In dieser neuen Verlegenheit kam einer der Jesuitenväter auf den Gedanken, Steiger's Festigkeit durch die Liebe zu seiner Familie bestürmen zu lassen. Nachdem man seiner Gattin auf das Schrecklichste vorgestellt hatte, daß seine öffentliche Enthauptung unvermeidlich sei, wenn er nicht selbst um Begnadigung und Exil bitten würde, welches er indeß eigensinnig ablehne: so wurde ihr und den Kindern Zutritt zu dem Gefangenen gestattet.

Das war eine herzzerreißende Scene des Wiedersehens. Weinend und halb ohnmächtig hing die junge Frau an seinem Halse; die Kinder umklammerten sein Kniee und baten unter Thränen: „Vater, lieber Vater, bitte um Gnade und wir sehen uns dann noch einmal wieder.“ Steiger's Gattin setzte hinzu: Er möge doch nicht Selbstmörder werden, sondern wenigstens sein Leben für sich selbst und seine Kinder erhalten, das sei ja jetzt durch ein Gnadengesuch zu erreichen. So lange der Mensch lebe, sei ja immer noch Hoffnung vorhanden; nur mit dem Tode sei Wiedersehen auf Erden unmöglich.

„Dann lehrt ja auch die Erfahrung,“ fuhr sie fort mit dem Muth einer starken Seele, „daß kein Uebel so

schlimm ist, wie es sich anläßt. Darum, wenn die Jesuiten auch Dich auf eine Festung bringen und bewachen lassen, ist es ja doch nichts Unmögliches, daß Du einmal wieder frei werdest. Der alte Gott lebt ja noch und ist mit Denen, die zerschlagenen Gemüthes sind. Darum bitte und beschwöre ich Dich, laß fahren Deinen republikanischen Stolz und um Deiner Frau und Kinder willen bitte um Gnade bei Denen, die wir und alle Guten und Aufgeklärten so gründlich verachten."

Solchen Bitten konnte Steiger's weiche, liebevolle Seele nicht widerstehen. „Um Eures Friedens willen werde ich mich opfern," sprach er. Doch ein Aufschrei seiner Gattin belehrte ihn, daß er in seinem Schmerz zu weit gegangen sei. Er sammelte deshalb alle seine Seelenstärke und es gelang ihm, sie zu überreden, daß er Hoffnung habe auf eine günstigere Wendung seines Geschicks, die seiner wahren Ueberzeugung in der That so fern lag.

Er schrieb und unterzeichnete das verlangte Gesuch um Begnadigung von der Todesstrafe und Verwandlung in ein Exil nach jedem beliebigen Verbannungsort, und die Jesuiten und ihre Freunde jubelten; sie hatten nun seine Vernichtung in der Hand und vor der Welt erschienen sie als mild und christlich-barmherzig.

Die Nachricht von dieser Hinterlist durchlief mit Windeseile die ganze Schweiz. Niemand ließ sich dadurch täuschen. Es war nur eine Stimme, daß Alles

daran geſetzt werden müſſe, um Steiger zu retten. Roger war beſonders thätig dafür. Da er ſelbſt nicht ohne Lebensgefahr nach Luzern zurückkehren konnte, ſo bewog er einen braven Gaſtwirth, dieſes Wagniß zu beſtehen. Der Mann war gewandt und einſchmeichelnd und beſaß beſonders eine Ueberredungsgabe, der ſo leicht Niemand widerſtehen konnte. Dort in Luzern machte er die Bekanntſchaft von einigen Landjägern, die, wie er wußte, wenn ſie die Reihe traf, die Bewachung im Keſſelthurm in Steiger's Gefängniß hatten. Dieſer war, als ein zum Tode Verurtheilter, ſtark geſchloſſen und hatte Wache in ſeinem Kerker, um ſich nicht ſelbſt entleiben zu können. Zuerſt wurde ein Sergeant der Landjäger gewonnen durch die Vorſtellung, daß der größte Wohlthäter des Volks von dem Pfaffenregiment ſo ſchmählich gemißhandelt werde und nun an die Jeſuiten ausgeliefert werden ſolle. Man verſprach ihm für die Rettung Steiger's eine große Summe und Verſorgung für die ganze Lebenszeit.

„Wenn ich es thue," entgegnete der Sergeant, „ſo geſchieht es aus Menſchenliebe und nicht um ſchnöden Gewinnes willen. Behaltet alſo Euer Geld und gebt mir nur den Handſchlag darauf, daß für mich geſorgt werden ſoll; denn darauf muß ich beſtehen, weil ich Frau und Kinder zu verſorgen habe.

Das geſchah und der Mann ſagte ſeine Mitwirkung

zu, indem er äußerte: „Wegen des Diensteides mache ich mir keine Sorge; denn eine ungerechte Regierung ist keine rechte Regierung, der man Gehorsam schuldig ist.“

Dann wurden auf gleiche Weise noch zwei Landjäger und ein Gefangenaufseher ins Complott gezogen und diesen Verbündeten gelang denn Steiger's Befreiung.

Ehe die Gewalthaber in Luzern nur die geringste Ahnung davon hatten, befanden sich der Dr. Steiger und sein Befreier schon in einem Wagen, der vor dem Thore aufgestellt war und rasch fuhren sie mit untergelegten Pferden der Züricher Grenze zu. Am Grenzort setzten die Landjäger einen Protest auf, worin sie der Regierung freimüthig erklärten, daß sie es nicht länger mit ihrem Gewissen hätten vereinbaren können, als Knechte der schändlichsten Tyrannei einer ungerechten Regierung zu dienen. Sie hätten daher Steiger befreit. Dieser Protest wurde von Allen unterzeichnet und durch einen Boten an die Regierung nach Luzern abgesendet.

Die Jesuiten und die Mitglieder der Regierung, besonders der Verhörrichter Amman, wütheten. Sie ließen Steiger's Frau und Kinder verhaften und wollten auch die Familien der Landjäger festnehmen; aber diese waren schon vorher in Sicherheit gebracht. So blieb ihnen denn nichts übrig, als ein Contumazurtheil gegen die Landjäger auszusprechen, worin sie als Landesverräther zum Tode verurtheilt wurden. Aber die braven Männer konnten

über diese ohnmächtige Wuth lachen. Sie befanden sich längst in Sicherheit und überall wurden sie als die Helden des Tages gefeiert.

Kaum war in Luzern und Schwyz am zweiundzwanzigsten Juni 1846 die Befreiung Steiger's bekannt geworden, so brach auch selbst in diesen Wohnsitzen des grassesten Ultramontanismus ein Beifallsturm los.

An vielen Häusern beider Städte war mit großen Buchstaben angeschrieben: „Es lebe der Doctor Steiger hoch!" Bekannte und Freunde umarmten sich öffentlich auf den Straßen und sprachen einander zu: „Der Doctor Steiger ist frei!" Frauen und Jungfrauen erschienen mit schwarzen Bändern an den Hüten und Hauben, in der Farbe der liberalen, jesuitenfeindlichen Partei und begaben sich in die Kirchen, um vor den Altären der heiligen Jungfrau knieend ihren heißesten Dank darzubringen für die Errettung des edlen Menschenfreundes Robert Steiger. Bei dieser Gelegenheit hatte der Sohn des Generals von Sonnenberg, ein Lieutenant in der s. g. Nobelgarde von Luzern, die passender: Pöbelgarde von den Liberalen genannt wurde, die Rohheit und Unverschämtheit so weit getrieben, den Damen die schwarzen Bänder und schwarzen Schleifen vor der Brust abzureißen. Es begreift sich, daß in der ganzen Schweiz, ja in allen aufgeklärten Ländern Europas die Freude und der Beifall noch viel größer war. Endlich sah sich die Luzerner

Regierung durch die allgemeine Volksstimme genöthigt, Steiger's Gattin und Töchter gegen Caution frei zu lassen. Diese eilten nun sogleich über die Grenze, und nichts gleicht der Freude, die diese Familie bei dem Wiedersehen empfand. Lange Umarmungen und Freudenthränen, die auch die Augen der Umstehenden füllten, gewährten einen Erguß von Glückseligkeitsgefühl, wie es nur selten sterblichen Menschen zu Theil wird.

Die Regierung von Luzern konnte es nicht unterlassen, sich auf die kleinlichste Weise an diesem Glück, das sie selbst mit veranlaßt hatte, zu rächen. Sie verurtheilte die unschuldige Gattin des Doctor Steiger, um ihr doch wenigstens einen Schimpf anzuthun, da man sie selbst nicht mehr erreichen konnte, zu mehrjähriger Zuchthausstrafe und confiscirte das ganze nicht unbedeutende Vermögen des Doctor Steiger, das in mehreren Häusern und andern liegenden Gründen bestand.

Und das Alles hatte der Großrath Leu noch erleben müssen. Er erklärte es für ein böses Omen, daß einer der ärgsten Feinde der Luzerner Regierung seine Freiheit erlangt habe. Er zweifelte nicht daran, daß dieser heillose Unruhestifter seine Freiheit in der Schweiz benutzen werde, einen neuen Freischaarenzug gegen Luzern und die übrigen katholischen Cantone aufzubringen. Er erklärte daher im Großen Rath die Nothwendigkeit, daß der katholische Bund ein bewaffnetes Schutzbündniß aller Ur-

cantone errichten müſſe. Allgemein fand man dieſe Vorſchläge beherzigungswerth und damit entſtand der erſte Keim des ſpäter ſo berüchtigt gewordenen Sonderbundes.

Steiger mit ſeiner Familie wohnte ſeitdem in Winterthur, wo er ſich Achtung und Liebe und eine ſehr ausgebreitete ärztliche Praxis erwarb.

Die öffentliche Stimmung gegen die Luzerner Regierung wurde immer ungünſtiger. Jetzt waren Fein und Daffner Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme geworden Gern hätte man ſie hinrichten laſſen; aber man fürchtete, einen Aufſtand dadurch anzuregen. Es wurde daher beſchloſſen, ſie in ihre Heimath zurückzuſenden, wenn die betreffenden Regierungen die Garantie übernehmen wollten, daß ſie nie wieder in die Schweiz zurückkehren würden. Der Regierungsrath von Luzern ſchrieb darauf an die Regierung von Braunſchweig, wo Fein geboren und als verfolgter Demagoge landesflüchtig geworden war, und nach München, denn Baiern war Daffner's Heimath. In dieſer Maßregel lag beſonders für Fein keine geringere Gefahr, als in ſeinem Vaterlande aufs Neue gefangen geſetzt, prozeſſirt und auf viele Jahre zur Zuchthausſtrafe verurtheilt zu werden.

Doch die braunſchweigiſche Regierung antwortete edelmüthig genug, daß ſie die Auslieferung von Georg Fein nicht wünſche und auf dieſen Fall die Garantie für ihn nicht übernehmen könne. Aus Baiern lief die Antwort

ein: man würde zu verhindern suchen, daß Daffner nach der Schweiz zurückkehre, könne jedoch nicht dafür einstehen. Dagegen gab die österreichische Regierung, die unter Metternich's jesuitenfreundlicher Leitung stand, Zusicherungen, die einiges Vertrauen einflößten, daß man dort beide Verhaftete unter die strengste polizeiliche Aufsicht stellen werde.

Nun stand nur noch in Frage: welchen Weg sollte der Transport einschlagen? Sie auf der geraden Straße durch die protestantischen Cantone und dann später durch Baden und Würtemberg führen, hieß grade ihre Befreiung durch die betreffenden Regierungen oder selbst durch die Volksgewalt herbeiführen. Es blieb also nichts übrig, als den Weg durch das befreundete Walliserland und das Gebiet von Sardinien. Aber so geheim auch die Vorkehrungen dazu getroffen wurden, so war doch dieser Plan bekannt geworden und die liberale Partei beschloß an geeigneten Stellen der Straße Abtheilungen der Ihrigen in Hinterhalt zu legen, um Fein und Daffner mit Gewalt zu befreien. Damals aber war der Zustand in Luzern ein so zerrütteter, daß nichts geheim bleiben konnte; bald erfuhren die Kundschafter der Regierung diesen Plan und gaben Befehl, Beide sogleich zu erschießen, sobald sich nur irgend eine verdächtige Bewegung für den Zweck ihrer Befreiung zeigen würde.

Auf solche Weise bedroht, marschirten sie ab von

Luzern mitten in der Nacht. Fein und Daffner waren mit ſtarken Ketten an einander geſchloſſen; ein ſtarkes Commando Landjäger escortirte ſie mit geladenen Gewehren, deren Mündungen ſchußfertig gegen ſie gerichtet waren. Man kündigte ihnen an, daß ſie bei dem geringſten Verſuch zu ihrer Befreiung ſogleich todtgeſchoſſen werden würden. Da Fein und Daffner im Geheim Nachricht erhalten hatten von der Abſicht ihrer Freunde, ſie durch einen Ueberfall zu retten, ſo ſchwebten ſie in beſtändiger Todesgefahr.

Indeß zum Glück hatten ihre Freunde auch von jener drohenden Maßregel der Regierung Kunde erhalten und ſo unterblieb denn jener Verſuch zu ihrer Rettung, der ſie dem gewiſſen Tode überliefert haben würde.

Im Gebiet des Königreichs Sardinien wurden ſie noch mit großer Härte behandelt und wanderten gefeſſelt aus einem Kerker in den andern. Günſtiger wurde ihr Loos erſt im Oeſterreichiſchen. Dort wurden ihnen die Feſſeln abgenommen und in Wien konnten ſie in Begleitung eines Officiers ausgehen, wohin ſie wollten. Fein gab alle Hoffnung auf, jemals in Deutſchland Freiheit und Gerechtigkeit zu finden. Er entſchloß ſich daher nach Amerika auszuwandern und erhielt dazu die nöthigen Mittel angewieſen. Daffner ging nach ſeiner Heimath in Baiern, wo er, wie verlautet, unangefochten lebt.

. . . . . .

In Luzern hatten aber die Vorschläge von Joseph Leu ihre schlimmen Früchte getragen.

Seit der Auflösung der Freischaarenzüge im December 1844 und im April 1845 wurde von den katholischen Cantonen der Schweiz der Sonderbund gegründet. Das geschah im Frühjahr 1846. Luzern war der Hauptsitz dieses Bundes. Die alten Urcantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis vereinigten sich durch einen besondern Vertrag zur Aufstellung eines Heeres unter dem Commando des Generals von Sonnenberg, der die schweizerischen Lohntruppen in Neapel commandirte und zu diesem Glaubenskrieg in seiner Heimath Urlaub empfangen hatte. Der Vertrag bestimmte als Zweck des Bundes: 1) die Cantone des Bundes verpflichten sich: wenn einer oder mehrere unter ihnen angegriffen werden würden, zur Wahrung ihrer Souveränetäts- und Territorialrechte den Angriff, gemäß dem Bundesvertrag vom 7. August 1815, gemeinschaftlich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren; 2) die Kunde von einem Angriff ist als Mahnung zum Aufgebot zu betrachten; 3) tritt ein Kriegsrath, bestehend aus einem Abgeordneten jedes Cantons, zusammen, der den Krieg zu leiten hat.

So war denn nach dem Rathe der Jesuiten und durch ihr im Finstern schleichendes, wühlerisches Treiben das Ungeheuere geschehen, was seit dem Bestehen des

Schweizerbundes noch nie dagewesen war: ein Riß mitten durch die Bundesacte. Die Cantone der Eidgenossenschaft hatten sich in zwei Lager getheilt. Ein furchtbarer innerer Bürger- und Religionskrieg stand bevor. Und wie ernst es damit die Sonderbundscantone meinten, bewies ihre ungeheuere Rüstung. Soldaten wurden ausgehoben und angeworben, Bataillone gebildet, Munition, Gewehre und Kanonen wurden angeschafft. Die conservativen Mächte, als Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland beglückwünschten durch ihre Gesandten in Cabinetsschreiben und Circularnoten die Cantone des Sonderbundes wegen eines Unternehmens, welches das einzige Mittel sei, wodurch die Revolution und der Radicalismus in der Schweiz unterdrückt werden könne. Sonderbar genug ermunterten die Mächte, die in ihren Staaten das Bestehende und die gesetzliche Ordnung um jeden Preis festhielten, die eigentlichen Revolutionäre der Schweiz durch ihren Zuspruch, in ihrem kriegerischen Treiben gegen Gesetz und Ordnung fortzufahren, indem sie die Aussicht auf eine bewaffnete Intervention zu ihren Gunsten durchblicken ließen. Sogar schweres Geschütz, Gewehre und Munition wurden ihnen von Oesterreich und Frankreich und Sardinien als Geschenke zugeführt. Man fand in Luzern Kanonen, deren Guß den Namen Louis Philipp trug.

Die Entrüstung darüber war allgemein, sowohl in

der Schweiz, als unter der aufgeklärten Bevölkerung der Staaten, die durch solche Maßregeln bewiesen hatten, welche Gefahren einer heillosen Verfinsterung dieses System der Jesuitenbegünstigung über ganz Europa brachte.

So erhob sich denn auch die ganze Schweiz dagegen. Die Eröffnung der Tagsatzung im Canton Bern stand bevor und Alles erwartete, daß hier endlich die entschiedensten Maßregeln wegen Austreibung der Jesuiten und Aufhebung des Sonderbundes beschlossen werden würden.

Der Großrath Leu war die Seele der antinationalen, jesuitenfreundlichen Bewegungen in Luzern. Er war es, der dem Sonderbund den starren Trotz gegen alle Gefahren eines neuen Bürgerkrieges gab. Da sollte auch ihn endlich sein Geschick ereilen, jenes Geschick, das am Ende, früher oder später, allen Strebungen gegen die Erhebung des freien Menschengeistes den Untergang bringen muß.

. . . . . .

Nach dem ersten verunglückten Freischaarenzuge hielt sich Jacob Müller, der daran Theil genommen hatte, einige Zeit als Flüchtling in Menzikon auf. Dort sah man ihn Nächte hindurch in der Schenke sitzen, wo gespielt, getrunken und getobt wurde, daß oft die Gläser in die Höhe sprangen.

Da haben viele der Flüchtlinge von den Freischärlern neben ihm gesessen und wilde, tolle Reden geführt. So

hat es denn auch geheißen: „Der Leu, Siegwart und Koſt müſſen bei Seite geſchafft werden.“

Dabei war dem Jacob Müller der Gedanke durch das wüſte Gehirn gefahren: „Das wäre ein Stück Arbeit für dich“ und im tollen Uebermuth hat er zu einigen Freunden geſagt: „Wenn ich ein gut Stück Geld dabei verdienen könnte, ſo wollte ich das Ding da (den Leu zu erſchießen) wohl thun.“

Die Andern lachten darüber und meinten, das wäre wohl eine herrliche That; ſchon im Jahre 1831 würde es gut geweſen ſein, wenn man den Leu weggeſchafft hätte.

Darauf hatte Jacob Müller mit mehreren bekannten Liberalen, dem Regierungsrath Waller zu Aarau, Baumann u. A., darüber geſprochen, aber nur ſehr unbeſtimmte Aufmunterungen und Zuſagen von Belohnungen empfangen.

Einige Zeit darauf hatte der zweite Freiſchaarenzug ſtattgefunden. Jacob Müller hatte jedoch daran nicht Theil nehmen können, weil er im Gefängniſſe geſeſſen. Kurz nach der Niederlage der Freiſchaaren iſt er freigekommen und da war es, wo er in der Einſiedelei im Walde bei Littau mit den beiden verkappten Jeſuiten den Vertrag, den Großrath Leu zu ermorden, geſchloſſen hatte. Als er ſpäter den Amtsrath Häusler und den Freiſchaarenchef Bühler aufſuchte und ſie zum erſten Male von Angeſicht zu Angeſicht ſah, erkannte er wohl,

daß die beiden Männer in der Klause, die sich so genannt hatten, ihn belogen; indeß kümmerte ihn das wenig, weil er doch wenigstens abschläglich eine Zahlung von ihnen empfangen hatte.

Schon im Gefängniß hatte er sich viel mit diesem Gedanken beschäftigt, denn er hielt Leu für Denjenigen, der an seiner Verhaftung die meiste Schuld habe. Selbst im Schlaf verrieth er, daß er den Leu nothwendig erschießen müsse.

Als er erwachte, lachten seine Mitgefangenen darüber und neckten ihn, daß er es nur im großen Maul habe, wenn es aber zum Klappen komme, so würde es ihm an Muth fehlen. Unter Andern spötteite der Adlerwirth Troller: „Du bist nichts zu so etwas, da müßte man einen Andern unter Deine Hosen stecken. Handeln muß man, wenn man Gelegenheit dazu kennt."

„Ich werde es Euch schon beweisen," sprach er, „was der Joggi kann." Und von da an fing er an still und ernstlich für sich über das Unternehmen zu brüten.

Doch bei seinem Leichtsinn kam auch wohl eine Zeit, wo er im lustigen, liederlichen Leben das Unternehmen ganz vergessen hatte, oder auch wohl die That auf eine unbestimmte Zeit hinaus verschob. Eines Tages im April brachte er seinem Bruder Anton Kleider ins Aargau und traf dort mit dem Flüchtling Michael Ackermann wieder zusammen, und dieser verabredete mit ihm, daß er und

ſein Bruder Anton mit dem Altoberrichter Bühler über die Summe, die dieſer ihm für die Ermordung Leu's zahlen ſolle, unterhandeln wollten. Ueber den Erfolg würden ſie ihm berichten und zugleich einen Stutzen mitſchicken, womit er die That vollbringen könne. Im Anfange Mai empfing er von Anton einen Brief vom 8., worin dieſer ihm ſchrieb, daß Bühler ihm ſagen laſſe, daß ſich wegen dieſes Gegenſtandes jetzt noch nichts thun laſſe.

Nach längeren Unterhandlungen, die zu keinem Ergebniß geführt haben, ſoll ihm endlich, nach ſeiner ſpätern Ausſage vor Gericht, geſchrieben ſein: jetzt ſolle er den Mord nicht mehr länger zurückhalten; er bekomme Geld ſo viel er wolle.

Darauf ſchickte Jacob Müller ſeine Mutter nach Zürich, um für den Stutzen zu ſorgen, an welchen er gewöhnt geweſen ſei und der wegen ſeiner Kürze ſich am leichteſten zu dem Morde hätte gebrauchen laſſen.

Um ſich vom drohenden Concurſe zu retten, hatte er ſich ſchon im Frühjahr bemüht, eine Gült (Hypothek) auf ſeinen Hof aufzunehmen.

Er trat deshalb mit dem Stadtamman Iſaak, dem Doctor Kaſimir Pfiffer und dem Hauptmann Corraggioni in Unterhandlung. Da der Gemeinderath ihm dabei nicht behülflich ſein wollte, wagte er es, den genannten Herren ſeine Abſicht gegen Leu zu eröffnen. Iſaak ver-

wies es ihm mit bestimmten Worten, daß er für so etwas kein Geld gebe; Pfiffer dagegen ereiferte sich über einen so schmählichen Antrag und erklärte: „Das ist criminell und nicht mehr politisch. Eine Ohrfeige mag der Leu verdient haben, aber nicht auf diese Art mit Schießen und Tödten."

Dagegen sagte Jacob Müller später, ohne Zweifel nur durch Kerkertorturen verleitet, wahrscheinlich mehr dem Willen des Inquirenten als der Wahrheit folgend, aus: Es habe der Hauptmann Corraggioni seine Zustimmung kundgegeben. Schon vorher müsse er etwas davon vernommen haben; denn ehe Müller seine Rede ganz vollendet, habe er ihn mit den Worten unterbrochen: „Mit dem Gült ist es nichts; wenn Ihr aber so etwas thun könntet mit dem Leu, so werdet Ihr dann Geld genug bekommen." Als er dann später zum zweiten Male zu Corraggioni in die Stadt gegangen sei, habe dieser ihn in ein schönes Zimmer geführt und ihm dort versprochen, 30,000 Franken für ihn zusammen zu bringen, wenn er diese That vollbringen würde.

Den Stutzen hatte übrigens Jacobs Mutter von Zürich nicht gebracht. Dagegen hatte man ihr versprochen, denselben zu schicken. Nachdem er nun längere Zeit vergebens darauf gewartet hatte, begab er sich endlich, Sonnabends am 11. Juli, zum ersten Male, mit einer Jagdflinte bewaffnet, nach Ebersol. Dort hatte er im

Stalle des Herrn Leu die Gelegenheit abwarten wollen, denselben am folgenden Morgen, wenn er aus der Hausthür ins Freie treten würde, zu erschießen. Schon Abends zuvor hatte er ihm umsonst aufgepaßt, da er Leu nicht zu sehen bekam. Auch für den folgenden Morgen wurde sein Vorhaben vereitelt. Leu's Wohlthätigkeitssinn gestattete gern jedem Armen Aufnahme in seine Gehöfte und so rettete dieser schöne und humane Zug seines Charakters sein Leben. Als der Mörder in den Stall trat, traf er dort einen Bettler. Dieser erwachte aus dem Schlaf; doch Jacob Müller that, als sei er ein Knecht vom Hause, der im Stalle zu thun habe und sagte ihm, er solle nur ruhig bleiben, er wolle sich dann auch hinlegen und ein wenig schlafen. Als Jacob erwachte, war es eben Tag geworden. Nun getraute er sich doch nicht mehr die That zu vollziehen, weil er hier einen Augenzeugen hatte und er bedachte, daß es leicht sein könne, daß einer von den vier Knechten Leu's früher in den Stall kommen könne, als Leu aus dem Hause hervortreten würde. Er eilte daher, sich zu entfernen, ehe Jemand kam und verbarg sich mit seiner scharf geladenen Jagdflinte hinter dem Zaune am Kirchwege nach Hochdorf. Er rechnete darauf, daß Leu's Frömmigkeit ihn zuerst den Gang in die Frühmesse antreten lassen würde. So hatte der Bösewicht richtig gerechnet; denn der Großrath Leu kam langsam von seinem Hause her, aber er

war nicht allein. Es ging das fromme Liesli an seiner Seite, und dieses Erscheinen des reinen, engelschönen Kindes flößte dem starken Naturgefühl des Mörders so viel Scheu ein, daß er nicht wagte den Schuß zu thun, da er leicht auch die unschuldige Jungfrau hätte treffen können. Nun blieb er stehen, bis er sich denken konnte, die Leute seien nun alle in der Kirche. Dann trat er mit dem Gewehr im Arme hinter dem Hag hervor; indeß wurde er doch bemerkt durch einen Zeugen, Namens Johann Rast, der auch später darüber seine Aussage machte.

Indeß ließ er sich dadurch nicht abschrecken von seinem verruchten Vorsatz. In der nächsten Woche sollte nun die That vollzogen werden. Am Donnerstag derselben fand eine große Wallfahrt nach Sachseln zu der Grabstätte des heiligen Nikolaus von der Flüe statt. Daß dort Leu nicht fehlen würde, ließ sich von seiner Frömmigkeit wohl erwarten. Er nahm sich vor, ihm am Galgenhölzli bei der Emmenbrücke aufzupassen, wenn er Abends von dieser frommen Buß- und Betfahrt zurückkommen würde. Indeß der Himmel hatte starke Regengüsse gesendet und so verschob Jacob Müller abermals die Ausführung seines Meuchelmordes.

Einen vierten Versuch unternahm er am Freitage, den 18. Juli, ein Beweis, wie fest er auf seinem verbrecherischen Beschluß verharrte. Er steckte sein Gewehr

und dazu eine Baumsäge in einen Sack; dann zog er damit nach Untereberſol. Im ſpätern Verhör, freilich unter dem Einfluß fortwährender Kerkertortur, ſagte er aus: Als er am Hauſe des Amtsraths Hüsler vorbeigegangen, habe er dieſen geſehen, wie er am Brunnen ſtehend ſeine Hände gewaſchen habe. Nun habe er auf das Gewehr deutend ihm ein Zeichen über ſein Vorhaben gegeben, welches dieſer wohlverſtanden hätte. Oberhalb Eberſol, bei Kofer's Scheune, ſaß ein alter Mann, der ihn, als er vorbeigegangen, mit der Bemerkung begrüßte: „Mann Gottes, hend Ihr e Gewehr im Sack?" Er verneinte zwar dieſe Frage, doch ließ er ſich dadurch einſchüchtern und verbarg ſein Gewehr im Walde zwiſchen Hochrain und Eberſol; darauf kehrte er im Wirthshauſe in Hochrain ein; als es aber dunkel geworden und er ſich etwas mehr Courage angetrunken, begab er ſich noch einmal nach der Wohnung des Großraths Leu, in deren Nähe er wieder zwei Stunden vergebens lauerte. Endlich ging er in den Schuppen neben dem Schweineſtall und mit dem Vorſatz, es morgen anders anzufangen, ſägte er eine dort liegende Leiter entzwei, ſo daß ein Theil derſelben eben hoch genug war, um an das Fenſter des untern Stockwerks zu reichen. In jener Nacht war übrigens Leu nicht zu Hauſe, wie er wußte, und das war der Grund, weshalb er es vorläufig bei den Vorberei-

tungen ließ. Aber die folgende Nacht sollte die verhängnißvolle eine ruchlose That sein.

Doch kehren wir zu Leu zurück, der nichts davon ahnete, wie sein Leben nur noch an einem einzigen Haar hing.

. . . . . .

In Leu's Hause herrschte der tiefe Gottesfrieden einer frommen Familie. Die Tage verflossen einer wie der andere in fleißiger Besorgung der nicht unbedeutenden Landwirthschaft, wobei jedes Geschäft mit Gebet begonnen und beschlossen wurde. An keinem Morgen wurde die Frühmesse in der Pfarrkirche zu Hochdorf versäumt, an keinem Abend die Abendmesse. Der Rosenkranz war der stete Begleiter der Familie so wie der Dienstboten, die aus vier Knechten und einer Magd bestanden. An Gelegenheit, von der Arbeit zu ruhen, fehlte es nicht; denn der Großrath Leu hatte alle die früher von der Regierung aufgehoben gewesenen zahllosen Stiftungs- und Heiligenfeste wieder eingeführt und versäumte mit seinen Hausgenossen an keinem solchen Feiertage, die Arbeit ruhen zu lassen und die Kirche zu besuchen. Dazu kamen noch eine Menge Wallfahrten nach nahen und fernen Gnadenorten, an welchen Leu jeder Zeit Theil nahm, um für das Heil seiner Seele nichts zu versäumen. Rechnet man noch seine Thätigkeit in Regierungsgeschäften hinzu und den starken Verkehr mit den fremden Diplomaten,

gegen die sich der Bauer von Ebersol, ohne seine ländlichen Gewohnheiten abzulegen, mit dem vollen Gewicht eines regierenden Republikaners benahm, und sah man ihn dann wieder in seinem häuslichen Kreise das Leben eines Patriarchen führen, Alles regierend nach seinem Willen durch Liebe und Milde bei ernster Strenge, so kann man nicht umhin, diesen Mann zu bewundern, so sehr auch die ganze Richtung seines Lebens und Strebens zu beklagen bleibt.

Seine Hausgenossen bestanden damals außer seiner braven Gattin, Maria, geb. Jenichen und einer 83jährigen Mutter, einer würdigen Greisin voll wunderbarer Lebenskraft, aus fünf Kindern, von denen das älteste vierzehn, das jüngste noch nicht drei Jahre alt war. Dann waren noch Hausgenossen: eine bereits ältliche Schwester des Großraths, Namens Barbara und die liebliche Nichte desselben, die anmuthige Liesli, die, für jeden Eindruck empfänglich in ihrer schwärmerischen Liebe für den armen Gideon, sich in diesem frommen Hause ganz der Frömmigkeit hingegeben hatte.

Liesli befand sich jetzt wieder in jener schwärmerischen Stimmung, die einer weiblichen Seele das Klosterleben als den einzigen Noth- und Rettungsanker aus den Trübsalen eines verkümmerten Daseins betrachten läßt. Joseph Leu hielt große Stücke auf seine liebe fromme Nichte und wünschte aufrichtig, ihr ewiges Wohl zu

fördern, das er noch über das zeitliche stellte. Er benutzte daher die Gelegenheit, als er mit ihr am Donnerstage, den 17ten Juli, von der Wallfahrt nach Sachseln zurückkehrte, seiner lieben Nichte nach einem warmen, väterlichen Zureden das Versprechen abzunehmen, daß sie, im Fall ihm Menschliches begegnen und er aus dieser Zeitlichkeit von Gott abgerufen werden solle, in ein Frauenkloster zum Herzen Jesu eintreten wolle. Liesli gab ihm mit Wort und Handschlag ihre Zustimmung dazu und Leu versprach, sogleich die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, daß sie vom Novizenjahr dispensirt und ohne Weiteres in den Orden aufgenommen werde. Er würde dann ihr Vermögen dem Orden zur Ausstattung als Braut Christi übergeben.

Das arme Landmädchen, das alle Aussicht verloren sah, Guideon, diesen unglücklichen Freund ihrer Seele jemals wieder zu sehen, willigte ein ohne Widerstand, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und eben waren sie an eins der vielen am Wege stehenden Bildstöckel mit einem Marienbilde in einer vergitterten Nische gekommen, da kniete Liesli nieder und that laut und feierlich das Gelübde, daß sie der Welt für ewig entsagen werde. Unter rechtgläubigen katholischen Christen gilt solch ein Gelübde als ein heiliger Schwur, so daß sie sich jetzt schon als eine Braut Jesu Christi betrachtete.

Joseph Leu hatte sich auf dieser Pilgerfahrt etwas

erkältet; unwohl kam er nach Hause; aber das hinderte ihn nicht, den folgenden Tag die nöthigen Schritte zu thun, um die Vollziehung dieses Gelübdes zu sichern. Er ließ den Jesuitenpater, Professor Heilinger kommen und übergab ihm als Liesli's Vormund die Brieftasche, in welcher sich alle Documente über das Vermögen seiner Nichte befanden. Dann erklärte er ihm den Wunsch derselben ohne Noviziat in den Orden der Schwestern vom Herzen Jesu aufgenommen zu werden, welches denn das arme Liesli mit Kopfneigen und tiefem Seufzer bestätigte. Dann sank er erschöpft in seinen Lehnsessel und sprach mit gefalteten Händen: „Nun, mein Gott und Herr, magst du über deinen unwürdigen Knecht gebieten. Ich habe nun meine schönste That vollbracht: eine geliebte Seele für den Himmel zu retten. Herr, o Herr, dein Wille geschehe, nicht der meinige. Ich lege mein Haupt getrost in deinen Schooß, mein Gott und Vater, denn ich bin mir bewußt, daß ich als ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn redlich mitgewirkt habe, daß das Reich Gottes ausgebreitet werde auf Erden und nicht zu Schanden werde durch die Feinde der Religion und des Glaubens. Amen!"

Unverkennbar lag eine Todesahnung in diesem Gebete und die Erfüllung derselben sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

. . . . . .

Am Abend des 18ten Juli hatte sich der Rathsherr Joseph Leu von den Gebrüdern Rast in Untereberſol erbitten lassen, die Theilung ihres elterlichen Erbes besorgen zu helfen. Gewohnt, seinen Nachbarn freundlich zu dienen, war er gern dazu bereit und übernahm das Geschäft noch an demselben Abend. Dieses aber zog sich wider Erwarten in die Länge, so daß er erst in der Nacht um 2 Uhr am 19. Juli nach Hause zurückkehrte. Am folgenden Abend legte er sich, ermüdet von der durchwachten Nacht und belästigt von einem leichten Schnupfen, den er sich durch die früher erwähnte Erkältung auf der Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Nikolaus von der Flüe zugezogen hatte, etwas früher als er gewohnt war zu Bett. Er konnte nicht sogleich einschlafen. Die Sommerwärme und der Reiz des Hustens hielten ihn eine Zeit lang wach. Doch endlich unter Gebet nahte ihm der Schlummer, der ihm so verderblich werden sollte.

Auch seine Frau Maria war, nichts Böses ahnend, eingeschlummert, nachdem sie das kleinste Kind in seinem Bettchen versorgt hatte. Da wurde sie plötzlich um zwölf ein halb Uhr durch eine Helle und einen Knall aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sie sah die Decke ihres Mannes brennen und mit dem Ausrufe: Jesus Maria, sprang sie auf, löschte die glimmende Decke und schüttelte ihren Mann, um ihn aus dem unbegreiflich tiefen Schlafe,

worin sie ihn versunken glaubte, zu wecken. Aber er gab keine Antwort mehr, auch kein anderes Lebenszeichen. Mit namenlosem Entsetzen wollte sie aus der Küche die dort zu Ehren der armen Seelen brennende Votivlampe holen; aber dieses ewige Licht war erloschen.

Der Knall des Gewehres hatte das ganze Haus alarmirt. Auf ihr Geschrei stürzten alle Hausgenossen, fast unbekleidet, wie sie in den Betten gelegen hatten, zusammen. Da kamen sie nach einander herbei: ihre Schwägerin, Barbara Leu, die Knechte und die Magd und einige Minuten später erschien auch im reinlichen Nachtgewande, todtenblaß vor Schreck, die fromme Liesli, die jetzt den vollen Anblick der Schreckensscene hatte; denn man hatte indeß Licht angezündet und sie erblickte ihren verehrten Oheim, Joseph Leu, bereits in den letzten Zügen liegend und aus einer Schußwunde auf der Brust floß Blut. Ohnmächtig sank sie in die Arme der noch viel unglücklichern Frau.

Eiligst wurden der Pfarrer von Hochdorf und der Doctor Scherer aus Luzern herbeigeholt. Als diese Männer ans Bett traten, war er bereits verschieden. Der Arzt gab Befehl, daß man ja nichts mit der Leiche vornehme, sondern sie ganz so liegen lasse, wie man sie gefunden habe, bis das Amtsstatthalteramt zur Stelle sein würde.

Bald darauf, in derselben Nacht, am 20. Juli

1845, Morgens um halb zwei Uhr erschienen der Amtsstatthalter Xaver Schmidt und der Amtsschreiber Anton Estermann. Diese Behörde verfügte: 1) da hier ein Verbrechen außer Zweifel liegt, so soll darüber sofort eine strafrechtliche Untersuchung angehoben werden; 2) soll für sichere Bewachung des Leichnams und daß derselbe in unveränderter Lage bleibt, gesorgt werden.

Vom Mörder war keine Spur zu entdecken.

An demselben Nachmittag fand die gerichtsärztliche Section des Getödteten von Seiten des Physicats im Beisein des Amtsstatthalters statt.

Aus dem Obductionsprotocoll, dem Privatberichte des Hausarztes Dr. Scherer und dem Gutachten der Sanitätscommission des Cantons Luzern ergab sich ohne allen Zweifel, daß die tödtende Kugel knapp über seinem vom Pulverdampf geschwärzten Arm in die Brust eingedrungen sei und das Herz durchbohrt habe. Aus der brennenden Bettdecke und der Richtung des Schußkanals lasse sich schließen, daß der Schuß aus größter Nähe und von der Richtung der Kammerthür her erfolgt sein müsse, so wie denn der Umstand, daß beide Arme unter der Decke gelegen, gegen jede Verdächtigung einer Selbstentleibung spreche und eine Tödtung durch fremde Gewalt beweise.

Nun begann die Untersuchung, die allerdings mit der größten Thätigkeit und Umsicht geführt wurde, wogegen jedoch den Verhörrichter Amman der Vorwurf trifft, mit

einer wahrhaft leidenschaftlichen Wuth alles Maß einer richterlichen Befugniß überschritten zu haben. Wie sich nach und nach die Entdeckung des Mörders und das von ihm erpreßte Geständniß entwickelte, wollen wir im Folgenden erzählen. Begreiflich waren dem Gericht damals noch nicht die Vorbereitungen zum Morde bekannt, welche erst später durch die Geständnisse des Jacob Müller in Uebereinstimmung mit zusammentreffenden Umständen, Aussagen und Indicien actenmäßig festgestellt wurden.

. . . . . .

Vielfache Spuren und Anzeigen leiteten auf falsche Fährten, bis endlich der Verdacht auf Jacob Müller fiel. Dieser wurde eingezogen, worauf er denn nach beharrlichem Läugnen, freilich erst durch Hunger, Durst und andere Mißhandlungen im Kerker mürbe gemacht, ein Geständniß ablegte, welches im Wesentlichen mit den früher erzählten Thatsachen übereinstimmte.

Ueber die Vollziehung des Mordes gab er folgende Aufschlüsse. Wir wollen sie nach dem Protocoll mit seinen eigenen Worten erzählen.

„In der Nacht vom Samstag, den 19. Juli, ging ich zum dritten Male nach Ebersol. Ich ging also vorerst auf den Platz, wo ich die Leiter versägt hatte, da fand ich, daß die Stücke schief an einen Schneidestuhl hingelegt waren. Das kam mir kurios vor und ich hätte beinahe den Muth verloren. Ich horchte, ob Niemand

auf sei. Alles war stille, und so nahm ich denn das stärkere, das untere Stück der Leiter und legte es bei dem untern Fenster in der Ecke am Günikon an. Das Gewehr hatte ich indeß bei der Holzbeige stehen gelassen. Das Fenster ließ sich ganz leicht und leise zurückschieben. Ach, da stieg ich durch das geöffnete Fenster ein. Von der Stube kann man in die Küche gelangen, wo ich ein Licht brennen sah. (Das war die früher schon erwähnte Votivlampe.) Von der Küche gelangte ich in den Hausgang. Nun öffnete ich die Hausthür. Ich brauchte nur den Riegel zurückzuschieben; das Schloß war nicht abgelassen. Die Thür ließ sich ohne das mindeste Geräusch öffnen; kein Mäuschen hätte es gehört. (So hatte er sich den unbemerkten Rückzug gesichert.) Darauf versuchte ich die Schlafkammerthür des Leu zu öffnen. Auch das ging leise vor sich; nur stieß die Thür an ein Bettstättli, worin ein Kind lag. Links an der Wand und auf dem ersten Bett sah ich Weiberkleider hängen und liegen, und in dem andern Bett daneben erblickte ich den Leu. Der Mond schien durch das Fenster. Es war so heiter in dem Zimmer, wie jetzt da in der Stube. Er lag da nicht ganz zugedeckt. Die Decke hatte eine weiße Farbe, so viel ich meine. Nachdem ich mich so umgesehen hatte, begab ich mich vor das Haus hinaus, um das Gewehr zu holen. Im Freien besann ich mich noch einmal; es wollte mich eine Furcht anwandeln.

Da trank ich das Kirschwasser aus, so ungefähr für einen Batzen, welches ich bei mir trug, und da dachte ich: es muß doch jetzt sein. Unterdessen hörte ich Jemanden die Gasse neben dem Leu'schen Hause herauf laufen und ich blieb auf dem Läubli stehen, um abzuwarten, ob die Person etwa in das Haus hinein wolle. Wäre das nur geschehen. Da hörte ich aber die Tritte an dem Hause vorbei und darum ging ich dann hinein. Das Licht in der Küche brannte nicht mehr. Es ist vielleicht durch den Zugwind gelöscht worden, der durch die geöffneten Thüren eindringen konnte. Unter der Thür des Schlafzimmers, den einen Fuß einwärts, den andern noch auf der Schwelle, streckte ich das Gewehr auf die Mitte des Körpers des Rathsherrn Leu, so wie ich dachte, und drückte ab."

Mit einem schweren Seufzer fuhr er fort: „Der Schuß ging los und ich hörte noch die Worte: Jesus Maria! Ich meinte, er rufe noch so und ich dachte, ich könnte ihn nicht tödtlich getroffen haben. Ich eilte davon, so schnell ich konnte. Auf dem bezeichneten Wege sprang ich, so viel ich vermochte, ohne mich irgendwo aufzuhalten. Um drei Uhr herum kam ich in Stechrain an. Ich ging durch die untere Kellerthür hinein, wo ich auch hinausgegangen bin. Ich begab mich sogleich in die obere Schlafkammer. Ach," fuhr er weinend fort, „hätt' ich's doch um Gottes willen nicht gethan! O, wenn nur

das Geld nicht gewesen wäre, wie schrecklich unglücklich bin ich doch."

Aber mit dem Einziehen des Lohnes erging es ihm übel. Am Morgen des 20. Juli ging er mit seiner Frau nach der Stadt. Er nahm einen Sack mit, um das viele Geld hineinzustecken, das er erwartete. Da aber war der Lärm über die Ermordung des Großraths Leu schon so arg geworden, daß er sich nicht getraute, den Lohn sogleich bei dem Hauptmann Corraggioni zu erheben. Er kehrte daher bei dem Adlerwirth Troller ein, dem er das Ereigniß der vorigen Nacht umständlich erzählte und ihm sagte, er möge ihm doch nun auch ein Trinkgeld geben. Das versprach ihm dieser, rieth ihm aber, sich mäuschenstill zu verhalten und von der Sache nicht zu reden. Erst am folgenden Dienstag will er darauf zu Corraggioni gekommen sein, welcher ihm ebenfalls das strengste Stillschweigen auferlegt habe mit der Versicherung, er wolle sogleich dem Kasimir Pfiffer schreiben oder berichten, der auf dem Rigi sei. Das Geld müsse er nächstens haben. Bis jetzt, fügte er im Verhör, wo er diese Aussage machte, hinzu, habe er indeß noch keinen Pfennig bekommen.

Noch schlimmer erging es ihm in Zürich, wohin er sich begab, um von dem Altoberrichter Bühler seinen Lohn zu empfangen. Diesen traf er in demselben Wirthshause, wo er wohnte. Er führte den Mörder in ein

besonderes Zimmer und fragte ihn da: „Hast Du es gethan?“ „Ei ja wohl,“ antwortete ihm Jacob Müller lachend, „es wird sich wohl kein Anderer dafür melden. Damals, als ich das letzte Mal bei Euch gewesen bin, habt Ihr mir nichts gesagt, daß Ihr noch einen Andern bestellt habt, und ich bin nun da, um zu schauen, was Ihr mir für ein Mal gebet?“ Auf diese Worte trat Bühler einige Schritte von ihm zurück, drehte sich dann auf dem Absatz um und gab ihm die höchst unerwartete Antwort: „Du kannst schauen, wo Du etwas bekommst.“ Erschrocken entgegnete Jacob Müller: „Das wird doch jetzt nicht so sein. Ihr werdet doch wohl wissen, was Ihr mir versprochen habt und warum Ihr es mir nicht schriftlich geben wolltet.“ Allein Bühler that, als wenn er auf der Stelle verreisen müsse und erklärte, daß er nicht Zeit habe, mit ihm weiter zu reden. Weinend ging Jacob Müller von Zürich fort. Ueberall sah er sich schrecklich getäuscht. Sein Gewissen war mit einem Mord belastet und der Sündenlohn blieb aus.

Er ging darauf nach Höngy, um seinem Bruder den Wortbruch Bühler's zu klagen. Dieser tröstete ihn und sprach: „Es ist doch ein miserables Geschäft, Einen zu solchen Sachen anzuhalten und dann von dem Preise abzugehen.“

Vom Amtsrath Hüsler will er zwei, von Ludwig Jenichen vierundzwanzig Fünflivresthaler empfangen ha-

ben. Vom Hauptmann Corraggioni gab er an, daß dieser ihm einen expressen Boten mit der Aufforderung geschickt habe, sich bei ihm zu stellen. Als dieses geschehen sei, habe er Anweisung erhalten, sich sogleich nach Zürich zu begeben; er könne in einem Kaffeehause, dessen Namen er auf einen Zettel geschrieben, das versprochene Geld in Empfang nehmen. Zur Ausrede solle er sagen, sein Bruder sei krank geworden. Seine Frau habe ihn aber wegen dringender Erntegeschäfte nicht gehen lassen; am folgenden Sonntage sei er aber durch Arrestation daran verhindert worden.

Von den Jesuiten, die ihn unter fremden Namen zum Mord gedungen hatten, fand sich keine Spur wieder.

Mit diesem freilich erzwungenen Geständniß stimmten allerdings die Umstände und Zeugenaussagen, besonders die seiner Mutter, zu sehr überein, um annehmen zu können, was die Liberalen behaupteten, das ganze Geständniß sei falsch, und durch Tortur erpreßt; der Großrath Leu habe sich selbst erschossen; die Pistole, womit es geschehen, hätten die Jesuiten sogleich bei Seite gebracht und Jacob Müller sei daher mit Unrecht zum Tode verurtheilt.

Charakteristisch ist folgender Zug, der beweiset, wie nahe sich oft Frömmelei und die schwärzesten Verbrechen berühren. Seine Mutter, Rosa Felix, hat zugestanden, daß sie den Moment, in welchem der Mord ausgeführt

wurde, genau gekannt habe, indem Samstags, den 19. Juli, ihr Sohn Jacob zu ihr gesagt: „Heute Nacht gehe ich wieder, da muß es geschehen." Da sei sie nach dem Nachtessen in eine nahe bei dem Hofe liegende Kapelle gegangen, habe ein Licht angezündet und habe gebetet für das Gelingen des Mordes.

Der Verhörrichter Amman betrieb die Untersuchung mit einem nicht zu ermüdenden Eifer. Er ging im Lande herum, um Mitschuldige zu finden. Die Aussagen Jacob Müller's über Mitwissende und Bestechungsversuche waren offenbar nach dem Willen des Inquirenten durch geheime Kerkertorturen erzwungen und daher wenig glaubhaft. Zahlreiche Verhaftungen von Unschuldigen fanden statt. Ehe noch diese Untersuchungen beendigt waren, wurde Jacob Müller, als Mörder Leu's, zum Tode verurtheilt und unter militärischem Gepränge öffentlich hingerichtet. Die Untersuchungen gegen die übrigen vermeintlichen Mitschuldigen gingen ihren Gang. Viele wurden wieder entlassen, ohne daß man ihnen nur sagte, worauf es ankam. Der Verhörrichter Amman, der keinen Gehalt bezog, sondern nur Diäten, war gewissermaßen auf den Raub angewiesen; deshalb zog er die Sache in die Länge. Es war damals eine sehr ekelige Zeit in Luzern. Niemand war seines Lebens, seiner Freiheit und seines Vermögens sicher. Selbst der allgemein geachtete Anwalt Dr. Kasimir Pfiffer und der Hauptmann Corrag-

gioni wurden verhaftet, mußten aber am Ende wieder freigelassen werden. Das Volk war wüthend, als selbst seine Lieblinge nicht verschont blieben; aber aus Furcht vor der entsetzlichen Tyrannei der Regierung blieb Alles ruhig.

Die Jesuiten schlichen mit leisen Schritten und demüthig gesenkten Häuptern durch alles dieses wirre und wüste Treiben, das sie angerichtet hatten. Sie sprachen stets davon, daß es sich für sie, als Diener der Kirche und Lehrer der Jugend, nicht gezieme, sich in politische Dinge zu mischen und doch spannen sie alle die Fäden so fein, daß sie daraus ein unsichtbares Netz weben konnten, in welchem sie Freiheit und Gerechtigkeit gefangen hielten.

In der übrigen Schweiz konnte die mit jedem Tage steigende Entrüstung über dieses Jesuitentreiben und den katholischen Sonderbund offen sich aussprechen. In Volksversammlungen und Vereinen erhitzte man sich gegenseitig für die Ideen, diese Friedensstörer aus dem Lande zu jagen.

Eine solche allgemeine Volksstimmung konnte nicht ohne Einwirkung bleiben auf die Beschlüsse der Tagsatzung, die im Juli 1847 in Bern, dem damaligen Vorort, zusammentrat.

Siebzehntes Capitel.

Roger in Bern. — Die emancipirte Frau. — Tollheiten. — Scenen bei dem Gesandten und der Marquise. — Abreise nach dem Rigi. —

Während im Vorort Bern die Gesandten der Schweizercantone tagten und die Diplomatie in voller Bewegung war, um jede geistesfreie Entschließung, sei es durch Einschüchterung oder Ueberredung, zu unterdrücken, stand ein elegant gekleideter, junger Mann von großer, schlanker Figur, interessanten Gesichtszügen, deren Schönheit noch durch einen dunklen Bart und lebhafte Augen erhöht wurde, vor dem Eingangsportale eines der bedeutendsten Hotels dieser schönen, freundlichen Stadt.

Seine Aufmerksamkeit war auf eine junge Dame gerichtet, die, von einem Bedienten gefolgt, die Straße herauf geritten kam. Ihre feine Taille, die elegante und doch auffallende Kleidung, die in einem Mannshut mit grünem Schleier, einem schwarzen Sammetrock mit

Schnüren, deſſen oberer Theil wie ein weiblicher Spenzer, der unten wie ein Rock für Männer gemacht war, dabei weite, weiße, über die Knöchel geſchnürte Beinkleider, feine Stiefelchen am zierlichen Fuß und das ſchöne Pferd, das ſie ritt, dem das Feuer des arabiſchen Bluts aus den Augen blitzte, verrieth den Rang und Reichthum dieſer ſchönen Reiterin und das Barocke ihrer Erſcheinung würde auf eine reiche Engländerin haben ſchließen laſſen, wenn nicht ihr Reiten nach Art der Männer der engliſchen Sitte und ſelbſt dem Schicklichkeitsgefühl edler Frauen widerſtrebt hätte.

In der Nähe des Hauſes, auf dem Markte, befand ſich ein Topflager auf dem Straßenpflaſter aufgeſtellt. Da blitzte ein heiterer, muthwilliger Gedanke über ihre feinen, ſchönen Züge, und im Augenblick ſpornte ſie ihren eleganten Forellenſchimmel, daß das erſchreckte Pferd eine hohe Lançade durch die Luft machte, dann verkürzte ſie die Zügel und galoppirte durch die Topfbatterie, bis Alles in tauſend Scherben zerſtob. Einen Augenblick hielt ſie dann vor den Ruinen, ſah lachend auf ihr Werk und amüſirte ſich über das redſelige Schelten der Topfweiber, deren Zorn der ihr folgende Groom durch reichliche Spenden an Geld zu beſchwichtigen ſuchte und war dann mit ein paar Sprüngen ihres Pferdes vor dem Eingangsportal des Gaſthauſes. Ehe noch Jemand kam, das Pferd zu halten, ſprang ſie aus dem Sattel und

überließ es der herbeieilenden Bedienung, das muntere Thier wieder aufzufangen.

Kaum befand sie sich auf der Schwelle, dem erwähnten jungen Mann gegenüber, so blieb sie stehen und betrachtete ihn durch das goldene Lorgnon, das sie an einer Schnur trug, mit einer Unbefangenheit, die sich keine andere junge Dame von Erziehung und Bildung erlauben würde. Der junge Mann vermochte diesen Blick aus so wunderschönen, großen Augen, deren Feuer Alles überstrahlte, was man je gesehen, nicht auszuhalten, ohne in einige Verlegenheit zu gerathen. Er trat zurück und indem er achtungsvoll grüßte, wendete er sich zum Abgehen.

„Ah! so entkommen Sie mir nicht," redete ihn die junge Dame französisch an, „ich beschäftige mich soeben mit physiognomischen Studien und glaube eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben; doch davon später; jetzt erlauben Sie mir eine Bitte: fuego, Sennor." Damit nahm sie aus ihrem eleganten Etui eine feine Damencigarre und machte sie zurecht zum Anzünden. Der junge Mann verstand, daß in diesen beiden spanischen Worten die Aufforderung lag, ihre Cigarre an der seinigen anzünden zu wollen, was in Spanien, ohne Unterschied auf Stand und Geschlecht, für eine allgemein übliche Höflichkeit gilt.

„In der That," fuhr sie fort, „man macht dabei

gute Bekanntschaft, die, wenn ich mich in der Person nicht irre, für Sie von günstigen Folgen sein wird."

Zum ersten Male in seinem Leben sah sich der junge Mann einer emancipirten Frau gegenüber. Hatte das unweibliche Wesen derselben für sein feineres Gefühl etwas Abstoßendes, so war doch ihre pikante Erscheinung bei einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit und natürlichen Grazie so unwiderstehlich anziehend, daß er sich für den Augenblick völlig gefesselt sah; er überreichte seine brennende Cigarre; die junge Dame aber erwiederte: „Ei, Sennor, wie könnt Ihr Deutschen so grob und unhöflich sein? Ein spanischer Caballero, einer schöner Sennora gegenüber, würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihr die brennende Cigarre mit den Lippen zu präsentiren."

Der junge Mann erröthete; aber solchen blühend rothen Lippen und glühenden Augen gegenüber, wer hätte da widerstehen können? Die Anzündung geschah auf die bekannte Weise. Um die Länge von zwei Cigarren war das reizendste Mädchengesicht, das man nur sehen kann, dem seinigen gegenüber und ihre Augen strahlten ihn an, so warm und flammend, daß ihn selbst eine bisher nie geahnte Gluth überlief.

„Nun, brennt es?" fragte sie schalkhaft.

„Ja, ich fühle es," entgegnete er, indem er die

Hand über die Augen legte, durch welche das fremde Feuer auf ihn eingedrungen war.

„Nun, Herr von Mühlheim," versetzte sie lachend, „dann brachte Ihnen meine Cigarre das Feuer des Prometheus, mit welchem Pygmalion hoffentlich die Statue belebt haben wird."

„Sie kennen meinen Namen?" rief Roger, denn der war es, überrascht.

„Davon später," entgegnete sie lachend; „jetzt aber, wie finden Sie das Gleichniß, daß es eine Cigarre war, mit deren Feuer Pygmalion die Statue belebt hatte, grade wie es noch heute unsern jungen Herren geschieht, die nicht eher redselig werden, als bis sie den Glimmstengel im Munde haben."

„Pygmalion," entgegnete Roger, „brachte das Himmelsfeuer schöner Augen und das war es, was die Statue belebte."

„Ah bah, keine Flatterien im gewöhnlichen Sinne, keine forcirte Courmachereien. Das wahre Gefühl hat keine leeren Worte, aber einen desto vollern Herzschlag. Nun aber kommen Sie, Herr Roger von Mühlheim, wir diniren zusammen."

„Noch einmal, Sennora, ich erstaune, woher Sie meinen Namen kennen . . . ."

„Ein unverkennbarer frappanter Familienzug . . . ."

„Sie kennen meinen Vater, dem ich ähnlich sehen soll?"

„Sehr genau; da ich selbst die Berufung Ihres Herrn Vaters aus Rheinbaiern nach München und Eintritt in das neue Ministerium bewirkt habe?"

„Unmöglich! Mein Vater, ein Protestant, war ja der entschiedenste Gegner der ultramontanen Tendenzen des Ministeriums Abel und deshalb aus München verbannt."

„Sie wissen also nicht, daß ich das Ministerium Abel aufgehoben habe? Jetzt aber beschäftige ich mich mit der Aufhebung der Jesuiten und der Universität in München. Abel mußte fallen, weil er meiner Standeserhöhung widerstrebte; die Jesuiten sollen fallen, weil sie, als Beichtväter des Königs, gegen mich intriguirten; die Universität soll aufgehoben werden, weil man die Alemannen, die unter meinem Schutze stehen, verfolgte. Sie aber sollen zurückkehren nach Baiern, weil Sie als verfolgter Demagoge sicher ein tüchtiger Liberaler sein werden, der mir an meinem Werke helfen kann."

„Aber mein Gott, ich bin in meiner Heimath vogelfrei, jeder Kerker würde sich für mich öffnen."

„Der König hat auf mein Verlangen eine Amnestie erlassen gegen alle politisch Verfolgten. Sie gehören darunter; lesen Sie dieses Zeitungsblatt und Sie werden sich überzeugen. Noch mehr, hier ein Brief Ihres Herrn Vaters an Herrn Roger von Mühlheim, der Sie ohne Zweifel zurückruft, und ein Ministerialschreiben, das Ihnen Zusicherung einer Anstellung gewährt."

„Unmöglich! mich feſſeln hier Verhältniſſe und Pflichten . . . .“

„Kein Wort davon; ich dulde keinen Widerſpruch. Ich ſage Ihnen, Sennor, ich bin fürchterlich in meinem Zorn. Jetzt aber kommen Sie zum Diner, Sie werden mein Gaſt ſein.“

Willenlos folgte Roger ihrer Einladung. Beide traten in den Speiſeſaal. Das erſte Wort, was ſie ſprach, indem ſie die Cigarre aus dem Munde nahm, war: Champagner!

Der Kellner zögerte einen Augenblick und fragte: „Von welcher Sorte befehlen . . . .“

„Dummheit! vom beſten, verſteht ſich!“ entgegnete die Dame in einem gebieteriſchen Tone.

Der Kellner nahm die Weinkarte, um ihr die Wahl ſelbſt zu überlaſſen.

„Ueberdies, entgegnete ſie heftig, „konnte der Wein ſchon hier ſtehen. Ich will Euch faulen Tagedieben lehren Damen zu bedienen,“ und damit gab ſie ihm einen Schlag mit der Reitpeitſche.

Der Kellner, ein feiner Franzoſe, ſprang einen Schritt zurück, ergriff ein Tiſchmeſſer und rief pathetiſch: „Madame, dieſe Verwundung meiner Ehre, das fordert Blut!“

„Geh, Narr,“ entgegnete ſie lächelnd, „laß Dir von meinem Kammerdiener ein Pflaſter darauf legen.“

Die Leute des Hotels mochten die Dame und ihre

Freigebigkeit schon kennen. Der Kellner verneigte sich höflich und ging hinaus, seinen Ducaten für den Schlag zu holen.

Obgleich die Dame schon mehreren der an den gedeckten Tafeln bereits sitzenden Gästen bekannt zu sein schien, so erregte doch ihre seltsame Erscheinung, so wie ihr schroffes Auftreten die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Aller Augen und Lorgnons wendeten sich gegen sie. Doch unbekümmert darum nahm sie Platz am Tische und wies Roger an ihrer Seite seinen Sitz an.

Unbefangen erzählte sie ihm nun von den neuesten Ereignissen in München, doch ohne sich zu nennen. Roger konnte indeß nicht zweifeln, daß es die ebenso interessante als berüchtigte, zur Gräfin Landsberg erhobene, spanische Tänzerin Lola Montez war, die an seiner Seite saß und eine Gewalt über ihn gewonnen hatte, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Nachdem sie schnell hinter einander ein Dutzend Gläser Champagner getrunken und es sich an der Tafel hatte wohlschmecken lassen, wendete sie sich zu Roger und sprach: „Nun, mein junger Freund, kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich durch den Wunsch Ihrer Familie in die Schweiz gereiset bin, um Sie aufzusuchen. Ich garantire Ihnen jede Anstellung in Baiern, die Sie selbst wünschen. Sie sehen, Ihr Glück ist gemacht, Sennor.

Greifen Sie nur zu. Es hat noch Niemand bereuet, unter Lola's Protection geſtanden zu haben."

„Und dennoch feſſeln mich hier noch Pflichten und Neigungen . . . ."

„Ha, nun wird es intereſſant; vielleicht Herzensangelegenheiten! charmant das! In dieſem Falle betrachten Sie mich als Ihre Verbündete. Ich garantire Ihnen zum Voraus Erfüllung Ihrer kühnſten Wünſche."

„Mir kann auch eine Zauberei nicht helfen und darum bitte ich, mich meinen eignen Weg gehen zu laſſen."

„Nur heraus mit der Sprache. Ich liebe es, Vertraute zu ſein, weil es mir Spaß macht, einen hübſchen Roman zu Ende zu ſpielen."

Roger lächelte ungläubig bei ihrer Zuverſicht; aber grade um ihr die Größe der Schwierigkeiten zu beweiſen, erzählte er ihr Guideon's und Seraphinens Geſchichte und räthſelhaftes Verſchwinden und verrieth dabei ſeine tiefe Neigung für Letztere.

„Das iſt köſtlich," lachte Lola; „wieder ein Jeſuitenſtück von höchſter Potenz; aber wir wollen ihnen den Spaß verderben."

Damit legte ſie ihre Serviette hin und ſtand auf. Auf dieſen Moment wartend, war ein Berner Polizeiwaibel in altmodiſcher Tracht erſchienen und nahe am Eingange ſtehen geblieben. Er hielt ſeinen dreieckigen Hut mit der handgroßen Kokarde in der Hand und ſagte

nicht ohne einige Befangenheit, indem er bald auf die halb männliche Kleidung, bald auf die weibliche Büste, welche die reizendsten Formen verrieth, blickte: „Mein Herr oder Madame stehen unter dreifacher polizeilicher Anklage: pro primo wegen weiblicher Männlichkeits- oder männlicher Weiblichkeitsusurpation; pro secundo wegen Töpfe übergeritten habenden Straßenunfugs; pro tertio wegen straßenrauchender Cigarrencontravention; macht Summa Summarum zwanzig Schweizerfranken Polizeistrafe."

„Mein lieber Herr Polizei," sprach die Dame mit der höflichsten Freundlichkeit, „hätten Sie wohl so viel Verstand in Ihrem Dummkopf, um mir den Hausknecht herein zu rufen?"

„Ich werde ihn realiter citiren," entgegnete der Polizeimann mit voller Amtswürde und schritt gravitätisch hinaus. Bald darauf führte er den Hausknecht am Ohrzipfel herein und kündigte ihm an: „Hier wird Gericht gehalten von hochlöblicher Polizei, als welche ich gegenwärtig repräsentire und Ihr sollt Zeuge sein in vorliegender Sache."

„Hausknecht," sprach die Gräfin, „werft mir den Esel da auf meine Verantwortung zum Hause hinaus."

Das geschah denn zur großen Belustigung der Gäste.

Jetzt fragte sie, ob der Marquis von Mirabella zu

Hause sei. Als dieses bejahet wurde, sprach sie: „Gut, ich will ihn sprechen.“

Ohne sich anmelden zu lassen, indem sie den Kammerdiener, der ihr entgegentrat, zur Seite schob, betrat sie, wie sie war, in halb männlicher Reitkleidung, mit der Reitgerte in der Hand, das Cabinet des Gesandten.

Der Marquis von Mirabella saß so eben am Schreibtisch, mit der wichtigen Arbeit beschäftigt, eine französische Depesche zu unterzeichnen, welche einer seiner Legationssecretäre in Chiffern aufgesetzt hatte und die in der Canzlei der Gesandtschaft ausgefertigt war. Zugleich war ihm die Uebersetzung der Chiffreschrift vorgelegt worden; aber er nahm sich nicht die Mühe, diese zu lesen, sondern unterzeichnete ohne Weiteres im vollen Vertrauen, daß der Secretär den ihm mündlich mitgetheilten Sinn der geheimen Depesche richtig aufgefaßt haben werde.

„Ja, ja,“ sprach der Marquis, „der Radicalismus greift immer weiter in der heutigen Schweiz. Die zwei verunglückten Freischaarenzüge haben diese Revolutionäre noch nicht klug gemacht. Wer kann es den katholischen Cantonen verdenken, wenn sie sich verbinden und rüsten gegen die Angriffe der übrigen Schweiz auf ihre Religion und Cantonalsouveränetät? Ueberall beherrschen die Radicalen der protestantischen Cantone die Regierungen. Von allen Seiten haben die Gesandten der Tagsatzung Instruction empfangen, für die Auflösung des Sonder-

bundes und die Vertreibung der Jesuiten zu stimmen. Es wird die höchste Zeit sein, daß die verbündeten Mächte dagegen eine bewaffnete Intervention eintreten lassen, wenigstens sollte man von allen Seiten ein Observationscorps an die schweizerische Grenze rücken lassen; das ist doch immer schon eine drohende Demonstration, die ihre einschüchternde Wirkung nicht verfehlen wird. So ist doch der Inhalt der Depesche aufgefaßt und wiedergegeben?"

Der Secretär verneigte sich bejahend und nahm das unterzeichnete Blatt unter den Händen des Marquis fort, indem er Goldsand auf dessen noch feuchte Unterschrift streute.

Lola war durch die Vorhänge der Thür auf dem weichen, englischen Teppich unbemerkt eingetreten und hatte, die Beendigung des Geschäfts abwartend, die Rede des Gesandten gehört und damit den Inhalt der Depesche erfahren.

„Erlauben, Excellenz," begann sie jetzt in französischer Sprache, indem sie einige Schritte vortrat, „Ihre Voraussetzungen beruhen auf einer völligen Unkenntniß der Nation, gegen welche Sie operiren. Nichts wäre so sehr geeignet, den patriotischen Stolz und die Thatkraft der von Jugend auf in den Waffen geübten Schweizer anzuregen, als irgend eine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten von Außen her, und dagegen werde ich mit meinem ganzen Einfluß in die Schranken treten."

Ueberraſchend wendete ſich der Marquis gegen die Sprecherin.

„Mein Herr — Madame — mit welchem Rechte .... und ſo unangemeldet .... Wer ſind Sie? was wollen Sie!“

Der kurzſichtige Legationsſecretär hatte indeß ſein goldnes, viereckiges Lorgnon zwiſchen die Augenwimpern geklemmt und die Dame erkannt, von deren barockem Weſen ganz Bern erfüllt war. Er neigte ſich zu dem Ohr des Marquis und ſprach im Ton der Devotion und mit leiſer Stimme: „Excellenz, es iſt die Gräfin von Landsberg, die gewohnt iſt, ihren eignen Weg zu gehen.“

„Mein Herr,“ bemerkte ſie lächelnd, „ſagen Sie nur: Lola Montez, dieſer Name repräſentirt meine Perſönlichkeit. Unter dieſem Namen habe ich meine großen Erfolge gewonnen; der gräfliche Rang, den man mir zugeworfen hat, kann mich nicht höher ſtellen.“

In dem Kopfe des Diplomaten ging bei dieſer Entdeckung eine Reihe von Betrachtungen vorüber, die indeß nur einiger Augenblicke bedurften, um ihm zum klaren Bewußtſein zu kommen. Dieſe Frau, bedachte er, iſt die unbeſchränkte Beherrſcherin eines Monarchen, der, wenn er auch eine Macht dritten Ranges repräſentirt, doch bisher der einflußreiche Schutz- und Schirmherr jeder ultramontanen Bewegung geweſen iſt. Dieſe Macht hat die Laune dieſer ſeiner Favoritin gebrochen. Eine andere Laune

derſelben Frau kann wieder ihr eigenes Werk vernichten. Die Diplomatie fragt nicht danach, aus welchem Stoff die Werkzeuge gemacht ſind, die ihr dienen können. Sie gebraucht den entſprungenen Galeerenſclaven als Mouchard mit derſelben Höflichkeit, wie die begünſtigte Courtiſane, wenn es darauf ankommt, auf Nebenwegen irgend einen diplomatiſchen Zweck zu erreichen, der ſich auf gradem Wege nicht verfolgen läßt. Er bekämpfte daher mit großer Selbſtbeherrſchung den Unwillen, der ſich ihm aufdrängte über den unter andern Umſtänden gewiß unverzeihlichen Frevel eines unangemeldeten Eindringens in ein Cabinet, das ſonſt nur hochgeſtellte Perſonen, nachdem ihnen eine Audienz bewilligt war, betreten durften. Lola war übrigens von einem andern deutſchen Fürſten, gegen deſſen Gensdarmen ſie mit der Reitpeitſche ſich vergriffen hatte, bei der Niederſchlagung einer Unterſuchung und Beſtrafung, die gegen ſie eingeleitet war, ein unartiges aber liebenswürdiges Kind genannt. Dergleichen vergißt ein feiner Diplomatenkopf nicht. Und deshalb beſchloß er mit dem ſtillen Vorbehalt, dem dienſthabenden Kammerdiener durch ſeinen Haushofmeiſter einen derben Wiſcher wegen des unbefugten Eintretens dieſer Perſon ertheilen zu laſſen, dieſen Umſtand jetzt zu ignoriren. Er legte deshalb ſein faltenreiches, blaſſes Antlitz in die ihm geläufigen Formen einer ſtereotypen Freundlichkeit, erhob ſich aus ſeinem vergoldeten Lehn-

ſeſſel und begrüßte die Dame mit der größten Artigkeit, indem er ſie zum Sopha führte und ſich ſelbſt daneben auf einem Lehnſeſſel niederließ.

Der Secretär entfernte ſich auf eine entlaſſende Handbewegung und dann nahm er das Wort:

„Womit kann ich dienen, meine Gnädigſte? Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, ihrem kunſtliebenden Könige einen Beweis meiner Ergebenheit darzubringen, indem ich den Wünſchen ſeiner Freundin entgegen zu kommen mich beeifere.“

„Das habe ich von Ihnen erwartet, Excellenz. Und deshalb erlaube ich mir, mit der Sprache grade herauszugehen. Dieſe verdammten Jeſuiten in Luzern, die alle ausgehauen werden müßten, haben aus einer angeſehenen Familie einen jungen Mann und ein junges Mädchen gekapert und halten ſie in ihren Profeß- und Schweſterhäuſern gefangen, um ihnen, ſobald ſie majorenn werden, die Erbſchaft abzupreſſen. Ich aber bin entſchloſſen, ihnen dieſe Beute abzujagen . . . .“

„Aber mein Gott, meine Gnädigſte, was kann ich dazu thun?“

„Sehr viel, Excellenz. Sie dürfen mir nur eine offene Requiſition an alle geiſtliche und weltliche Behörden der Schweiz mitgeben, worin Sie dieſelben auffordern, der Vorzeigerin Dieſes behülflich zu ſein, daß die

unter Ihrem gesandtschaftlichen Schutz stehenden Personen, die wider ihren Willen, oder durch die Macht der Verführung in geistlicher Gefangenschaft gehalten werden, freigegeben werden. Diese Requisition sei mit Ihrem Gesandtschaftssiegel und Ihrem gesandtschaftlichen Charakter bezeichnet."

„Sehr gut, Frau Gräfin," entgegnete er, indem er sich mit einiger Verlegenheit die Hände rieb; „indeß müßte ich doch wohl die Namen wissen."

„Das ist mein Geheimniß, Excellenz, und mein Wort möge Ihnen als Garantie dienen, daß die gemeinten Personen wirklich unter Ihrem Schutz stehen."

„Ich wüßte doch nicht .... Sie meinen doch nicht etwa ...."

„Ich glaube deutlich gesprochen zu haben, Excellenz, und eines Mehrern bedarf es nicht in diesem Falle, um die Hoffnung auszusprechen, daß Sie meinem Könige diese kleine Gefälligkeit nicht versagen werden."

„O keineswegs, Madame; indeß erlauben Sie mir, einige Zweifel zu hegen, daß einer solchen Requisition genügt werde und in diesem Falle wäre ich in meiner amtlichen Stellung compromittirt, was doch unmöglich..."

„Excellenz dürfen nur die Drohung durchblicken lassen, daß Sie im Weigerungsfalle sich von der Vermittelung einer bewaffneten Intervention zu Gunsten des Sonderbundes zurückziehen würden."

„Sie haben recht. Ohne dieſe Hoffnung auf Intervention würde der Sonderbund es gar nicht wagen, der jeſuitenfeindlichen Majorität in der Schweiz bewaffnet entgegen zu treten.“

„Kommt es alſo zu einem Bürgerkriege in der Schweiz, ſo wird die Diplomatie all' das vergoſſene Bürgerblut zu verantworten haben . . . .“

„Ah bah! koſteten die Kriege nichts als Menſchenblut, wovon die Welt zum Ueberfluß beſitzt, ſo würde die Diplomatie ſich kein Gewiſſen daraus machen, um einen Pappenſtiel Kriege anzufangen; aber dieſe koſten Geld, heilloſes Geld, und wenn ein Rothſchild ſein Veto einlegt, d. h. die Börſe zumacht, ſo iſt Krieg eine Unmöglichkeit und der Weltfrieden iſt fertig.“

„Indeß, Excellenz, ich habe Eile; darf ich bitten?...“

„Mit Vergnügen!“

Er zog die Klingel; der Kammerdiener trat ein und der Geſandte befahl, den Legationsſecretär, der ſo eben gegangen ſei, wieder zu rufen. Da dieſer noch im Vorzimmer gewartet hatte, ſo erſchien er augenblicklich.

„Herr von ***,“ ſprach der Marquis, „dieſe Dame intereſſirt ſich für zwei junge ungenannte Perſonen, die unter meinem geſandtſchaftlichen Schutz ſtehen, um ſie aus einem Kloſter zu befreien, wo ſie wider ihren Willen gefangen gehalten werden. Fertigen Sie deshalb ſogleich eine Requiſition aus, dieſelben der Ueberbringerin

Dieſes herauszugeben. Die Comteſſe wird die Gewogenheit haben, Ihnen beſtimmter zu ſagen, was ſie wünſcht."

Der Legationsſecretär verneigte ſich, öffnete ſein Portefeuille und war bereit, ſich das Nöthige zu notiren. Lola ergänzte darauf die Andeutungen, welche der Marquis nur im Allgemeinen gegeben hatte, indem ſie dem Secretär den weſentlichen Inhalt des verlangten Schreibens in die Feder dictirte. Der junge Mann zog ſich zurück, um die Ausfertigung ſogleich in der Canzlei zu beſorgen und der Marquis nahm wieder das Wort.

„Meine ſchöne Gräfin," ſprach er im zutraulichen Tone, indem er ſich an ihre Seite ſetzte und ihre reizende kleine Hand küßte, „ich habe ſchon ſo viel Liebes von Ihnen gehört wegen Ihrer großen Verdienſte um Ihr neues Heimathland, daß ich mich unendlich freue, heute das Glück gehabt zu haben, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen."

„Excellenz haben eine Glätte der Vorrede wie Eis; ſoll das vielleicht eine Fallbrücke für mich ſein?"

„Bitte, au contraire, nur die Einleitung zu einem freundlichen, vertraulichen Rath, den ich mir erlauben möchte Ihnen in Ihrem eigenen Intereſſe zu geben."

„Laſſen Sie hören, Herr Marquis!"

„Nun ſehen Sie, liebe Gräfin, Sie haſſen und verfolgen die Jeſuiten . . . ."

„Ich? Gott bewahre; es ſind recht glattzüngige und

liebenswürdige Leute darunter; aber sie haben den Teufel im Nacken. Während sie mit der Zunge schmeicheln, schleichen sie wie die Füchse heran und würgen in nächtlicher Stille im Hühnerhaus. Und wenn sie noch dazu sich unterstehen, mit ihrem leisen Katzentritt und grünen Augen schnurrend meinen Plänen zu widerstreben, so müssen sie fallen, wäre es auch nur, um ihnen meine Macht zu zeigen. Schon glaubten sie das Gewissen meines hohen Freundes genugsam bearbeitet zu haben, um mich für ewig aus München zu verbannen, da kostete es mich eine Thräne, eine Ohnmacht, eine verweigerte Gunst; dann wieder Liebesblick und die Versöhnung war fertig, der Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel unterzeichnet, die Ausweisung der Jesuiten, die Aufhebung von Klöstern war beschlossen, nun; ist das keine Macht, die ich vertrete."

„Liebe Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie auf einem im Innern glühenden Vulkan stehen, dessen Rinde unter Ihren Füßen in jedem Augenblick brechen kann und dann würden Sie unrettbar in die Flammen eines fanatischen Volkshasses stürzen."

„Ich verstehe Ihre Andeutungen nicht; alle Gebildete und Aufgeklärte jauchzen mir Beifall zu; ich bin die Königin des Tages bei allen Liberalen, die mir nie für möglich gehaltene, Reformen verdanken."

„Und dennoch ist das von den Ultramontanen in Dummheit und Aberglauben erhaltene Volk gegen Sie fanatisch aufgebracht. Der alte Adel, wie freundlich er sich auch aus Hofrücksichten gegen Sie stellen mag, wird Ihnen Ihre Standeserhöhung nie verzeihen; die Liberalen werden sich schämen, daß die Reformen auf solchem Wege ins Leben getreten sind und die ehrbaren Frauen werden stets Ihre Gegner sein."

„Ich fürchte nicht dieses Otterngezücht meiner Feinde und deren Zischen. Ich werde dem Volke beweisen, daß die Liebe mächtiger ist, als der Haß. Amor hält mir den glänzenden ehernen Schild vor, den kein fanatischer Dummkopf durchdringen wird und wenn er wie ein Stier mit der Stirn dagegen rennte."

„Sie geben mir also zu, daß Ihr hoher Freund und dessen Liebe die einzige Stütze Ihrer jetzigen Stellung in Baiern ist."

„Und genügt das nicht?"

„Das möchte ich denn doch sehr bezweifeln, meine schöne Gräfin; die Jesuiten sind die besten Stützen für die absolute Gewalt, wenn diese nur sie gewähren läßt. Nehmen Sie dem Könige diese Stütze, so wird sich der Jesuitismus dem Volke in die Arme werfen und Ihr königlicher Freund wird die Macht verlieren, seinen Neigungen zu folgen. Durch Ihre Reformen haben Sie der Revolution das Thor geöffnet und dieser werden Sie

erliegen und Ihr hoher Freund. Deshalb möchte ich Ihnen empfehlen, machen Sie Frieden mit den Jesuiten und Sie werden damit, nachdem diese Ihre Macht erkannt haben, freundliche und gefällige Verbündete gewonnen haben; dann erst wird Ihre Herrschaft in Baiern gesichert sein. Zudem, brauchen Sie Geld? die Jesuiten sind Millionäre; die Radicalen dagegen nur arme Lumpe."

„Sie mögen Recht haben, Excellenz. Ich verkenne keineswegs das Gewicht der klingenden Gründe und ich brauche etwas viel von dieser metallenen Raison. Indeß, wir Frauen lassen uns nur durch Neigung und Laune bestimmen. Ich aber habe noch nicht die Laune, mit den Jesuiten Frieden zu machen, bis ich ihnen den Raub entrissen haben werde, von dem ich früher sprach Deshalb bitte ich zu eilen mit der Requisition. Habe ich später noch einmal die Marotte, die Jesuiten wieder in Gnade aufzunehmen, so darf ich nur sagen: „„Ihr seid Schalksknechte, Heuchler, Erbschleicher und Dunkelmänner; aber ich will es noch einmal mit Euch versuchen. Nehmt Euch aber in Acht, mir irgendwie entgegen zu treten, sonst giebt es Hiebe und ich lasse Euch wieder zum Tempel hinausjagen. Merkt Euch das und handelt danach."" Und sie werden auf ihren Knieen heranrutschen und meine Füße küssen, wie schleichende Füchse, die man zahm gemacht hat durch Hunger und Schläge."

Noch einmal machte der Marquis den Versuch, zu

ergründen, welche junge Personen es seien, für die sie sich interessire. „Sollten es vielleicht meine eigenen Kinder sein," schloß er, „so müßte ich feierlich gegen jede fremde Einmischung in meine Familienangelenheiten protestiren."

„Excellenz," nahm sie pikirt das Wort, „ich glaube wenigstens mich deutlich genug darüber ausgesprochen zu haben, daß die Frage: wer? mein Geheimniß sei."

In diesem Augenblick trat der Legationssecretär ein und legte der Gräfin das offene Requisitionsschreiben vor. Sie las es aufmerksam durch und als sie es ganz in der Ordnung fand, übergab sie es dem Marquis zur Unterschrift, und nachdem dieses geschehen und das Gesandtschaftssiegel beigedruckt war, überreichte es ihr der Gesandte mit einer höflichen Verneigung.

„Bon," sagte sie, „ich bin mit Ihnen zufrieden, Excellenz, Sie können in allen Angelegenheiten bei dem Könige von Baiern auf meine Protection rechnen."

Damit grüßte sie leicht und nachlässig und zog sich zurück.

„Das ist ein wahrer Teufel, diese kleine Tänzerin," sprach der Marquis, indem er von ihrer Begleitung bis an die Thür zurückkehrte, „die überspringt mit leichter Pirouette alle gesellschaftlichen Formen und erreicht dennoch ihr Ziel; aber man muß sie nur zu nehmen wissen

und es wird sich durch diese Intriguantin Alles erlangen lassen im Cabinet ihres Freundes."

. . . . . .

Auf gleiche Weise erhielt Lola, indem sie die Requisition des Gesandten vorzeigte, ein offenes Schreiben des Präsidenten der Tagsatzung Ochsenbein, mit dem Ersuchen an alle höheren Geistlichen und Prälaten, der Vorzeigerin Dieses alle Klöster und Profeßhäuser zu öffnen und ihr den jungen Mann und das junge Mädchen herauszugeben, welche sie, als mit Gewalt gefangen gehalten, reclamiren würde.

Selbst der römische Nuntius, der während der Tagsatzung in Bern anwesend war, unterzeichnete auf Lola's Ansuchen diese Aufforderung als Befehl an alle Aebte, Priorinnen und Vorsteher aller Klöster, Profeßhäuser und geistlichen Stiftungen in der Schweiz. Den hohen Kirchenfürsten bewog dazu ebenfalls die Rücksicht auf ihren königlichen Freund, indem er daran die Hoffnung knüpfte, daß diese Nachgiebigkeit gegen die Launen dieser interessanten Person eine Wiederumkehr des Systems in Baiern zur Folge haben könne.

So gerüstet suchte Lola ihren neuen Freund wieder auf, und sagte lachend, indem sie ihm die Papiere zeigte: „So habe ich diese Füchse geprellt. Nun aber müssen wir reisen und alle Klöster und Jesuitennester in den Urcantonen durchstöbern. Unsern Nachforschungen soll keine

Maus entgehen und finden wir sie auf, so sind sie gerettet. Wir bringen sie nach München und lassen auf diplomatischem Wege ihre Erbschaft reclamiren."

Roger äußerte einige Bedenken. „Wird man," bemerkte er, „in den katholischen Cantonen den Befehlen des protestantischen Präsidenten der Tagsatzung, der noch dazu als Führer der Freischaaren dort verhaßt ist, genügen? Wird man nicht überall nur mit Widerstreben der königlichen Freundin, die durch Beseitigung des Ministeriums Abel, durch Jesuitenaustreibung und Klosteraufhebung die Kirche unversöhnlich beleidigt hat, überall Hindernisse entgegensetzen? Wird nicht der päpstliche Nuntius augenblicklich alle Prälaten und Vorsteher der Klöster von der ihnen bevorstehenden Visitation benachrichtigen und genügt dieses nicht, um die Unglücklichen in ein dunkles Versteck zu verbergen und sei es in ein leeres Weinfaß im tiefsten Keller, wohin kein menschliches Auge dringt? Und endlich, wird man mich in den Cantonen Luzern und Schwyz nicht augenblicklich festnehmen, wenn man mich als Ausgewiesenen und vormaligen Freischärler erkennt?"

„Ueber Euch Männer!" rief sie lachend aus. „Ihr könnt doch nichts unternehmen, ohne erst lange zu überlegen. Wer aber überlegt, der handelt nicht. Wir Frauen dagegen treffen in der Regel das Richtige, wenn wir uns nur durch die Eingebungen des Augenblicks bestim-

men laſſen. Darum: friſch gewagt, iſt halb gewonnen! Und was das letzte Bedenken betrifft, ſo wirſt Du, mein Freund, erlaube die vertrauliche Anrede, ich habe mich daran im Umgange mit befreundeten Männern ſchon zu ſehr gewöhnt, um nicht alle Formalitäten einer pedantiſchen Höflichkeit, wohin auch das ſteife Sie gehört, zu haſſen; alſo, was ich ſagen wollte: ſo wirſt Du, mein Freund, unter dem Namen von Mühlheim als mein Reiſecavalier auf meinem Paſſe glänzen; es koſtet dann nichts als das Opfer Deines Bartes, der freilich bei vielen Männern, beſonders bei verkommenen Literaten, das Einzige von Bedeutung iſt."

Roger fühlte ein inneres Widerſtreben, auf dieſem Wege die Entdeckung ſeiner früheren Schützlinge zu verſuchen; aber er wußte keinen ſicherer zum Ziele führenden Weg anzugeben und dann erging es ihm, wie dem kleinen Vogel, der flatternd nicht dem Zauberkreiſe einer ſchönen Klapperſchlange entweichen kann; und ſo ging er mit offenen Augen in das unſichtbare Netz dieſer ſchönen Circe. Er bat ſie, nur auf der Reiſe ihre halb männliche Kleidung abzulegen und alles Auffallende im Benehmen zu vermeiden, ſei es auch nur, um liebenswürdiger zu erſcheinen, indem ein Mann von Gefühl und Bildung durch jeden unweiblichen Zug ſich abgeſtoßen fühlte, und nur durch die Anmuth ſchöner Weiblichkeit gefeſſelt werden könne.

„Ah, das ist interessant," entgegnete sie lachend, so daß zwischen den glühenden Lippen der brünetten Spanierin die Perlenzähne glänzten. „Indeß giebt es zwei Wege, die zur Herrschaft über Männer führen, indem man sie entweder sterblich verliebt macht, oder durch pikante Capricen sie brusquirt. Allons donc, changeons de manière, versuchen wir nun einmal als liebenswürdige Frau unsere Macht."

Damit zog sie sich zurück und Roger nahm sich vor, auch gegen diese verführerische Macht auf seiner Hut zu sein.

Vor dem Zusammentreffen mit der schönen Tänzerin hatte Roger seine Karte für die Marquise abgegeben. Jetzt, während er allein war, erhielt er eine Einladung zum Thee; sie logirte in demselben Gasthause. Er sagte zu, in der Hoffnung, vielleicht etwas Näheres über den Aufenthalt von Guideon und Seraphine zu erfahren.

Jetzt kam Lola zurück in einer reizenden Amazonenkleidung. „Nun bin ich fertig, wir können reisen; der Wagen steht vor der Thür."

Roger erschrak. „Aber mein Gott," sprach er, „heute schon? Das ist ja nicht möglich; ich habe bereits eine Einladung zum Thee von der Marquise von Mirabella angenommen."

„Die Dame kann warten; wir haben Wichtigeres zu thun. Allons, wir reisen!"

„Zunächst kann ich meiner Verhältnisse wegen die einmal angenommene Einladung nicht wieder ablehnen.“

„Der Mensch kann Alles. Durch Rücksichten uns bestimmen lassen, ist eines freien Menschen unwürdig. Wir reisen; nun, geschwind, ohne Widerspruch.“

„Würde auch der Grund nicht gelten, daß man vielleicht von der Marquise erfahren könnte, wo sich ihre Kinder befinden?“

„Gründe bestimmen mich nie. Es ist Sclaverei, die man sich selbst auflegt, einer pedantischen Vernunft Gehör zu geben. Ich habe Dir schon gesagt, Roger, daß eine Frau von Charakter, welche die Macht ihrer Reize kennt, kein anderes Motiv zum Handeln hat, als das bekannte: car tel est notre plaisir.“

„Gut, und mein Motiv ist die Festigkeit des männlichen Willens; ich will heute Abend nicht reisen; ich will zum Thee gehen; was vermögen Sie dagegen auszurichten?“

Lola wurde glühend roth vor Aerger, trank rasch ein Glas Champagner hinunter, stieß das leere Glas heftig auf den Tisch und rief: „Verdammt! der erste Mann, der mir widersteht; aber meinen Willen will ich doch durchsetzen; ich habe jetzt die Caprice, hier zu bleiben und mich zum Thee bei der Marquise anmelden zu lassen. Ich will doch sehen, wer etwas dagegen hat?“

„O, gewiß Niemand; im Gegentheil, Sie fügen sich ganz meinen Wünschen,“ sprach Roger, nicht ohne eine

kleine Schadenfreude darüber, daß er dieſes liebenswürdige, eigenſinnige Kind bezwungen hatte.

„Ich will mich aber keinen Wünſchen fügen; ich gebe nach, blos weil es mir Spaß macht, zu ſehen, wie weit ein Mann es wagen wird, ſeine Prätenſionen noch zu treiben. O, die Männer ſind unausſtehlich mit ihrer Rechthaberei!“ Damit ſtand ſie heftig auf, machte mit der Reitpeitſche einige Lufthiebe und ſprach: „Ich möchte den Menſchen reitpeitſchen, der mir zu widerſtreben wagt; indeß die Sache hat auch ihre pikante Seite; der ewige Servilismus der Männer gegen ein Paar ſchöne Augen macht uns dieſe ganze Race des Menſchengeſchlechts verächtlich. Du, Roger, biſt der erſte Mann, den ich zu achten mich gezwungen ſehe. Machen wir Frieden, wir gehen zum Thee.“

Darauf ließ ſie ihren Kammerdiener kommen und gab ihm Auftrag, der Frau Marquiſe eine Karte übergeben zu laſſen, mit dem Erſuchen, ihr um ſieben Uhr eine Aufwartung machen zu dürfen, da ſie am folgenden Morgen abreiſen müſſe. Der Erfolg dieſer Sendung war der erwünſchte, eine Einladung zum Thee.

. . . . . .

Roger erſchien früher bei der Marquiſe als die Gräfin Landsberg. Noch war auch der Marquis nicht anweſend. Nur das Geſellſchaftsfräulein der Marquiſe ſaß noch vor ihrem kleinen Arbeitstiſche am Fenſter mit einer Ta-

pisseriearbeit beschäftigt, während die Kammerfrau und der Kammerdiener den Theetisch arrangirten.

Die Marquise empfing Roger mit einer mehr als gewöhnlichen Wärme.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie, „was treiben Sie in dieser heillosen Zeit? Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Entlassung aus dem Kerker. Ich war erfreut, daß ich Gelegenheit hatte, dazu mitwirken zu können. Denken Sie sich; das geschah durch die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, die Sie so sehr hassen. Ich hoffe, nun werden Sie aufhören, dieselben zu verfolgen.“

„Sobald ich gewiß bin, daß sie ihre erbschleicherischen Pläne gegen Ihren Herrn Sohn und Ihr Fräulein Tochter aufgegeben haben und daß diese zurückgekehrt sein werden in das Haus ihrer Eltern.“

„In dieser Hinsicht, mein guter Herr, werden wir nie einerlei Meinung sein. Das Heil ihrer Seelen zu fördern, worauf ich so viel Gewicht lege, hat für einen Freigeist Ihrer Art gar keine Bedeutung.“

„Erlauben, Excellenz . . . .“

„Kein Wort dagegen, wenn ich bitten darf. Ich bin gewiß tolerant gegen religiöse Meinungsverschiedenheit, so weit es mein Gewissen erlaubt; aber ich habe es mir, auf den Rath meines Beichtvaters, zur festen Maxime gemacht, nie mit anders Glaubenden über Religionsangelegenheiten zu streiten. „„Das bleibt immer ein

ungleicher Kampf,“ “ sagt Professor Heilinger, „„der Protestant hat keinen Glauben; darum tritt er mit Vernunftgründen in den Kampf; dem Katholiken aber ist Religion Sache des Glaubens; das Klügeln der Vernunft ist ihm eine schwere Sünde.“

„Meine Gründe, gnädigste Frau, sollten mit der Religion nichts zu thun haben; nur das Glück Ihrer Kinder liegt mir am Herzen.“

„Am Herzen, das ist es eben, das soll nicht sein. Ich weiß wohl, was Ihnen dabei am Herzen liegt; machen Sie sich keine Hoffnung; Ihre utopischen Träume, mit denen Sie sich beschäftigen, können nie verwirklicht werden, und da ich die leicht entzündliche Natur junger, unerfahrner Mädchen kenne, so ist das einer der Hauptgründe, weshalb ich meine Seraphine fern von mir halte. Nie werde ich eine Mesaillance meiner Tochter dulden; das wäre ein unauslöschlicher Fleck auf meinem Stammbaum.“

„Ich bin zu stolz auf mein Gefühl, Excellenz, um es zu leugnen, daß ich Seraphinen auf das Innigste liebe und die romantischen Verhältnisse, in welche sie das Jesuitentreiben und meine Rettungsversuche gestürzt haben, mußten dahin führen, daß die gegenseitigen Gefühle unserer Herzen uns zum Verständniß kamen. Ja, Frau Marquise, ich liebe Ihre unglückliche Tochter und si liebt mich, der getrennt von ihr, ungewiß über ihr Geschick der unglückseligste Mensch auf Erden ist. Jetzt

noch eine solche Liebe zu bekämpfen, das wäre für uns Beide zu spät; wir können nur noch vereinigt glücklich werden, oder vereinzelt untergehen."

„Nun, so möget Ihr untergehen," entgegnete sie gereizt. „Indeß, noch ist Niemand am Liebesgram gestorben, und wäre meine Tochter wirklich so überspannt, so wäre es immer noch besser, im Kloster eine Braut des Himmels zu werden, als einen Stammbaum von sechsunddreißig Ahnen zu beflecken."

„Wenn darin das einzige Hinderniß liegt, um Seraphinen zu retten und, wie ich zu Gott hoffe, noch glücklich zu machen, so erlauben Sie mir hier den Beweis vorzulegen, daß meine Familie, wie ich bisher Ihrer liebenswürdigen Tochter, Frau Marquise, und selbst meinem Freunde Guideon verschwiegen habe, der Ihrigen an Zahl der Ahnen, und wenn Excellenz auch darauf Gewicht legen sollten, an Rang und Reichthum nichts nachgeben dürfte, ich heiße Roger, Freiherr von Mühlheim."

Damit übergab er ihr ein baierisches Ministerialrescript, welches dem in der Schweiz unter fremdem Namen lebenden jungen Freiherrn Roger von Mühlheim, in Betracht der Verdienste seines Vaters, die königliche Begnadigung ankündigte und die Rückkehr in den Schooß seiner Familie gestattete und ihm sogar eine Anstellung zusicherte.

Die Marquise las es und erhob sich mit der feierlichsten Miene und Haltung.

„Mein Herr von Mühlheim," sprach sie im feierlichsten Tone, indem sie sich verneigte, „erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch abzustatten. Das verändert allerdings die Sache. Ihre ehrenwerthe Familie ist bekannt; Ihr Herr Vater ist nach München in den höchsten Staatsdienst berufen. Von dieser Seite also kein Hinderniß mehr; aber die Verschiedenheit der Religion."

„Selbst unser König lebt in gemischter Ehe . . . ."

„Freilich, freilich, aber das Gewissen, das Gewissen . . . . und was sind die Folgen davon? Denken Sie an Lola Montez. Die Bezauberung durch diese Sirene, das ist eine Strafe Gottes für diese sündliche Mischehe."

In diesem Augenblick wurde die Gräfin Landsberg gemeldet.

„Soll mir sehr angenehm sein," sprach die Marquise mit einem Ton, der offenbar Widerwillen verrieth, dann aber fügte sie gegen Roger hinzu: „Auch so eine neugebackene Gräfin, die par amour d'un roi vom Ballet auf das Parquet voltigirt ist; indeß aus diplomatischen Rücksichten muß man ihr alle Egards beweisen, welche ihre in der That exclusive Stellung erfordert."

Da öffnete sich die Thür und die Gräfin Landsberg im reizenden Gesellschaftscostüm trat ein. Die Marquise erhob sich vom Sopha, ging ihr einige Schritte entge-

gen und empfing ſie mit der verbindlichſten Artigkeit, in der höchſten Potenz jener höflichen Phraſen, die, eine wohlfeile Waare für glatte Zungen, doch in der höhern Geſellſchaft genau wie die hunderttheilige Scala eines Thermometers nach den Graden des Ranges und der Stellung abgemeſſen wird. Es giebt dort eine Höflichkeit, die auf dem Gefrierpunkt ſteht. Das iſt die gewöhnliche conventionelle Höflichkeit unter Perſonen gleichen Standes; für bürgerliche Creaturen giebt es verſchiedene Grade. Wenn man Geld von ihnen leihen, oder eine reiche Partie, deren Million die Mesaillance zudeckt, machen will, ſo kann die Wärme der Höflichkeit bis auf den Siedepunkt des Oels getrieben werden. Unter vier Augen kann man mit dem Bürgerlichen ſchon auf dem Grad der Badewärme ſtehen, ſollte ſich aber ein ſolcher durch die cordiale Behandlung eines Edelmanns vielleicht auf einer Jagdpartie oder bei andern Gelegenheiten erlauben, dieſen Ton fortſetzen zu wollen, wenn man ſich in Geſellſchaft von andern Edelleuten, zumal Damen, befindet, ſo ignorirt man ihn und behandelt ihn mit der Kälte von dreißig Grad unter Null; das iſt ſo die Maxime von dem ächten Crême der Geſellſchaft. Wo übrigens Hof- und diplomatiſche Rückſichten ſtattfinden, da muß die exquiſiteſte Höflichkeit ſelbſt gegen nicht ebenbürtige oder gar verrufene Perſonen unter allen Umſtänden beobachtet werden.

Diese aristokratische Philosophie kam auch hier zur Anwendung. Die Gräfin Landsberg wurde von der Marquise mit einer Freundlichkeit und Wärme der Zuneigung empfangen, welche durch geschickte Maske sogar diese so weltkluge Dame zu täuschen wußte. Lola war davon ganz eingenommen, so daß sie sich hier mit dem feinsten Takt einer hochgebildeten Weltdame benahm und nun war es interessant, zu sehen, wie beide Damen, die im Grund gegen einander pikirt waren, weil sie die verschiedensten Interessen zu vertheidigen hatten, unter dem Anschein der wärmsten Freundschaft sehr geschickt gegen einander manövrirten.

Die Gräfin war der Meinung, die letzte Stunde der Jesuiten habe geschlagen. In der Schweiz sei deren Einfluß schon gebrochen und bei der allgemeinen Aufregung gegen diese Gesellschaft ihr Sturz unvermeidlich, und so würden sie denn auch bald aus allen europäischen Staaten vertrieben werden; das sei unausbleiblich.

„Entschuldigen Sie, liebe Gräfin," sprach die Marquise, indem sie ausnahmsweise selbst die reichvergoldete Tasse der Gräfin füllte. „Ueber diesen Gegenstand sind allerdings die Meinungen sehr verschieden. Indeß wollen wir nicht darüber streiten. Nur erlaube ich mir, zu bemerken, daß sich nicht leicht an andern Orten eine so liebenswürdige und einflußreiche Feindin der Jesuiten finden würde, als es in Baiern der Fall war."

„Dagegen," erwiederte Lola, „wird die überall mehr Boden gewinnende Intelligenz sich erheben. Ueberall wird sie gebieterisch die Aufhebung eines Ordens fordern, dessen Zwecke anerkannt auf Intoleranz, Ausrottung des Protestantismus, Eindrängen in die Familienangelegenheiten und heuchlerische Erbschleicherei gerichtet ist. Selbst hier in der Schweiz stehen in Masse die besten und edelsten Kräfte des Volkes dagegen auf."

„Mindestens die radicalen und revolutionären Elemente," eiferte die Marquise, indem die unterdrückte Heftigkeit mehr den Ton der Bitterkeit annahm, „und wir haben gesehen an den beiden Freischaarenzügen, was man mit solchem verbrecherischen Treiben ausrichtet gegen die von Gott und der heiligsten Jungfrau Maria beschützten frommen und wahrhaft gottseligen Väter der Gesellschaft Jesu."

„Durch die Tagsatzung wird sich ein erneuerter Angriff auf das Jesuitenthum gesetzlich organisiren und der Erfolg wird beweisen, daß die sieben und ein halb Sonderbundscantone sich gegen die Gesammtmacht der zwölf und ein halb protestantischen Cantone der Schweiz nicht werden halten können."

„Wenn nicht jene unter dem Schutze Gottes, der heiligen Maria und der Mächte von Oesterreich, Frankreich und Preußen ständen, die jeden Augenblick zu einer bewaffneten Intervention bereit sind."

„Wenn Damen politisiren," unterbrach sie Roger lächelnd, „so ist dieses ein eigenthümliches Schauspiel für Männer. Sie erheben sich über ihre Sphäre und bilden eine Fata Morgana, die in der Luft schwebt, gleichwohl nicht ohne Farbenspiel Bilder aus der Wirklichkeit repräsentirt."

„Grade wie die ganze Metternichsche Politik unserer Tage," lachte Lola, so daß man die weißen Perlenzähne ihres kleinen Mundes blitzen sah, „je mehr diese Politik ihre Zügel straff zieht, je mehr sie die Kerker mit Demagogen füllt, mißliebige Schriftsteller und Reisende ausweiset, durch Censurdespotismus die Geister in Ketten zu legen sucht, je mehr sie dahin strebt, das Volk durch Bureaukratie, Militär- und Polizeigewalt zu knechten, je mehr man alle Wünsche und Forderungen der Alles nivellirenden Bildung, des daraus hervorgehenden Mündigkeits- und Freiheitsgefühls des Volkes zu unterdrücken sucht, um so schrecklicher wird endlich bei dem überall sich sammelnden elektrischen Stoff der Orkan losbrechen und mit Metternichs, durch russische Bestechung erkaufte Politik werden Oesterreichs chinesisches Mauersystem, Louis Philipps demoralisirende Förderung seiner dynastischen Interessen und Preußens pietistischer Absolutismus in die Luft gesprengt werden. Ich kenne das Volksleben, seine Kraft und seine Forderungen. Wenn die Kugel im Lauf fest auf das Pulver gestampft wird, so explodirt es stär-

ker, als locker auf einen Haufen geſchüttet. Daraus folgt, daß, je gewaltſamer man jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken ſucht, um ſo furchtbarer wird ihr Ausbruch ſein und dieſer ſteht näher bevor, als die Diplomatie in ihrer ſtolzen Sicherheit es nur zu ahnen vermag. Im Juli 1848 wird es ſchon anders ſein. Sagen Sie, das habe die Lola damals ſchon prophezeihet und zwar heute, am zwanzigſten Juli 1847."

In dieſem Augenblick betrat der Marquis das Geſellſchaftszimmer. Er war offenbar zu aufgeregt, um ſeiner Gewohnheit nach ein rückhaltsvolles Schweigen zu beobachten.

Er grüßte flüchtig die Geſellſchaft, wobei er jedoch auf eine fein verbindliche Weiſe die Gräfin auszeichnete; trank ſtehend eine Taſſe Thee, die ihm der Kammerdiener präſentirte, doch nicht ohne zitternde Bewegung der Hand und in ſchnellen, heftigen Zügen. Alles ſchwieg; jedes Auge ſah auf ihn und erwartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit eine Erklärung ſeines auffallenden Benehmens von dem ſonſt ſo hoch gehaltenen Mann.

Endlich brach er los:

„Das Unerhörte iſt geſchehen, der Würfel iſt gefallen und das Loos von Europa iſt entſchieden; ein allgemeiner Krieg iſt unvermeidlich geworden; der Funken iſt geworfen, nahe dem offenen Pulverfaß glimmend. Wenn er nicht ſofort erſtickt wird durch eine raſche be-

waffnete Intervention aller Hauptmächte von Europa, so wird hier die ganze Schweiz in die Luft fliegen, Bürgerblut wird in Strömen fließen, hier wie dort, und Bajonnete und Kanonen werden erst Hunderttausende der eigenen Bürger niederschmettern müssen, ehe werden die Kronen nicht wieder festsitzen auf den erlauchten Häuptern aller Monarchen Europas."

„Was ist geschehen?" rief Roger aufspringend, „ist die Entscheidung der Tagsatzung erfolgt?"

„Ja," sagte der Marquis, indem er sich, erschöpft von der ungewohnten Aufregung, auf einen Sessel niederließ. „Es haben zwölf ganze und zwei halbe Cantone beschlossen: Es ist das Separatbündniß der sieben Stände: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis mit den Bestimmungen der Bundesacte von 1815 nicht verträglich und demgemäß als aufgelöset erklärt. Die betreffenden Cantone sind für die Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich und die Tagsatzung behält sich vor, wenn es die Umstände erfordern, die weitern Maßregeln zu treffen, um diesem Nachachtung zu verschaffen."

„Jetzt aber," fuhr er fort, „wird es die höchste Zeit sein, daß die Diplomatie ihre volle Energie entfalte. Wir behaupten, daß, um einen Krieg zu beschließen, die Zustimmung von zwölf und zwei halben Cantonen gar nicht genügend sei. Der Artikel VIII. §. 3. des Bundesvertrages von 1813 sagt: La diète déclare la guerre

et conclut la paix. Elle seule fait des alliances avec les puissances étrangères, mais pour ces décisions importantes, les trois quarts des voix sont nécessaires. Dans toutes autres affaires, qui sont remises à la diète par la pacte fédéral, la majorité absolue décide."

Roger erhob sich und sprach: „Excellenz, erlauben Sie mir, dagegen eine Bemerkung zu machen, welche als meine subjective Meinung für Sie ohne alle Bedeutung sein würde; aber es ist die Stimme des Rechts, die sich lebhaft gegen alle sophistische Auslegung einer conservativen Politik erhebt. Es ist die Stimme des ganzen civilisirten Europas, die sich damit gegen die engherzigste Politik der conservativen Cabinete in die Wage legt . . . ."

„Herr Müller," unterbrach ihn der Marquis mit dem vollen Aplomb einer höhern Stellung; „Sie auch da? Ich hatte geglaubt, Ihnen gefällig zu sein, wenn ich Ihre Gegenwart ignorirte; nun aber, da Sie Ihre Stellung zu vergessen scheinen und sich so unberufen in die Discussion einmischen . . . ."

„Freiherr von Mühlheim," präsentirte ihn die Marquise dem zürnenden Gatten.

„Von Mühlheim?" sprach der Marquis verwundert und ungläubig.

„Ja, derselbe, der hier als politischer Flüchtling unter dem Incognito eines Herrn Roger Müller lebte. Er

hat sich gegen mich vollständig legitimirt." Damit überreichte sie dem Gesandten das Ministerialrescript, das dieser mit Aufmerksamkeit durchlas.

„Ach, nun," sprach er, „mein lieber Herr von Mühlheim, stehen wir auf dem Fuße gleicher Geburtsberechtigung. Sie haben damit das Recht, mir gegenüber eine eigene Meinung zu haben, erworben. Darum haben Sie die Güte, mir Ihre Ansicht unverhohlen mitzutheilen."

Roger lächelte über diese Aeußerung und entgegnete: „Obwohl ich als Mensch durch das Wörtchen Von um keinen Zoll höher gestellt bin, wie ich als schlichter Bürger stand, so mache ich doch von Ihrem Erbieten, mich anzuhören, Gebrauch und entgegne, daß hier nur von einer innern Angelegenheit der Schweiz die Rede sein kann. Es handelt sich nicht um einen Krieg gegen einen äußern Feind, zu dessen Beschließung es allerdings einer Majorität von zwei Dritttheilen der stimmberechtigten Cantone bedürfte, sondern nur von einem Executionszuge gegen eine rebellische Verschwörung eines Theils der Eidgenossen, die sich gegen einen Bundestagsbeschluß auflehnen und dazu genügt ohne Zweifel die einfache Majorität."

„Herr von Mühlheim, wir wollen hier über politische Dinge nicht streiten; indeß hoffe ich, werden Sie nun die radicalen Gesinnungen fallen lassen, die ja doch in ihren weitern Consequenzen dahin führen würden, alle Throne umzustürzen und den Adel aufzuheben."

„Das Erstere wünsche ich nicht; ich bin kein Republikaner. Ich halte die Republik, wo sie nicht vom Anfange an natürwüchsig aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, für nichts weiter, als einen Tummelplatz der niedrigsten Leidenschaften, die sich der Maske des edelsten Patriotismus bedienen; was aber den Adel betrifft, so hat er sich als bevorzugter Stand überlebt. Nur noch in wenigen Staaten hat die Aristokratie der Geburt nach eine erkünstelte Existenz. In der allgemeinen Volksmeinung aber hat das Von keinen Cours mehr; deshalb würde ich selbst die formelle Aufhebung des Adels keinen Verlust nennen; aber es würde mit einer solchen Aufhebung des Adels auch kein Gewinn für die Menschheit verbunden sein; daher würde ich eine solche Maßregel, wie sie während der ersten französischen Revolution decretirt wurde, für eine ganz nutzlose Verletzung verjährter Eitelkeiten halten. Aus dieser meiner Ansicht über den Adel rechtfertigt sich mein Entschluß, auch ferner kein Von vor meinem Namen zu führen. Ich heiße Mühlheim und werde suchen, mir als Mensch die Achtung und Stellung zu erringen, die dem Zufall der Geburt zu verdanken, ich wahrlich zu stolz bin."

„Das sind noch Gesinnungen, eines Mannes würdig, lieber Mühlheim," rief Lola begeistert aus; „wir Frauen dagegen bedürfen solcher kleinen Hülfstruppen der Eitel-

keit, um uns auch in den höheren Regionen der Thorheit geltend zu machen."

„Jedenfalls, mein werther Herr von Mühlheim, werde ich Ihnen auf diesen Namen einen Paß ausstellen lassen, der Ihre persönliche Freiheit auch in den Sonderbundscantonen sicher stellen wird. Ich werde darunter schreiben: Inhaber dieses Passes steht unter dem besondern Schutz der ***schen Gesandtschaft. Folgen Sie mir gefälligst auf mein Bureau."

Nun waren die beiden Frauen allein und Lola begann ihre Versuche, der Marquise eine Aeußerung zu entlocken, woraus sie auf den Aufenthalt Guideon's und Seraphinens schließen konnte. Die weltkluge Tänzerin begriff zwar wohl, daß directe Fragen nicht zum Ziele führen würden; aber sie rechnete auf den Geist des Widerspruchs, der manche Frauen so beherrscht, daß sie leicht in der Lebhaftigkeit des Streits Dinge verrathen, die sie mit Besonnenheit gewiß nie gesprochen haben würden.

So äußerte denn auch die Marquise: „Ich habe vor einigen Tagen in Freiburg eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es war dort im Jesuitencollegium ein junger Baron Guideon von Hochforst, wenn ich mich nicht irre, Ihr Herr Sohn, Frau Marquise."

„Das ist unmöglich; mein Sohn befindet sich nicht in Freiburg."

„Allerdings; erlauben Sie, daß ich widerspreche; er

war in Gesellschaft von zwei Jesuiten und trug die Novizenkleidung des Jesuitencollegs."

„Das muß ich bestreiten, denn ich habe bestimmte Nachrichten, daß er sich seit vierzehn Tagen an einem ganz andern Orte befindet."

„Bitte um Entschuldigung, Excellenz; aber ich muß doch wohl wissen, mit wem ich in einem Abendzirkel bei einem der vormaligen Patrizier Wisth gespielt habe, das waren die beiden Jesuiten, feine, gebildete Männer und der junge Herr, der mir als Baron Guideon von Hochforst bekannt ist."

„Das muß ein Anderer gewesen sein."

„Er erzählte mir indeß von seinen Eltern, dem Marquis von Mirabella und der Frau Marquise."

„Ich parire, daß Sie sich irren."

„Und ich wette dagegen zehn Flaschen Champagner."

„Die würden Sie verlieren, Gräfin," entgegnete mit Eifer die Marquise. „Sehen Sie hier diesen Brief, der mit den Worten beginnt: Ihr Guideon mußte, auf Rath der Aerzte, in das kalte Bad gebracht werden, wo sich sein Uebel merklich gemindert."

„Auf dem Rigi?" sprach die Gräfin. „Nun, wenn das gewiß ist, gebe ich meine Wette verloren."

„Nicht auf dem Rigi," entgegnete die Marquise, die bemerkte, daß sie sich übereilt hatte, „aber in einem kalten Bade. Es giebt ja deren mehrere in der Schweiz."

Aber Lola hatte mit schnellem Frauenblick sogleich bei dem ersten Oeffnen des Briefes auf das untenstehende Datum desselben gesehen und dort den Ort: Gasthaus zum kalten Bade auf dem Rigi, verzeichnet gefunden. Zu spät hatte die Marquise die untere Stelle des Briefes umgeschlagen. Ihr Geheimniß war bereits verrathen.

So wußte denn Lola nun, wo Guideon vielleicht zu finden war; wo aber Seraphine? wo Liesli? Alle Versuche, darüber von der Marquise auf ähnliche Weise mit Lügen die Wahrheit zu erfahren, beantwortete diese mit feinem Lächeln und ableitenden Antworten. Die hochgebildete Frau von Welt hatte bemerkt, daß sie sich hatte fangen lassen. Um desto mehr war sie auf ihrer Hut.

Noch mehrere Tage wurden sie in Bern aufgehalten; alsdann an einem schönen Sommermorgen traten die beiden so ganz verschiedenen Persönlichkeiten, Lola und Roger, in einem der leichten Gebirgswagen fahrend, ihre Reise nach dem Rigi an. Nur eine Kammerfrau und ein Lakai folgten der Gräfin in einem zweiten Wagen.

Achtzehntes Capitel.

Die Reise auf den Rigi. — Naturschönheit. — Das Kloster Unserer lieben Frau zum Schnee. — Der Rigikulm. — Lola das Weltkind. — Roger am kalten Bade. — Die Stremer. — Sturm und Regen. — Sonnenuntergang und Nebelscene. — Jesuitenintrigue. — Die Schwaneninsel. —

Lola war nicht ohne Gefühl für Naturschönheit. Sie sprach darüber mit reizender Begeisternng. Bei jeder romantischen Aussicht brach sie in Jubel aus, oder verlor sich in schwärmerische Träumereien, wobei Thränen ihre großen, dunklen Augen füllten.

Immer erhabener wurde die Gebirgswelt, je höher sie stiegen. Roger ging in leichter, eleganter Reisekleidung mit einem Jagdgewehr und grünem Jagdhut an Lola's Seite, die wie auf dem Quersattel eines Esels ritt. Ein Führer aus dem Thale schritt ihnen voran. Jetzt wurden auf dem schmalen Fußsteige, der in einer Vertiefung zwischen Felsenhöhen und Tannenwäldern bergan führte, mehrere reisende Damen und ländliche Pil-

gerinnen ſichtbar, die ſich ebenfalls dieſer geduldigen und unermüdeten Reitthiere bedienten.

„Die wallfahrten Alle,“ ſprach der ſtehenbleibende Führer, „nach dem wunderthätigen Bilde Unſerer lieben Frau zum Schnee; wir werden das Kloſter bald ſehen.“

„Da iſt es,“ rief er einige Augenblicke ſpäter aus, als ſich die Reiſenden um eine Felsecke gewendet hatten und ſie nun in einer Bergvertiefung eine Gruppe maleriſcher Schweizergebäude vor ihren Augen liegen ſahen. In der Mitte derſelben erhob ſich das aus Stein erbaute Kloſter mit einem Kirchthurm auf dem Giebel. Umher lagen einige ſtattliche Gebäude, die den zahlreichen Pilgern, welche hierher wallfahrten, gaſtliche Aufnahme gewähren.“

„Aber den beſten Tiſch,“ fuhr der Führer fort, „und den gefüllteſten Keller führen doch die ehrwürdigen Väter im Kloſter ſelbſt. Nur reiche und vornehme Perſonen finden dort gaſtliche Aufnahme, denn dieſe laſſen daſelbſt ſo anſehnliche Geſchenke und Opfer zurück, daß damit die Koſten ihrer Bewirthung auf das Hundertfältige vergütet werden.“

„Ich denke, Roger,“ ſprach Lola, „wir nehmen ebenfalls die Gaſtfreundſchaft dieſer ehrwürdigen Väter Capuziner in Anſpruch. Ich geſtehe, daß die heitere Bergluft mir Appetit gemacht hat.“

„Und ich hoffe, daß wir unſern Zweck dort um ſo leichter erreichen werden," äußerte Roger.

Den ziemlich ſteilen Weg, der hinauf führte, ſuchte der Führer durch einige auswendig gelernte Notizen über die Entſtehung dieſes Kloſters zu verkürzen.

„Meine hohen Herrſchaften," ſprach er ſtehenbleibend, „wollen mir einige Aufmerkſamkeit ſchenken. Es iſt hier die Stelle, wo der Führer zum Rigi ſeinen erſten Spruch anhebt. Wir befinden uns hier viertauſenddreihundert Fuß über dem Meere. Ein frommer Mann, Sebaſtian Zay, erbaute dort das Kirchlein, damit die Hirten, die an viertauſend Rinder auf den Alpenwieſen des Rigi weiden, Gelegenheit hätten, ihre Andacht zu verrichten."

„Daß doch überall," ſprach Roger, „die Menſchen der engen Gebäude bedürfen, um die Gottheit zu verehren, da doch dieſe Berge weit erhabenere Tempel Gottes darbieten, um eine tiefe, aus dem Herzen quellende Andacht zu erwecken."

Der Führer ließ ſich durch dieſe Bemerkung nicht irre machen und fuhr fort: „Auch ein Klöſterlein baute der fromme Mann daneben für einige Capuziner, die daſelbſt des Gottesdienſtes Sorge trügen Sommers und Winters. Das mag wohl in alter Zeit hier ärmlich hergegangen ſein; als aber der heilige Vater, Anno Chriſti 1696, reichlichen Ablaß hierher ertheilte und das Gnadenbild Unſerer lieben Frau zum Schnee, wie auch das

Kirchlein und Kloster genannt wurde, hierher schenkte, da fehlte es nicht an Wundern und erbaulichen Wundergeschichten, und immer zahlreicher und ergiebiger für das Kloster wurden die Wallfahrten hierher. Von da an flossen viele Gaben und reiche Spenden dem Kloster zu und die reichgewordenen Mönche leben dort in behaglicher Ruhe und wissen durch Küche und Keller vortrefflichster Qualität, durch Kartenspiel und Müssiggang sich das beschauliche Leben angenehm zu machen."

„Habt Ihr wohl nichts von dem neuen Messias gehört, der dort sich aufhalten soll?" fragte Lola.

„Ei ja," entgegnete der Führer; „ich habe ihn ja selbst unten von Steinen heraufgeführt. Zwei Jesuitenpatres waren bei ihm; er selbst trug eine weiße Karmeliterkutte mit dem Pönitenzstrick um den Leib. Die über den Kopf gezogene, unten spitze Capuze verhüllte ihn bis zur Nase; aber ich sah wohl, daß der Heilige noch sehr jung und bleich war. Ein paar Mal, wenn viele Pilger vor einem Gnadenbilde knieten, wollte er eine Bergpredigt halten; aber die ehrwürdigen Väter verhinderten ihn daran; sie sagten, das Predigen thue seiner Gesundheit Schaden; er sollte diese erst im Kaltbade stärken. Dann küßten die Gläubigen den Saum seines Gewandes und er schlug ein segnendes Kreuz darüber und ließ sich weiter führen. Endlich brachten sie ihn hier ins Kloster

und übergaben ihn der Fürsorge des Guardian, der ihn mit der größten Verehrung zu behandeln schien."

„So werden wir ihn noch im Kloster treffen?" fragte Lola.

„Das ist die Frage," entgegnete der Führer, „denn ich habe ihn später nicht wieder gesehen."

„Klopft einmal an die Klosterpforte," sprach Lola, „und meldet, daß eine Gräfin und ein Freiherr die Gastfreundlichkeit der ehrwürdigen Brüder in Anspruch nehmen und durch ein Opfer auf dem Altare der heiligen Maria zum Schnee sich dankbar beweisen würden."

Nach diesen Worten stieg sie herab von ihrem kleinen Reitthiere und kniete als gute Katholikin nieder vor dem Gnadenbilde, das sich am Wege an einem Pfeiler befand und betete dort ihren Rosenkranz.

Indeß hatte Roger eine nahe Anhöhe erstiegen, von welcher herab sich ihm die freieste Aussicht öffnete. Dort unter dem dunkelblauen Himmelsdom, im Angesicht der wie Silber glänzenden Gletscher sprach er sein stilles Gebet für das Gelingen des Unternehmens, gewiß mit einer weit tiefern religiösen Weihe, als da unten die Spanierin gedankenlos ihre lateinischen Gebetformeln murmelte.

Da kamen zwei Capuziner vom Kloster her; der Erste eine weißbärtige, ehrwürdige Figur, der Andere ein weinrothes, glänzendes Vollmondsgesicht mit breiter Glatze, und luden die Gräfin, die ihnen der Führer bezeichnete,

mit großer Artigkeit ein, mit ihrem Begleiter das Kloſter zu betreten.

So bedurften Roger und Lola nicht der ihnen mitgegebenen Papiere, um in das Innere des Kloſters zu treten. In dieſen, von ſo vielen Fremden aus aller Herren Ländern und von allen Confeſſionen beſuchten geweihten Hallen herrſchte durchaus keine ſtrenge Disciplin. Die klöſterliche Regel war ſehr aufgelockert, obwohl die vorgeſchriebenen Meſſen und Gebete auf das Pünktlichſte beobachtet wurden. Im Uebrigen machten die Bewohner dieſes Kloſters die liebenswürdigſten Wirthe, welche ohne alles Bedenken auch Damen in die Clauſur ihrer geweihten Hallen zuließ. Gegen Andersgläubige war man tolerant; dabei ſchienen dieſe gebildeten und aufgeklärten Mönche ſelbſt nicht an die Wunder, die ſie den Gläubigen mit eben ſo viel Ernſt als Salbung verkündeten, zu glauben, denn gegen Proteſtanten oder freigeiſtige Katholiken äußerten ſie ſich darüber nicht ſelten in einem Ton der Ironie, der ihren eigenen Unglauben verrieth.

Nach dem erſten reichlichen Mittagsmahl, welches Delicateſſen aus allen Zonen der Welt gewährte, äußerte Lola den Wunſch, das Innere des Kloſters zu ſehen. Gern wurde dies gewährt. Der Pater Guardian führte ſie ſelbſt durch alle Räume des nicht großen Gebäudes, wobei er mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ſeine ſchönen Gäſte auf die reichen Vorräthe in den Speiſe- und Vorraths-

kammern, in der Küche und dem Keller aufmerksam machte.

Mit ihren großen Augen spähte Lola überall hin, unter dem Vorgeben der Neugier blieb kein Winkelchen im Keller, wie auf den Böden und der Küche undurchsucht. Roger unterstützte sie in diesen Bemühungen, aber ebenso vergebens; es wurde nichts entdeckt.

Nachdem sie in das Refectorium zurückgekommen waren, begannen beide Reisende den Versuch, den Pater Guardian und die übrigen Capuziner auszuforschen, ob nicht von den Jesuiten ein junger Novize, wie Guideon, den sie genau beschrieben, hier eingeführt sei und sich noch hier aufhielte. Die Mönche stellten sich darüber ganz verwundert. „Es sind hier wohl," sprach der Guardian und die Conventualen bestätigten es, „ehrwürdige Väter von der Gesellschaft Jesu eingekehrt gewesen, um Unserer lieben Frau am Schnee ihre Devotion zu bezeugen; aber eines jungen Mannes, wie der beschriebene, wüßten wir uns nicht zu erinnern."

Da nahm Lola aus ihrem Portefeuille die offenen Requisitionsschreiben des Gesandten, des Präsidenten der Tagsatzung und des päpstlichen Nuntius und fragten, ob man solchen Papieren gegenüber noch leugnen wolle, daß der Gesuchte sich hier wirklich befinde?

Lächelnd reichten sie einander die amtlichen Schriften zu und der Guardian sagte: „Sie hätten sich die Mühe,

uns diese Papiere vorzuzeigen, ersparen können, denn wir waren schon gestern unterrichtet, daß und weshalb die gnädigen Herrschaften hierher kommen würden und haben Sie gleich bei Ihrem Eintritt erkannt."

„Und deshalb habt Ihr den entführten Jüngling in Eurem Kloster versteckt?" sprach Roger.

„Behüte uns der Himmel und die heilige Jungfrau," rief der Guardian mit frommem Augenverdrehen; „der Unschuldige muß viel leiden; wir aber sind unschuldig an solchem Frevel wie das heilige Osterlamm, das am Tage des Herrn geschlachtet wurde."

„Dann öffnet uns die Grüfte," gebot Lola, die auch hier mit ihrem herrischen Wesen wie sonst und überall Gehorsam fand.

„Die Todten in ihrer Ruhe stören, das ist von Gott verboten," antwortete der Guardian mit einer Bestimmtheit, die keine Aenderung seines Entschlusses erwarten ließ.

Ueber diesen Unterhandlungen war es Abend geworden. Das Glöcklein der Kirche läutete zu den Vigilien. Die Mönche begaben sich in die Kirche und von allen Seiten kamen aus den Gebirgen Hirten herbei und von den Landstraßen zerlumpte Bettler und Heimathlose, die hier die abendliche Messe anhörten, dann aber vor dem Fenster der Küche ihr Abendsüppchen aus dem gastlichen Kloster empfingen. Diese Heimathlosen, deren die Schweiz viele Tausende besitzt, die, eine wahre Landplage für Rei-

sende, als die unverschämtesten Bettler an allen Landstraßen liegen, hatte jetzt Krücke und Blindheit, Höcker und Kopfbinde abgelegt und ließen es sich wohl sein bei der kräftigen Klostersuppe, denn die klösterliche Wohlthätigkeit fragte nicht, ob blind oder lahm, ob Krüppel oder gesund an Gliedern; sie gab Allen ihre Spende, die ihr Ave Maria oder das Angelus Dei beteten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie der Gabe bedurften oder nicht.

Von dieser schönen Seite christlicher Wohlthätigkeit reicher Klöster könnten manche profane Armencommissionen Humanität lernen. Wie oft ist das Inquiriren derselben nach den Verhältnissen des Armen, das Versagen der Gaben, sobald sich in dem Wohnstübchen des Armen noch ein unzerbrochenes Möbel oder eine Blume findet, so schmerzlich verletzend für den noch nicht ganz gesunkenen Armen, daß keine später etwa gegebene Anweisung auf die Armenkasse eine solche Kränkung wieder gut machen kann.

Während Lola sich in der Messe befand, machte Roger einen Abendspaziergang ins Freie. Die erhabene Schönheit der Natur machte auf ihn den erhebendsten Eindruck. Das zwanglose Leben der Strolche und Heimathlosen, die auf dem Rasenboden und den Anhöhen umherlagen und es sich wohl sein ließen bei einer Tonne Bier, die sie sich von dem Ertrage ihrer Bettelpfennige

gekauft hatten, gewährte eine so malerische Staffage im Vordergrunde, daß dadurch die herrliche, großartige Gebirgslandschaft nur noch an Leben und Bewegung gewann.

Als Roger zwischen ihnen durchging, hielten sie ihm Hüte und Hände entgegen und er vertheilte reichlich seine milden Gaben, obgleich sich leicht erkennen ließ, daß die Bettler vom Rigi ganz behaglich und zum Theil im Ueberfluß leben.

Das geschah indeß nicht ganz ohne Absicht. Er wußte, daß diese Wegelagerer das beste Observationscorps bildeten für alle Reisende, die den Rigi bestiegen.

Roger hatte sich mit mehreren dieser Leute in ein Gespräch eingelassen, indem er sich mit Theilnahme nach ihren Verhältnissen, ihrer Lebensweise und ihren Geschäften erkundigte. Es befanden sich darunter nicht blos Bettler' sondern auch Topfbinder, Kesselflicker, Zinngießer, Hufschmiede, Abdecker, Diebe und Wahrsager. Jede Familie hatte alle ihr Geräthe bei sich; manche hatten es bis zum Besitz eines Esels oder einer Ziege gebracht. Hunde und Katzen, die sie überall wegfingen, gaben ihnen, wie Ratten und Mäuse, die willkommensten Braten, wenn sie tief im Walde ihre nächtlichen Festgelage feierten. Es waren die wandernden Zigeuner der Schweiz. Niemand wußte, woher er abstammte; Keiner hatte eine Heimath. Die frühere nachsichtige Polizei und die Gast-

lichkeit der Schweizer und der dortigen Klöster hatten aus aller Herren Ländern die Strolche, Gauner und Vertriebenen dorthin gelockt. Sie vermehrten sich ohne gesetzliche Ehe wie die ägyptischen Landplagen. Man rechnete an 60 bis 90,000 solcher Heimathlosen, welche alle Cantone der Schweiz durchzogen. Neuerlich vertheilte sie zwar die Tagsatzung an die verschiedenen Cantone und versuchte sie durch Schulunterricht und Kirchlichkeit für die Gesittung wieder zu gewinnen; aber für Menschen, die an ein stetes Wanderleben gewöhnt sind, genügt der enge Raum eines Cantons nicht. Nach wie vor behielten diese Wanderzüge ihre gewohnten Strömungen. Jetzt in der lebhaftesten Reisezeit war der Rigi auf allen Straßen, die zum Kulm hinaufführten, von ihnen besetzt.

Roger warf im Gespräch die Frage hin, ob wohl auch Jesuiten den Berg besuchten.

„Allerdings," hieß es, „haben vor einigen Tagen zwei Jesuitenväter einen bleichen, kranken Zögling in weißer Ordenskleidung hier im Kloster abgeliefert und sind ohne ihn wieder den Berg hinunter gestiegen."

„Dann müßte er ja noch hier sein," entgegnete Roger, „ich habe ihn aber nicht im Kloster bemerkt."

„Das glaube ich wohl," erklärte ein junger Mensch mit abgemagerten, gelblichen Gesichtszügen und einem dünnen, verwilderten Bart, „sie haben ihn in die Fab-

rik geschickt, worin die Jesuiten ihre Heiligen fertig machen lassen."

Roger winkte dem jungen Mann, mit ihm auf die Seite zu treten. Nachdem er ihn beschenkt hatte, verlangte er näheren Aufschluß darüber.

„Ich werde Euch, wenn es beliebt, in der nächsten Nacht nach einem andern Klösterlein führen, wo Ihr die ganze Operation mit Bequemlichkeit ansehen könnt. Dorthin ist er abgeführt worden; ich weiß es ganz gewiß; denn ich lag am Wege, als sie ihn einführten."

„Haltet Euch in meiner Nähe. Ich werde schon erkenntlich sein," sprach Roger und begab sich ins Kloster zurück.

Es war eine mondhelle Sommernacht und da ihr längerer Aufenthalt im Kloster Unserer lieben Frau am Schnee keinen Erfolg mehr versprach, so beschlossen Roger und Lola noch in der Nacht den Rigikulm zu ersteigen, um dort den Sonnenaufgang sehen zu können. Der erwähnte Heimathlose wurde als Führer angenommen.

Das erhabenste Schauspiel, welches nur eine schöpferische Phantasie sich vorstellen kann, ist ein schöner Sonnenaufgang auf dem Rigi. Besonders war es das Zauberspiel der Wolken, das bald nach Sonnenaufgang begann, bei dessen Anblick Lola ein so schönes und tiefes Naturgefühl verrieth, wie man diesem leichtsinnigen Weltkinde nicht zugetraut hätte und da erst, wie die höhere

Weiblichkeit ihren Worten und Gefühlen eine Gluth und Poesie verlieh, welche Alles übertraf, was eine jugendlich schwärmerische Seele nur zu empfinden vermag, wurde sie wahrhaft liebenswürdig. Die ganze Unterwelt war tief unter ihren Füßen von einem Wolkenmeere verschleiert. Dieses zerriß erst, als die Sonne schon höher stand. Erst begann eine allgemeine Bewegung dieser unermeßlichen tiefgrauen Wolkenmassen; einzelne Stellen blähten sich langsam auf und erhoben sich ballonförmig; andere schienen dampfend zu werden; was davon aufstieg, nahm bei stiller Luft einige Zeit den leisen Zug ostwärts der Sonne entgegen. Statt des bisherigen weiten, weißen Schleiers, der die Erde verbarg, lag nun ein großes, aus Wolken gestricktes Netz unter ihren Füßen, durch dessen Maschen sie dort ein Dörfchen, hier einen Wald und Wiesenfleck, in der Ferne den Silberfaden eines Stroms, in der Nähe eine Stadt, dann den Spiegel des Sees, den steilen Pilatus oder fernher glänzende Eisfelder und Zacken der Gletscher erscheinen und wieder verschwinden sahen.

Wer vom Kulm herab einen schönen Auf- oder Niedergang der Sonne gesehen hat, behält davon im Gedächtniß einen unvertilgbaren Eindruck. Man hat Geburt und Tod einer Welt gesehen; eine zauberhafte Feerei, die uns umgaukelt, die wir nicht glauben und nicht leugnen können. Es malt kein Maler die blendenden

Goldflammen, welche man von den zwölf Seen, die nahe und fern in der grünen Tiefe liegen, emporsteigen sieht; keiner das zarte Rosenlicht der Gletscher und das allmälige Erscheinen und Verschwinden dieser so weichgetuschten Farbentöne.

Und dann, als die Sonne höher stieg und der Himmel sich mit leichtem Gewölk bedeckte und der Widerschein des Sonnenlichts aus einem der entferntern Seen heraufblitzte, so bildeten sich in den Nebeln blendende Glorien in rothen, gelben und blauen Farbenschichten.

Wie nun endlich der das ganze Gemälde überstrahlende Sonnenschein den Kampf mit den Nebelbildern siegreich beendigt hatte und nun die ganze herrliche Alpenlandschaft beleuchtet erschien, da wurde die Umschau von dieser Höhe aus immer erhebender für die Seele. Die vereinzelte Lage der majestätischen Gebirgsmasse des Rigi, welche, abgeschieden von andern Bergen, im Umfange von zehn Stunden, und im Vordergrund der langen Kette von Gletschern zwischen anmuthigen Landschaften und drei schönen Seen zu einer Höhe emporsteigt, auf welcher im Sommer noch Schnee fällt, der aber nicht liegen bleibt — diese Lage ist es, welcher der Rigi einen Ruhm verdankt, den ihm kein Nebenbuhler unter den europäischen Bergen mehr streitig macht. Gegen Süden und Osten lagert sich vom Montblanc bis nach Tyrol die Kette der Alpen mit ihren tausend vergletscherten Firsten,

Hörnern und Zinken, fern genug, um sie bequem überschauen zu können. Gegen Westen und Norden bis zum Jura am Himmelssaum, schweift der Blick über einen bunten Teppich von mehreren Schweizercantonen über Berge, Hügel, Thäler, Dörfer, Städte, Wälder, Ebenen, Seen und Ströme dahin. Es war ein Ueberblick von mehr als einem halben Tausend Geviertmeilen, von welchen jede an sich schon eine malerische Landschaft bildet.

Kein Wunder, wenn auf solcher Höhe der menschliche Geist sich erhaben fühlt, denn im Wehen der reinen Alpenluft befreit sich das Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens.

Und doch waren die vielen und elegant eingerichteten Gasthäuser auf der Staffel (eine Viertelstunde unter dem höchsten Berggipfel), so wie auch an dem Kulm, kaum im Stande, die zahlreichen Reisenden aufzunehmen, welche an schönen Tagen den Rigi besuchen. Selbst auf der höchsten Höhe, wo das Signalgerüst an 5570 Fuß über dem Meere sich erhebt und vor den Gasthäusern, so wie auf den jetzt so sichern und gebahnten Wegen, sah man überall ein so reges, großstädtisches Leben, daß man sich mitten in eine ungeheure Weltstadt versetzt glauben konnte. Da begegnete der Britte dem Italiener, der Franzose dem Russen, der Schweizer dem Amerikaner, der Spanier dem Polen, der Deutsche dem Ungar. Damen aus allen

Reichen der Erde, mit ihren Portefeuilles zum Aufnehmen von Skizzen, ihren poetischen Tagebüchern, ihren Fremdenführern und Landkarten, sah man in oft lieblichen Gruppen auf bemooseten Granitblöcken sitzen und zeichnen, malen, dichten oder plaudern, oder auch in begeisterten Exclamationen: magnific! superbe! sich ergießen. Elegante Travellers in ihren oft barocken Reisekleidern unterhielten sich mit den Damen in allen Sprachen der verschiedensten Nationen, meistens jedoch französisch; in dieser Weltsprache, die selbst der stolze Engländer mit seiner breiten und schweren Zunge in der Fremde zu reden nicht verschmäht. Ueberall sahen Roger und Lola Schmausende und Trinkende, selbst Kartenspielende, in und vor den Häusern sitzend. Der ganze Berg war belebt von Schaaren der Auf- und Niedersteigenden. Die sonst einsamen Alpen glichen jetzt einem weiten Lustgarten in der Nähe irgend einer großen Hauptstadt. Gruppen von Spaziergängern, Herren und Damen, mit Eleganz gekleidet, zeigten sich in allen Richtungen; hier im Grase gelagert, dort einen Berg erklimmend, da auf einer Felswand versammelt und mit ihren Operngucken oder Dollond-Perspectiven die Fernen durchmusternd. Dort Abschiednehmende, hier Ankommende in oft seltsamer Reisetracht, begleitet von Führern und Trägern ihres Gepäcks. Dieses bunte Getümmel, der dort entfaltete Luxus, das Umhertreiben reicher Familien brachte den wunderlichsten Contrast die-

ses bewegten Weltlebens gegen die erhabene Ruhe des ringsum majestätisch emporsteigenden Alpenpanorama's.

Bald war in Lola's Seele der poetische Eindruck dieser herrlichen Aussicht wieder erloschen; die Welt mit ihrer Lust erweckte dieses Weltkind aus solchen Träumereien und mit der ihr eigenen Gewandtheit und feinen Koketterie hatte sie bald einen Kreis von Anbetern um sich versammelt, welche sie mit Galanterien und Artigkeiten fast überschütteten. Eine ungezwungene Unterhaltung mit den pikantesten Pointen war bald im vollen Gange, denn Lola hatte die Gabe, mit Männern schnell bekannt und zutraulich zu werden. Vor einem der belebtesten Gasthäuser forderte sie Champagner, zündete ihre Cigarre an und trank und lachte mit den Herren um die Wette. Den reisenden Grafen, Baronen und Lords, wie den eleganten Banquiers und Officieren aller Grade war ein so reizendes weibliches Wesen, das sich so frei und leicht in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegte, eine zu anziehende Erscheinung, um sie nicht stets belagert zu erhalten. Lola vergaß über dem Genuß eines so heitern Weltlebens den eigentlichen Zweck ihres Besuchs des Rigi. Roger dagegen fühlte sich dabei ziemlich überflüssig und beschloß, seine fernern Nachforschungen auf eigene Hand fortzusetzen.

Als er ihr dieses erklärte, sagte sie: „Das kann ich Dir nicht verdenken, lieber Freund. Ich finde hier Un-

terhaltung und habe den Einfall, noch einige Tage hier zu bleiben. Uebrigens wundere Dich nicht, wenn ich hier noch einige Verhältniſſe, die mich amüſiren, anknüpfe. Das Herz einer freien Frau hat Raum genug, um ein Dutzend Liebhaber darin aufzunehmen und ſollte meine Regierung in Baiern noch zehn Jahre dauern, ſo werde ich es durchgeſetzt haben, daß dort eine Polyandrie geſetzlich eingeführt werde; dagegen bleibt es dabei, daß ein Mann nur eine Frau nehmen darf und jede Untreue von Seiten des Mannes werde mit dem Tode beſtraft; dann aber giebt es kein Familienleben mehr; die Kinder gehören dem Staate, werden in großen Findelhäuſern aufgenommen, in Pädagogien erzogen und wenn ſie erwachſen ſind, werden die Knaben unter die Soldaten geſteckt oder ſonſt als Arbeiter oder Handwerker nützlich verwendet; die Mädchen werden in die Welt entlaſſen, wo ſie ſehen müſſen, wie ſie ſich durchbringen, bis ſie dem Staate nützlich werden, indem ſie ihm Kinder ſchenken, wofür ihnen eine Penſion zu Theil werden muß. Bei ſolchen Verhältniſſen wird auch die Ehe überflüſſig ſein und die Emancipation des Fleiſches muß dann geſetzlich ſanctionirt werden. Das iſt meine Idee von einer neuen Organiſation der Geſellſchaft; nur in der freieſten Bewegung und in der Rückkehr zum Naturzuſtande kann der Menſchheit das höchſte Maß von Glück zu Theil werden, das ich ihr wünſche und welches ich daher zuerſt

von allen Frauen praktisch in das Leben einzuführen suchen werde. Nun aber Adieu!"

. . . . . .

So war Roger verabschiedet. Mit dem Gefühl der tiefsten Entrüstung über so freche Lehren eines toll gewordenen Socialismus zog er sich zurück. Seine Brust athmete erst freier, als er fern von dieser emancipirten Frau und von der großen herz- und gemüthlosen Gesellschaft sich auf einer der einsamen Höhen des Rigiberges befand. Hier beschloß er, den Tag über in einer genußreichen Einsamkeit zuzubringen. Er gab seinem Führer Geld mit dem Auftrage, für des Lebens Nothbedarf zu sorgen; eigentlich mehr, um ihn zu entfernen, damit er ungestörter hier in dieser erhabenen Alpenwelt schwelgen könne in den Erinnerungen an die süßen himmlischen Stunden, die er mit Seraphinen im Kerker verlebt hatte.

Roger lagerte sich auf einem bemooseten Felsblock nahe am Rande der steilabschüssigen Bergwand, die sich bis in den klaren Spiegel des Vierwaldstätterssees herabsenkt. Unten tief zu seinen Füßen breitete sich in stiller Ruhe der Lowerzersee aus. Einst war es nicht so ruhig dort, denn gegenüber, an der Berglehne des Geypper, fiel sein Blick auf eine weite Ebene von noch wenig bewachsenem Schutt und Trümmern, woraus jetzt nur einige ärmliche Hütten sich erhoben. Das war die Grabstätte des einst so bedeutenden Dorfes Goldau, wel-

ches mit seinen Bewohnern und vielen Reisenden durch den furchtbaren Bergsturz seit dem Jahre 1806 an hundert Fuß tief unter der verödeten Oberfläche verschüttet liegt. Damals schwoll der jetzt so still daliegende Lowerzersee gewaltig an, die Wellen schlugen über die, auf einem steilen Felsen aus dem See sich erhebende romantische Insel Schwanau zusammen und sprühten empor über die Wipfel der Bäume an 60 bis 70 Fuß hoch, bis zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle.

Man hat oft schon die Erfahrung gemacht, daß in gefühlvollen Seelen ein mehr oder weniger klares Ahnungsvermögen liegt. Ein solches mag es auch gewesen sein, das Roger in eine ihm unerklärliche Gemüthsbewegung versetzte, wenn er unten in der Tiefe diese, wie ein Asyl des Friedens in der lautlosen Einsamkeit auf dem Wasserspiegel ruhende Felseninsel betrachtete.

„O könntest du dort," träumte er, „abgeschieden von der Welt, nur für deine Liebe leben! Es bedarf ja nur weniger Quadratfuß Erde, um im Arm der Liebe glücklich zu sein, oder zu schlummern im ewigen Vergessen aller irdischen Leiden, und dort wäre grade das Plätzchen, das mir und meiner Lieben Alles gewähren könnte, was wir bedürften, um des Himmels höchste Wonne zu genießen; ein Hüttchen nur, eine Bank von Rasen und dann, ein stilles Grab unter dem Rasen, das wäre genügend, um zwei liebende Herzen zu beseligen."

Während seine Seele noch in solchen Träumen schwelgte, zog ein beginnendes Wolkenspiel in der Tiefe seine Blicke auf sich. Was in den Thälern kein sterbliches Auge sieht, das versetzte ihn hier wie in eine fremde Welt; das war die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken, die jetzt begann, diese Zaubereien des Lichts und der Farben, diese wunderbaren Tändeleien der Natur in den höheren Gegenden des Luftreichs.

Beim reinsten Blau des Himmels flatterten lichthelle Wölkchen um die Kuppe des Pilatus. Südwestlich trübte sich der Himmel. Noch lag die ungeheure schroffe Berglehne des Rigi im Sonnenglanz und der helle Himmel lag über seiner Kuppe, da rückte die immer dunkler werdende Wetterwand über dem See daher, dem Rigi immer näher auf den langgestreckten Riesenleib und bald sah Roger mit scheuem Erstaunen die ganze lange Gebirgskette mit ihren Silberfirnen, selbst den hohen, nachbarlichen Pilatus verschwinden. Statt dessen erhob sich vom flimmernden Spiegel des Vierwaldstättersees unter ihm, bis zum Himmel hinauf, wie eine schwarze Wand die finstere Nacht. Den obern Saum derselben bildete ein schwefelgelber Schimmer. Diese wunderbare Erscheinung, während Roger noch im vollen Sonnenschein stand, ließ sich nur erklären durch einen starken Regenguß, der von der Höhe des Himmels in den See niederströmte, während oben der Saum der Wolken noch

durch die Strahlen des Sonnenlichts vergoldet wurde. Die vom Tage glattabgeſchnittene Nacht rückte immer näher. Die Sonne verlor ſich. Im Doppelſchritt eilte Roger einer höher belegenen Alpe zu, um dort in einer der Sennhütten, die in der Nähe lag, Schutz gegen das Wetter zu finden.

Aber aus der Thalſchlucht, welche dort in die Tiefe ging, wälzte ſich einer fallenden Lavine ähnlich eine graue Nebelmaſſe bergab dem See zu. Ein ſtürmiſcher Windſtoß, ſchneidend kalt, flog ihr voran. Bald war Roger in feuchten Duft gehüllt, noch ehe er die Sennhütte erreicht hatte. Plötzlich ſtürzten Regengüſſe in ſchweren Tropfen auf ihn nieder. Blitze flammten wie feurige Schlangen durch die dunkle Nacht. Alle Felſen leuchteten auf, indem ſie von Donnerſchlägen widerhallten. Da endlich erreichte Roger die Sennhütte. Lebhaft wurde er an die ſchreckliche Scene auf der Höhe des Sentis erinnert, als an ſeiner Seite, wie er glaubte, ihm der Freund erſchlagen wurde.

Dort ſaß der Hirt, ein baumſtarker Schwyzer, den die ſiebenzig Lebensjahre, die er auf dem Nacken trug, noch nicht gebeugt hatten. So oft ein ſtarker Wetterſchlag kam, ſegnete und bekreuzigte er ſich mit leiſem Gebet; dazwiſchen plauderte er aber ganz gelaſſen.

So erzählte er von zwei jungen Landmädchen, die auf der Alp die Milchkur gebrauchten. Der würdige

greiſe Pfarrer von der Schwaneninſel habe ſie zuerſt hier auf die Alp geführt und es allen Sennen ans Herz gelegt, ihnen Obdach zu geben und ſie in Schutz zu nehmen, wenn etwa vom Rigikulm her arge Weltleute ſich ihnen nähern und ihnen Uebles thun wollten. „Und wahrlich, wer das wagte," ſprach er aufſpringend und ſchüttelte ſeine ſchweren Fäuſte, „der wäre auf dem Fleck des Todes. Und das mit Recht," fuhr er fort, „denn es ſind keine gewöhnlichen Jungfrauen, wie ſie da unten im Lande zu Dutzenden auf den Dörfern und in den Städten zu ſehen ſind, ſondern wahre Engel des Himmels, die, wie der Herr Pfarrer ſagte, von der heiligen Jungfrau ſelbſt dem Altar des Herrn geweiht ſind."

Dieſe Mittheilung war für Roger begreiflich vom höchſten Intereſſe. Er zweifelte nicht, wer die Beiden waren und ließ ſich ihre Perſönlichkeit beſchreiben. Alles traf zu; die Eine ſo zart wie Duft, ſo weiß wie Milch und Blut, ſo fein gewachſen und ſchlank wie ein Blumenſtengel, und dabei ſo hold und lieb, ſo fromm und freundlich, wer konnte das anders ſein, als Seraphine; die Andere kleiner, mehr voll gewachſen, gebräunt durch die Landluft, aber mit Feuer in den ſchwarzen Augen, wer ſollte das ſein, als Seraphinens Freundin, die Liesli von Eberſol.

„Aber wo ſind ſie zu finden?" rief Roger.

„Da werdet Ihr wohl der Letzte ſein, dem ich es

sage, denn Ihr seid auch so ein vornehmer Herr aus der großen Welt."

„Besorgt nichts von mir," entgegnete Roger, „es sind meine Muhmen, die ich in Zucht und Ehren besuchen wollte."

„Nun dann muß ich es Euch wohl sagen, lieber Herr," sprach der Senne mit der solchen Leuten eigenen Schalkhaftigkeit, „daß ich es nicht weiß. Eine halbe Stunde vor dem Beginn des Gewitters waren sie hier und tranken ihre Milch, aber dann gingen sie noch höher hinauf ins Gebirge. Gott weiß wohin, und woher sie kamen? Sie sind überall und nirgends."

„Aber es wird immer dunkler," äußerte Roger, indem er durch die offene Thür mit Besorgniß in die gräuliche Wetterwüste hineinblickte. Beide konnten einander kaum sehen. Der greise Senne schüttelte den Kopf. So etwas von Unwetter war ihm noch nicht vorgekommen. Er sagte: „Die beiden Jungfrauen werden schon ihr Unterkommen gefunden haben, denn es giebt überall Sennhütten im Gebirge."

Kaum war indeß eine Viertelstunde vergangen, so hatte das Unwetter ein Ende.

Roger beschloß nun, seine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Ehe er indeß die übrigen Sennhütten besuchte, beschloß er, sich nach dem noch einige hundert Schritt tiefer liegenden Gasthause des Kalten Bades zu

begeben. Er setzte dabei voraus, daß die beiden jungen Mädchen, wenn sie wirklich auf dieser Höhe die Milchkur gebrauchten, doch eher einen solchen bewohnbaren Aufenthalt suchen, als in den Sennhütten unter Entbehrungen gewohnter Lebensweise auf Heulagern übernachten würden.

Das Kalte Bad verdankt seinen Namen einer kalten Quelle, die aus dem Geklüft an einander gelehnter Nagelflueblöcke hervorbrodelt Ihre Temperatur beträgt ungefähr fünf Réaumur'sche Grade mit geringen Abweichungen. Romantisch ist ihre Umgebung; ein enger Kreis von Felsentrümmern, überwachsen mit Tannengestrüpp, zu dem ein schmaler Eingang und Ausgang zwischen den Felsen führt. Das innere Plätzchen bildet zugleich den Vorhof zu einer kleinen Kapelle, die zwischen den Felsblöcken wie eingekeilt war.

Roger trat hinein. Die Kapelle ist im Innern mit geschmacklosen Votivbildern behangen und einer Beschreibung der alten Sage, daß drei von einem Landvogt verfolgte schöne Schwestern in diese Wildniß flüchteten, geleitet von Engeln, weshalb auch die Quelle den Namen des Schwesterborns trage.

Während Roger diese Geschichte las, die ihn lebhaft interessirte, weil er dabei an Seraphinens Verfolgung dachte, kamen Mönche und Hirten, Weiber und Kinder, verrichteten ihre Andacht vor dem Marienbilde und ver-

ſchwanden dann wieder auf den einſamen Felſen- und Waldſteigen, welche dieſen ſtillen, tiefen Thalkeſſel umgaben. Roger beachtete ſie wenig. In ſeinen Träumereien verſunken fielen ihm nur die drei Mönche auf, welche ganz zuletzt das Kirchlein verließen. Zwei führten einen Dritten, der ſehr ſchwach und krank zu ſein ſchien und dem man zum Schutz gegen die rauhe Luft die Capuze ſeiner weißen Mönchskutte über den Kopf gezogen hatte. Dieſer ſah ſich noch an der Thür um, die Hülle ſeines Kopfes öffnete ſich und Roger erblickte die blaſſen, feinen Züge ſeines Freundes.

„Guideon," rief er, indem er ihm nacheilte; dieſer hob wie flehend die Hände zum Himmel; aber ſchneller, als Roger den Eingang erreichen konnte, hatten die beiden Capuziner dieſen Dritten hinausgezogen und die ſchwere Eichenthür der Kapelle ins Schloß geſchlagen.

Vergebens ſtrengte Roger ſich an, die feſte Thür zu öffnen. Jeder Augenblick erhöhte ſeine peinliche Ungeduld. Auf ſein Rufen und Klopfen erſchien endlich nach einer halben Stunde, die ihm von ewiger Dauer ſchien, der Sacriſtan und öffnete das Schloß der Thür. Augenblicklich eilte Roger, die Mönche aufzuſuchen. Aber wohin waren ſie entflohen? welchen Ausgang aus dieſem Felſenkeſſel hatten ſie genommen? wo hatten ſie in dieſem Labyrinth von bemooſeten und dicht überbuſchten Felſenzacken und Schluchten ihr Verſteck gefunden?

Niemand wollte es dem Ketzer verrathen. Vergebens suchte er eine Stunde lang, indem er auf den schmalen gekrümmten Felsensteigen bald auf- bald abwärts stieg. Endlich, völlig erschöpft von dieser Anstrengung, gab er seine Nachforschungen auf.

So viel war nun gewiß, daß sich Guideon sowohl, als Seraphine und Liesli auf dem Rigigebirge befanden. Aber wo sollte er sie finden? Er mußte annehmen, daß die beiden Mädchen aus ihrem klösterlichen Asyl, wohin sie die Jesuiten von Luzern gebracht hatten, entwichen waren und nun den armen Guideon suchten, ohne ihn finden zu können.

So in Gedanken versunken war er in der Nähe des Kalten Bades auf den Felsenvorsprung getreten, welcher von den Schweizern das Känzli genannt wird. Dort, eine halbe Stunde unter dem Kulm, in der Nähe prächtiger wechselnder Gebirgspartien der Alpen ist der Umfang der Aussicht nicht so weit umfassend, als oben auf der Höhe des Kulms; aber die Aussicht ist dem Auge wohlthuender. Man überblickt dort in größerer Nähe den See der Waldstädte, mit den weißen Segeln seiner Schiffe, wie er zwischen grünen Ufern sein weites, schimmerndes Wasserkreuz ausdehnt.

Als der See schon in dem in der Tiefe dämmernden Abendschatten seinen Schimmer verlor und anfing Nebel zu brauen, die seinen Anblick bald dem Auge ganz

entzogen, bildete sich dem einsamen Standpunkt unseres Reisenden gegenüber ein neues wundersames Lichtspiel an der dem Rigi gegenüber sich erhebenden röthlichen Felswand des Nagelfluelagers, welche hoch über dem schon dunkelnden See höher erglänzte im Strahl der sinkenden Sonne. Dieser Glanz wuchs an, bald in blasser, bald in dunkler Röthe, bis endlich die ganze Bergwand wie entzündet erschien und wie eine ungeheure Kohlengluth, die selbst auf die vorüberschwebenden Wolken ihren Widerschein warf, ihm entgegenstrahlte. Roger vergaß in der Selbsttäuschung den Untergang des Tagsgestirns. Es war ihm, als müsse er jetzt den Ausbruch einer aus Lohe und Gluth den Felsen hervorlodernde Flamme erwarten; aber immer schneller und immer höher schwollen die Nebelriesen aus der Tiefe hervor.

Wenige Minuten vergingen und die ganze glühende Felswand war verschwunden und in eine graue Wetterwand gehüllt. Dabei hatte sich hinter seinem Rücken die Sonne gesenkt, so daß sie ihre gluthrothen Strahlen in horizontaler Richtung gegen den Nebelvorhang warf.

In diesem Augenblick sah Roger sein eigenes Schattenbild in riesiger Größe auf jener grauen Nebelwand schweben und jede seiner Bewegungen nachahmen. Und um das Schattenbild schwang sich ein Regenbogen, in allen sieben Farben schimmernd; über demselben noch ein zweiter, der aber schmaler und weißlicher war. Die Far-

ben des innern Bogens wechſelten vom dunklen Purpur ſeines innern Randes bis zum Lichtgrün und Flammenroth ſeines äußern Saumes, ſo brennend ſtrahlend, daß das Auge kaum die Stärke des bunten Lichtglanzes noch zu ertragen vermochte. Immer näher rückten die Nebel und kleiner und ſchärfer wurden damit die Umriſſe des Nebelbildes. In dieſem Augenblick erſchienen noch zwei menſchliche Geſtalten neben ihm im Zauberkreiſe dieſes Nebelbildes. Es waren, wie ſich deutlich erkennen ließ, zwei Mädchen in ländlicher Tracht des Luzerner Cantons. Augenblicklich fuhr es ihm durch die Seele, das ſind ſie, Seraphine und Liesli, ſie müſſen mir nahe ſtehen. Mit dieſem Gedanken wendete er ſich zur Seite, erkannte ſie wirklich und rief im Ausbruch des freudigſten Entzückens Seraphinens Namen; aber in demſelben Augenblick waren auch die Nebelbilder, ſo wie die lebenden Jungfrauen verſchwunden. Er hörte nur noch einen Aufſchrei, dann aber hatte die dampfende Nebelmaſſe ihn und den Berg und den Abgrund vor ſeinen Füßen ſo eingehüllt, daß es kaum möglich war, noch die Hand vor den Augen zu ſehen. Noch hörte er eine klagende, ihm nur zu bekannte Stimme in der Tiefe. Er wollte ſich nachſtürzen, aber plötzlich fühlte er ſich von ſtarker Hand zurückgeriſſen; es war Joggi, der junge Stromer, der ſich in der Nähe befand und Alles geſehen hatte.

„Seid Ihr denn toll, Herr? Noch einen Schritt weiter

vor und Eure Gebeine hätten zerſchmettert und zerriſſen unten auf den Felsblöcken am See gelegen, denn hier erhebt ſich die ſenkrechte Felswand an tauſend Fuß Höhe; dort aber zur Seite, wo die Jungfrauen vor Schreck über Euren Anruf hinabgefallen ſind, iſt das Berggelände ſchon weniger ſteil, und ihre Rettung iſt nicht unmöglich.“

„Hinab, hinab!“ rief Roger und wollte ſich von jener Seite hinunterſtürzen.

„Zurück, oder Ihr ſeid verloren und Ihr helft und rettet doch nichts; Ihr ſtürzt Euch da blind in den brauenden Nebelkeſſel; wartet's doch erſt ab, daß ſich der Nebel verzieht.“

„Warten? unmöglich! wo die Geliebte in Lebensgefahr ſchwebt.“

„Nur noch wenige Augenblicke und Ihr könnt ſehen, wen Ihr ſucht.“

Roger rief abermals ihren Namen in den grauen Abgrund hinab, keine Antwort erfolgte. „Sie ſind todt!“ ſprach er in der ſchaurigſten Tiefe des Gefühls mit gerungenen Händen.

„Beruhigt Euch, lieber Herr,“ ſprach der Stromer, „ich kenne die Alme genau, wie auch die Stelle, wo ſie hinabgeſegelt ſind; wenige Fuß geht es von oben her ſteil in die Tiefe, dann nimmt Gebüſch ſie auf, daß ſie nicht weiter rollen können und ohne Gefahr vermögen ſie dann, die weniger ſteile Berglehne hinabzuſteigen bis zur näch-

ſten Sennhütte, und von da führt ein bequemer Waldſteig nach dem Lowerzerſee hinunter.“

„Aber im Nebel kann ſie in neue ſchreckliche Abgründe gerathen.“

„Der Nebel iſt ja von unten heraufgeſtiegen, von dort alſo verſchwunden. Unten iſt ſchon wieder Alles hell und jeder Pfad ſicher zu wandeln. Seht, Herr, ſchon jetzt verzieht er ſich hier oben.“

In demſelben Moment zerriß die Nebelmaſſe, welche ſie umgab und die letzten ſcheidenden Sonnenſtrahlen brachten oben noch Helligkeit genug, um in der Tiefe auf der Alme die weidenden Kühe, deren romantiſches Glockengeläut heraufſchallte und dann dort vor dem Saume des Bergwaldes die beiden Jungfrauengeſtalten erkennen zu können, die aber, von einem Sennhirten geführt, im nächſten Moment ſchon im Waldesdunkel verſchwanden.

„Sie fliehen mich,“ ſprach Roger mit tiefem Schmerz der Seele. „Ob ſchon ein entſetzliches Kloſtergelübde ſie zwingt, meine Nähe zu fliehen, oder ob ſie mich nicht erkannt haben? Gott mag es wiſſen; wir aber müſſen eilen, ſie wieder einzuholen.“

„Wird uns wenig helfen,“ ſprach Joggi, der Stromer, „denn dort unten im Walde gehen zehn Wege ab, theils nach den Sennhütten auf den Höhen, theils nach dem See hinab, oder in eins der Seitenthäler, wer kann wiſſen, welchen Weg ſie verfolgt haben und wenn wir

ihnen blind nachlaufen, so verlieren wir die Gelegenheit, den armen jungen Heiligen, den sie lebend ins Grab legen, zu retten und die beiden Jungfrauen finden wir doch nicht."

„Was ist es damit?" fragte Roger lebhaft.

„Ihr werdet es schon sehen, mein hoher Herr," sprach der Stromer, „und damit es uns nicht an Macht fehlt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so werde ich im Gebirge einige stämmige Kameraden sammeln. Kehrt daher nur ruhig in das Gasthaus zum Kalten Bade zurück und richtet Euch ein, um zehn Uhr, wenn es Nacht ist und der Mond am Himmel steht, die Wanderung mit uns anzutreten."

„Wenn es nur zum Ziele führt," sprach Roger und warf ihm eine Börse zu, indem er sagte: „Da habt Ihr etwas auf Abschlag; nun stärkt Euch, damit Ihr Kraft habt, das Kühne auszuführen."

. . . . . .

Roger wußte nicht, was die beiden jungen Mädchen von hinnen getrieben hatte.

Die Jesuiten hatten sie in das Kloster der Schwestern vom Herzen Jesu gebracht. Dieses Kloster bestand eigentlich aus einer Reihe niedriger Schweizerhäuschen, die sich wenig anders als durch ihre massive Bauart und durch ihr dichteres Zusammenliegen von den übrigen ländlichen Wohnungen unterschieden. Hier war eine Art von

Penſionat für weibliche Jeſuitenzöglinge eingerichtet und das Ganze ſtand unter der Aufſicht des Pfarrers von Steinen, der, wie man ſagte, im Jeſuitencollegium in Rom ſeine Erziehung und Bildung empfangen hatte. Von Zeit zu Zeit kamen zwei Jeſuiten von Schwyz dorthin. Der Eine war zugleich Arzt und übernahm außer der geiſtlichen Pflege auch die leibliche ſeiner Zöglinge. Das Letztere, wie wir bald erfahren werden, war nicht zu ihrem Heil.

Die Marquiſe wußte, wo ſich ihre Tochter befand. Nachdem Roger und Lola zum Thee bei ihr geweſen waren und ſich zurückgezogen hatten, trat aus einem Seitencabinet der Profeſſor Heilinger hervor.

Als Beichtvater der Marquiſe hatte er dort ſtets geheimen Zutritt durch die Garderobe. Nur die Kammerfrau der Marquiſe wußte um dieſes Geheimniß. Als Gewiſſensrath derſelben war er unbemerkter Zeuge der Unterredung geweſen, worin Roger der Marquiſe ſeine Liebe zu Seraphinen erklärt hatte. Es war ihm auch nicht entgangen, daß Roger und Lola die erwähnten Requiſitionen wegen Auslieferung eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens empfangen hatten, die keine Andern ſein konnten als Guideon und Seraphine. Unter dieſen Umſtänden lag es im Intereſſe des Ordens, das Band der Liebe, welches die Herzen der Letztern und Roger's umſchloß, für immer zu zerreißen. Das war der

Beweggrund, weshalb er jetzt noch so spät Abends vor die Marquise trat.

„Sie haben Alles gehört, ehrwürdiger Vater?“

„O, daß meine leiblichen Ohren mit den neun Siegeln Salomonis verschlossen gewesen wären! Was habe ich vernehmen müssen? In welcher gräulichen Gefahr schwebt das Seelenschäflein, dessen ewiges Heil der Obhut meines geistlichen Hirtenstabes anvertraut ist. Ein von Gott verdammter Ketzer hat es gewagt, ihr eine sündliche Liebe gegen sich einzuflößen, und darum widerstrebt sie so beharrlich, trotz aller geistlichen Exercitien, womit sie Tag und Nacht zum Heil ihrer Seele belegt wird. Ihre Gedanken und ihre Sinne hängen noch am Irdischen und verschmähen das himmlische Manna, das ihr täglich in Gebeten und erbaulichen Reden von frommen Vätern als liebliche Seelenspeise geboten wird. Und nun gar öffnet dieser Basilisk seinen giftigen Rachen, damit er, der verdammte Ketzer, verschlinge dieses rechtgläubige Lämmlein; denn so und nicht anders würde eine Verbindung in nichtiger Ehe sein, die jener Basilisk begehrt, indem er um die Hand dieses Gott und der heiligen Jungfrau geweihten Lämmleins wirbt.“

So pietistisch und in mystischen Bildern redend ist in der Regel nicht die Sprache der Jesuiten. Aber der Professor Heilinger wußte recht gut, daß die Marquise viel mit den Frommen und Mystikern verkehrte und daß

ihre kränkliche Sentimentalität ihrer Frömmelei am besten durch eine solche bilderreiche Sprache beherrscht werden konnte.

Die Marquise seufzte und faltete die Hände, indem sie sprach: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun."

„Darum," entgegnete der Jesuit, „ist es die höchste Zeit, daß dieses Band einer sündlichen Liebeseinigung für immer zerrissen werde, und dazu würde sich sein Verhältniß zu der gottlosen Spanierin trefflich ausbeuten lassen."

Er entwickelte ihr darauf einen teuflischen Plan, den er so glatt und gefällig für ein etwas weites Gewissen darzulegen wußte, daß die Marquise darin willigte, die Hand dazu zu bieten.

Und so dictirte denn der Jesuit der Marquise einen Brief, den sie auch wirklich an ihre Tochter schrieb, worin sie ihr als Neuigkeit meldete, daß Herr Roger Müller eigentlich ein Freiherr von Mühlheim sei. Früher sei er bekanntlich als flüchtiger Demagog verfolgt gewesen, doch habe ihn sein König auf Fürbitte einer schönen Tänzerin, die sich in ihn verliebt habe, begnadigt. Aus Dankbarkeit und Passion habe sich dieser Herr von Mühlheim mit der zu einer Gräfin von Landsfeld ernannten, abgedankten Favorite eines Königs verlobt und mache jetzt mit ihr eine Vergnügungsreise durch die Schweiz, zunächst auf den Rigi, worauf sie dann Beide nach

Baiern zurückkehren und ihre Vermählung feiern würden. Zum Beweis der Wahrheit dieser Mittheilung würde hier eine Visitenkarte der Neuverlobten und einige Billetdoux beigelegt. „Für die Herbeischaffung solcher Beweisstücke werde ich schon sorgen," schloß er. „Es geschieht ja doch Alles zur größern Ehre Gottes."

Die Besorgung dieses Briefes übernahm der Jesuit; ließ in der Nacht noch durch einen Lithographen eine Visitenkarte des erwähnten Inhalts anfertigen und benutzte seine Geschicklichkeit in der Nachahmung fremder Handschriften dazu, einige gegenseitig erdichtete Liebesbriefe zwischen Lola und Roger zu schreiben. Alle diese Documente packte er zusammen und reisete noch am Morgen des folgenden Tages nach dem Lowerzersee ab, wo er nach der Schwaneninsel sich überschiffen ließ. Dort beauftragte er den greisen, würdigen Kaplan, der wegen seiner großen Frömmigkeit und Menschenliebe sehr gesucht war als Beichtvater bei den Schwestern zum Herzen Jesu, sich in das Kloster dieser Schwestern bei Steinen zu begeben und diesen Brief der Marquise von Mirabella ihrer Tochter zu überreichen. Pater Cyrillus unterrichtete ihn von den Verhältnissen und überredete den frommen Geistlichen leicht, daß es zu ihrem eigenen Seelenheil gereichen würde, wenn die irdische sündhafte Liebe, welche sich des Herzens dieses jungen Mädchens bemächtigt habe, mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde, besonders da der Gegen-

ſtand derſelben, der politiſche Flüchtling Roger von Mühlheim, nicht würdig ſei der Liebe einer ſo reinen, edeln Jungfrau.

Der Jeſuit fügte ſeiner Inſtruction noch hinzu, wenn etwa die Liebe des jungen Mädchens ſo verblendet ſein ſollte, daß es an eine ſo entſetzliche Treuloſigkeit des Geliebten nicht glauben könne, ſo wolle er ihn für dieſen Fall ſchriftlich ermächtigen, die beiden Novizen, Seraphine und Liesli, unter dem Vorwand einer Milchkur auf den Rigi zu führen. Dort würde man ihnen Gelegenheit verſchaffen können, unbemerkt und unerkannt Roger mit ſeiner jetzigen Verlobten, der Gräfin von Landsfeld, die ohne Zweifel dorthin reiſen würden, zu ſehen. Sei dann dieſer Eindruck ein vollſtändiger geworden, ſo möge er die beiden Jungfrauen in das Kloſter zurückführen und ſie würden dann dem geiſtlichen Zuſpruche um ſo zugänglicher werden. Er verhehlte ihm nicht, daß ſie eben durch jenen ketzeriſchen Verkehr mit Mißtrauen gegen die Väter der Geſellſchaft Jeſu erfüllt wären und trotz einer ſchwärmeriſchen Richtung, der ſie ſich ergeben hätten, große Abneigung zeigten, die klöſterlichen Gelübde zu leiſten. Offenbar ſei es die ſündliche Liebe Seraphinens zu Roger, ſo wie die des jungen Landmädchens zu Guideon, der zu einem Heiligen des Ordens beſtimmt ſei, welche eine geheime Hoffnung derein-

ſtiger Wiedervereinigung in ihnen nähre, und dadurch eben ſei ihnen der Weg zum Himmel bis jetzt verſchloſſen.

Der ehrwürdige Greis war trotz ſeiner ſiebenzig Jahre noch rüſtig genug, um die Anſtrengung einer ſolchen Bergreiſe nicht ſcheuen zu müſſen. Er übernahm den Auftrag als ein vieljähriger Devoter des Ordens; aber er übernahm ihn mit dem Herzen eines milden Menſchenfreundes, den viele Jahre des Einblickens in die tiefſten Falten der Herzen ſeiner Beichtkinder nachſichtig gemacht haben gegen menſchliche Schwächen.

So war er denn über den See geſchifft in einem kleinen Nachen und nahe an dem entſetzlichen Bergſturz, welcher das einſt ſo glückliche Goldau mit ſeinen fünfhundert Bewohnern und vielen Fremden hundert Fuß tief unter unabſehbare Trümmer begraben hatte.

Schwermüthig und mit einem tiefen Weh im Herzen, denn er hatte noch das glückliche Thal mit ſeinem ſchlanken, ſpitzen Kirchthurm gekannt, überſchritt er die traurige Wüſte, in welcher nur noch eine kleine Kapelle und einige ärmliche Hütten den Namen Goldau trugen. Dann erreichte er das Dorf Steinen und in der Nähe deſſelben die Reihe weißer, einſtockiger Häuſer, welche das Kloſter der Schweſtern vom Herzen Jeſu bildeten.

Pater Joſephus Mildener, ſo nannte ſich der Laienprieſter, war ſchon ſeit langer Zeit nicht in dieſem Kloſter geweſen, ein unfreundlicher Geiſt hatte ihn daraus

vertrieben, das war der Pfarrer von Steinen, ein unbedingter Anhänger der Jesuiten, der sich durch ein gleisnerisches, schleichendes Wesen bei der frommen und vor Alter und Kränklichkeit lebensmüden und abgestumpften Oberin des Klosters so einzuschmeicheln gewußt hatte, daß er als alleiniger Seelsorger, Arzt und Verwalter der Klostereinkünfte darin schaltete. Er machte oft Reisen in das Badensche und brachte dann jedes Mal einige reiche Erbinnen mit, denen er den gesunden Aufenthalt in einem Kloster am Fuß des Rigi und die heitere ländliche Beschäftigung daselbst mit den anmuthigsten Farben zu schildern gewußt hatte.

Pater Josephus war aus frühern Zeiten her gewohnt, dort nur frische, blühende junge Mädchen zu sehen, die ihre Zwischenpausen zwischen Gebeten und Messehören mit leichten ländlichen Arbeiten, Blumenpflegen, Spiel und Gesang hinzubringen suchten. Und der Kirchhof, der das Kirchlein umgab, war früher mit Dornen und Disteln bestanden, die auf verfallenen Gräbern zwischen bemooseten Leichensteinen und verwitterten Steinkreuzen ungestört durch frische Gräber aufsproßten; jetzt aber war es anders. Pater Josephus erschrak, als er die Blumengärtchen hinter den niedrigen Klostergebäuden fast ganz verödet fand, dagegen viele verwelkte und frische Blumenkränze an weiß und schwarz bemalten Kreuzen auf frischen Gräbe n sah. Aber noch größer wurde sein Schreck, als

er, in das Sprechzimmer des Klosters eintretend, nur blasse, hinsterbende junge Mädchen sah, deren erloschener Augenglanz ein baldiges Hinwelken zum Tode erwarten ließ.

Er wußte wohl, daß die meisten dieser jungen Mädchen, die in der wohlkleidenden Landestracht einhergingen, Pensionärinnen des Klosters aus reichen Familien waren, aber es war ihm unbekannt, daß sie durch ascetische Uebungen, Nacht für Nacht durch Gebet in ihrem Schlaf gestört, durch Vormalen der Hölle im Beichtstuhl, durch Selbstgeißelungen und andere fromme Exercitien bei Zugluft, Feuchtigkeit und ungesunder Nahrung in einen Zustand der Nervenaufregung versetzt wurden, der bald in ein schleichendes Fieber überging, was dann das langsame Absterben der früher so blühenden jungen Mädchen zur Folge hatte. Er ahnete nicht, daß dieses langsame Hinmorden planmäßig geschah, daß es eine schwarze Jesuitenthat war, um das Erbe dieser reichen Novizinnen erschleichen zu können.

Nachdem Pater Josephus von der widerstrebenden Oberin nur erst durch Vorzeigung des Befehls des Pater Cyrillus die Erlaubniß erhalten hatte, die beiden Mädchen, Seraphine und Liesli, im Beichtstuhl zu sprechen, machte er der ersten, die er sehr blaß, aber noch nicht von der Krankheit, die im Kloster herrschte, ergriffen fand, sehr vorsichtige Mittheilung über Roger's Untreue und

belegte diese Nachrichten durch den erwähnten Brief ihrer Mutter und deren Anlagen.

Im ersten Augenblick war Seraphine untröstlich; sie weinte sich aus an dem Herzen ihrer mit ihr weinenden Freundin. Dabei hatte sie durch das milde, freundliche Zureden des würdigen Greises zu diesem ein kindliches Vertrauen geschöpft, und wie einmal ihr Herz geöffnet war, da strömte es über in glühenden Schilderungen einer unauslöschlichen Liebe für Roger; und wie die Liebe in reinen Herzen gleich einem heiligen Glauben festwurzelt, so brach auch Seraphine endlich in die Worte aus: „Nein, nein, es ist unmöglich, mein Roger kann nicht so schlecht sein, ich kann mich in ihm nicht getäuscht haben; ich glaube an seine Treue, an seinen Edelmuth, so wahr und wahrhaftig, wie ich an Gott den Vater, den Sohn und die heilige Maria glaube!"

Da that es dem guten Priester wehe, daß er sagen mußte: „Wenn Ihr denn, dem ungläubigen Thomas gleich, selbst diesen untrüglichen Beweisen seiner Untreue nicht Glauben schenken wollt, so bin ich leider in die Nothwendigkeit versetzt, Euren eigenen Augen den Glauben zu geben. Ich werde Euch auf den Rigi führen und dort werdet Ihr Gelegenheit haben, die beiden Verlobten in zärtlicher Vereinigung zu sehen."

Die arme Seraphine überrieselte ein leises Frösteln bei diesem Gedanken, der ihr zu schrecklich war, um

nur an die Möglichkeit der Wahrheit glauben zu können. Pater Josephus führte sie darauf nach dem Gasthof neben dem Kloster Unserer lieben Frau am Schnee, wo er ein passend belegenes Zimmer für sie miethete. Schon einige Tage hatten sie sich dort aufgehalten und in der Unruhe, die ein solcher Seelenzustand immer mit sich führt, besuchten sie am Tage die Sennhütten auf der Alpe am Kalten Bade. Doch Morgens und Abends, wenn die Fremden vom Rigi das Bad zu besuchen pflegten, kehrten sie dorthin zurück. So sahen sie denn dort eines Abends in ihrem Versteck zwischen den herabgelassenen Fenstergardinen Roger, an dessen Arm sich in der vertraulichsten Stellung ein bildschönes Weib geschmiegt hatte und nun war kein Zweifel mehr möglich. Seraphine sank in Liesli's Armen in Ohnmacht. Als sie aus der Bewußtlosigkeit erwachte, war diese schmerzliche Erscheinung verschwunden.

Jetzt beschloß Seraphine, eine Gegend zu fliehen, in welcher der Treulose weilte. Noch einen Tag irrten sie im Gebirge herum und besuchten die Sennhütten auf den Almen, die ihnen so lieb geworden waren, um ewig zu scheiden von dem Licht und der Freiheit auf den Bergen. Am folgenden Abend waren sie eben im Begriff, auf dem ihnen bekannten Fußsteige, der von der Höhe der Alpe weniger steil in die Tiefe bis zum Ufer des Lowerzersees führte, hinabzusteigen, als der Nebel sie

überraschte und Roger's Zuruf sie erschreckte. Dabei glitten sie den obern steilern Theil der Berglehne herab, doch ohne beschädigt zu werden und dann eilten sie, vom Sennhirten geleitet, weiter, um eine Felsecke herum sich wendend dem Bergwalde zu, in welchem ein Fußsteig sie an das Seeufer führte; dort bestiegen sie einen Nachen, der sie nach der Schwaneninsel überschiffte und hier begaben sie sich in das kleine Haus des würdigen Pfarrers.

Mit welchen Gefühlen von Schmerz und Trostlosigkeit diese Flucht geschehen war, können wir uns wohl denken. Aufs Neue war ihre Stimmung die der Verzweiflung, welche jedoch bald in jene schwermüthige Resignation überging, die sich nur noch nach Ruhe im Grabe oder in der Stille eines Klosters sehnt.

Diesen Wunsch sprach Seraphine gegen den würdigen Geistlichen unter Thränen aus. „Wohl," sagte sie, „möchte ich in das Kloster zum Herzen Jesu zurückkehren, weil man dort schon in der Blüthe der Jahre stirbt; aber es ist mir unter den vielen jungen Mädchen dort noch zu geräuschvoll. Erlaubt daher, ehrwürdiger Vater, daß ich hier auf diesem einsamen Felsen mich dem Dienst der Kapelle der heiligen Jungfrau weihen darf, indem ich mich unter Gebeten und frommen Gesängen zu Tode härme."

„Vorerst," entgegnete der Geistliche, „werde ich Euch Beiden ein leerstehendes Häuschen neben der Kapelle zu

Eurer Wohnung anweisen. Milde Gaben frommer Wallfahrer aus allen Umgebungen des Sees versorgen mich so reichlich mit Leibesnahrung, daß ich auch Euch damit versorgen kann. Ich werde indeß bei meinem Obern darauf antragen, daß Euch ein anderes einsames, im Gebirge belegenes Kloster angewiesen werde; denn daß dort, im Kloster bei Steinen, die Sterblichkeit groß ist, habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ich aber will es nicht auf mein Gewissen laden, Euch dem Tode zu übergeben; jeden Schmerz im Leben, selbst den tiefsten, mildert die Zeit, und in reine, fromme Gemüther kehrt endlich der Gottesfrieden ein und führt die Seele freundlich in den Himmel; alsdann senkt sich ewige Himmelsfreude in das Herz, das so lange von den Stürmen irdischer Schmerzen zerrissen war."

Durch solche und ähnliche Reden voll christlicher Liebe und Weisheit beruhigte er nach und nach den herben Kummer der jungen Mädchen, denn auch das junge Landmädchen hatte seinen stillen Liebesgram, wenn sie an Guideon und dessen Liebe dachte und es gab wohl keinen Augenblick in ihrem verkümmerten Dasein, wo sie solchen Gedanken nicht mit schwärmerischer Innigkeit nachhing.

Am folgenden Tage nach der Frühmesse saßen sie am offenen Fenster ihres Gemachs, welches die melancholische Aussicht über den See nach dem öden Goldauer Bergfall

gewährte. Ein Seitenblick auf die blauen Höhen des Rigi war wenig geeignet, die trübe Stimmung der jungen Mädchen zu erheitern. Da glitt von dorther ein kleines Segelboot über die nur leicht gekräuselte, im Morgenlicht blitzende Fluth und näherte sich dem einsamen Felsen der Schwaneninsel.

Eine wundersame Ahnung ergriff die Gemüther der beiden jungen Mädchen; sie blickten schärfer hinaus nach dem näher heranziehenden Nachen. Die Lebhaftigkeit der Phantasie ergänzte, was dem Auge bei der noch großen Entfernung an Schärfe fehlte. Sie sahen einander fragend an. Dem Gedanken Worte zu leihen, wagte Keine. Aber der lebhafte Wechsel der Farbe auf den bald bleichen, bald tief erröthenden Gesichtszügen ließ darüber keinen Zweifel, daß sie unter Hoffen und Bangen endlich deutlicher kannten, was sie heimlich ebenso sehr wünschten als fürchteten.

Endlich legte der Nachen an in der kleinen Bucht der Insel; kein Zweifel mehr, sie waren es. Mit einem leisen Aufschrei sanken die Jungfrauen einander an die Brust. Und die bald darauf eintretenden Männer fanden sie ohnmächtig Arm in Arm, wie hinüber geschlummert in das Land des ewigen Gottesfriedens, in dem weiten Lehnsessel, der am offenen Fenster ihrer kleinen Zelle stand.

Doch es wird Zeit sein, daß wir uns zurückwenden

auf die Höhe des Rigi, um zu ſehen, wie Roger dort, nichts ahnend von der Intrigue, die ſein geliebtes Mädchen aus ſeiner Nähe verſcheucht hatte, ſeinen Zweck, dieſe und Guideon aufzuſuchen, weiter verfolgte.

Neunzehntes Capitel.

Die Heiligenfabrik. — Wanderung nach der Schwaneninsel. — Die Jesuiten. — Soldaten. — Priestermord. — Stromer. — Rettung. —

Es war schon spät Abends, als Roger und sein Führer, der junge Stromer Joggi, wegen eingetretener Dunkelheit die Verfolgung und Aufsuchung der beiden jungen Mädchen aufgeben mußten. Weitere Nachforschungen wurden auf morgen verschoben und der Stromer erbot sich nun, sein Wort zu lösen, seinen freigebigen Patron in der Nacht dahin zu führen, wo man die Heiligen fertig mache.

Noch waren indeß verschiedene Vorbereitungen dazu nöthig. Der Heimathlose berief etwa sechs stämmige Kameraden. Diese stahlen aus einer nahen Schmiede große Hämmer, Beile und Feilen und versahen sich mit einem starken Seile, welches sie aus einer Sennhütte holten. Eine große Flasche Branntwein wurde nicht vergessen.

Dann begab sich dieser abenteuerliche Zug, in deren Mitte Roger sich befand, auf die nächtliche Wanderung. Der aufgehende Mond beleuchtete mit seiner blutrothen Fackel diesen Haufen zerlumpter Gestalten, unter welchen die Blinden sehen und die Lahmen gehen konnten.

Diese Stromer und Strolche waren geheimnißvoll mit ihrer Expedition. Mit schlauer Vorsicht wichen sie allen Fragen aus, wenn Roger zu wissen wünschte, woher es gehe, wozu man jenen Apparat gebrauche oder was man eigentlich vorhabe.

„Ihr werdet's schon sehen, schöner Herr," sprachen sie, „und wenn's Euer Wille ist, den armen Heiligen aus seinem Grabe zu befreien, so verlaßt Euch auf die Kraft unserer Arme. Sind wir bei Tage auch schwach und krank, so haben wir in der Nacht doch Kraft wie die Löwen und die Behendigkeit einer Schlange."

Nachdem dieser wunderliche Zug auf wenig betretenen Felsenpfaden eine halbe Stunde vom Kalten Bade aus bergnieder gegangen war, erreichten sie einen dichten, dunklen Tannenwald, dessen anfangs nur kniehohe Bäume nach und nach immer höher wurden, je tiefer sie den Thälern zu herabstiegen, bis endlich mächtige Baumriesen mit ihren Wipfeln hoch über ihren Köpfen rauschten.

Immer dunkler wurde der geheimnißvolle Pfad; nur hier und da glitzerten einige Strahlen des Mondlichts in die schaurige Nacht. Immer tiefer stiegen sie jetzt in

einem engen Seitenthale, wo das Rauschen des Wassers zu ihren Füßen verrieth, daß sie sich am Rande eines von der Höhe sich herabstürzenden Wildbachs befanden. Jetzt hielt der Führer den Wanderzug an. Man horchte und aus einer geringen Entfernung, aber von unten herauf, erschallte der klare Klang des Meßglöckleins einer Kapelle.

„Wir sind bald zur Stelle," sprach Joggi; „aber wir müssen hier einen gefährlichen Felsenabhang hinuntersteigen. Gleitet einer aus, so fällt er unten in den ziſchenden Kessel des Wasserfalles und zerschmettert den Kopf an den Klippen. Es wird daher nothwendig sein, daß wir uns mit dem Seile Einer an den Andern binden, damit wenn Einer fällt, er von dem noch Feststehenden gerettet werden kann."

Das geschah. Roger befand sich nun inmitten dieser Gaunerkette, die wie Galeerensclaven an einander gefesselt waren.

„Jetzt," sprach Joggi, „setze Jeder seinen Alpenstock ein und sondire vorsichtig den Boden unter seinen Füßen, ehe er weiter schreitet; denn wenn mehrere zugleich hinabstürzen, so reißen sie uns Alle durch die Schwere ihrer Körper mit hinunter in die Tiefe."

So ging denn das Hinuntersteigen von einer, wie es schien, vielfach zerklüfteten Felswand langsam, aber mit aller Vorsicht von Statten. Bisweilen nur bröckelte in Felsstück los und prasselte hinunter von Absatz zu

Absatz, bis das Aufschlagen desselben auf das Gestein in der Tiefe durch den dumpfen Ton verrieth, wie furchtbar der Abgrund war, an dessen Rande sie nur mit der größten Vorsicht hinunterstiegen. Nur hier und da bot das aus den Ritzen der Klippen hervorgewachsene Gebüsch einigen Anhalt für die Hände; das war aber sehr gut, denn einige Male verrieth ein Ruck am Seile, wie einer der Gefährten ausgeglitten war und nur mit aller Kraft von den Uebrigen gehalten werde konnte, daß er nicht in der dunklen Tiefe zerschmettert wurde. Endlich, nach halbstündigem Steigen, waren sie unten. Der engere Raum, worauf sie sich befanden, war der mit Steinkreuzen und Gräbern besetzte Raum eines kleinen Kirchhofes, in dessen Mitte sich ein Kirchlein erhob. Das dazu gehörige Kloster, welches einige düstere Mönchszellen enthielt, war in den Felsen theils hineingehauen, theils angebaut. Man sah dort hinter trüben, kleinen runden Fensterscheiben hin und wieder noch ein düsteres Lichtlein dämmern. Ein helleres Licht aber strahlte durch die schmalen, hohen Kirchenfenster, besonders in der Gegend des Hochaltares. Roger wurde durch zwei starke Männer emporgehoben und sah durch das Kirchfenster bei dem Schein einer Laterne zwei Mönche beschäftigt, mittelst einer eisernen Brechstange und Hebebäume die steinerne Platte zu heben, welche eine unter dem Altar hinführende Gruft deckte. Nachdem die Gruft geöffnet war, knieten die

Mönche und murmelten am Rosenkranz einige lateinische Gebete, dann erhoben sie sich und stiegen eine schmale steinerne Treppe hinab, welche in die Tiefe eines Grabgewölbes zu führen schien. In der Kirche war es dunkel. Die starken, mit Eisen beschlagenen Kirchthüren waren von Innen verschlossen; die schmalen, hohen Spitzbogenfenster mit starken Eisenstäben vergittert.

Die Heimathlosen ließen jetzt Roger wieder auf den Boden nieder und Joggi sagte zu ihm: „Jetzt leise, leise, gnädiger Herr, wollen wir die Füchse in ihrem Bau belauschen.“ Und nun führte er ihn hinter den halbrunden Ausbau, welcher die Altarnische enthielt. Dort unter dichtem Fliedergebüsch schimmerte ein Lichtschein aus einer niedrigen Oeffnung im Gemäuer.

„Das ist das Luftloch in der Gruft, kriechen wir vorsichtig dorthin und belauschen das Teufelswerk dieser heuchlerischen Affiliirten der Jesuiten, denen das ganze Kloster und das Kirchlein gehört.“

Und nun sah Roger hinab in eine Gruft, in welcher an den Wänden vermoderte Särge standen. Einer derselben, ein mit schwarzem Tuch beschlagenes, noch ziemlich wohlerhaltenes Gehäuse stand in der Mitte auf einer steinernen Estrade. Die Mönche steckten an ihrer Blendlaterne eine Kienfackel an, welche sie in einem Ringe an der Mauer befestigten. Dann murmelten sie wieder kniend am Sarge einige Gebete und der Eine klopfte mit

einem hölzernen Hammer drei Mal an den hohen Deckel des Sarges und sprach: „Erwache im Namen der Dreifaltigkeit Gottes, erwache, der Du berufen bist, unter den Todten für das ewige Leben Dich vorzubereiten. Erwache und gieb ein Zeichen Deines Lebens!"

Darauf klopfte es von Innen an den Sargdeckel und eine schwache gedämpfte Stimme sprach: „Ich wache schon lange und erwarte Euch; meine Zunge vertrocknet im Gaumen vor Durst."

Da drehte der andere Mönch einen Schlüssel am Schlosse des Sargdeckels und hob diesen ab; dann sprach er mit eintöniger Stimme: „Erhebe Dich, sündiger Mensch, und es wird die Zeit kommen, da der heilige Vater Dich noch lebend unter die Heiligen versetzen wird."

Und der Unglückliche, der im verschlossenen Sarge lag, dessen Deckel freilich ein Luftloch haben mochte, erhob sich halben Leibes und das todtenbleiche Antlitz mit erschlafften Zügen, das noch jugendliche Haupt mit kurzgeschnittenem Haar, die magere Gestalt im weißen Leichengewande, wer hätte ihn sehen können, ohne den armen Guideon zu erkennen, den man jetzt aus einem Zustande von periodischem Wahnsinn zum völlig willenlosen Blödsinn zu bringen suchte, um ihn dann dem Volke als Heiligen vorzustellen.

Roger schauderte zusammen. Er war im Begriff, am Gitter zu rütteln und den Namen seines unglücklichen

Freundes zu rufen; da flüsterte ihm Joggi zu: „Noch nicht! sonst tödten sie ihn und sich selbst auf der Stelle!“

Guideon hob die magern, weißen Hände gefaltet mit dem Rosenkranz in die Höhe und murmelte ein lateinisches Gebet. Waren es auch nur bekannte, eingelernte Worte, so sah man es seinen schmerzbewegten Zügen, über welche Thränen rannen, wohl an, daß aus der Tiefe seiner Seele ganz andere Gedanken zu Gott emporstiegen, als bewußtlos seine Lippen murmelten.

Nachdem er gebetet hatte, gaben ihm die Mönche Wein und darin eingetauchtes Weißbrod zu trinken und zu essen. Dann hielten sie wechselnd Buß- und Ermahnungspredigten an ihn und sagten ihm, daß, wenn er in reuiger Zerknirschung redlich ausharre in dieser ihm zur höheren Ehre Gottes auferlegten Büßung, so würde sich ihm bald das Himmelreich mit seinem ewigen Sonnenglanz öffnen.

„Ach, wenn es nur erst zu Ende wäre,“ seufzte Guideon; „es ist schaurig und kalt in diesem Grabe.“

„Harre aus, harre aus,“ sprachen die Mönche eintönig; „hat doch unser Herr im Grabe gelegen und ist auferstanden und selig geworden. Und weil Dich Gott gewürdigt hat, als sein zweiter Sohn die Welt von ihren Sünden zu erlösen, so wirst Du ausharren, bis die Stunde Deiner Erlösung geschlagen haben wird und dann

auferstehen als ein Heiliger, den Gott erhöhen wird über alle Lebende der Erde!"

Guideon lächelte mit einem Ausdruck der Verklärung, faltete noch einmal die Hände und sprach sein Gebet, und mit den Worten: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige, Herr mein Gott und Vater, Amen!" legte er sich wieder nieder in den Sarg und die Mönche waren eben im Begriff den Deckel wieder darauf zu legen und zu verschließen, als Roger seine tiefe Empörung des Unwillens nicht mehr zurückhalten konnte.

„Fluchwürdiger Pfaffentrug!" rief er durch die kleine Maueröffnung hinein in das dunkle Grabgewölbe. „Guideon, ermanne Dich, die Stunde Deiner Erlösung hat geschlagen!"

In diesem Augenblick wurde unten im Grabgewölbe ein heulender Ton gehört, die Laterne umgestoßen, die Fackel auf den Boden geworfen und erlosch, indem sie knisternde Funken in die Dunkelheit hineinstreute. Roger rüttelte mit Riesenkraft an den Eisenstangen, welche die Oeffnung verschlossen; und sie brachen aus der Einfassung von Sandstein, allein die Oeffnung war viel zu eng, um hindurch kriechen zu können; dann lag das Gewölbe zu tief für einen kühnen Sprung, selbst wenn dieser möglich gewesen wäre. In dieser hülflosen Lage hörte er von unten aus der Finsterniß gurgelnde Töne heraufschallen; der entsetzliche Gedanke stieg in ihm auf, daß

in diesem Augenblick, wo er nicht helfen konnte, die Mönche den Unglücklichen erwürgten. Er sah sich nach Joggi um, der ihm eine Brechstange, um die Maueröffnung zu erweitern, reichen sollte; dieser aber war von seiner Seite verschwunden. Plötzlich aber erschallten dumpfe Töne von heftigen Stößen von den Kirchthüren her. Roger eilte dorthin. Die Stromer hatten den Stamm eines im Walde abgehauenen Tannenbaums in Schlingen von Seilen gelegt und stießen damit in gewaltigen Schwingungen, gleich wie mit einem altrömischen Mauerbrecher, gegen die Eingangspforte der Kirche. Bald waren die stark mit Eisen beschlagenen Thorflügel zersplittert und aufgesprengt. Im nahen Kloster wurde es lebendig. Mönche mit Knitteln und Heugabeln stürzten hervor und heulten furchtbare Flüche gegen die Kirchenschänder. Doch ein Theil der Stromer warf sich ihnen entgegen, band ihnen Hände und Füße und stopfte ihnen Knebel in den Mund, während Joggi mit seinen übrigen Gefährten in die Kirche drang, an einer Votivlampe eine Blendlaterne und darauf einen Kienspan anzündete; so drangen sie die schmale Treppe zu der Gruft unter dem Hochaltar hinunter.

In einer Ecke hinter auf einander gethürmten alten Särgen kauerten die verbrecherischen Mönche; Guideon lag wie todt in einem Sarge. Er athmete nicht mehr. Ob nur ohnmächtig oder bereits gestorben vor Schreck,

ließ sich so schnell nicht entscheiden. Hingerissen von Schmerz und Entsetzen hob Roger den unglücklichen Jüngling aus seinem Sarge und trug ihn, der ausgetrocknet und mager, leicht war wie eine Mumie, hinaus ins Freie. Joggi war ihm gefolgt und wechselte mit ihm ab im Tragen des scheinbar leblosen Körpers. „Ueberlassen wir," sprach er, „meinen Gefährten das Werk der Rache und steigen wir hinab an den Lowerzersee, denn ich wüßte für den Unglücklichen keinen andern sichern Aufenthalt, als bei dem würdigen Pfarrer auf der Schwaneninsel, der allen Bedrängten ein wahrer Vater ist und auch von allen Heimathlosen als Vater verehrt wird."

So stiegen sie denn im Mondlicht die Berglehne hinab, während die Stromer oben im engen Felsenthal furchtbar wütheten. Es war als ob sie alle die Verachtung und Unbill, die ihnen von der übrigen Menschheit zu Theil geworden war, an diesen verbrecherischen Pfaffen auf einmal rächen wollten. Die beiden Mönche, welche Guideon so schmählich gemartert hatten, wurden, an Händen und Füßen gebunden, in Särge zu vermoderten Todtengebeinen gelegt und der Sargdeckel darauf zugenagelt; die Andern in das Grabgewölbe hinabgestoßen und dieses mit der Steinplatte verschlossen. Darauf wurde die Kirche und das Kloster geplündert und dann diese meistens von Holz gezimmerten Gebäude angezündet; hoch schlug die Lohe empor aus dem dunkeln Felsenthale, als

die Heimathlosen mit ihrer Beute sich schon fern im Walde in Sicherheit befanden.

Wie man später vernahm, war die Feuersbrunst von den umliegenden Sennhütten aus gesehen worden und so kamen am folgenden Tage einige Hirten dorthin; durch das Klagegeheul, das aus der Tiefe drang, aufmerksam gemacht, räumten sie den Brandschutt hinweg und befreiten die durch das, wenn auch von den Gluthen erhitzte Gewölbe verschütteten Mönche.

Guideon war nicht todt. Die frische Bergluft erweckte ihn aus seiner Ohnmacht. Noch war es nicht gelungen, ihn blödsinnig zu machen. Es war einer der lichten Zwischenräume zwischen den Anwandlungen von fixen Ideen, wonach er sich einbildete, der neue Messias und zweite Sohn Gottes zu sein. Leicht ließ er sich von dem ältern Freunde, der eine große Macht über seine Gedanken hatte, überzeugen, daß die Jesuiten ein schändliches, eigennütziges Spiel mit ihm getrieben hatten. Er dankte Roger für seine Rettung und schilderte mit düstern Farben die Qualen, die er während seiner mehrtägigen und nächtlichen Einkerkerung in dem Sarge empfunden habe. Man hatte ihm vorgeredet, diese Prüfungen habe Gott selbst ihm auferlegt, um ihn durch Buße und Kasteiungen zur Heiligung zu führen. Wie Jesus gelitten, so müsse auch er leiden, um wie der Weltheiland aufzuerstehen und gen Himmel zu fahren. Wie Jesus hatte

man ihm die Dornenkrone in die Stirn gedrückt, bis Blutstropfen herabrannen; hatte ihn an einen Pfahl gebunden und gegeißelt, dann mit einem schweren hölzernen Kreuz beladen, einen Umzug um das Kirchlein halten lassen und endlich ihn an das Kreuz gebunden und ihm an Händen und Füßen wie in der linken Seite Wundmale beigebracht, als ob sie von den Nägeln und dem Speere des Landsknechts bei der Kreuzigung Christi herrührten. Durch fanatische Reden hatte man die ohnehin schon geschwächte Geisteskraft des unglücklichen Jünglings noch mehr in Verwirrung gebracht und seine aufgeregte Phantasie so erhitzt, daß er selbst verlangte, wirklich gekreuzigt und in die Seite gestochen zu werden, um zu sehen, ob Blut und Wasser getrennt daraus hervorfließen werde. Endlich begnügte er sich mit der Grablegung, die Nachts bei Fackelschein von den Mönchen geschah. Man gab ihm betäubenden Wein zu trinken, so daß er unter wunderlichen Träumen und Phantasien wieder einschlief. Da hatte er denn nicht selten die süßesten Träume, da umgaukelten ihn Engel und sie glichen dem geliebten Landmädchen, oder die heilige Jungfrau senkte sich zu ihm herab und es war wieder Liesli, die ihn so hold und beruhigend anlächelte.

Unter solchen Gesprächen hatten sie endlich nach Anbruch des Tages den Lowerzersee erreicht. Wie ein Segelboot über den See sie hinführte und sie endlich von Oben

herab aus dem Fenster eines auf dem steilen Felsengestade stehenden, mit Weinreben umsponnenen Häuschens erkannt waren, haben wir schon erzählt, denn sie waren es, die in der kleinen Felsenbucht landeten, als Seraphine und Liesli am Fenster saßen. Guideon erkannte auch sie mit jener wunderbaren Inspiration, welche Menschen von so reizbarem Nervensystem und so hochgespannter Gemüthsaufregung eigen zu sein pflegt; denn noch war die Entfernung zu groß, um die jungen Mädchen, deren Aufenthalt auf der Schwaneninsel ihm unbekannt war, halb versteckt im Weinlaub, welches das kleine Fenster umgab, genau sehen zu können.

„Da sind sie, meine Engel!“ rief er, auf das Fenster in der Höhe zeigend. Roger folgte seinem Blicke, aber schon waren sie vom Fenster verschwunden und der Nachen bog um eine Ecke, wo man nichts mehr davon sehen konnte. Aber mit sicherm Tritt stieg Guideon die schmale Felsentreppe hinan und sagte: „Folge mir nur, Roger, Du wirst sie wieder sehen, die Du liebst; ein unsichtbarer Geist leitet mich, wir werden mit ihnen leben und nie wieder sie verlassen.“

So betraten sie das kleine Haus am Kirchlein, traten in die Thür des kleinen Gemachs und sahen ihre beiden Engel Arm im Arm, hingesunken in dem Sessel, wie zum Tode entschlummert liegen.

Im ersten Schreck war Roger außer sich, aber Gui-

deon beruhigte ihn. „Sie sind nicht todt," sprach er; „es ist der Engel der Liebe, in dessen Armen sie schlummern."

Und nun kniete Jeder von ihnen an die Seite seines geliebten Mädchens nieder und küßte ihre Hände, bis ein Wonnegefühl von der Nähe des Geliebten auch sie durchströmte und sie erwachten zum neubeseligten Leben.

„Guideon! Roger!" flüsterten ihre Lippen, indem ihre halb geöffneten Augen sie wie träumerisch, aber unbeschreiblich glückselig und mit Wonnezähren gefüllt, anstrahlten.

„Nein, Du bist nicht treulos!" brach Seraphine endlich aus, und sank damit in seine Arme, „Du kannst nicht treulos sein, Du bist noch der Meinige, nicht der Verlobte jener schönen Gräfin. Alles war Lug und Trug, selbst das entsetzliche Blendwerk vor meinen Augen, als ich Dich Arm in Arm mit ihr sah."

Erst langsam erfolgte das Verständniß und die gegenseitige Aufklärung, und Liesli war durch die Schilderung Dessen, was Guideon gelitten hatte, außer sich gebracht. Alle Vier bildeten bald eine einzige liebend umschlungene Gruppe, deren Thränen und Küsse sich mischten. Dabei war der würdige Geistliche eingetreten und ein Blick genügte, um ihm bei den schon früher empfangenen Mittheilungen das Verständniß zu eröffnen. Er zweifelte nicht, daß hier teuflische Jesuiteneinflüsse stattgefunden hatten. Er sah sie für den Augenblick gerettet und die Liebenden

vereinigt und in der tiefſten Bewegung ſeines edlen Gemüths hob er ſegnend ſeine Hände über ihre Häupter und ſprach: „Gott behüte und beſchütze Euch, und ſo viel an mir liegt, werde ich thun, was recht und Gott wohlgefällig iſt; denn Gott will, daß die Anſchläge der Böſen zu nichte werden und die unſchuldig Verfolgten gerettet und beglückt werden.“

. . . . . .

Ein glückliches Stillleben bietet wenig Stoff für eine romantiſche Schilderung. Der gute Pfarrer hatte Guideon und Roger in ſeinem Pfarrhauſe aufgenommen, während eine würdige alte Frau, die Wirthſchafterin des Pfarrers, in dem Nebenhauſe die Pflege der jungen Mädchen übernahm. Guideon gedieh ſichtbar unter der liebevollen Behandlung, die ihm hier zu Theil wurde. Sein Geiſt wurde heiterer und freier und immer ſeltner verſank er in jene theoſophiſchen Träumereien des Wahnſinns. Auch ſeine Geſundheit ſtärkte ſich bei dem kräftigen Seebad, welches er in Roger's Begleitung täglich nahm. Dabei ruderten ſie hinüber an eine flache Uferſtelle, wo das Baden auch für den im Schwimmen nicht geübten jungen Mann weniger gefährlich war.

So vergingen Wochen und Tage, welche die beiden liebenden Paare zu den glücklichſten ihres Lebens zählten. Nur die Stirn des würdigen Geiſtlichen zeigte ſich bisweilen umwölkt. Und wenn ſie liebevoll in ihn drangen

mit besorgten Fragen, was ihm fehle, so sagte er wohl: „Das menschliche Leben hat so wenig wahre Glückseligkeit und ich nehme so innigen Antheil an der Eurigen, daß mich der Gedanke sehr unglücklich macht, dieses Glück vielleicht bald gestört zu sehen. Fast täglich besuchen Fremde und Wallfahrer diese kleine Felseninsel, so daß sich kaum hoffen läßt, daß Euer Aufenthalt hier den Jesuiten ein Geheimniß bleibe; da sie aber die Regierungen der Sonderbundscantone beherrschen, so ist ihre Gewalt groß und ich fürchte .... ich fürchte ....“

Damit brach er ab, und später fügte er hinzu: „Es wäre besser für Eure Sicherheit, wenn Ihr außerhalb dieses finstern Kreises der Urcantone ein Asyl finden könntet; aber wie über die Grenze kommen? ich sehe keine Hoffnung dazu, da die Grenzen stark besetzt sind.“

Bei dem Gedanken an ein Verlassen dieses Paradieses glücklicher Liebe sahen sich die jungen Leute einander betroffen und mit Schreck und Wehmuth an. Aufs Neue wieder ein abenteuerliches Wanderleben beginnen und vielleicht unter neuen Gefahren sich wieder getrennt sehen, das war ein schrecklicher Gedanke, den weder Roger, noch Guideon, Seraphine oder Liesli ertragen konnten. Und dann, wohin sich wenden? hatten sie auch glücklich die Grenze der Urcantone überschritten, konnten sie es wagen, zurückzukehren in das Haus des Marquis und der Marquise von Mirabella? Hieß das nicht sie aufs Neue der

Macht und dem Einfluß der Jesuiten überliefern? Und hier bleiben? wo jeder Augenblick ihnen Verrath und Verhaftung bringen konnte? das war ebensowenig zu wagen.

In dieser Verlegenheit wurde Joggi, der getreue Stromer, heraufgerufen.

„Ich wüßte wohl einen Rath," sprach dieser, als ihm der Fall vorgetragen war, „aber ich wag's nicht zu sagen. Werden die Herrschaften sich als Stromer verkleiden wollen? Diese Heimathlosen sind verachtet in der Schweiz, aber doch die einzigen freien Leute in den Cantönlis. Während erbsässige Cantonsbürger, die Landleute und Beisassen ihrem Herrn Landamman unterthänig sind, halten wir ungehindert und frei unsere Umzüge in der Schweiz und lassen uns dabei unsern Gaunerkilbi in Gransau nicht nehmen."

„Wir sind bereit zu Allem, was uns retten kann," erklärte Seraphine und die Uebrigen stimmten ihr bei.

Nun wurde Joggi mit Geld versehen und über den See nach Schwyz geschickt, um von Trödlern Gaunerkleidung anzuschaffen; zugleich auch die Volksstimmung und die Wege, die über die Grenze des Sonderbundes führen, zu recognosciren.

Indeß waren unsere Freunde sehr vorsichtig; so wie ein Schiff landete, das nur irgend Passagiere führte, von denen sich ein, wenn auch nur zufälliger Verrath ihres

Aufenthalts besorgen ließ, begaben sie sich in ein Versteck, welches ihnen der Pfarrer angewiesen hatte.

Eines Tages jedoch sollten sie dabei in große Gefahr gerathen. Es lag ein kalter Nebel auf dem See, der von der Seeseite her die Felseninsel mit ihrem Kirchthurm nur in schwachen Umrissen erkennen ließ. Plötzlich rauschten die Wasser, ein Segelboot legte an und herausstiegen ein Paar Jesuiten in ihrer bekannten schwarzen, umgürteten Kleidung mit den großen aufgekrämpten dreigespitzten Hüten, begleitet von einem Commando Schwyzer Miliz. Athemlos kam der Pfarrer auf das kleine Zimmer, wo die Liebenden saßen, und rief ihnen zu: „Versteckt Euch, sie sind da, die Euch suchen!“ Und damit öffnete er eine eiserne Kaminthür, welche die Hinterwand des großen alterthümlichen Kamins bildete und ließ sie eintreten in ein kleines dunkles Gemach, das unbemerkbar von Außen im Gemäuer angebracht war. Die kleine Eisenthür wurde wieder verschlossen und die Nothwendigkeit, nahe an einander gedrängt zu stehen, gewährte den Liebenden einen Genuß, der sie einige Zeit für die Bedrängniß ihrer Lage reichlich entschädigte.

Bald darauf hörten sie polternde Schritte auf der Freitreppe und Galerie, die zu diesem im zweiten Stock liegenden Zimmer führte. Dieses Häuschen war wie die meisten alten Schweizerhäuser gebaut. Das untere Stockwerk, das zu wirthschaftlichem Gebrauch eingerichtet, war

massiv, das obere von über einander gelegten Balken und im Innern mit Holz getäfelt, statt des sonst großen Kachelofens, der oft ein Viertel der Stube einnimmt, dieses alterthümliche Kamin, dessen Gemäuer vielleicht noch aus der alten Ritterzeit herstammte; dabei die bis auf die Giebelseite, wo dieses Gemach lag, rings um das Haus laufende Galerie mit weitüberragendem Vordach. Das Alles gab ein Gefühl des Gemüthlichen und Heimischen und trug nicht wenig dazu bei, das häusliche Glück der jungen Liebenden zu erhöhen.

Die angekommenen Jesuiten waren der Pater Cyrillus und sein Socius Pater Cyriac. Der Hauptmann, der die Soldaten commandirte, ließ sogleich die Insel ringsherum besetzen und machte aus den untern Räumen des Hauses, in welchem sich unsere Flüchtlinge befanden, sein Hauptquartier.

Der Pfarrer empfing die Jesuiten am Ufer. Obgleich sein Charakter offen und redlich war, so hatte er doch in der Jesuitenschule Verstellung genug gelernt, um auf die Frage des Pater Cyrillus: ob sich die beiden von ihm aus dem Kloster zum Herzen Jesu entführten Jungfrauen hier befänden, mit einem: „Suchet, so werdet Ihr finden oder nicht finden, je nachdem sie hier sind, oder nicht!" zu antworten.

„Mein guter Bruder," sprach der Jesuit Cyrillus, mit dem milden Ton der Stimme und dem scharfen ste-

chenden Blick aus den kleinen funkelnden grauen Augen; „Ihr wollet bedenken, daß ich im Auftrage unseres hochwürdigen Bruders Provinzial diese Frage stelle. Mit zweideutigen Reden kommt Ihr hier nicht durch? könnt Ihr leugnen, daß Ihr sie aus dem Kloster fortgeführt habt?"

„Auf den Rigi, nach dem Gasthaus zum Kalten Bade, ganz wie Ihr es mir befohlen habt, ehrwürdiger Bruder, da ich mit der von Euch ersonnenen Fabel keinen Glauben bei ihnen fand."

„Trotz der schriftlichen Beweise?"

„Sie haben so viel schon von Lug und Trug erfahren, daß sie diese Schriften für eine schwarze Jesuitenthat erklärten."

„Um desto nothwendiger wird es für das Heil ihrer Seele, diese verirrten Schäflein wieder zurückzuführen in den Gnadenschooß der Kirche. Nun, und haben sie oben auf dem Rigi sich von der Wahrheit überzeugt, haben sie den verdammten Ketzer Roger mit der baierischen Jesuitenfeindin zusammen gesehen?"

„Gesehen? nein; denn ich verließ die Beiden im Gasthof des Kalten Bades, weil ich nicht wissen konnte, wie lange sie genöthigt sein würden, ihre Beobachtungen fortzusetzen und mir weder meine Amtspflicht, noch mein hohes Alter erlaubte, länger auf jenen oft nebeligen Bergeshöhen zu bleiben."

„Auch Guideon wird vermißt. Das Kloster und Kirchlein, in welchem er sich seiner frommen Exercitien wegen befand, ist von Räubern überfallen und niedergebrannt. Die geretteten Mönche versichern, daß er entführt sei von einem jungen Mann, der nach der Beschreibung Niemand sein kann, als ein gewisser Roger Müller oder Mühlheim."

„In diesem Falle ist es wahrscheinlich, daß die Flüchtlinge, die beiden jungen Männer und die Jungfrauen sich gefunden haben und wieder vereinigt sein werden."

„Und sich hier befinden?" ergänzte der andere Jesuit, „hier in einem der wenigen Häuser dieser Felseninsel und zwar von Ihnen verheimlicht, mein sehr lieber Bruder."

„Suchet, und es wird sich ja ausweisen, ob Ihr sie finden werdet."

So wurde denn zuerst das Haus des Pfarrers und dann des Sigristen durchsucht und dann gingen die Jesuiten an die Durchsuchung des Zimmers, in welchem unsere Flüchtlinge allerdings versteckt waren. Vorsichtig hatte man bei aller Eile auch jedes Kleidungsstück und Geräth, welches etwa die Anwesenheit der jungen Mädchen und Männer hätte verrathen können, mit in das Versteck genommen. Doch geschah die Untersuchung mit großer Sorgfalt. An alle Wände wurde geklopft; in allen Schränken und unter allen Betten und Kisten, wo nur irgend möglicher Weise ein Mensch, sei er auch von

Pygmäengestalt, liegen konnte, wurde gesucht; vergebens! Da bückte sich der Pater Cyrillus, dessen Augen ohnehin immer gegen den Boden gerichtet waren und hob eine feine englische Nähnadel vom Boden auf.

„Sonderbar," bemerkte er, „in einem Priesterhause solche Spuren der feinsten weiblichen Handarbeit."

„Meine alte Häushälterin wird hier genäht haben."

„Die Nadel ist eingefädelt in ein Oehr, durch das kein Kameel getrieben wird. Ich sollte meinen, die alte Martha sei zu blind für so feine Arbeit."

Während dieser Beobachtung hatten sich die Soldaten wieder in das untere Gemach zurückgezogen. Pater Cyrillus aber setzte seine Beobachtungen fort.

Es gelang ihm, in dem sonst leeren Schubfach einer alten Kommode einen kleinen Damenhandschuh vom feinsten weißen Gemsleder zu finden. Er besah ihn um und um und machte die Bemerkung: „Die Frau Martha, die so breite, große Hände hat wie ein Cyclop, muß doch in ihrer Jugend sehr kleine zarte Hände gehabt haben, wenn diese Handschuhe, wie sich nicht bezweifeln läßt, eine Antiquität aus ihrer Jugendzeit sind."

Der greise Pfarrer schwieg, da er es unter seiner Würde hielt, sich gegen solche Beweise noch länger zu verantworten.

Der Jesuit setzte seine Untersuchung fort und fand bald unter dem Sitzpolster eines weiten Lehnsessels ein

batiſtenes Taſchentuch, in deſſen einer Ecke der Name Seraphine, von Myrthenzweigen umgeben, ſich eingeſtickt befand.

Je mehr der Jeſuit ſeiner Sache gewiß wurde, deſto mehr hielt er zurück mit Aeußerungen darüber. Er ſchickte ſeinen Socius hinunter in die Wachtſtube der Soldaten und ließ dieſen ſagen, ſie möchten ſich auf den erſten Ruf bereit halten, ſich wieder einzuſchiffen; dann aber möge er die Haushälterin heraufſchicken mit einem Bündel Reiſig und Holz; Zündhölzer habe er ſelbſt bei ſich.

„Ich werde hier im Kamin Feuer anmachen laſſen," ſprach er mit einem ſchlauen, verſchmitzten Lächeln; „mich friert hier vom kalten Nebel auf dem Schiffe, darum, lieber Bruder Cyriac, wollet Euch von der Ausgeberin eine Flaſche Wein und einige Gläſer geben laſſen; man muß ſich von Außen und Innen zu erwärmen ſuchen."

Der Pfarrer ſprach: „Wein iſt hier im Schranke vorräthig," und ſetzte die Flaſche mit Gläſern auf den Tiſch.

Der Jeſuit verſuchte die Flaſche zu entkorken, that aber, als ob er damit nicht zu Stande kommen könnte und bat um einen Korkzieher. Während der Pfarrer, um dieſen zu holen, in ein Nebenzimmer ging, zog er ſchnell aus der Bruſttaſche eine kleine Phiole, die ein weißes Pulver enthielt und mit einem Glasſtöpſel ver-

schlossen war, hervor und las murmelnd die Aufschrift: wirkt in einer Stunde.

„Gut!“ sprach er vor sich hin, „mein lieber Bruder ist ein Verräther am Orden, er werde bestraft zur größern Ehre Gottes. Darauf schüttete er etwas von dem Pulver in das eine Glas und öffnete schnell den Kork der Flasche und schenkte beide Gläser voll, worauf er dann schnell das Pulver in dem einen Glase umrührte, damit es desto vollständiger sich auflösen möge. Als der Pfarrer zurückkehrte mit dem Korkzieher, sprach er zu ihm: „War nicht nöthig, geliebter Bruder in Christo, der Himmel hat mir geholfen, diese Flasche auch ohne Anwendung mechanischer Instrumente zu entkorken. Stoßen wir an auf Verrichtung guter Geschäfte. Damit nahm er sein Glas in die Hand und der Pfarrer das vergiftete. In diesem Augenblick aber öffnete sich die Thür und die Haushälterin, die von dem Versteck nichts wußte, trat mit Holz und Reisig in einem Korbe herein. Der Pfarrer setzte vor Schreck darüber sein Glas wieder auf den Tisch.

„Gute Frau,“ sprach der Jesuit, „ich muß mich wohl erkältet haben in dem kalten Nebel auf dem See. Mich fiebert ganz entsetzlich; Sie wäre wohl so freundlich, ein recht ordentliches Feuer hier anzuzünden, um mich zu erwärmen.“

„Aber, ehrwürdiger Bruder," unterbrach ihn der Pfarrer, „der Kamin raucht ganz entsetzlich."

„Rauch," sprach der Jesuit mit unerschütterlicher Ruhe, „ist ein treffliches Mittel gegen rheumatische Beschwerden, die mich plagen und wir beiden Confratres trinken indeß ein Gläschen.

Der Pfarrer rührte sich nicht, nach dem seinigen zu greifen, obwohl ihm Pater Cyrillus das Anstoßen anbot.

Während die Haushälterin Feuer anmachte, fuhr der Jesuit in freundlicher Rede fort: „So oft ich in einem solchen alten Kamin Feuer anmachen sehe, denke ich immer an die Geschichte der Herzogin von Berry, wie diese mit ihren Begleitern sich in einem Versteck befand, das hinter einer beweglichen eisernen Kaminwand angebracht war. Da machten die Gensdarmen ein großes Feuer an im Kamin und erhitzten die eiserne Hinterwand, bis sie rothglühend wurde. In Folge dessen öffnete sich plötzlich diese Wand und mit brennenden Kleidern und Brandblasen am Körper traten die Flüchtlinge hervor und gaben sich gefangen. Hahaha, ich war Zeuge dabei; doch das wird hier nicht zu besorgen sein, da mein sehr lieber Bruder versichert, daß sich die Flüchtlinge, die ich suche, hier nicht befinden. Darum nur noch mehr Holz her, viel Holz, wir wollen im Kamin einen brennenden Scheiterhaufen errichten, allen verdammten Ketzern und Abtrünnigen zum Trotz, auf daß ihre Seelen noch heute zur Hölle fahren; Amen!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Hinterwand des Kamins. Durch das Aufmachen der eisernen Thür wurden die schon brennenden Holzscheite zurückgeschoben und heraustrat Roger, der zu nicht geringem Schrecken des Jesuiten ein langes aufgeschlagenes Dolchmesser in der Hand führte. Ihm folgten Guideon und die beiden Mädchen.

„Jetzt sollst Du sterben, Pfaff," sprach Roger, indem er den Jesuiten an der Kehle packte und das Messer zum Dolchstoß zückte.

Der Jesuitenpater sank auf seine Kniee und flehte um sein Leben.

„Du hast unsern Tod gewollt; dafür sollst Du büßen."

„Gott soll mich niederschmettern durch seine Blitze, wenn das wahr ist; wie konnte ich glauben . . . ."

„Schweig, Heuchler! Nur ein Mittel giebt es, Dein Leben zu retten; Du giebst sogleich durch Zuruf von hier oben herab den Soldaten den Befehl, mit ihrem Schiffe abzusegeln."

„Sehr gern bin ich dazu bereit, da es ja mir nur angenehm sein kann, in so liebenswürdiger Gesellschaft einige Tage hinzubringen. Laßt mich nur los; ich werde sogleich den Befehl ertheilen, daß sie absegeln."

„So ein Judas Ischarioth, dessen Nachfolger Ihr

Jesuiten alle seid, würde diese Gelegenheit benutzen, die Soldaten herauf zu führen und uns fest zu nehmen."

„Gott sei es geklagt, wie man einen armen, unschuldigen Priester so falsch verdächtigt und beschuldigt!"

„So wirst Du hier von der Galerie herab den Soldaten zurufen: Segelt in Gottes Namen zurück über den See; ich habe hier noch Geschäfte; aber jedes Wort, jeder Wink, der Deine wahre Absicht verräth, oder wenn nur ein Soldat die Treppe heraufkommt, so wird es Dir den Tod bringen. Sieh hier das Messer, dessen Spitze sich in Deinen Nacken senken wird, wenn irgend eine Gefahr uns droht." Damit packte er den Jesuiten in den Nacken, hielt das Dolchmesser gezückt und führte ihn hinaus auf die Galerie.

„Jetzt rufe den Hauptmann; fordere ihn auf, die Insel sofort zu verlassen, aber mehr nicht; bedenke, der Tod steht hinter Dir."

Zitternd und vom Fieberfrost der Todesfurcht geschüttelt, that der Jesuit wie ihm geboten war. Die schon früher darauf vorbereiteten Soldaten stiegen in das Segelboot, das unten am Felsenufer lag und der Hauptmann rief herauf: „Ist nichts gefunden von den Flüchtlingen?"

„Keine Spur," entgegnete der Priester; „sie werden noch auf dem Rigi sein und ich will hier ihre Rückkehr erwarten."

„Wann sollen wir wiederkommen, Ew. Hochwürden abzuholen?"

„Wann?" fragte Pater Cyrillus, den Kopf etwas wendend und erblickte dabei den blanken Stahl hinter seinem Rücken. Ein Schüttelfrost, der ihn ergriff, bewies, daß er sich der Bedeutuug dieser Waffe gar wohl bewußt war.

„Nach drei Tagen!" entgegnete Roger leise.

„Nach drei Tagen!" befahl der Priester mit lauter Stimme von der Galerie herab.

Als die Miliz abgesegelt war, entließ Roger den Jesuiten aus seiner bedrohten Situation.

Der Jesuit folgte ihm in das gemeinschaftliche Zimmer. In demselben Augenblick aber war auch der andere Jesuit, Pater Cyriac, die Treppe heraufgekommen und drückte ihm einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel in eine der auf dem Rücken gehaltenen Hände, ohne daß es irgend Jemand bemerkte.

Pater Cyrillus nahm seinen großen Klapphut ab und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn und benutzte diesen Augenblick, das Blatt zu lesen.

Es stand darauf geschrieben: „Auf ein verabredetes Signal werden sie wiederkommen!"

Eine boshafte Freude zog über das blasse, faltenreiche Gesicht des Jesuiten und augenblicklich verschlang er den Zettel, damit dieser ihm nicht zum Verräther werden möge.

Als Alle in das Gemach zurückgekehrt waren, sprach der Pater Cyrillus mit der freundlichsten Stimme und Miene: „Nun, Gott sei gelobt, daß diese Soldaten und Aufpasser entfernt sind. So wird es mir doch nunmehr vergönnt sein, meinen lieben Freunden zu offenbaren, was früher aufgeregte Leidenschaften verhinderten mitzutheilen. Es ist nämlich, nebst herzlichen Grüßen von dem Marquis und der Marquise von Mirabella, eine angenehme Botschaft, weshalb ich allein diese Reise nach der Schwaneninsel unternommen habe."

„Von meiner Mutter?" rief Seraphine lebhaft, sichtbar ergriffen durch den Gedanken, daß sich einmal wieder ihre leibliche Mutter um ihr verlassenes Kind bekümmere.

„Ja, geliebte Tochter in Christo, ich bin so glücklich, Ihnen und dem Herrn Roger von Mühlheim verkünden zu dürfen, daß nach dem Bekanntwerden seines wahren Namens und Ranges gar kein Bedenken mehr für die Vollziehung einer ehelichen Verbindung zwischen Ihnen Beiden vorliegt und daß beide Eltern mich beauftragt haben, Ihnen dazu den väterlichen und mütterlichen Segen zu ertheilen."

„O meine gute Mutter, mein lieber Vater," rief Seraphine, in Thränen der Rührung ausbrechend und sank an Roger's treue Brust. Die Standeserhöhung desselben war ihr ein zu unbedeutender Gegenstand, um darüber nur im Mindesten zu erstaunen oder sich zu freuen.

Roger aber traute dem Jesuiten nicht; er erkannte leicht, daß dieser eine solche Lüge nur erfunden habe, um sich augenblicklich aus einer unangenehmen Lage zu befreien und fragte ironisch:

„Nun, dann wird meinem Freunde Guideon dieselbe Begünstigung zu Theil geworden sein und seiner Verbindung mit der Nichte eines so bedeutend gewesenen Mannes, wie der Großrath Leu war, wird hoffentlich nichts mehr entgegen stehen."

„Nicht das Geringste, mein sehr lieber Freund! ich garantire für die Einwilligung der erlauchten Eltern des jungen Freiherrn, obgleich ich nicht grade beauftragt bin, den Consens zu überbringen, aus dem einfachen Grunde, weil der Herr Marquis und die Frau Marquise von einer solchen Herzenseinigung nicht unterrichtet war."

„Nun dann," sprach Roger, „wird der ehrwürdige Pfarrer Josephus Mildener bereit sein, die Trauung der beiden Paare in der Pfarrkirche sogleich zu vollziehen."

„O mit dem freudigsten Herzen," rief der würdevolle Greis. „Steht doch in der heiligen Schrift, was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen. Ist aber das Sacrament der heiligen Ehe bindend unter Euch getreten, dann müssen alle Versuche, Euch für klösterliche Bestimmung wieder zu gewinnen, an der Unauflöslichkeit dieses Sacraments scheitern."

„Ja," murmelte der Jesuit, innerlich hohnlachend

vor sich hin, „wenn nicht der Papst wegen Nichtigkeit Ehen zu lösen vermöchte!“ Dann aber fuhr er laut fort: „Obwohl so weit meine Vollmacht nicht geht, so kann ich es doch nur billigen, durch einen solchen rasch entschlossenen Schritt Zeuge zu sein bei dieser Vereinigung zur größern Ehre Gottes.“

Roger war überrascht durch diese Bereitwilligkeit, die ihm wenigstens den Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Einwilligung aufkommen ließ.

„Nun aber,“ fuhr der Jesuit fort, „nachdem damit Alles in Freude und Frieden ausgeglichen ist, bedarf der schwache Mensch auch einer materiellen Stärkung. Ich schlage vor, daß, ehe wir in die Kirche zu der doppelten Trauung gehen, wir nach ächt schweizerischer Sitte ein Glas Wein auf das Wohl der jungen Paare leeren.“

Er ergriff dabei sein Glas; der alte Pfarrer, der fühlen mochte, daß seinen durch so viele Erschütterungen angegriffenen Kräften eine Stärkung Noth thue, das andere; Beide stießen an und tranken. Der Pfarrer ließ noch einen Rest im Glase, da ihn eine fremdartige Süßigkeit des Weins anwidern mochte. Roger und Guideon hatten ihre Theilnahme abgelehnt.

Den beiden jungen Mädchen klopften die Herzen in jungfräulicher Befangenheit. Nachdem sie unter den Armen ihrer Geliebten und unter Küssen und Thränen ihre Zustimmung gegeben hatten, wanden sie einander Myr-

thenkränze in das in langen bebänderten Flechten herabwallende Haar. Die im Fenster stehenden, blühenden Myrthenbäumchen gaben ihre zarten Zweige dazu her. Ein Paar Ringe trug Seraphine nach der Sitte ihres Standes. Auch Roger und Guideon waren nicht ohne einen Siegelring mit ihrem Wappen, und so war denn Alles bereit zu der feierlichen Handlung und die beiden Priester voran, die liebenden Paare folgend, zogen sie nun in das Kirchlein. Der Messediener zündete die Altarlichter an und Pater Cyrillus sah nach seiner kleinen genfer Taschenuhr. Schon, als eben der alte Priester das erste Glas getrunken, hatte er sich genau die Stunde und Minute bemerkt. Jetzt nun, in der Kirche, als eben der Trauungsact beginnen sollte, sprach er bei sich selbst: „noch zu früh!" Und um die Zeit nur hinzubringen, trat er selbst vor den Altar, las die Messe und sang dabei in murmelndem Tone eine lange Litanei, während die Brautpaare, vor dem Altare in ihren Betstühlen knieend, ohne sich an die vorgeschriebenen Gebetformeln zu binden, in einem aus der Tiefe der Herzen quellenden Gebete ihr ganzes Lebensglück in Gottes Hände legten.

Dann sah der Jesuit aufs Neue nach seiner Uhr; dabei sprach er: „Nur noch zehn Minuten. Er möge beginnen, aber vollenden wird er nicht."

Und der Trauungsact begann. Vor dem würdigen Geistlichen knieten die beiden liebenden Paare und der

edle Greis glaubte keinen glücklichern Tag seines Lebens gehabt zu haben, als den heutigen, an welchem sein Beruf ihm gestattete, Glückliche zu machen.

Mit einer wahren Weihe des Herzens und Erhebung des Gemüths begann er die geistliche Ansprache.

Indeß war der andere Jesuit oben in dem Zimmer, das nach der Giebelseite hinauslag, zurückgeblieben. Man hatte ihn nicht beachtet, da er bei der ganzen Angelegenheit scheinbar theilnahmlos, wie es einem Socius geziemt, im Hintergrunde des Zimmers sich aufgehalten hatte und alte Zeitungen las, die auf einem Tische lagen. Jetzt aber begann er zu handeln. Er nahm von einem der Betten in der anstoßenden Schlafkammer ein weißes Laken, band es an eine Stange und ließ das Signal zum Giebelfenster hinauswehen. Da sah man, wie ein fernhin segelndes Boot plötzlich mit einer blitzenden Schnelligkeit die Richtung des großen dreieckigen Segels veränderte und dann mit günstigem Wind in reißender Geschwindigkeit sich der Schwaneninsel wieder näherte. Bald ließen sich Bewaffnete darin erkennen und die ganze Form des Schiffs verrieth sehr bald, daß es die vor einiger Zeit abgesegelten Schwyzer Soldaten waren, welche jetzt auf das Signal des Pater Cyriac zurückkehrten.

Während die Liebenden von dieser neuen Gefahr bedroht waren, zerstörte in der Kirche ein furchtbares Ereigniß ihr schon so nahes Glück. Ehe der würdige Pfar-

rer Josephus die Trauungsformel vollendet hatte, worauf der Ringwechsel und das als Sacrament der Ehe bindende Ja erfolgen sollte, sank der treffliche Greis sterbend zu Boden. Er stöhnte nur noch die Worte: „Sie haben mich vergiftet. Vergieb ihnen, mein himmlischer Vater, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

„Das war sein letztes Wort; da lag er todt zu den Füßen der ringsumher Knieenden, die im ersten Entsetzen, wie erstarrt, nicht wußten, was sie thun und reden sollten. Sie falteten im ersten Augenblick ihre Hände; ein Angstgebet rang sich aus ihrer gepreßten Brust, mehr lautlos als Gedanken, wie in Worten empor zum Himmel. An sich selbst dachten sie zuletzt. Das Gefühl, daß nun die letzte Hoffnung einer ehelichen Verbindung für die jungen Liebenden verschwunden war, vermehrte nur die trübe Färbung ihres Gefühls, ohne ihnen selbst schon zum klaren Bewußtsein kommen zu können. Während dieser Augenblicke der Erstarrung und Betäubung intonirte die Orgel in den tiefsten Grundtönen den Trauerchoral: in profundis. Die Glocke des Kirchthurms begann ihr Trauergeläut; die kleine Gemeinde, meistens aus Fischern und Schiffern bestehend, drang in die Kirche und umstand weinend den Leichnam ihres wie ein Vater geliebten Pfarrers, der über ein halbes Jahrhundert ihr Seelsorger gewesen war.

Pater Cyrillus aber ließ die Leiche in einen der Särge

legen, die für den Bedarf bei Todesfällen in einem der Seitenschiffe aufbewahrt wurden; und schnell war ein kleines Castrum doloris errichtet, mit ringsherum auf Geridons brennenden Wachslichtern. Da lag nun mit gefalteten Händen der edle Todte, und Pater Cyrillus, der entsetzliche, kaltblütige Mörder, hatte nun noch die gotteslästrige Frechheit, seinem Opfer eine feierliche Todtenmesse zu lesen, wobei ihm Pater Cyriac assistirte. Während dem war das Antlitz des Ermordeten blau geworden. Pater Cyriac, der es bemerkte, nahm vom kleinen Altar eine über das Betpult gebreitete Decke und legte sie über das Gesicht des Todten.

Da erst erwachte Roger zum kochenden Rachegefühl. Er bedurfte aller seiner Seelenkraft und des Hinblicks auf Seraphinens bleiche, engelsmilde Züge, die der Schmerz wie verklärt hatte, um sich selbst zurückzuhalten, diesen heuchlerischen Priester nicht vor dem Altar zu ermorden. Mit diesem Sieg der Selbstbeherrschung war indeß eine eisige Kälte des Gemüths über ihn gekommen. Er überlegte und beschloß, den Priester seines Verbrechens zu überführen und ihn den Gerichten zur Bestrafung zu übergeben. Dazu aber bedurfte er der vollen Energie und Besonnenheit seines Geistes.

Während er noch überlegte, hatte sich die ganze Kirche mit fremdartigen, bettelhaften Gestalten gefüllt. Der Sigrist meldete dem Pater Cyrillus, daß ein ganzes

Schiff voll Pilger angekommen sei; aber es sei für die Kirche nichts von ihnen zu erwarten, denn es wäre ein Zug von Stromern und heimathlosen Vagabonden, die nach dem großen Gaunerkilbi in Gersau über den See ihren Zug genommen hätten.

Roger warf einen Blick auf die vielen Lahmen, Krüppel und Blinden, die in allen Räumen der Kirche knieten und ihren Rosenkranz beteten und erkannte den treuen Joggi. Er gab diesem einen Wink und Beide traten hinter den Pfeiler eines Seitenschiffs. Dort erzählte ihm der junge Gauner in Eile, daß er im Flecken Schwyz erfahren habe, wie auf Requisition zweier Luzerner Jesuiten ein Milizcommando aufgeboten sei zu einer Expedition nach der Insel Schwanau, um dort Flüchtlinge aus dem Kloster zu verhaften. Er habe daher nicht daran zweifeln können, daß dieser Zug den Herren und den beiden Fräuleins gegolten, die er vom Rigi hierher geführt habe und so habe er sich denn beeilt, so viel brave Burschen, als er habe auftreiben können, unter dem Schein von Blinden und Krüppeln zur Hülfe herbeizubringen. Und irre er nicht, so seien die Soldaten schon auf einem Schiffe im Anzuge.

„Ihr irret Euch," entgegnete Roger lächelnd. „Das Milizcommando, das uns hier suchte, ist schon abgezogen. Indeß haltet Euch bereit, mir beizustehen; ich werde die

Mörder dieſes edlen Greiſes den Criminalgerichten zu übergeben haben. Und Ihr ſollt dabei helfen."

Nun lud Roger den Jeſuiten Cyrillus ein, ihm auf das Stübchen, wo ſie den Wein getrunken, zu folgen, um dort ein Protokoll über die plötzliche Todesart des Pfarrers aufzunehmen.

Der Jeſuit zögerte keinen Augenblick, im Vertrauen auf die erwartete Hülfe, und Roger führte ihn aus der Kirche, worauf ſie die Freitreppe des früher ſchon bezeichneten in der Nähe deſſelben belegenen Häuschens heraufſtiegen.

Oben auf der Galerie trat ihnen der aus dieſen Gemächern herkommende Jeſuit Pater Cyriac entgegen und ſprach zu ihm eintönig: „adsunt!" (ſie ſind hier.)

„Adsint!" (ſie mögen hier ſein) entgegnete Pater Cyrillus und deutete mit dem Blick auf das Zimmer, in deſſen Thür ſie ſo eben treten wollten.

Roger verſtand wohl den Wortſinn dieſer kurzen Unterredung, aber nicht deſſen Bedeutung. So traten ſie hinein.

Guideon, Seraphine und Liesli waren ihnen gefolgt.

Auf dem Tiſche, an welchem der Pfarrer geſeſſen hatte, ſtand noch ein kleiner Weinreſt in einem Glaſe, in welchem ſich der Niederſchlag eines weißen Pulvers bemerken ließ. Roger ergriff dieſes Glas und ſagte zu dem Jeſuiten: „Es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daß

der würdige Pfarrer Mildener an dem Gift gestorben ist, welches Sie ihm beigebracht haben."

„Wie können Sie solche freche Lügen sich erlauben?"

„Nach dem Attentat in Ayberg's Hause, können Sie sich nicht beschweren, wenn man Ihnen das Aergste zutraut."

Der Jesuit schwieg und senkte nach seiner Gewohnheit den Blick; hier aber schien es das Ansehen des schweigenden Bekenntnisses seiner Schuld zu haben.

„Wenn Sie ein gutes Gewissen haben, so trinken sie diesen Weinrest aus."

„Das kann geschehen," entgegnete der Jesuit mit stolzer Frechheit und ergriff das Glas und nach den Worten: „Auf Ihr Wohlsein, meine Freunde!" führte er es zum Munde, machte aber dabei, indem er sich schnell gegen die mehr hinter ihm Stehenden umdrehte, eine Bewegung, wobei er mit dem Ellnbogen an einen der Tragebalken der Decke stieß. Das Glas entfiel dabei seiner Hand und zerschellte am Fußboden.

„O, wie schade um die Gottesgabe!" sprach er eintönig und wendete sich mit einem ironischen Lächeln gegen Roger und fragte: „Was nun, mein Lieber! seitdem dieses Gottesurtheil verunglückt ist?"

„Das Glas ließen Sie absichtlich fallen, um das von Ihnen eingeschüttete Gift nicht trinken zu müssen."

„Sehr gewagte Conjecturen, lieber Herr, womit Sie

bei keinem Gericht durchkommen werden. Laſſen Sie hören, welche Beweiſe Sie weiter haben.“

„Wer dieſes Giftpulver gehabt hat, wird noch mehr davon bei ſich tragen; laſſen Sie ſich viſitiren.“

„Ich will nicht fragen, mit welchem Recht Sie ein Schergenamt an mir üben; indeß thun Sie es nur; die Folgen kommen auf Ihr Haupt.“

So nahm denn Roger die Viſitation ſeiner Taſchen vor und fand in ſeiner Bruſttaſche leicht die Phiole mit dem weißen Giftpulver, auf welcher geſchrieben ſtand: Gift, in einer Stunde wirkſam.

„Hier iſt der Beweis!“ rief Roger, „daß dieſer Mann der Giftmörder iſt; wollen Sie es noch leugnen?“

„Stecken Sie nur das corpus delicti zu ſich, lieber Freund, und bewahren Sie es wohl; das Verhör darüber gehört an einen andern Ort.“

Während Roger das Giftfläſchchen in ſeine Bruſttaſche ſchob, kam Guideon aus dem Seitenzimmer zurück, wohin er einen Augenblick gegangen war, um in der ſchrecklichen Beängſtigung, die ihn ergriffen hatte, einen freien Blick auf den klaren Seeſpiegel und die blauen Gebirge zu werfen, und ſprach: „Was bedeutet das? aus dem Fenſter hängt eine weiße Fahne.“

„Ha, ein Signal, den abgezogenen Soldaten gegeben,“ rief Roger; „jetzt iſt keine Zeit zu verlieren! Der Mörder

muß eingesperrt werden, damit man ihn später den Gerichten übergeben könne."

„Ich bin ganz derselben Meinung, mein sehr lieber Herr," sprach der Jesuit; aber dabei trat er mit dem Fuß so stark auf die hölzernen Dielen des Fußbodens, daß das ganze Haus schütterte.

„Nun?" fragte er, „wohin nun, wenn es gefällig ist; wo ist das Cachot?"

Roger öffnete die eiserne Hinterthür im Kamin und sprach: „Dort hinein! aber ein einziger Hülferuf bringt Euch den Tod. Also schweigt!"

„Wozu Hülfe rufen?" fragte der Jesuit und bückte sich in stolzer Sicherheit, um durch die niedrige Thür hineinzutreten. „Gott selbst sendet ja Hülfe seinen Bedrängten; da sind sie ja schon, die Retter und Rächer."

Die Stubenthür war aufgerissen und herein trat der Hauptmann mit einem Trupp Soldaten. Sie waren indeß gelandet, hatten ihre Gewehre unten auf dem kleinen Platz vor dem Wachlocal in demselben Hause zusammengestellt gehabt. Jetzt kamen sie zum Theil ganz unbewaffnet, zum Theil nur mit Seitengewehren, von dem Pater Cyriac geführt, herein, um die weiteren Befehle seines sehr lieben Bruders und nächsten Vorgesetzten, des Pater Cyrillus, zu empfangen.

Dieser aber sprach mit stolzem Hohn zu ihnen, indem er auf Roger deutete: „Der Giftmörder des würdigen

Pfarrers ist entdeckt. Dort steht er. Ueberwältigt ihn, bindet ihm die Hände und dann visitirt den Verbrecher; er trägt den Beweis seiner Schuld, die Giftflasche, bei sich."

Das war eine kühne, aber furchtbare Wendung der gegen den Jesuiten gerichteten Anklage.

Roger gab ihm mit Heftigkeit seine Anschuldigung zurück und zückte sein Dolchmesser, aber es war zu spät. Starke Arme umschlangen ihn von hinten und entwaffneten ihn. Die Hände wurden mit Stricken auf den Rücken gebunden und Pater Cyrillus visitirte ihm selbst die Brusttasche seines Rockes. „Hier der Beweis," sprach er triumphirend, indem er das ihm abgenommene Giftfläschchen hoch hielt, „und dort am Boden liegen noch die Scherben des mit Gift gefüllten Glases, woraus er den Priester in meiner Gegenwart hat trinken lassen. Sammelt Alles, denn es dient zum Beweise seiner Schuld und ich selbst werde dafür mit dem heiligsten Eidschwur Zeugniß ablegen."

„Hast Du vergessen, Bube," rief ihm Roger zu, „daß Deine eigene Handschrift gegen Dich zeugen wird als Ehrenschänder einer Jungfrau."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein sehr lieber junger Freund, daß Sie mich an diesen fast vergessenen Schuldbrief erinnern. Er wird sich in dieser Brieftasche befinden, die ich Ihnen abgenommen habe. Seht da den Beweis," und damit nahm er das von ihm selbst ge-

schriebene Bekenntniß hervor, „daß dieser Giftmörder auch ein Jungfrauenschänder ist. Doch ich will großmüthige Rache an ihm üben. Vergebet, so wird Euch vergeben, spricht der Herr. Dieser Schuldbrief sei vernichtet"

Damit zerriß er das Bekenntniß seines Verbrechens und zerstreute die Stücke aus dem Fenster, wo sie im Winde auf den See hinausflatterten.

Roger hielt eine solche Unwürdigkeit keiner Entgegnung werth. Aber der sonst so schüchterne Guideon sprang vor und rief in der tiefsten Entrüstung: „Glaubt ihm nicht, diesem Heuchlerpriester, er selbst ist der Mörder, ich werde mit Gott gegen ihn zeugen."

„Auch wir," riefen Seraphine und Liesli, welche vor Schreck bei dem Erscheinen der Soldaten mit einer Anwandlung von Ohnmacht rangen; jetzt aber, als Roger angegriffen und beschuldigt wurde, durch das noch weit größere Entsetzen aufgeregt waren und sich ermuthigten, dem Feinde entschlossen entgegen zu treten; „auch wir werden gegen diesen Heuchler zeugen!"

„Es ist lächerlich, darauf nur zu antworten," entgegnete Pater Cyrillus mit übermüthigem Hohn „Diese entlaufenen Klosterzöglinge haben keine Glaubwürdigkeit vor Gericht. Nehmt sie fest, bringt sie sämmtlich in das Schiff und dann fort nach dem Landgericht in Schwyz, das möge die Schuldigen von den Unschuldigen scheiden."

Eben machte die Miliz den Angriff, als die offene

Stubenthür und die Galerie draußen ſich mit einer dicht gedrängten Maſſe von zerlumpten Gaunergeſtalten füllte; dieſe aber waren bewaffnet mit Bajonnetflinten. Sie hatten unten die zuſammengeſtellten Gewehre der Miliz ergriffen gehabt, und ſo ſtarrte denn den Soldaten in den Händen der Facker unter Joggi's Anführung eine Mauer von Bajonneten entgegen.

„Drauf!" rief der Jeſuit; „Ihr führt ja Säbel! haut ſie nieder, dieſe Gaunerbande."

„Das geht ſo geſchwind nicht, ehrwürdiger Vater," ſprach der Milizhauptmann, ein wohlbeleibter Schwyzer Bürger, „ſeht Ihr denn nicht, daß dieſe mit ihren Bajonneten weiter reichen, als wir mit unſern Säbeln?"

Dieſe vernünftige Rede ſchien viel Ueberzeugendes für die Wehrmannſchaft zu haben. Die ſchon die Säbel aus der Scheide gezogen hatten, ſteckten ſie vorſichtig wieder ein und Andere nahmen ihre Hand vom Griff des halbgezogenen Seitengewehrs.

„Capituliren, capituliren!" murmelten die Soldaten unter einander.

„Ja, ja, capituliren!" ſprach der Hauptmann, ſichtlich froh, daß ſeine Tapferkeit eben ſoweit ausreichte, um von dem Gaunerheerführer freien Abzug mit Kriegsehren zu fordern.

„Legt die Waffen ab, dann könnt Ihr zum Teufel fahren," rief Joggi, und die guten Soldaten legten

ihre Säbel auf den Fußboden nieder und die Gauner öffneten ihre Reihen und ließen sie hinaus. Das tapfere Milizcommando eilte, sein Schiff zu besteigen und segelte fort. Die Jesuiten wollten sie begleiten; aber Roger, dessen Bande indeß Seraphine und Liesli gelöst hatten, hinderten sie daran.

„Ihr heuchlerischen Priester seid jetzt meinem Gerichte verfallen!“ erklärte Roger. „Jenes dunkle Loch sei Euer Gefängniß. Ich werde Euch einen Krug Wasser und ein Brod mit hineingeben; dann möget Ihr dort leben, so lange Ihr wollt oder könnt, oder sterben, wenn es mit dem Hungern nicht mehr geht.“

Mit diesen Worten schloß er die Eisenthür. Er bemerkte, daß diese zwar von Innen sich öffnen lasse, aber außerhalb einen starken Riegel habe, welcher vorgeschoben werden konnte; dann war jedes Ausbrechen der Gefangenen unmöglich. Er schloß daher diesen Riegel, nachdem er die Jesuiten genöthigt hatte, in das dunkle Loch zu treten und Joggi ihnen ein Brod und einen Krug voll Wasser hinein gestellt hatte. Damit glaubte er vorerst für seine und seiner Lieben Sicherheit hinreichend gesorgt zu haben.

Alsdann unternahmen sie nach Joggi's Anleitung die Umkleidung und bald standen sie, nicht wieder zu erkennen, in Gauner und Strolche verwandelt, da.

Unsere Freunde nahmen sich komisch genug aus in

ihrer Verkleidung, so daß sie trotz der ernsten, ja tragischen Scene, die sie so eben erlebt hatten, einander nicht ansehen konnten, ohne zu lächeln. Roger mit seinem alten, durchlöcherten Strohhut, dem zerrissenen, schwarzen Sackpaletot, den mit Stroh ausgestopften Holzschuhen, worin er sich kaum zu bewegen wußte, und der Baßgeige auf dem Rücken, die nur drei Saiten hatte, dabei eine Krücke unter dem Arm, um gelähmt zu erscheinen, ein schwarzes Pflaster über dem einen Auge, so sah er nicht viel weniger wunderlich aus, als Guideon, der mit einem ansehnlichen Höcker, einem grauen, bodenlosen Spitzhut, einer alten, blauen Leinwandblouse versehen war und über dem gebräunten Gesicht eine rothe Narbe gezeichnet erhalten hatte. Dagegen waren die beiden Mädchen durch ihre rothgewürfelten Kopftücher, den schwarzen Sammetmiedern mit silbernen Kettchen und den kurzen, mit Sammetzacken besetzten, rothen Röcken und kleinen Tändelschürzchen, nichts weniger als entstellt. Der zarte, weiße Teint Seraphinens und die frische, geröthete Gesichtsfarbe des jungen Landmädchens hatte durch einen dunklen Ueberzug ein tieferes, südlicheres Colorit empfangen. So glichen sie mit ihren Tambourins und Castagnetten reizenden spanischen Zigeunerinnen, einer Preciosa und Esmeralda.

Und nun bestiegen sie denn mit den Gaunern oder Fackern, wie sie in der Schweiz genannt werden, das Segelboot.

Aber anstatt unmittelbar über Goldau nach dem letzten Schweizer Flecken Altorf am Züricher See zu gehen und von dort über den See fahrend in ein den Jesuiten feindliches Land zu kommen, schlug Joggi vor, zuerst den Gaunerkilbi im Flecken Gersau zu besuchen. Die Grenzen der Sonderbundscantone, erklärte er, wären jetzt so stark besetzt und verschanzt, daß es unmöglich sei, dort ohne Pässe, die zum Auswandern im Canton nicht ertheilt würden, hindurch zu kommen. Nur die von der Kilbi zurückkehrenden und nach allen Richtungen hin sich zerstreuenden Gaunerzüge hätten überall freie Passage, weil man sie für frei wie die Vögel in der Luft betrachte. Kein Mensch würde bestraft werden, der solche heimathlose Leute todtschlage oder erschieße oder an der Landstraße aufhänge; dagegen bekümmere sich auch keine Polizei um ihr Thun und Treiben. Höchstens lasse man solche Banden von Strolchen und Stromern über die Grenze bringen, um die Last ihrer Bettelei aus dem Cantönli fortzuschaffen und das sei es ja gerade, was die hohen Herrschaften wünschen müßten, daß von Polizei wegen für ihr Fortkommen gesorgt werde.

Es rauschten die Segel und bald schwammen unsere Flüchtlinge auf dem klaren Seespiegel des Lowerzersees, in dessen bodenlose Tiefe, wie in das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft des Menschen, kein sterbliches Auge dringt.

Zwanzigstes Capitel.

Der Gaunerkilbi in Gersau. — Verlegenheit der jungen Mädchen. — Galanterie der Cavaliere. — Das Dampfschiff. — Entführung. — Verhör in Schwyz. — Transport über die Grenze nach Zürich. —

Malerisch liegt der kleine Flecken Gersau zwischen dem Seeufer und dem Rigifelsen gleichsam eingekeilt.

Dieser kleine Flecken, in welchem nur einige Seidenmanufacturen, die einzige Gewerbthätigkeit, die in dem ganzen Hirtenlande Schwyz zu finden ist, ihre bescheidene, rastlos fleißige Existenz haben, gehört erst seit einigen dreißig Jahren zum Canton Schwyz. Bis dahin bildeten die etwa anderthalbhundert Häuser dieses Fleckens einen eigenen Freistaat, der, wie die Miniaturrepubliken San-Marino in der Mitte Italiens, oder Andorre im Pyrenäenthal, eben durch ihre Kleinheit Jahrhunderte lang dem Gelüst jedes Eroberers entgangen war. Aber Napoleon in seiner Mediationsacte verleibte diese kleine Republik dem Canton Schwyz ein. Noch jetzt haben die

kaum 150 Bürger den Verlust der Unabhängigkeit ihres kleinen Vaterlandes nicht verschmerzt. Können sie auch keine Landesgemeinde mehr halten, so lassen sie doch die alle Jahr, nach uraltem Herkommen, noch von allen Seiten her wallfahrenden Gauner oder Facker der Schweiz ihren Bettlerlandtag mit dreitägigen Lustbarkeiten feiern. Keine Polizei stört diese Lustbarkeiten, wie arg auch die nächtlichen Orgien einer solchen sittenlosen, entzügelten, halb trunkenen Menge oft sein mögen.

Jetzt war dort auf den engen Plätzen und Straßen, welche der, noch dazu durch Häuser beengte Raum zwischen der steilen Felswand von unabsehbarer Höhe und dem tiefen Vierwaldstätterse noch frei gelassen hatte, ein wundersam bewegtes Leben. Es bedürfte des genialen Griffels eines Hogarth, um ein lebhaftes Bild davon zu geben. Zwischen Buden aller Art, die laubenartig aus grünen Tannenzweigen erbaut waren, sah man Tanzplätze voll Leben und Bewegung. Die abenteuerlichsten Gestalten, Männer und Frauen, Bursche und Mädchen nur wenig bekleidet, oft nur mit Lumpen behängt, führten oft die wildesten, nicht selten unzüchtigsten Tänze auf. Nackte Kinder, Knaben und Mädchen spielten im Sande. Esel und Ziegen nagten am Laubwerk der Hütten, worin Leckerbissen aller Art, als Branntwein und Knoblauchswürstchen, die schrecklichsten Gerüche verbreiteten. Dort wurde an kleinen grobgezimmerten Tischen oder auf

leeren Biertonnen um Bettelpfennige bald gewürfelt, bald Roulette gespielt. Da schlief ein Betrunkener seinen Rausch aus, so hart an dem von steiler Felswand beengten Seeufer liegend, daß er bei der geringsten unwillkürlichen Bewegung im Schlaf hineinfallen mußte. Da stillte eine gelbhäutige Mutter mit offenem Busen ihre nackt auf ihrem Schooße liegenden Zwillingskinder; da wieder lag eine Familiengruppe um ein angezündetes Feuer, über welchem an drei oben zusammen gebundenen Stangen ein brodelnder Kessel hing. Dort warfen sich aufjauchzende Liebende, erschöpft von wildem Tanz, auf die Erde, tranken in langen Zügen aus hölzernen Kannen oder auch aus den Hähnen der Biertonnen Branntwein oder Bier und überließen sich dann ungezwungen ihren oft derben Caressen.

Wenn irgendwie Poesie lag in diesem wilden bacchanalischen Treiben, so war es die gewaltige Naturkraft, die sich sowohl in solchen riesigen Umgebungen, wie in der tollen Heiterkeit dieser Pariawelt kundgab.

Zwischen diesem Treiben spazierten einige Fremde umher. Es waren theils reiche Travellers, besonders Engländer, welche die so berüchtigte Gaunerkilbi in Gersau mit eigenen Augen sehen wollten, theils junge Militärs in Civilkleidung, Junker aus Schwyz und Luzern, die nicht selten mit einer hübschen Bettlerin ein galantes Abenteuer anzuknüpfen suchten. Den Gaunern waren

solche Gäste nicht unangenehm, da sie Geld mit vollen Händen auszutheilen pflegten. Am Seeufer lagen Schiffe an Schiffe; auch ein kleines Dampfschiff von Schwyz war eben angekommen und hatte einige der erwähnten Gäste gebracht.

Da kam auch wieder eine Kette von Fackern und Stromern auf dem engen, steinigten Fußsteige durch die enge Thalschlucht, die nur einen Spalt im Rigifelsen bildete, herabgestiegen. Durch ein weithin schallendes Jodeln begrüßten die Ankömmlinge schon von der Höhe herab die unten in der Thaltiefe tobende Menge, und Jubel, Musik und jauchzender Zuruf schallten ihnen entgegen. Mit Tanz, Gesang und Blumenzuwerfen wurden sie empfangen. Jedes Instrument krächzte seine eigene Melodie; jeder Sänger sang seine eigene Weise.

Mitten in dieses betäubende, ohrenzerreißende Getön traten die beiden jungen Mädchen in ihrer malerischen, phantastischen Zigeunerkleidung. Daß ihre Schönheit, so wie die Anmuth ihrer Haltung und jeder Bewegung auffiel, läßt sich wohl denken. Junge Stromerburschen kamen ihnen mit vollen Gläsern süßen Branntweins entgegen, um ihnen mit einer zu täppischen Galanterie zuzutrinken. Andere machten laut ihre Bemerkung über ihre Schönheit. „Die ist appetitlich zum Auffressen," sprach der Eine; „delicat," entgegnete der Andere, „wie ein junger Katzenbraten." „Und solche Haarflechten; kein

Ofenruß glänzt ſchwärzer und ſchöner! Und gewachſen iſt die Eine, ſo dünn wie ein Dreiertalglicht; die Andere ſo rund und watſchlig, daß ich einen Sack voll Bettelbrod darum gäbe, könnte ich ihr nur einmal alle Knochen im Leibe zuſammendrücken!" „Und Lippen haben ſie, wie Knoblauchwürſtel; möcht' ſie wohl anbeißen alle Beide."

„Tanzt mit uns, Ihr drallen Jungfern," ſprachen ein paar flinke, junge Burſchen, zogen die Jacken aus, die ſie mit auf der Bruſt zuſammengeknüpften Aermeln auf den Rücken hängten, ſtreiften die zerriſſenen Hemdärmel auf von den nervigen Armen, warfen ihre Spitzhütel in die Luft und zerzauſeten ihr ſchwarzes, wirres Haar, um es kühn emporſtreben zu laſſen; dann ſpuckten ſie in ihre breiten Hände, um die Jungfern feſter um die dünne Taille packen zu können, ſchrieen nach Muſik und als Bäſſe, Geigen und Pfeifen und Tambourins ihre Mißtöne im Tanztakt hören ließen, da ſtampften ſie mit kräftigen Fußtritten auf den Boden und tänzelten heran, um die beiden jungen Mädchen zu einem raſenden Wirbeltanz aufzufordern.

Was dieſe Beiden empfanden, dieſer Schreck, dieſer Abſcheu und dieſe grenzenloſe Verlegenheit, läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Seraphine ſchmiegte ſich Schutz ſuchend an Roger's Arm, Liesli an Guideon. Roger verſtand die Gaunerſprache zu wenig, um es wagen zu

dürfen, sie mit Worten zurückzuweisen; daher wehrte er nur mit der Hand; aber seine kräftige Gestalt und stolze Haltung flößten den Gaunern unwillkürlich Respect ein. Joggi aber trat unter seine Kameraden und sprach in ihrem Kauderwelsch: „Laßt sie zufrieden; es sind vornehme Herrschaften, die sich einen Spaß machen und freigebig wie die Berggeister sind."

Da wurden die Zudringlichen plötzlich bescheiden; sie wichen zurück und hielten ihre Hüte und Mützen auf eine Weise vor, die es Roger erlaubte, Silbermünzen hineinzuwerfen. Nun aber war der Jubel groß. Viele warfen sich nieder und küßten dem freigebigen Prinzen, wie sie ihn nannten, Hände und Füße.

Kaum waren unsere Flüchtlinge etwas vorgeschritten und hatten sich von den zudringlichen Gaunern befreit, so wurden die schönen, jungen Mädchen von einigen jungen Herren bemerkt, die mit dem zwischen die Augenwimpern geklemmten Lorgnon die verschiedenen Scenen der Kilbi beobachteten. Diese jungen Cavaliere waren noch dreister und zudringlicher als die Stromerburschen.

„Ah, mein schönes Kind," sprach ein eingeschnürter, blonder Milizlieutenant mit einem dünnen blonden Schnurrbart und näselnder Stimme, der in Civil gekleidet war, „wir Beiden passen doch zusammen wie Adam und Eva; ich wende auf Ehre einen Louisd'or daran, wenn Du meine Rippe sein willst, liebes Kind."

„Hol' mich der Teufel," sprach ein Anderer in einem lispelnden Ton, „wenn ich nicht das Doppelte spendire, kleine Eva, um mit Dir die Scene vom Apfelbiß aufzuführen."

Ein Dritter legte schon den Arm um Seraphinens Taille und wollte sie ohne Umstände küssen. Liesli erlitt gleiche unverschämte Anfechtungen.

Das war zu viel! Weinend flüchteten sich die geängstigten Mädchen in die Arme ihrer Geliebten. Selbst der sonst so schüchterne Guideon fühlte sich empört. „Meine Herren," sprach er, „wenn Sie unverschämt sind gegen anständige Damen, die sich nur einen Maskenscherz erlaubt haben, so werde ich Ihnen zeigen, daß ich den Gebrauch der Waffen noch nicht ganz verlernt habe."

„Welche Sprache?" riefen einige der Cavaliere; „das ist nicht die Sprache der Gauner."

„Mein Freund, Herr von Hochforst," sprach Roger, nachdem er das Pflaster vom Auge abgenommen hatte, „und ich bin ein Freiherr von Mühlheim, der die Ehre hat, meine Herren, Ihnen hierbei ein Paar Pistolen zu präsentiren. Wählen sie."

„Ein Puff, ein köstlicher Puff!" lachte ein dicker Engländer. „Frieden, meine Herren; wir wollen uns mit Champagnerflaschen schießen; ich lade die Herren und diese allerliebsten Masken ein, mit mir einem Dutzend Flaschen den Hals zu brechen."

„Meine Damen, ich mache Ihnen mein Compliment und bitte um Excuse wegen des kleinen Inpromptu, das durch ein seltsames Quid-pro-Quo veranlaßt war.“

„Und ich, Herr von Mühlheim,“ sprach ein schlanker junger Mann von militärischer Haltung, „freue mich, Ihre Bekanntschaft zu erneuen.“

„Ich wüßte doch nicht . . . .“

„Ich heiße von Sonnenberg, Sohn des Generals. Es war in dem Hause des Herrn von Ayberg. Sie waren dort, wenn ich nicht irre, unter dem Incognito eines Herrn Roger Müller.“

„Ah, ja, es freut mich,“ sprach Roger kalt, „indeß, mein Herr von Sonnenberg, muß ich Ihre Localkenntniß in Anspruch nehmen. Könnten Sie mir wohl nicht einen anständigen Aufenthalt nachweisen für diese junge Damen, die in der That nur, um der ungerechtesten Verfolgung zu entgehen, sich zu dieser allerdings etwas abenteuerlichen Verkleidung genöthigt gesehen haben?“

„Ohne Zweifel, Baroneſſe von Mirabella mit Gesellschafterin; ich habe die Ehre, den Damen mich zu Füßen zu legen. Würden Sie gefälligst sich meiner Führung anvertrauen, so wäre das Haus eines reichen Seidenfabrikanten zwar immer nur ein bürgerliches Asyl, aber doch einigermaßen anständiger, als diese Gaunerkilbi.“

So folgten denn unsere Flüchtlinge dem Führer aus der großen Welt, der durch seine früheren Zudringlichkeiten und seine politischen Beleidigungen der Damen von der schwarzen Partei in Luzern, wenig geeignet war, seine zuvorkommende Artigkeit anerkannt zu sehen; nur die sittliche Nothwendigkeit, das hochgebildete, junge Mädchen von solchen unanständigen Zudringlichkeiten zu befreien, hatte nicht allein dahin geführt, daß der ganze wohlüberlegte Fluchtplan vereitelt wurde, sondern auch bedeutende Gefahr für unsere Freunde, die sich noch auf sonderbundschem Gebiet befanden, herbeigezogen.

In der Familie eines reichen Fabrikanten fanden sie eine freundliche Aufnahme. Es war eine ächte Schwyzer Familie; einfach bürgerlich, fromm, gemüthlich und heiter. Die Töchter des Hauses, einfache, lebensfrische Landmädchen, waren behülflich, Seraphinen und Liesli von ihrem Zigeunercostüm zu befreien. So erschienen sie denn bald wieder in ländlicher Tracht, mit dem ihnen natürlichen zarten Teint, der ihre Schönheit noch bedeutend erhöhte. Auch Roger und Guideon hatten die Gaunermaske abgeworfen und erschienen in der Kleidung junger Reisender aus den höheren Ständen.

Jetzt erschallte das Messeglöcklein und die frommen Hausbewohner forderten ihre Gäste auf, mit ihnen in die Kirche zur Messe zu gehen. Roger wollte sie dorthin begleiten.

Kaum aber waren sie aus dem Hause herausgetreten, als ein stampfendes Geräusch und der ziſchende Dampf das Nahen eines Dampfſchiffes verrieth. Einen Augenblick blieben sie auf dem kleinen Platz am Ufer stehen. Das Dampfſchiff hielt dicht am Gestade. Die Erste aber, die leicht wie eine Elfe über die Laufbrücke ans Ufer sprang, war ein schönes, schlankes Mädchen von gebräunten Gesichtszügen mit großen, prächtigen, schwarzen Augen, gefolgt von mehreren Cavalieren in ihrer oft baroken Reiſekleidung, die, lachend, heiter und witzelnd, in keiner andern Absicht kamen, als die berühmte Gaunerkilbi, wie eine Curioſität der Schweiz, mit eigenen Augen zu ſehen.

Kaum hatte Lola, denn dieſe war das flatternd herbeihüpfende ſchöne Mädchen, Roger geſehen, der Seraphinen am Arm führte, als ſie lachend auf ihn zuſprang und ihn mit den Worten: „Da biſt Du ja wieder, geliebter Flüchtling; nun entlaſſe ich Dich nicht wieder, bis wir den Zweck unſerer Reiſe erreicht haben.“

Das war ein Moment der grenzenloſeſten Verlegenheit für Roger. Seraphine zog augenblicklich den Arm aus dem ſeinigen und trat einige Schritt zurück; ihre wechſelnde Geſichtsfarbe und ihre geſenkten Augenwimpern, aus denen Thränen perlten, ließen ihn leicht erkennen, an welchen Qualen der Eiferſucht ſie leiden mußte bei einem Benehmen jener emancipirten Frau, das der ſchüch-

ternen Jungfräulichkeit eines gesitteten jungen Mädchens als ein Beweis des vertrautesten Liebesverständnisses gelten mußte.

Roger indeß faßte sich schnell. Indem er sie bei der Hand ergriff, präsentirte er sie als seine Braut, Baronesse von Mirabella, und die Gräfin von Landsberg, wie er lächelnd hinzufügte, als eine emancipirte Frau, die es mit weiblicher Sitte und Art nicht so genau nehme und die Reise mit ihm gemacht habe, um den Jesuiten ihre Beute zu entreißen. „Und das ist bis hierher mit Gottes Hülfe gelungen," schloß Roger und stellte der Gräfin auch Guideon und die Nichte des ermordeten Großraths Leu vor.

Lola äußerte so unverholen und natürlich ihre Freude, daß sie die Gesuchten gerettet finde und war dabei so herzlich und freundlich gegen die beiden jungen Mädchen und Guideon, daß dadurch einigermaßen Seraphine beruhigt wurde. Zudem erzählte ihr Lola auf dem Kirchgange, wie sie schon in Baiern auf den als Demagogen flüchtigen jungen Mühlheim aufmerksam gemacht sei und sie für seine Begnadigung und Zurückberufung gesorgt habe, in der Hoffnung, daß er ihr bei ihren jesuitenfeindlichen Bestrebungen mit Rath und That beistehen werde, und wie sie in Bern etwas forcirt seine Bekanntschaft gemacht und sodann die Befreiungsordre erzwungen, sich aber darauf dem jungen Ritter gewissermaßen als Begleitung aufgedrängt habe.

„Und daß ich ihn Du nenne, Deinen Bräutigam, das darf Dich nicht wundern, denn das ist so meine Gewohnheit und ein Küßchen dazu, na, das mag wohl in Eurer Philisterwelt nicht so ganz schicklich sein; ich aber kehre mich nicht daran; ich küsse, wen ich lieb habe; dieser aber ist ein kleiner Teufel an Sprödigkeit; ich glaube, er ließe mich sterben am gebrochenen Herzen, wenn ich Närrin genug wäre, meinen Kopf darauf zu setzen, daß er mich lieben sollte."

„Nun aber," schloß sie, „müssen wir darauf denken, wie wir von hier fort und dann über die Grenze kommen. Da über den See fährt noch ein Dampfschiff heran. Während Ihr in der Messe Euch befindet, wird es landen und wir Beiden, Roger und ich, werden uns an Bord begeben, um wegen unserer Abreise mit ihm zu unterhandeln.

. . . . . .

Auf der Schwaneninsel hatte sich indeß die Haushälterin auf das Zimmer begeben, worin die beiden jungen Mädchen gewohnt hatten. Dort war sie eben beschäftigt mit Anordnen der Möbeln und Reinigen des Gemachs, als eine gedämpfte Stimme sich vernehmen ließ: „Im Namen Gottes gebiete ich Dir, wer Du auch seist, öffne den durch Frevlerhand eingeschlossenen Priestern des Herrn das Gefängniß!"

Die alte Martha wußte nicht um das Geheimniß

der Kaminthür; sie hatte auch nicht darauf geachtet, ob die beiden Jesuiten sich mit eingeschifft hatten oder nicht und am Ende war sie auch von einem Grauen befallen, als sie das Gemach betrat, worin ohne Zweifel der würdige Pfarrherr das Gift getrunken hatte; denn daß er vergiftet war, wußte man schon auf der ganzen Insel, hielt aber den Ankläger, Roger, selbst für den Mörder. So kam es denn, daß sie eine Geisterstimme zu vernehmen glaubte und anstatt auf den Ruf zu hören, den Besen fallen ließ und über die Galerie die Treppe hinunter eilte. Dort auf dem kleinen Kirchplatz erzählte sie mit Entsetzen und Uebertreibung von der schrecklichen Geisterstimme, die sie oben gehört habe; sie wisse nicht, ob es die Seele des seligen Herrn Pfarrers sei, oder wer sonst, der in den Kamin gebannt sei, jedenfalls sei die Erlösung einer armen Seele nothwendig und der Sigrist möge mit dem Weihwasser sein Heil versuchen.

Dieser war dazu bereit und die ganze kleine Gemeinde schloß sich ihm an.

Kaum hatte er unter Murmeln von Gebeten mit dem Weihwedel das heilige Wasser gegen den Kamin gesprengt, so ertönte die Stimme von Neuem: „Oeffnet, öffnet im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau."

Da ergriff ein panischer Schreck alle Bewohner der Insel Schwanau, sie stürzten über einander her zur Thür hinaus. Doch auf der Galerie blieben sie stehen. Nur

der Sigrist und Frau Martha wagten es, noch im Gemach zurück zu bleiben.

„Hörst Du, gebannter Geist," sprach der Sigrist und bekreuzigte sich selbst mit dem Weihwasser, „so Du es vermagst, so gieb an, was geschehen muß, um Deine arme Seele zu erlösen."

„Die Sache ist sehr einfach," sprach nun die Stimme des Pater Cyrillus, die dem Sacristan bekannt vorkam. „Die Mörder des Pfarrers Josephus haben uns hier eingesperrt im Kamin. Ihr dürft nur den Riegel fortschieben von der Eisenthür und wir werden erlöst sein."

Das geschah und heraus traten die beiden Jesuiten, nachdem sie unter Todesangst wohl eine Stunde in dem engen Raum des Gefängnisses zugebracht haben mochten. Nun erfuhren sie, daß die Soldaten, so wie auch die Stromer und mit ihnen Roger und die Klosterflüchtlinge abgesegelt seien. Auch sagte man ihnen, daß sie die Verkleidung der Gauner und Facker angelegt hatten.

„Dann," sprach Pater Cyrillus zu seinem Gefährten, „ist nichts wahrscheinlicher, als daß sie nach Gersau zum Gaunerkilbi sich gewendet haben werden. Schafft sogleich ein Fischerboot herbei, daß wir über den See setzen können, in der nächsten Richtung nach Schwyz zu."

Von dorther aber kam das Dampfschiff angebrauset auf dem Vierwaldstätterse und legte ans Land. Aber Niemand stieg aus, kein Passagier ließ sich sehen; durch

die niedrigen Cajütenfenster, welche wie Schießscharten nicht hoch über dem Wasserspiegel angebracht waren, sah man wohl einige neugierige Gesichter nach dem Lande hinblicken, aber nichts ließ sich deutlich unterscheiden.

Der Capitän stand hoch auf dem Radkasten und gab von dort seine Befehle zum Anlegen.

„Capitän," rief ihm Roger zu, „wann werdet Ihr wieder absegeln?"

„Sobald Passagiere genug am Bord sind?"

„Wohin?"

„Wohin es beliebt."

„So miethe ich das Schiff gleich für eine ganze Gesellschaft."

„Gut, mein Herr! Dann kommt nur an Bord, daß wir das Weitere besprechen."

So stiegen denn Roger und Lola arglos an den Bord des Dampfers. Der Capitän führte sie mit vieler Höflichkeit eine enge Treppe hinunter in die erste Cajüte, worin sich kein Mensch befand, und nöthigte sie, auf den prachtvollen Sammetsesseln, welche die mit ausgesuchtem Luxus ausgestattete Cajüte enthielt, sich nieder zu lassen.

Alsdann entfernte sich der Capitän einige Augenblicke eines nothwendigen Geschäfts wegen, wie er vorgab, und Lola gefiel sich ungemein in diesem eleganten Schiffsboudoir. Sie ordnete ihre schwarzen, glänzenden Locken vor

dem im reichsten Goldrahmen eingefaßten Querspiegel, lobte die elegante Façon der Polisandermöbeln und wiegte sich mit Behagen auf dem schwellenden Polster ihres Sessels.

Nach einigen Augenblicken wurde die Thür, die aus starkem, mit Messing beschlagenen Mahagoniholz bestand, von außen zugemacht und ein Geräusch deutete darauf hin, daß diese Thür von außen verrammelt wurde.

Roger sprang sogleich auf, um sie zu öffnen, aber es war keine Möglichkeit. Die Thür wich weder seinem Klopfen noch Andrängen. „Verdammt, wir sind gefangen." Mit diesem Ausruf wendete er sich an Lola.

„Wir sind überlistet!" rief diese und sprang auf, um scheltend aus dem kleinen Cajütenfenster die sofortige Oeffnung der Thür zu verlangen. Aber im Tosen der Schaufelräder, unter dem Brausen der aufgeregten Wellen und des Dampfes und dem Stampfen der Maschinenkolben verhallte ihr Hülfsgeschrei und eine wiegende Bewegung des Schiffs verrieth, daß es sich bereits auf dem See in voller Fahrt befand.

Nachdem man schon eine bedeutende Strecke vom Ufer entfernt war, weit genug, um durch Schwimmen dasselbe nicht erreichen zu können, hielt das Schiff vermöge einer den Lauf desselben hemmenden Zurückdrehung der Schaufelräder und ein mit Soldaten besetztes Boot, in welches ein Theil der in der andern Cajüte versteckten

Miliz gestiegen war, kam um den Kiel herumgerudert und hielt an der Seite vor dem offenen Cajütenfenster. Ein bleiches Jesuitengesicht schaute herein und zu nicht geringem Schreck der Gefangenen erkannten sie den Pater Cyrillus, der mit einem feinen, ironischen Lächeln sprach: „Mein Herr von Mühlheim, es ist mir sehr angenehm, Sie im erfreulichen Wohlsein hier zu sehen. Haben Sie an Ihre Freunde etwas zu bestellen, so stehe ich ganz zu Befehl. Ich kehre so eben zurück nach Gersau, um die aus den Klöstern Entführten zum Heil ihrer Seelen wieder in geistliche Clausur zurück zu bringen.

„Dieses Mal," sprach Roger in tiefster Entrüstung, „hast Du mich überlistet, von Gott verdammter Pfaffe. Aber es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht fern, wo Eure Sonderbundsgelüste mit Feuer und Schwert ausgetrieben werden und Ihr Hochverräther an der Menschheit werdet in ganz Europa keine bleibende Stelle mehr finden. So will es der fortschreitende Gang der Civilisation und Bildung unserer Zeit, und Ihr Dunkelmänner werdet der unaufhaltsamen Macht des Lichts der Aufklärung nicht entgehen; dann werden sie gerettet sein!"

„Eine schöne Rede, Herr von Mühlheim, auf allgemeinen Wunsch wird man Sie ersuchen, Ihre Phrasen im Druck herauszugeben. Addio, caro Signore! Auch Ihnen, mein Compliment, schöne Jesuitenfeindin, man

wird aber contreminiren, verlassen Sie sich darauf. Das Jesuitenthum ist noch nicht geschlagen."

Das Boot entfaltete sein Segel und glitt dahin dem Lande zu und das Dampfschiff setzte sich aufs Neue in Bewegung. Als das Schiff schon weit genug vom Ufer entfernt war, öffnete der Capitän die Thür der Cajüte und erklärte unter höflichen Entschuldigungen, daß sie vollkommene Freiheit hätten, ganz nach Belieben auf dem Verdeck umher zu spazieren. Er habe auf höhern Befehl gehandelt; die geehrten Herrschaften möchten sich aber darüber nicht beunruhigen; da sie mit diplomatischen Pässen versehen wären, so würde in Schwyz für ihr weiteres Fortkommen schon gesorgt werden.

So geschah denn auch. Mit der größten Höflichkeit wurden sie von der Behörde in Schwyz empfangen und nachdem ihnen die Papiere mit der Brieftasche zurückgegeben waren, welche der Pater Cyrillus Roger auf der Insel Schwanau abgenommen hatte, in welcher freilich das eigene Schandbekenntniß dieses heuchlerischen Pfaffen fehlte, wurde ihnen eröffnet, daß ihrer Reise nach Zürich nicht das geringste Bedenken entgegen stehe.

Als Roger erklärte, das sei durchaus nicht seine Absicht. Er habe mit der Gräfin Landsberg noch die viel wichtigere Mission zu erfüllen, die Freigebung des jungen Freiherrn Guideon von Hochforst und der Baronesse Seraphine von Mirabella, nebst der Nichte des ermordeten

Leu zu reclamiren, da diese unglücklichen Opfer der jesuitischen Habsucht aufs Neue in die Gewalt der Jesuiten von Luzern gefallen seien.

Da antworteten ihnen die Herren vom großen Rath: „Wir bedauern sehr, daß unsere Macht so weit nicht reicht, den Beschlüssen eines so hohen und heiligen Ordens zu widerstreben. Zudem befindet sich jetzt der Sonderbund mit der Majorität der übrigen Schweiz im Kriegsstande. Die Befehle der Tagsatzung haben keine Macht über uns und wenn die offene Requisition eines hohen Diplomaten, drei ungenannte Personen, die ungerecht in den Klöstern gefangen gehalten würden, auszuliefern, allerdings Beachtung verdient, so hat uns doch der sehr ehrwürdige Pater Cyrillus ein Privatschreiben desselben Diplomaten und seiner hohen Gemahlin vorgelegt, wonach ausdrücklich erklärt wird, daß diese Requisition auf die von Euch genannte Tochter und Sohn derselben keinen Einfluß habe. In dieser Hinsicht sei Pater Cyrillus mit Vollmacht ihres elterlichen Willens versehen; weshalb seinen frommen Absichten, für das Seelenheil der jungen Zöglinge zu sorgen, kein Hinderniß entgegen zu stellen sei. Leu's Nichte aber sei nach dem unumstößlichen Willen des Verewigten für das Kloster bestimmt. Und so lasse sich nichts dagegen machen, wenn die Jesuiten die Entführten in ihre Klöster zurück brächten und dort für ihre sichere Verwahrung sorgten."

„Euch aber, mein hoher Herr," schloß der Landamman von Schwyz, „muß ich darauf aufmerksam machen, um Eurer selbst willen, daß Ihr als vormaliger Freischärler, als Ketzer und schwarzer Radicaler keinen Augenblick gegen die Volkswuth in den Sonderbundscantonen gesichert seid. Also geschieht es nur, um Euer eignes Leben sicher zu stellen, wenn wir Euch unter Bedeckung über die Grenze geleiten lassen."

„Jedenfalls," sprach Roger, „wird mich eine Criminalsache in die Nothwendigkeit versetzen, noch länger hier zu bleiben. Man hat den würdigen, greisen Pfarrer Josephus Mildener auf der Insel Schwanau vergiftet und ich klage den Jesuiten Pater Cyrillus als dessen Mörder an. Erlaubt, daß ich meine Denunciation zu Protokoll niederlege."

„Wir kennen schon den wahren Hergang der Geschichte; es wird eine Untersuchung nicht nothwendig werden. Der Ungrund Eurer Anklage ist bereits erwiesen."

„Gut, dann fordere ich Untersuchung gegen mich selbst. Der Pater Cyrillus hat die Frechheit gehabt, den Umstand, daß ich ihm die Giftflasche abgenommen habe, zu benutzen, um mich, seinen Ankläger, des Mordes zu beschuldigen. Ich kann Zeugen stellen, daß ich den Wein nicht angerührt habe, wodurch die Vergiftung geschehen ist."

„Beunruhigt Euch nicht darüber, lieber Herr; die beiden Jesuitenpatres haben eidlich erhärtet, daß der Pfar-

rer Josephus vor dem Altar vom Schlagfluß getroffen und getödtet sei; dieses aber wäre eine unmittelbare Strafe Gottes, weil er freigeistige Gesinnungen gehegt, Ketzer und entlaufene Klosternovizen bei sich beherbergt und eben im Begriff gewesen sei, sogar eine gemischte Ehe einzusegnen, ohne einen Revers wegen katholischer Erziehung der zu erwartenden Kinder zu fordern. Dergleichen Ketzerei wäre aber eine Sünde gegen den heiligen Geist, die Gott selbst nicht vergeben könne."

„Aber giebt es denn keine Gerichtsärzte hier im Lande? Durch eine einfache Obduction und Untersuchung des Mageninhalts ließe sich ja die Vergiftung, wofür auch schon das äußere Ansehen der Leiche spricht, und damit der Meineid der Jesuiten gerichtlich beweisen."

„Quiescat in pace! Er möge in Friede ruhen; der Wohlselige ist bereits durch die christlich freundliche Fürsorge des Pater Cyrillus zur ewigen Ruhestatt des göttlichen Friedens in sein stilles Grab gebettet. Wer es wagte, die Ruhe des Todten zu stören, würde den Zorn des Himmels auf sich laden."

„Ich habe schon längst gewußt," rief Roger in sittlicher Empörung seiner Gefühle, „daß hier Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden sei, am wenigsten gegen die Jesuiten. So führt mich denn nur über die Grenze, seid aber versichert, daß ich einst zurückkehren werde, und dann werde ich Gericht halten, mit den Waffen in der Hand."

„Wollt Ihr es auf die Gefahr hin wagen, erschossen zu werden, so können wir nichts dagegen haben, denn an alle Grenzcommandos der Urcantone wird Euer Signalement vertheilt werden, mit dem Befehl, Euch, wo Ihr Euch blicken laßt, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen vierundzwanzig Stunden erschießen zu lassen.“

„Das sind wahre Kannibalen,“ sprach Lola empört, „gegen welche die Civilisation und Humanität nichts auszurichten vermag. Der ganze hochweise Rath verdiente die Reitpeitsche. Kommen Sie, Roger, wir wollen uns nach Zürich führen lassen, aber unsere Sache darum noch nicht verloren geben.“

Die Abführung geschah von Schwyz über das Gebirge nach dem Flecken Art, an der äußersten Spitze des Züricher Sees. Dort mußten sie ein Dampfschiff besteigen, das nach Zürich fuhr. Im Augenblicke der Abfahrt zogen sich die Landjäger zurück und die Reisenden erhielten ihre Freiheit wieder; Roger mit dem Schmerz, das Ziel seiner Anstrengungen vielleicht für immer verfehlt zu haben.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Roger und Lola nehmen Dienſt als Freiwillige unter den Eidgenoſſen. — Die Familie von Werdenberg. — Entſchließungen der Tagſatzung. — Proteſtation des Sonderbundes. — Abgeordnete dorthin. — Erklärung der Tagſatzung. — Proclamation des Obriſt Rilliet. — Angriff auf Freiburg. — Das Jeſuitenneſt. — Capitulation. —

Nun blieb nichts übrig für den armen Roger, als ſich mit Eifer an die Bewegung der proteſtantiſchen Cantone gegen den Sonderbund anzuſchließen.

Roger und Lola, die in Zürich Männerkleidung, und zwar die eines Jägers angelegt hatten, meldeten ſich als Freiwillige, um den Executionsfeldzug mitzumachen. Allein General Dufour, dem die Tagſatzung den Oberbefehl anvertraut, hatte die Ordre gegeben: „Die Sache des Vaterlandes ſoll nur von Söhnen des Vaterlandes ausgefochten werden.“ Kein Fremder ſolle ſich einmiſchen, Schweizerblut zu vergießen.

Um dieſen Befehl zu umgehen, reiſeten Roger und

Lola nach dem kleinen Canton Thurgau am Bodensee, wo man durch den vielfachen Verkehr mit Würtemberg und Baden weniger schwierig geworden war in der Aufnahme fremder Nationalitäten. Dort erhielten sie mit geringen Opfern das Heimathsrecht und schlossen sich nun als Freiwillige dem Milizbataillon dieses nun etwas über 83000 Seelen enthaltenden Cantönlis.

Seitdem die Tagsatzung in Bern den Sonderbund für ungesetzlich und die Auflösung desselben erklärt hatte, war Alles in der Schweiz in der lebhaftesten Bewegung.

Die Gesandten der Sonderbundscantone hatten, als der Beschluß gefaßt war, in der heftigsten Bewegung unter den lebhaftesten Protestationen den Sitzungssaal verlassen. Aus der Heimath her schleuderten sie eine Protestation in die Schweiz, die, von Jesuiten verfaßt, im kältesten Tone mit der schlausten Dialektik die Berechtigung zu einer bewaffneten Vereinigung der Urcantone nachzuweisen suchte, dieselbe als einen Act der Nothwehr gegen ungesetzliche Angriffe auf die katholische Religion und die Jesuitenberufung als ein unveräußerliches Souveränetätsrecht der Cantonalgewalt darzustellen suchten.

Ueberall an den Grenzen der Sonderbundscantone wurden, wo nur irgend ein gangbarer Paß durch die Hochgebirge war, Schanzen angelegt und die Landstraßen an mehreren Stellen unterminirt.

Freilich fehlte noch den Schanzen das schwere Ge-

ſchütz, den Minen das Pulver; aber im geheimen Einverſtändniß mit der Diplomatie wurde ihnen das Erſtere aus Frankreich, das Andere aus Oeſterreich zugeführt, bis endlich das Volk in den jeſuitenfeindlichen Schweizercantonen darauf aufmerkſam gemacht, daß den Jeſuiten ſolche mörderiſche Waffen gegen ihr Herzblut zugeführt wurden und ſie nun Wache hielten und mehrere Transporte dieſer Art auffingen. Mit jedem Tage ſteigerte ſich der Haß gegen die Sonderbündler und Jeſuiten höher. In allen Wirthshäuſern ſaßen wehrhafte Männer zuſammen, die in lebhafteſter Aufregung die ſchändlichſten Dinge von der Luzerner Regierung und den heuchleriſchen Schlichen der Jeſuiten erzählten und auf die Vernichtung derſelben tranken.

Nie ſo bereitwillig wie jetzt war in den Cantonen und ihren Landgemeinden das Aufgebot zur Miliz zuſammengekommen. Nur die Befehlshaber zögerten noch mit Unterhandlungen; aber indeß verging die zum Feldzug günſtige Zeit und mit dieſer Zögerung ſtieg die Ungeduld und die allgemeine Unzufriedenheit. „Will man uns,“ hieß es, „dem Schneefall und dem Erfrieren überliefern, während die Jeſuiten in ihren warmen Neſtern ſitzen und vom erſchlichenen Reichthum Champagner trinken? Wir danken dafür und wollen jetzt gleich aufbrechen, wenn es muß, ohne Commando.“

Lola und Roger, die ſich auf ihrer Wanderung eines

Abends mitten in einem solchen Tumult befanden, riethen davon ab mit allen nur ersinnlichen, vernünftigen Gründen, aber vergebens.

Endlich rief Roger: „Wollt Ihr denn vereinzelt untergehen, wie im zweiten Freischaarenzuge, oder vereint siegen? Die Tagsatzung ist ihren ruhigen Gang gegangen. Sie wird es auch ferner thun, um desto sicherer und mit Menschlichkeit zum Ziel zu kommen. Freilich konnte es schneller geschehen; aber solche Nationalversammlungen haben oft in den wichtigsten Dingen ein unbegreifliches Phlegma, eine zur Verzweiflung treibende Langsamkeit. Ihr habt recht, lieben Leute, der Winter ist vor der Thür; der Feldzug alsdann schwieriger; aber dennoch hatte sich die Tagsatzung am neunten September vertagt und trat erst vor einigen Tagen, am achtzehnten October, wieder zusammen."

„Bis dahin aber war die abmahnende Stimme der Diplomaten immer thätiger geworden. Sie sandten ihre Noten und Legationssecretäre in alle Cantone und wollten die einzelnen Regierungen durch Drohungen mit einer bewaffneten Intervention einschüchtern. Das gelang aber nicht und trug nur dazu bei, den Widerstand gegen alle Friedensvermittelungen immer entschiedener zu machen."

„Schon daß die Diplomaten die aufständischen Sonderbundscantone wie eine besondere Macht betrachteten,

welche gegen die Eidgenossenschaft in Kriegszustand getreten sei, ist eine Verletzung des Friedens gegen die freie Schweiz. Nun hört, was geschehen ist. Der Präsident eröffnete die Sitzung der schweizerischen Tagsatzung mit der Erklärung, daß die obschwebenden Fragen vom rechtlichen Standpunkte aus gelöset seien. Alles komme jetzt nur noch auf die thatsächliche Lösung an. Darauf beschloß die Tagsatzung, um noch den letzten Versuch zu machen, das Vergießen von Bruderblut womöglich noch zu hindern, sollten eidgenössische Repräsentanten in die verschiedenen Cantone des Sonderbundes gesendet werden, die neue Vermittelungsvorschläge und beruhigende Proclamationen an die Bewohner dieser Cantone überbringen würden."

Roger erklärte am Schluß, daß er es durch nähere Bekanntschaft mit dem Präsident Ochsenbein dahin gebracht habe, daß er die Gesandtschaftsreise nach Luzern mitmachen dürfe. Er zweifelte nicht, daß dieses vergebens sein würde; dann aber werde sicher von der Tagsatzung der Executionsbeschluß unmittelbar gefaßt und vollzogen werden; diese Versicherung wenigstens habe er selbst aus dem Munde des Präsident Ochsenbein gehört.

So beruhigte Roger die eifrigen Jesuitenfeinde und schloß sich dann der Gesandtschaft an, welche die Tagsatzung nach Luzern abgeordnet hatte.

. . . . . .

Diese Abgeordneten segelten über den Züricher See,

bestiegen am Flecken Art das jetzt feindliche Schwyzerland und schifften dann auf dem Vierwaldstätterse nach Luzern, dem Hauptsitz des Sonderbundes.

Aber von dem Augenblick ihres Eintritts in das Land der widerspenstigen Cantone wurden sie mit einer Ehrenwache umgeben. Diese hatten den Auftrag, jeden Verkehr mit dem Volke, jede Anrede an dasselbe und jede Besprechung mit gleichgesinnten Personen auf das Höflichste, aber auch Entschiedenste zu verhindern. Das geschah nicht etwa dadurch, daß ihnen der freie Gang, wohin sie beliebten, gehemmt wurde; aber überall wurde die herandrängende Volksmenge, oder einzelne Personen, die sich ihnen nähern wollten, zurückgewiesen. Dabei wurden die Abgeordneten der Tagsatzung in den ersten Gasthöfen logirt, der sie begleitende Regierungscommissär des Sonderbundes fragte überall höflichst nach ihren Wünschen und Bedürfnissen und die Behörden von Luzern machten ihnen mit den artigsten Ergebenheitsversicherungen Visite; lehnten aber jede Erwiederung des Besuchs ab, unter dem Vorwand der dringendsten Staatsgeschäfte; und complimentirte sie so wieder aus dem Lande heraus, ohne daß sie das Geringste ausgerichtet hatten. Der Aufruf der Tagsatzung an das Volk des Sonderbundes, den die Repräsentanten in vielen gedruckten Exemplaren mit sich führten, war ihnen schon auf der Grenze abgenommen, mit dem Vorgeben, sie unter das Volk selbst

vertheilen zu wollen, wenn der große Rath dieses für ersprießlich finden werde.

Kurz der Zweck der Sendung war gänzlich verfehlt und so erging es auch in den übrigen Sonderbundscantonen.

Da endlich ermannte sich die Tagsatzung. In der wichtigen Sitzung vom 27. October faßte sie mit der bekannten Majorität den bestimmten Beschluß, ein eidgenössisches Heer von 80,000 Mann aufzustellen.

Es war eine stürmische Sitzung. Alle Gesandten der Cantone und die ganzen anwesenden Diplomaten befanden sich in der höchsten Spannung. Die Abgeordneten der Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, ob und nid dem Wald, Zug und Freiburg, erhoben sich wie ein Mann vom Rathstisch und übergaben zum Protokoll eine energische Protestation gegen die Beschlüsse der Majorität der Tagsatzung.

Diese Staatsschrift war gut abgefaßt, denn die Jesuiten sind kluge Leute. Mit der schlauesten Dialektik war jeder Scheingrund benutzt, um den feindseligen Rüstungen des Sonderbundes das Mäntelchen der Berechtigung umzuhängen.

Diese Protestation lautete wörtlich:

„Es ist für die unterzeichneten Gesandtschaften der Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, ob und nid dem Wald, Zug, Freiburg und Wallis der Augen-

blick gekommen, wo sie in Folge des Benehmens der Mehrheit der auf der Tagsatzung versammelten Stände dieselbe zu verlassen hat."

„Eine Würde und den Rechten der eidgenössischen Stände angemessene Berathung existirt auf der Tagsatzung nicht mehr. In geschlossenen Conferenzen der Gesandtschaften der zwölf Mehrheitsstände wird berathen und beschlossen, was man nachher zum Tagsatzungsbeschluß erheben will. Die Berathung der Tagsatzung ist zu einem bedeutungslosen Spiel herabgesunken. Für alle die wichtigsten Berathungsgegenstände und Beschlüsse erachtet man die Ansetzung einer Tagsatzung nicht einmal mehr für nothwendig, man verschweigt diese in den Einladungskreisschreiben, bei deren Versendung man sogar die Regeln des Anstandes gegen Diejenigen bei Seite setzt, die in die Pläne der Stimmenmehrheit nicht eingeweiht sind, bringt man in geheimer Sitzung den Gegenstand an die Tagsatzung und faßt Beschlüsse."

„Und welche Beschlüsse? Wenn schon jenes uneidgenössische Benehmen die unterzeichneten Gesandten tief kränken muß, so ist es doch nicht dieses, was sie zu dem wichtigen Schritt, den sie thun, veranlaßt; sondern die Ursache ist der Inhalt jener Beschlüsse, der unzweifelhaft den Bürgerkrieg in den nächsten Tagen zum Ausbruch bringt und schon jetzt den Krieg gegen die sieben katholischen Cantone verordnet."

„Dieser Beschluß verordnet eine eidgenössische Truppenstellung von 80,000 Mann. Diese sogenannten eidgenössischen Truppen dürfen aber nur aus den zwölf Beständen genommen werden."

„Als Grund dieser Truppenstellung führt man an: Handhabung der Ordnung, Herstellung derselben und Wahrung der Rechte des Bundes."

„Was diese Worte der Zwölfermehrheit zu bedeuten haben, bedarf keiner Auseinandersetzung. Der Beschluß giebt übrigens selbst nähern Aufschluß."

„In den Cantonen der Eidgenossenschaft, abgerechnet einige militärische Unordnungen im Canton St. Gallen, herrscht Ordnung und Gesetzlichkeit. Zur Herstellung dieser beiden bedarf es also keiner Armee von 80,000 Mann; diese muß daher einen andern Zweck haben, der den sieben Ständen gilt."

„Dem Obercommandanten wird der Auftrag ertheilt, sein Armeecorps zur Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit und wo sie gestört werden, zur Handhabung des Ansehens des Bundes zu verwenden."

„Der Obercommandant hat daher vom Augenblick des gefaßten Beschlusses an nicht nur Vollmacht, sondern sogar Verpflichtung, mit seinen Truppen zu handeln. Wenn bis zu dieser Stunde noch keine Feindseligkeiten vorfielen, so ist die Ursache anderswo zu suchen."

„Die Aufstellung des aufgebotenen Armeecorps, wenn

täuschender Worte wegen noch ein Zweifel obwalten sollte, liefert übrigens den schlagendsten Beweis für dessen wahren Zweck. Wenn es sich nicht um Bekriegung der sieben Cantone, sondern um Herstellung gestörter Ruhe und Ordnung in andern Cantonen handelt, wozu dann die Aufstellung von Armeedivisionen in Waadt, Bern, Solothurn, Aargau, Zürich und Tessin?"

„Das aufgebotene Truppencorps ist eine gegen die sieben Cantone ins Feld gerufene feindliche Armee. Der Obercommandant hat bereits Auftrag, mit derselben zu handeln; der Kriegsbeschluß ist also gefaßt und jeder Augenblick kann uns den Ausbruch eines fluchwürdigen Bürgerkrieges verkünden."

„Wir müssen daher scheiden, da Diejenigen, welche geschworen haben, im Glück und Unglück als Brüder und Eidgenossen mit uns zu leben, das Schwert gegen uns gezogen haben. Die Folgen lehnen wir von uns ab und wälzen sie auf Die, welche sie herauf beschworen haben."

„Die Gesandtschaften der sieben Stände hatten die von der Gesandtschaft des h. Standes Zug gestellten Anträge aufgenommen und sie als Grundlage einer Vermittelung hingestellt. Sie hatten sich in Privatconferenzen bereit erklärt, wenn ihren Ständen die denselben zukommenden confessionellen und politischen Rechte gesichert würden, die Jesuiten- und Klosterfrage der

schiedsrichterlichen Entscheidung des allerwärts hochverehrten Oberhaupts der katholischen Kirche zu unterstellen;*) sie verlangten, daß, wenn auch vor der Hand auf eine oder die andere nicht eingetreten werden wolle, man doch als Zeichen aufrichtiger Friedensliebe gegenseitig sofort die Waffen ablege, die aufgerufenen Truppen entlasse und dann freundschaftlich in Friedensbesprechungen eintrete. Alles, sogar dieser letzte Vorschlag, wurde abgelehnt. Der Beweis liegt also am Tage, daß man eine für beide Theile friedliche Lösung nicht will, sondern auf blutigem Wege eine immerhin unehrenvolle sucht."

„Zum Beweise unserer Schuldlosigkeit erlassen wir mit dieser Eingabe ein Manifest an das gesammte Schweizervolk, an Mit- und Nachwelt, und legen es ebenfalls in das Protokoll der Tagsatzung nieder."

Bern, den 27. Octbr. 1847. (Unterschriften.)

---

*) Das heißt ächt jesuitisch den Bock zum Gärtner bestellen, die Partei zum Richter. Das war es eben auch, was die gesammte Diplomatie von Oesterreich, Frankreich und Preußen als die unbilligste und ungereimteste Forderung durch drohende Noten unterstützte. Unbegreiflich ist eine solche Parteilichkeit, besonders von dem größtentheils protestantischen Preußen, das damals in den Banden der Metternichschen Politik lag; denn die Entscheidung der Jesuitenfrage, dem Papst vorbehalten, heißt nichts weiter, als sie in die Hände derjenigen römischen Hierarchie legen, welche ein Interesse dabei hat, diese Vorposten einer starren Glaubenspropaganda in der Schweiz festen Fuß fassen zu sehen.

Mit großer Schlauheit hatten die Verfasser dieser Erklärung die eigentlichen Knotenpunkte der Jesuitenfrage umgangen und das waren die: 1) Sind die katholischen Cantone befugt, einen Orden ins Ausland zu rufen, der nach seinen Statuten der entschiedene Feind alles Religionsfriedens gegen protestantische Glaubensgenossen ist, keine Toleranz duldet, Aberglauben und Verdummung des Volkes planmäßig fördert und somit als Staatsfeind gegen die protestantischen Theile der Eidgenossenschaft offen auftritt? 2) Hat ein Theil der Eidgenossen das Recht, einen bewaffneten Bund gegen den andern Theil zu errichten und diesen mit Krieg zu bedrohen? 3) Genügt die einfache Majorität der Tagsatzung, um die Aufhebung dieser Schilderhebung eines Sonderbundes zum rechtsgültigen Tagsatzungsbeschluß zu erheben?

Wir haben früher schon ausgeführt, wie alle diese Fragen ganz entschieden und aus den bündigsten Rechtsgründen mit Nein beantwortet werden müssen.

Die Tagsatzung war auch keinen Augenblick in Zweifel über ihr Verhalten in dieser selbst für die Humanität und Civilisation so wichtigen Bundesangelegenheit.

Sie beschloß, ohne sich irren zu lassen und grade auf das Wesen der Sache losgehend, in ihrer Sitzung vom vierten November, wie folgt:

„In Betrachtung, daß durch den Beschluß vom zwanzigsten Heumonat 1847 das Separatbündniß der

ſieben Stände, als mit der Beſtimmung des Bundes unverträglich und dem gemäß als aufgelöſet erklärt worden iſt; daß die erwähnten Cantone für die Beachtung dieſes Beſchluſſes verantwortlich gemacht wurden und daß ſich die Tagſatzung vorbehalten hat, wenn es die Umſtände erfordern, weitere Maßregeln zu treffen."

„In Betracht, daß die Geſandtſchaften des Sonderbundes ſchon am zweiundzwanzigſten Heumonat ihre Erklärung abgegeben, daß ſie jene Schlußnahme nicht anerkennen."

„In Betracht, daß die erwähnten Cantone ſchon vor dem zwanzigſten Juli als auch nachher außerordentliche militäriſche Rüſtungen getroffen, ſo wie Feldbefeſtigungen aufgeworfen, Waffen und Munition aus dem Auslande bezogen haben, offenbar zum Zweck, um ſich der Vollziehung der durch die Tagſatzung gefaßten Beſchlußnahme mit Waffengewalt zu widerſetzen."

„In Betrachtung, daß die gleichen Cantone auch den Beſchluß vom elften Auguſt, durch welchen ſie ernſtlich gemahnt wurden, Alles zu unterlaſſen, was den Landfrieden ſtören könne, nicht beachtet, ſondern nach wie vor denſelben durch die Herſtellung von Verſchanzungen und Fortſetzung ihrer außerordentlichen Rüſtung der Schlußnahme der Tagſatzung entgegengehandelt haben."

„In Betrachtung, daß den von der Tagſatzung ernannten eidgenöſſiſchen Repräſentanten der Zutritt vor die

Instructionsbehörde und vor Landesgemeinden der betreffenden Cantone verweigert, die Verbreitung der versöhnlichen und freundeidgenössischen Proclamationen beinahe überall verboten und im Canton Luzern sogar als Verbrechen mit Strafe bedroht worden ist."

„In Betrachtung, daß seither gemachte Vermittelungsvorschläge von den nämlichen sieben Ständen zurückgewiesen wurden und alle Bemühungen, dieselben auf friedlichem Wege zur Anerkennung und Erfüllung beschworener Bundespflichten zurückzubringen, erfolglos geblieben sind."

„In Betrachtung, daß die Gesandtschaften dieser Cantone unterm zwanzigsten Weinmonat die Tagsatzung und die Bundesstadt verlassen und durch solchen Act in Verbindung mit den gleichzeitig abgegebenen Erklärungen und seither getroffenen militärischen Anordnungen sich gegenüber der Eidgenossenschaft in offenen Kriegszustand gesetzt haben."

„In Betrachtung, daß nach allem diesem es Gebot des Bundes und Pflicht der Tagsatzung ist, den von ihr auf Grundlage bundesrechtlicher Vorschriften gefaßten Beschlüssen Nachachtung zu verschaffen und alle bundesmäßigen Mittel anzuwenden, um einem solchen die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft bedrohenden Zustande entgegen zu treten."

„In Anwendung der Artikel 1, 6 und 8. des Bundesvertrages beschließt, was folgt:

1) Der Beschluß der Tagsatzung vom zwanzigsten Heumonat laufenden Jahres über Auflösung des unter den Cantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abgeschlossenen Sonderbundes ist durch Anwendung bewaffneter Macht in Vollziehung zu setzen.

2) Der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen ist mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.

3) Die Tagsatzung behält sich vor, die weiter erforderlichen Maßregeln zu treffen.

4) Der eidgenössische Vorort ist angewiesen, gegenwärtigen Beschluß dem Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen, dem eidgenössischen Kriegsrathe und sämmtlichen Cantonen unverzüglich mitzutheilen."

Das unter preußischer Hoheit stehende Fürstenthum Neuenburg war der einzige Canton, welcher die Zumuthung ablehnte, seine Truppen unter eidgenössisches Commando zu stellen. Es schilderte in einer Antwortsnote die Gräuel und traurigen Folgen des Bürgerkrieges für die Schweiz und vertheidigte die Rechte der sieben Stände des Sonderbündnisses. Es warnte vor einer möglichen Intervention; die Mit- und Nachwelt werde über das

Blatt, das durch den heutigen Beschluß der Geschichte angereihet werde, urtheilen.

Der König von Preußen, als Fürst von Neufchatel, erließ an die Regierung von Neuenburg eine belobende Cabinetsordre, welche in ganz Europa, bei allen Aufgeklärten und Freisinnigen Erstaunen erregte.

Die preußische Note erkannte den Beschluß der Neuenburger aristokratischen Regierung, neutral zu bleiben, als ganz im Sinne des Königs und Fürsten gehandelt an; ermahnte sie, dabei zu beharren und verhieß bewaffneten Beistand, indem Alle, die Neuenburg deshalb angreifen würden, für Feinde Preußens erklärt würden. Die Gewährung dieses Schutzes erschien aber nach den vorliegenden Verhältnissen als eine baare Unmöglichkeit. Die preußische Note erhielt durch die Tagsatzung eine mit Gründen schlagende Widerlegung.

Bekanntlich ließ sich die Tagsatzung durch diese Opposition nicht abhalten, den Beschluß zu fassen, Neuenburg wegen seiner Widerspenstigkeit gegen Bundesbeschlüsse zu besetzen.

Im spätern Verlauf der Ereignisse zahlte Neuenburg seinen Beitrag zu den Kriegskosten und eine erhebliche Geldstrafe für milde Zwecke.

Von Seiten der Tagsatzung wurde zum Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres der Obrist Dufour ernannt, ein wissenschaftlich gebildeter Militär von den edelsten und humansten Gesinnungen.

Diese ergaben sich schon aus seinem Antwortschreiben:

„Ich habe," schrieb er aus Bern am 22. October an die Tagsatzung, „heute mit dem Patente eines Oberbefehlshabers der eidgenössischen Armee die officielle Anzeige von meiner Ernennung erhalten. Indem ich dieses Patent annahm, legte ich mir, ich weiß es, eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf; aber ich erfülle meine Ehrenpflicht, die jeder Officier beim Eintritte in den eidgenössischen Dienst eingeht. In einem solchen Augenblick ist es nicht erlaubt, sich zurückzuziehen."

„Wie schwer auch die mir auferlegte Pflicht sein mag, so bin ich der h. eidgenössischen Tagsatzung nicht minder Dank schuldig für das Zeichen des Vertrauens, das sie mir in der schwierigen Lage, worin sich die Schweiz befindet, zu geben beliebt. Ich werde trachten, mich dessen würdig zu zeigen. Doch glaube ich im Schooß dieser hohen Versammlung erklären zu müssen, daß ich mich, wenn es zum Aeußersten kommen würde, in steter Erfüllung meiner Pflicht nie von den Grenzen der Mäßigung und Menschlichkeit entfernen und nie aus der Acht lassen werde, daß der Kampf zwischen Eidgenossen waltet; daß ich politischen Anreizungen fremd bleiben und ausschließlich auf meine militärischen Befugnisse mich beschränkend, trachte werde, die Ruhe und Disciplin der eidgenössischen Armee aufrecht zu erhalten, öffentliches und Privateigenthum, so wie den katholischen Cultus in seinen

Domen, Tempeln und religiösen Anstalten zu schützen; mit einem Worte, Alles zu thun, um die von einem Kriege unzertrennlichen Uebel zu mildern."

„Möge denn meine Hingebung dem gemeinsamen Vaterlande nützlich sein. Weit lieber aber möge die göttliche Vorsehung das Unglück abwenden, womit es bedroht ist."

J. M. Dufour.

Wie schön und wahrhaft erhaben stand diese edle Sprache, der ein ebenso menschlich schönes Handeln folgte, über jenem heuchlerischen Reden und rohen, niedrigen, habsüchtigen und blutdürstigen Treiben der Jesuitenpartei im Canton Luzern! Wahrlich eine Vergleichung des Verfahrens beider Parteien zeigt, wie viel humaner und edler der Geist des Protestantismus, als des eingefleischten Jesuitismus ist.

Mit dieser Erklärung des Generals Dufour stand die Eidgenossenschaft am Beginn des Kampfes.

Den Waffen voraus gingen die Feder und Presse.

Die Tagsatzung erließ ein Manifest an das Schweizervolk, worin sie alle Schuld der Jesuitenberufung und der Gründung des Sonderbundes auf die sieben Stände, besonders auf Luzern, wirft. Diese hätten durch nichts bewogen werden können, zur Beschwichtigung der großen Aufregung nur das geringste Opfer zu bringen. Sie hätten vielmehr über Blut und Leichen einen Orden ein-

ziehen lassen, gegen den die große Mehrheit des Schweizervolkes mit Entrüstung erfüllt sei. Das Manifest geht dann zu der Nachweisung der Unrechtmäßigkeit des Sonderbundes und zu einer Rechtfertigung der Beschlüsse der Tagsatzung für dessen Auflösung über. Es erinnert an die fortgesetzte Bewaffnung des Sonderbundes, an die Zurückberufung der Repräsentanten, an das Verbot der Proclamation in den Sonderbundscantonen und wirft dann alle Schuld der abgebrochenen Friedensunterhandlungen auf die sieben Stände. Diese sehr klar und warm abgefaßte Staatsschrift schließt mit den Worten:

„Der Kampf, welchen die Eidgenossenschaft gegen die aufrührerischen Bundesglieder zu führen hat, ist kein Kampf von zwölf gegen sieben Cantone, keine Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit, kein Krieg gegen harmlose Bundesbrüder; nein, es ist ein Kampf der Eidgenossenschaft und der rechtmäßigen Gewalten derselben gegen die Partei, welche den Sonderbund gestiftet, großgezogen und wie eine Natter an das Herz der Eidgenossenschaft gelegt hat, auf daß sie dasselbe vergifte. Nicht harmlose Völker haben dieses gethan; es ist dieselbe Partei, welche die Unwissenheit unter demokratischen Formen pflegt und unter dem Aushängeschild der Religion zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet, dieselbe Partei, welche schon 1813 fremden Armeen die Pforte öffnete, welche den freisinnigen und in keiner Weise bundeswidri-

gen Verfassungen vom Jahre 1831 die Garantie verweigerte und mit unermüdlichen Umtrieben an der Reaction gearbeitet, welche in dem Jura und andern Theilen der Schweiz agitirte, im Aargau eine ultramontane Empörung erzeugte und nach Wallis, Freiburg, Schwyz und Luzern die Jesuiten berief, deren Bundesgenosse und Werkzeug sie ist. Darin, Eidgenossen, besteht das Wesen des Sonderbundes; laßt ihn gewähren und obsiegen und das trauernde Vaterland wird nach und nach alle Institutionen verlieren, welche seine wahre Freiheit, seinen geistigen Aufschwung, seine Kraft und Ehre bedingen."

„Es ist die beschworene Bundespflicht, die Ruhe und Ordnung im Innern wieder herzustellen und für die Sicherheit nach Außen zu sorgen. Die Bundesbehörde befindet sich daher in der gebieterischen Nothwendigkeit, zu dem äußersten Mittel zu schreiten, um den gesetzlichen Zustand wieder herzustellen, da die Gesandtschaften des Sonderbundes durch die Entfernung aus dem Schooße der Tagsatzung und durch ihre Erklärung sich in öffentlichen Kriegszustand gesetzt haben. Darum seid einig und stark, liebe Eidgenossen, und der Allmächtige wird auch dieses Mal unser Vaterland vor Trennung und Untergang bewahren."

Die ganze Militärmacht der Schweiz beträgt mit Ausschluß des Landsturms 136,000 Mann mit 328 Geschützen. Davon gehören den Sonderbundscantonen

35,000 Mann mit 52 Geschützen; die neutral gebliebenen Cantone haben 10,943 Mann mit 36 Geschützen; mithin blieben für die sogenannten zwölf Cantone 91,086 Mann mit 240 Geschützen.

Anfänglich wurden davon nur 50,000 Mann aufgeboten; nach und nach erfolgte das Aufgebot des ganzen Auszugs von 90,000 Mann

Der Sonderbund dagegen hatte den Landsturm organisirt, wozu alle gesunde und wehrhafte Männer verpflichtet sind. Jeder Landwehrmann muß sich mit Schieß- und Schlagwaffe versehen. Die Organisation des Landsturms in diesen Cantonen war vortrefflich. Es wurde dadurch die Streitmacht der Sonderbündler noch bedeutend erhöht. Wären sie vereinigt gewesen, so würden sie bei der natürlichen und künstlichen Verschanzung ihrer Berge und Thäler fast unüberwindlich gewesen sein; aber jeder Canton vertheidigte sich allein, wodurch die Macht dieses Bundes getheilt wurde.

Die Tagsatzung verfügte nun die sofortige Aufstellung der dem Sonderbund nicht unterworfenen Truppen unter die Befehle des Obercommandanten Dufour, welchem während der Dauer des Kriegs der Titel General beigelegt wurde.

So viel zur geschichtlichen Einleitung der nachstehend erzählten Scenen.

. . . . . .

In dem Canton Freiburg, besonders in der Stadt, war Alles in fanatischer Aufregung, zugleich aber auch nicht ohne Furcht vor den kommenden Ereignissen.

Man hatte dort stets Nachrichten von Bern, wo die Rüstungen geschahen. Alle Anstalten zum Kriege ließen dort erwarten, daß mit dem Angriff auf Freiburg der Anfang gemacht werden solle.

Dieser Hauptsitz der Jesuitenniederlassungen in der Schweiz mit ihrem prächtigen Jesuitencollegium auf der die Stadt und ganze Umgegend beherrschenden Höhe, liegt nur zwei Märsche von Bern entfernt.

Der Canton Freiburg enthält auf 24 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 93,000 Seelen, worunter 83,000 Katholiken sich befinden.

Das dortige Jesuitencollegium mit den Lyceen ist eine Pflanzschule für Jesuiten und Affiliirte, die von da aus über alle Länder Europas sich verbreiten. Die dortigen Zöglinge sind meistentheils Söhne aus den angesehensten Familien in Deutschland, Frankreich, der Schweiz u. s. f.

Von den Cantonen Bern, Waadt und Neuenburg umgeben, war dieses kleine Gebirgsland mit dem fruchtbaren Hügellande, welches sich immer flacher werdend gegen den sumpfigen Murtensee hinabzieht, in der Schweiz das erste Land, welches die böse Saat des Jesuitenthums in sich aufgenommen hatte, und dieser Theil der Schweiz ist es, der durch die Aufnahme der Jesui-

ten den ersten noch heute gährenden Zankapfel unter die Bündnervölker der Eidgenossenschaft warf.

Es war damals, als ob über das ganze Land der versengende Gifthauch der Loyoliten wehe. Ueberall sah man gesenkte Köpfe, gespitzte Ohren, mißtrauische Seitenblicke und hörte nur flüsternde Reden und erblickte nur heimlichen Groll oder offenen Argwohn.

Das Volk von Freiburg seufzte und litt schwer unter dem Pfaffenregimente und obgleich dieses durch die weltbekannte Schlauheit seiner Gründer ein großes Kettennetz über den ganzen Canton gezogen hatte, so konnte es doch nicht verhindern, daß hier und da eine eiserne Faust über dessen Maschen sich erhob.

Längst schon verkündete überall im Canton ein stummes Murren die tiefe Gährung im Volke und heimliche Unzufriedenheit; aber noch war es zu früh, als im Jahre 1847 das liberale Element dort eine Revolution versuchte. Diese wurde schnell unterdrückt; und es schien, als sei die Sache der Freiheit noch auf lange Zeit hinaus geschoben. Doch da sollte die von Vielen ersehnte Hülfe von Außen kommen.

Die alte Stadt Freiburg, an der reißenden Saone belegen, ist der Hauptort des Cantons. Die Stadt liegt theils im engen Thale des Flusses, theils auf dem dasselbe begrenzenden Sandsteinfelsen. Obgleich im Ganzen von neuer Bauart, faßt doch Freiburg viele alte und

ſehenswerthe Gebäude. Das bedeutendſte derſelben aber iſt das Jeſuitencollegium. Wie ein Palaſt, weit hinausleuchtend in das Land, erhebt es ſich auf der die ganze Stadt beherrſchenden Höhe. Das Innere ſeiner Räume, die Säle, Gänge, Refectorien, Schlafzimmer und Küchen, bietet nichts Merkwürdiges dar. Einfachheit, Reinlichkeit und Ordnung ſcheinen das Geſetz zu ſein, das hier herrſcht. Heiligenbilder und Crucifire ſind die einzigen Ausſchmückungen der geweißten Wände, die hier geduldet werden, und die graue Leichenfarbe, die geſenkten Köpfe der in den langen Kreuzgängen paarweiſe wandelnden Zöglinge von 14 bis 20 Jahren zeugen für die ascetiſche Richtung ihrer Lebensweiſe. In den Mauern ihres Kloſters eingeſperrt, werden ſie abſichtlich den großen Intereſſen der Welt und der Menſchheit fern gehalten. Ihr Geiſt wird von früh ab in ein myſtiſches Dunkel gehüllt, während ihr Körper unentwickelt und ſiech bleibt. Daher kommen öfter trotz der ſtrengen Wachſamkeit, die ſich in lauernden Blicken der meiſtens magern und gelbhäutigen Jeſuitenväter verräth, Entweichungen vor, weil bei Vielen der klöſterliche Druck ſich bis zum Unerträglichen ſteigert. Durch Wundercomödien, die hier heuchleriſch geſpielt werden, wird der Volksglaube an die Heiligkeit dieſer Anſtalt trügeriſch unterhalten. So unter Anderem ſollte ein Stück Zeug vom Gewande Jeſu die Heilung zweier ſonſt unrettbar

kranker Zöglinge bewirkt haben. Und solcher Wahn wurde durch Prediger, Missionen und Tractätlein dem Volke verkündigt und von diesem frommgläubig als Wahrheit angenommen.

Und solchen Heuchlern und verderblichen Casuisten vertrauten die Schweizer, Irländer, Italiener, Franzosen, Oesterreicher und Baiern ihre Söhne an. Die Zahl dieser der geistigen Finsterniß geweihten Zöglinge in Freiburg belief sich früher auf 1200; jetzt nur noch auf 5 bis 600, immer noch eine furchtbare Geistesmordschlacht an so jungen bildungsfähigen Menschen aus den ersten und reichsten Familien des katholischen Europa!

Mitten unter diesen jugendlichen, leichenfarbigen Kopfhängern mit ihren geschornen Häuptern und langen, schwarzen Novizentalaren, befand sich als der Bleichste und Hinfälligste von Allen ein stiller, junger Mensch, der so schwach war, daß er bei der ärztlich vorgeschriebenen Promenade im langen Kreuzgang, von zwei Jesuitenvätern geführt, oft fast getragen werden mußte.

Wenn sich einmal sein gesenktes Haupt mit den niedergeschlagenen Blicken hob, so war es schon ein angehender Blödsinn, der aus den lebensmüden Augen sprach.

So weit hatten sie es mit ihm gebracht, daß er geworden war, wohin die Jesuitenerziehung strebt, ein willenloser, menschlicher Leichnam.

Der Heilige war fertig und sollte nur noch durch ei-

nige ascetische Exercitien geführt werden, um ihn mit seiner Wunderkraft dem Volke vorzustellen. Schon war in Tractätlein und durch Missionen der Glaube vorbereitet, daß er in Kraft seiner Frömmigkeit und Inspiration Blinde und Lahme heilen konnte und schon war nach einigen Fackern oder Heimathlosen, die in der Kunst, solche Uebel zu simuliren, Meister sind, ausgesendet worden, um vor allem Volke davon Proben abzulegen. Auch an den Papst war geschrieben, um ihn noch bei lebendem Leibe heilig zu sprechen, da sich große Erfolge in majorem Dei gloriam davon erwarten ließen.

Dieser Unglückliche war Niemand als Guideon, den Pater Cyrillus von der Gaunerkilbi in Gersau nach dem Jesuitencollegium in Luzern hatte führen lassen. Dort war es denn leicht gelungen, den schwachen und kränklichen Jüngling in neue Geistesstörungen und überhaupt in den leidenden Zustand, worin wir ihn jetzt sehen, zu versetzen.

Freiburg aber war der Ort, der wohl geeignet war, den Mittelpunkt aller Jesuitenmissionen in der Schweiz zu bilden.

Gleichsam damit die frommen Väter von da aus bequem über die ganze Schweiz sich verbreiten konnten, hatte man das tiefe Thal, in welchem die Saone strömt, mit jener großen Kettenbrücke überspannt, die, wie ein Wunderwerk der Baukunst, in einer Länge von 925 Fuß

(die längste in der Welt) mit einer Breite von 45 Fuß, in einer Höhe von 170 Fuß über dem Wasserspiegel der Saone, ein Bauwerk von großer Solidität, die Höhe des Jesuitencollegiums mit der gegenüberliegenden Anhöhe auf der Straße nach Bern verbindet. Diese Brücke wurde im Jahre 1830 erbaut.

Obgleich der Canton Freiburg mit den übrigen Sonderbundscantonen nicht verbunden, gewissermaßen im Rücken der weitern Operationen gegen Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden liegt und daher eine Theilung der Streitmacht die weitern Operationen aufhalten mußte, so bleibt es doch erfreulich, daß der Obergeneral Dufour den Plan gefaßt hatte, zuerst dieses alte Hauptnest der schwarzen Jesuitenbrut auszunehmen.

Zu diesem Angriff auf Freiburg wurde nur die erste und zweite Division, jene unter dem Obrist Rilliet und diese unter dem Obrist Burckhardt, verwendet, an welche sich noch ein Reservecorps unter dem Obristen Ochsenbein anschloß.

Während nun die erste Division von Süden her gegen Freiburg vorrückte, schritten die andern Truppen von Norden her zum Angriff. Es war ihr Ziel, bei Freiburg zusammenzutreffen, was auch geschah.

. . . . . .

Während in Bern noch zum Feldzuge gerüstet wurde, hatte Lola mit ihrer großen Gewandtheit in Anknüpfung

neuer Bekanntschaften sich in eine liebenswürdige deutsche Familie einzuführen gewußt, die dort den Winter zubringen wollte, um dann wieder im Sommer die so äußerst kräftigen Bäder von Leuk zu gebrauchen.

Die Familie stammte eigentlich aus Baiern her und gehörte zu den alten Adelsgeschlechtern, die ihrer Gesinnung nach so royalistisch sind, daß sie selbst an den kleinen menschlichen Schwächen ihres Herrn und Monarchen keinen Anstoß nehmen. Sie verehren den Gegenstand seiner Neigungen, als sei auf denselben ein Abglanz der Majestät übergegangen und sind der festen Ueberzeugung, daß die gewöhnliche Alltagsmoral für Herrscher, die sich von Gottes Gnaden schreiben dürfen, gar nicht geschaffen sei. „Der Herr steht so hoch," sagen sie, „und hat so schwere Sorgen, daß ihm eine so kleine Ergötzlichkeit, wie ihm eine erklärte Freundin gewährt, wohl gegönnt werden kann." Solche Ansichten findet man auch bei selbst ganz sittenreinen Familien.

Kaum hatte Lola den Namen dieser Familie, des Baron von Werdenberg genannt, als Roger überrascht aufsprang und ausrief: „Das ist ja Guideon's Vormund. Ich beschwöre Sie, liebe Gräfin, führen Sie mich dort ein."

„Sehr gern würde ich Dich dort einführen, närrischer Kauz, aber ich sage Dir zum Voraus, Du wirst Dich langweilen; ein dicker Papa mit geschwollenen Füßen im

Lehnsessel; eine eben so dicke Mama, die immerfort von der Küche und ihren Mägden plaudert, dazu mit dem Schlüsselbund rasselt, dabei alle Augenblicke: Mit Erlaubniß, sich entfernt, um nach der Hausordnung zu sehen; voilà tout! Ich gehe nur hin, um mich in Zeiten an das Ennui des Hoflebens zu gewöhnen, weil man dort am besten die nothwendige Kunst in der großen Welt studiren kann, sich mit Anstand zu ennuyiren.

Roger wurde als ein Freund Guideon's eingeführt, mit Freundlichkeit aufgenommen und erzählte, wie schändlich die Jesuiten an ihm und Seraphinen gehandelt hätten.

Der alte Baron sah seine Gemahlin bedenklich an.

„Mutter," sprach er, „das kommt mir denn doch vor wie eine faule Geschichte, wenn unsere Söhne, die sich im Jesuitenlyceum in Freiburg befinden, auch solche Kopfhänger würden; alle Teufel, das wäre denn doch höchst unangenehm."

„Ja, so ist es," entgegnete Roger, „aus einem solchen Jesuitennest wird Keiner mit unverdorbenem Herzen und gesunder Geisteskraft entlassen."

„O dann, lieber Herr, thun Sie mir den Gefallen und schreiben Sie augenblicklich nach Freiburg an die hochwürdigen Patres, daß sie mir meinen Franzel und Seppel sogleich zurücksenden, aber kerngesund an Leib und Seele, wie ich sie ihnen überliefert habe. Der Alte

iſt etwas faul im Schreiben, aber er ſoll's unterzeichnen, mein Wort darauf, und das ſchreiben Sie noch, wenn mir die Buben Kopfhänger geworden ſind, ſo mache ich ihnen Schande in der ganzen Nachbarſchaft."

Roger entgegnete, daß unter den jetzigen Umſtänden das Schreiben wohl nicht viel helfen würde; allein er habe ſich unter dem Corps des Obriſt Rilliet als Freiwilliger aufnehmen laſſen und werde hoffentlich ſelbſt ſehr bald nach Freiburg kommen; dann würde er das Seinige thun, die Jeſuiten zu allen Teufeln zu jagen und die beiden jungen Mädchen zu retten.

Mama Werdenberg war ſehr dankbar; auch der alte Herr drückte ihm die Hand und Jene bat Beide feierlich auf den folgenden Tag zu Tiſche, indem ſie zugleich ſich erkundigte, was eigentlich ihr Leibgericht ſei, das ſolle ganz beſtimmt aufgeſchüſſelt werden; beſſer könne eine fleißige Hausmutter ihre Dankbarkeit nicht zu erkennen geben.

Dann ſetzte der alte Baron hinzu: „Bringen Sie uns Alle, die Sie retten können, lieber Freund, unſer Haus iſt groß genug, um recht Viele ſolcher Unglücklichen aufzunehmen; beſonders ſoll es uns freuen, wenn Sie uns unſer liebes Seraphinchen und ihre Freundin, die arme Liesli zuführen könnten."

„Ich hoffe mit Gott, daß es gelingen wird," rief Roger freudig aus, „denn die ewige Vorſehung kann unmöglich länger ein ſolches Unweſen dulden, welches plan-

mäßig darauf ausgeht, das Edelſte und Erhabenſte in der Schöpfung, den Menſchengeiſt, zu unterdrücken! Erwacht iſt ein neuer Geiſt der Zeit, der ſeine Blüthen und Früchte treiben wird. Wohl bedarf es noch ſchwerer Kämpfe, ehe die Sonne des neuen Völkerfrühlings hervorbrechen wird durch die finſtern Wolken einer mittelalterlichen Hierarchie und der freiheitmörderiſchen Metternichſchen Politik! Gott wolle helfen; in dieſem Vertrauen wollen wir muthig in den Kampf gehen!"

Alle Anweſenden falteten ſtill die Hände. Selbſt Lola fühlte ſich, vielleicht zum erſten Mal in ihrem leichtſinnigen Leben, begeiſtert von der großen Idee, die Finſterniß aus der Welt zu treiben, welche ſie bisher, wenn auch nur aus Widerſpruchsgeiſt und Laune, ſo weſentlich gefördert hatte.

In dieſem Augenblick brachte ein alter Diener des Hauſes zwei gedruckte Placate und legte ſie auf den Tiſch mit den Worten: „Wieder etwas Neues, wenn auch nicht vom Vater Dufour, doch in ſeinem Geiſte geſchrieben. Er iſt doch ein prächtiger alter Herr, der ebenſo viel Kraft als Milde hat! Gott gebe Segen ſeinen Waffen!"

„Ja," rief Roger aus, nachdem er einen Blick auf die Proclamation gerichtet hatte, „es iſt ein heiliger Krieg, in den wir mit dem Muth des Löwen und dem Herzen der edelſten Menſchheit ziehen."

Darauf bemerkte er:

„Beide Proclamationen sind von dem Obrist Rilliet, der mit seinem Chef dieselben Gesinnungen theilt, die erste an die Soldaten der ersten Division, die zweite an die freiburgschen Eidgenossen gerichtet."

Jene lautet:

„Ihr seid die ersten eidgenössischen Truppen, welche das freiburgsche Gebiet betreten. Eure Haltung in diesem Augenblick wird der ganzen Division den Impuls geben. Bedenkt, daß Ihr ein eidgenössisches Gebiet betretet, daß Ihr gegen Eidgenossen zieht, die Jahrhunderte hindurch Eure Freunde waren und es wieder sein werden; bedenkt, daß es Nachbarn sind und daß Ihr unter derselben Fahne leben und kämpfen sollt. Seid demnach mäßig, widerlegt durch Euer Betragen die Verläumdungen ihrer Treiber. Hört nicht auf falsche Gerüchte, noch auf unsinnige Aufreizungen. Hört nur auf Eure Anführer und überlaßt den Gegnern die Verantwortlichkeit, den ersten Schuß gegen die eidgenössische Fahne abgefeuert zu haben. Soldaten, ich vertraue auf Euch, wie auf mich selbst und Ihr vertrauet auf Gott, der voranschreitet mit der Fahne des guten Rechts und der Ehre."

Die zweite Proclamation lautet versöhnend:

„An die freiburgschen Eidgenossen."

„Die eidgenössischen Truppen sind im Begriff, Eure Grenzen zu überschreiten; sie gehorchen dem Ruf der Schweiz, unsres gemeinsamen Vaterlandes. Möget Ihr

auch dieſen Ruf anhören, er gebietet Euch, uns zu vertrauen, uns nicht als Feinde, ſondern als Befreier anzuſehen; öffnet Euer Herz den lange Zeit unterdrückten Gefühlen; Gott, der unſere Schweiz geſchaffen, der Gott, den Katholiken und Proteſtanten gemeinſchaftlich anbeten, gebietet uns, als Brüder zu leben, das Vergangene zu vergeſſen und uns die Hände zu einer beſſern Zukunft zu reichen."

„Hört Ihr auf ſeine Stimme, ſo werdet Ihr die eidgenöſſiſchen Truppen als Freunde empfangen und Ihr werdet in ihnen Freunde finden und Vertheidiger, bereit, ihr Blut zu vergießen zur Vertheidigung Eurer Rechte, Eurer Freiheit und Eurer Unabhängigkeit, Güter, die wir gemeinſchaftlich beſitzen und die wir Euch zu rauben nie beabſichtigen; ihr Betragen wird Euch beweiſen, daß dieſe Worte ernſt gemeint ſind."

„Bewaffnete Männer! legt Eure Waffen nieder, nicht vor uns, ſondern vor unſrer Fahne, die auch die Eurige iſt; hört nicht auf falſches Ehrgefühl; die Ehre beſteht darin, das Kreuz, das auf unſrer Fahne glänzt, zu achten, nicht aber es zu beſchimpfen. Handelt Ihr auf dieſe Weiſe, ſo iſt unſer Streit zu Ende und Alle, welche dieſen Weg einſchlagen werden, ſtehen unter dem Schutz der Eidgenoſſenſchaft. Handelt Ihr aber anders, widerſteht Ihr den eidgenöſſiſchen Truppen, ſo werden ſie Euch als Verräther und Rebellen behandeln und die traurigen Fol-

gen eines solchen Unternehmens werden auf ihre Urheber zurückfallen."

„Wahrlich," rief Roger aus, „solche Worte eines Heerführers, die wie diese so versöhnliche und ächt patriotische Gesinnungen verrathen, verdienen ein Blatt im Buche der Geschichte!"

. . . . . .

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Rüstungen der Sonderbündler im Canton Freiburg. Dieser vereinzelt liegende Canton war seinen eigenen Vertheidigungsmitteln überlassen.

Unter dem Oberbefehl des Sonderbundschen Obrist Maillardez hatten sich im Canton, Freiburg 5115 Mann aufgestellt, darunter waren alle Specialwaffen begriffen; außerdem zählte der Landsturm 5—7000 Mann, wovon jedoch höchstens ein Drittheil mit Feuerwaffen versehen war; die Uebrigen führten nur Schlag- und Stichwaffen, wie sie im ländlichen Haushalt vorkommen, Dreschflegel, Aexte, Sensen und Heugabeln.

Die Vertheidigungsanstalten gewährten einen drohenden Anblick. Der Obrist Maillardez hatte auf den verschiedenen Punkten, wo er angegriffen werden konnte, bedeutende Schanzwerke, Verhaue und Minen errichten lassen. Die ausgedehnteste Vertheidigungslinie war die gegen den Canton Waadt, in einer Länge von ungefähr

dreiviertel Stunde war die Grenze durch drei von Verhauen unterstützte Schanzen gedeckt.

Mehrere Verschanzungen deckten die innern Angriffspunkte nahe vor der Stadt; eine andere war bestimmt, den von Bern über Luppen und Nauenck vordringenden eidgenössischen Truppen die Spitze zu bieten; dann im Süden und auf den Höhen jenseits Bürgeln war links eine Position befestigt gegen die vom Guggisberg herkommenden Truppen. Alle diese Positionen waren mit Truppen und zusammen 31 Kanonen besetzt. Schon früher war die Landwehr einbeordert und später hatten falsche Gerüchte am 9. die Aufbietung des Landsturms veranlaßt.

In dieser Stellung wollte der Oberbefehlshaber der Sonderbundstruppen im Canton Freiburg den Angriff erwarten, um Ausfälle zu machen, fehlte es ihm an regelmäßigen Truppen. Auch hatte er nur zwei bewegliche Batterien.

Am 12. des Morgens früh rückten die eidgenössischen Truppen, wie bereits mitgetheilt ist, in zwei Colonnen über die Grenze des Canton Bern ins Freiburgsche ein.

Roger und Lola, diese als ein reizender junger Jäger gekleidet, befanden sich mit Stutzen bewaffnet in ihren Reihen.

Am Abend des 13. Novembers trafen diese beiden ersten Truppendivisionen auf verschiedenen Wegen in der Nähe

von Freiburg ein. Bis jetzt hatten sie noch nicht den geringsten Widerstand erfahren. Die eidgenössische Reservedivision hatte unter Ochsenbein's Befehlen ihre Stellung eingenommen. Als die Eidgenossen auf der Straße von Peterlingen (Payerne) im Canton Wallis vorrückten, fielen aus den Verschanzungen bei Chassote-Bossi die ersten Kanonenschüsse in diesem Jesuitenvertilgungskriege, doch ohne erheblichen Schaden zu thun.

In der Nacht vom 12. auf den 13. bivouakirten die Eidgenossentruppen auf freiem Felde. Sie befanden sich in der besten Stimmung. Das Wetter war kalt, aber heiter. Am Morgen des 13. Novembers zogen sich die Truppen der Eidgenossen näher zusammen. Die schwere Artillerie der Eidgenossen war bis Belfeaux vorgerückt. Man erwartete jede Minute das Zeichen zum Angriff.

. . . . . .

Indeß hatte General Dufour, der Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres die Regierung in Freiburg auffordern lassen, ihrer Pflicht gegen die Eidgenossenschaft zu genügen, ehe sie durch Waffengewalt dazu gezwungen werden würde.

In Freiburg aber herrschte große Unruhe und Spannung. Der Staatsrath hielt mit den Commandirenden der kleinen Armee lange Berathungen. Die Majorität und unter dieser besonders der Oberbefehlshaber Maillardez erklärten, daß, wenn auf der einen Seite Luzern

und die kleinen Cantone, auf der andern Wallis versucht hätten, durch geeignete Bewegungen Freiburg zu entsetzen, es alsdann möglich gewesen sein würde, sich gegen die Eidgenossen zu behaupten; denn alsdann hätten es die Eidgenossen nicht wagen dürfen, allein gegen Freiburg an 20 bis 25000 Mann mit 60 bis 70 Geschützen zu führen. So aber sei es staatsklug, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, wo man dann ohne Rettung überwältigt werden würde. Jedenfalls sei es gerathen, einen Waffenstillstand bis auf den andern Tag abzuschließen, um Zeit zu gewinnen, eine Unterhandlung auf vernünftigen Grundlagen einzuleiten.

Durch lebhafte Discussionen verzögerte sich der Abschluß der Unterhandlungen und ehe es nur zum Beschluß kam, wurde die Sitzung durch falsche Berichte, die das Vorrücken der Eidgenossen meldeten, unterbrochen. Unter diesen Umständen schloß die Regierung in Freiburg mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand bis zum andern Morgen 7 Uhr.

Ehe der Abschluß des Waffenstillstandes im Heere bekannt wurde, kam es noch bei dem Walde Daillettes zu einem Gefecht, das aber siegreich mit der Eroberung einer Position der Freiburger Vertheidigungslinie endigte.

Die folgende Nacht brachten die Eidgenossen wieder im Bivouac zu. Alles war in der besten Stimmung. Um 7 Uhr Morgens war Jedermann fertig zum Angriff,

jeder Stutzen geladen. Mit blitzenden Augen erwarteten die Eidgenossen den Befehl zum Sturm auf die Verschanzungen. Da zog von Freiburg her eine Deputation von Friedensboten die Anhöhe hinan, worauf sich das Hauptquartier befand und die Abgeordneten jenes zuerst in Angriff genommenen Sonderbundscantons erklärten ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse der Tagsatzung. Sie versprachen, die Befestigungen um die Stadt noch am Vormittage, die Stadt selbst aber am Nachmittage zu übergeben. Dagegen forderte sie nichts als Schutz der Personen und des Eigenthums, was ihnen gern zugesagt wurde.

Auf dieser Grundlage wurde dann am 14. November Morgens 8 Uhr zu Belfeaux die Capitulation abgeschlossen.

Der Einzug der eidgenössischen Truppen in Freiburg erfolgte noch gegen Abend. Die Truppen erhielten Quartier und Beköstigung. Sie besetzten die Thore und die freiburgschen Truppen legten ihre Waffen im Zeughause nieder.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Jesuiten aus der Schweiz vertrieben. — Roger befreit Guideon und die beiden Werdenberg aus dem Jesuitencollegium. — Luzern erobert. — Seraphine und Liesli vom Tode errettet und vermählt. —

Noch an demselben Abend wollten Roger und Lola in das Jesuitencollegium gehen, um Guideon aufzusuchen und die jungen Werdenbergs zu befreien. Aber es war fest verschlossen. Auf Klopfen an den Pforten wurde nicht gehört; die ganze großartige Anstalt schien ausgestorben zu sein. Nur in einer der einsamen Zellen sah man noch ein dämmerndes Licht brennen. Roger beschloß, am folgenden Tage, wenn es nicht anders gehe, mit Gleichgesinnten den Eingang zu erstürmen und kehrte mit Lola in ihr Quartier zurück.

Dort erfuhren sie denn, daß die Jesuiten schon vor Beginn des Krieges ihre Schätze nach Italien in Sicherheit gebracht hatten und zum Theil schon ausgewandert waren.

So hatte Roger in der That wenig Hoffnung, die jungen Werdenbergs und Guideon, wenn dieser überhaupt dagewesen war, noch im Jesuitencollegium zu finden.

Indeß hatte der liberale Theil der Bewohner Freiburgs durch diese Besetzung des Cantons und der Stadt, von Seiten der eidgenössischen Truppen, Muth und Kraft gewonnen, sich freier zu bewegen.

Schon am 15. November, also am Tage nach dem Einrücken der Befreiungstruppen hielten die stimmfähigen Bürger des Cantons eine allgemeine Volksversammlung, in welcher unter Andern die Auflösung des Großen Rathes, die Amnestie für politisch Verfolgte und die Einsetzung einer neuen provisorischen Regierung beschlossen wurde.

Nun wurde es Roger leicht, die Oeffnung des nach Innen verschlossen gehaltenen Jesuitencollegiums zu erlangen. Aber ein Gang durch alle Säle, Hallen und Zellen zeigte ihm nur paarweise auf und niedergehende Jesuitenväter und Zöglinge, die allen Erkundigungen ein störrisches Schweigen entgegensetzten.

Ohne Hoffnung auf Erfolg kehrten sie in ihre Wohnung zurück, die sie, um keinen der Bürger Freiburgs als Einquartierung zu belästigen, in einem der ersten Gasthäuser genommen hatten. Allgemein aber hieß es: „Man muß diese Füchse aus ihren Löchern austreiben, eher wird doch nicht Frieden im Lande."

Und nun ging die provisorische Regierung an diese

Aufgabe und schon am 19. November erließ sie einen Beschluß, wonach alle Jesuiten und die Corporationen und Congregationen, welche diesen affiliirt, auf ewige Zeiten aus dem freiburgschen Gebiete verwiesen wurden.

Es traf diese Maßregel nach dem §. 2. des Beschlusses 1) die Jesuiten, 2) die Liguorianer, 3) die Marienbrüder (unwissende Brüder genannt), 4) die Brüder von der christlichen Lehre, 5) die Schwestern St. Joseph, 6) die Schwestern von St. Vincenz de Paula, 7) die Schwestern vom geheiligten Herzen.

Keine Niederlassung dieser Congregationen, unter welchem Namen sie auch im Canton auftreten würden, sollte geduldet werden und nie sollte ihnen erlaubt sein, aufs Neue die Leitung des Unterrichts zu übernehmen. Binnen dreimal 24 Stunden sollten sie den Canton verlassen. Alles bewegliche und unbewegliche Vermögen dieser Corporationen wurde für Staatsgut erklärt und sollte zum Besten des öffentlichen Unterrichts verwendet werden. Alle Verträge und Abtretungen, die seit dem 15. October geschlossen seien, wurden als illusorisch für ungültig erklärt.

Aus diesem Documente ersah die Welt mit Erstaunen, wie zahlreiche affiliirte Schwester- und Brüderschaften die Jesuiten von Freiburg als ihre Werkzeuge geschaffen hatten.

Kaum war dieser Beschluß bekannt geworden, so hielten die Jesuiten aus dem Collegium ihren längst vorbereiteten Auszug.

Die deutschen und französischen Zöglinge nahm der französische Gesandte in seinen Schutz und sorgte für ihre Zurückschaffung in ihre Heimath.

. . . . . .

Roger drang an der Spitze eines Volkshaufens ein in den plötzlich leer gewordenen Jesuitenpalast. Da, nachdem er die öden Säle und Kreuzgänge durchwandelt war, fand er in einer kleinen Betkapelle, am äußersten Ende eines langen Corridors, einen bleichen Jesuitenzögling vor dem Betaltar mit dem Rosenkranz in den gefalteten Händen.

Eine blutige Geißel lag neben ihm; das Gewand war noch herabgefallen von den Schultern und diese zeigten durch blutrothe Striemen und verharschte Narben, wie ernstlich der Arme das Geißelungswerk zur Kasteiung des Leibes an sich selbst vollzogen hatte.

Augenblicklich erkannte ihn Roger. „Guideon!" rief er, „folge mir, ich werde Dich befreien."

Da hob der Unglückliche sein mattes, blödsinniges Auge und fragte mit fast lallender Zunge: „Bist Du Einer, den unser Heiland gesendet hat, mich zu erlösen von irdischer Pein und einzuführen in mein Himmelreich, so werde ich Dir folgen, wer Du auch seist."

„Ja," rief Roger mit Begeisterung, „mich hat Gott hierher gesendet und Dich werde ich führen in ein Himmelreich, wo Du noch glückliche Tage erleben wirst."

Damit hob er den jungen Mann auf und dieser ließ sich willenlos fortführen.

Da sprangen zwei jetzt sehr blasse und engelschöne Knaben auf, die weinend im dunklen Hintergrunde auf den Stufen des Altars gesessen hatten, und flehten, indem sie sich an Roger anklammerten: „O, nimm uns mit, lieber fremder Mann, laß uns nicht zurück in diesem schrecklichen Aufenthalt. Wir hatten unsern Vetter Guideon erkannt und wollten ihn nicht verlassen, als Alle entflohen."

„Ihr seid Fränzel und Seppli, Söhne des Freiherrn von Werdenberg?"

„Ja gewiß! Ihr kennt uns? O nun haben wir Vertrauen zu Euch; nun bringt uns zu Vater und Mutter."

Roger versprach es und führte die drei Geretteten nach Bern, worauf sie in der trefflichen Familie Werdenberg's die liebevollste Aufnahme und Pflege fanden. Augenblicklich kehrte er nach Freiburg zurück, wo sich Lola noch befand, um nach dem Aufenthalt der beiden jungen Mädchen zu forschen.

„Die müssen," hatte ihr eine der ebenfalls vertriebenen

Klosterfrauen gesagt, „sich noch im Canton Schwyz, und zwar im Kloster zum heiligen Herzen Jesu befinden, wenn sie der Tod noch nicht hingerafft hat; denn die Sterblichkeit ist dort ungeheuer und jene beiden Jungfrauen sind reiche Erbinnen."

Unter der größten Beunruhigung beschloß nun Roger, den Kriegsbewegungen weiter zu folgen, da es kein anderes Mittel gab, jetzt in den Canton Schwyz einzudringen, als dessen Eroberung abzuwarten.

In verschiedenen Abtheilungen rückte nun das Hauptcorps der Eidgenossen nach dem kleinen Canton Zug, der sich auf die erste Aufforderung ergab, dann gegen Luzern, das erst nach einigen lebhaften Kämpfen auf der Höhe des Gutslicon capitulirte.

Am 24., Morgens neun ein halb Uhr, hielten die ersten eidgenössischen Truppen ihren Einzug in Luzern. Die am meisten gravirten Mitglieder der despotischen Jesuitenregierung: Siegwart und Bernhard Müller und Andere waren schon Tages zuvor entflohen und hatten noch zuletzt wie Diebe an ihrem Vaterlande gehandelt, indem sie die Staats- und Kriegskassen mit nach Italien genommen hatten und davon schwelgten.

Alle Jesuiten waren verkleidet ihren vorausgesendeten Schätzen dorthin gefolgt und eine liberale Regierung, an deren Spitze der aus ihren Kerkern entwichene Doctor Steiger berufen wurde, war ins Leben getreten. Auch hier wurden die Jesuiten für ewige Zeiten durch einen Volksbeschluß verbannt.

Nach dem Fall von Luzern, das sich berühmt hatte, wie einst Saragossa so lange zu kämpfen, bis nur noch ein Schutthaufen übrig sein würde, ergaben sich schnell hinter einander die Cantone Unterwalden, Schwyz und Uri.

Jetzt war der Weg frei über den See nach dem Goldauer Thale. Roger und Lola bestiegen ein Dampfschiff, schifften über den Vierwaldstättersee nach Gersau und als sie

dort die Bestätigung erhielten, daß Seraphine und Liesli von dem verruchten Pater Cyrillus mit Gewalt nach dem Goldauer Thale übergeführt seien, da litt es keinen Zweifel mehr, wohin sie gebracht waren. Roger und Lola bestiegen sogleich wieder das Boot und folgten ihnen auf dem bekannten Wege.

. . . . . .

So kamen sie denn endlich in der Nähe des Klosters zum heiligen Herzen Jesu an, in der Nähe des Fleckens Steinen.

Da kamen ihnen zwei junge Mädchen in ländlicher Kleidung, die jedoch etwas Klösterliches hatte, entgegen. Sie trugen noch den Rosenkranz am Gürtel hängend und eine geweihte bleierne Medaille mit dem Marienbilde am Bande. Schüchtern wichen sie aus, als sie von Roger angeredet wurden, der im ersten Augenblick glaubte, daß das über den Kopf geworfene, am Kinn zugesteckte große weißleinene Tuch die Gesuchten verbarg. Ihre Gesichter konnte man wegen dieser Verhüllung nicht erkennen. Da rief ihnen Lola mit weiblicher Stimme zu: „Lauft doch nicht fort! ich bin ein Mädchen, wie Ihr und habe diese Verkleidung als Jäger nur gewählt, um zwei Unglückliche aus dem Kloster zu befreien, Seraphine und Liesli.“

„O dann müßt Ihr eilen,“ rief die Eine von den beiden schönen Schwabenmädchen, die ihre verhüllenden Tücher abnahmen und nun ein Paar noch frische, runde Mädchengesichter zeigten. Und die Andere setzte traurig hinzu: „Wenn sie nicht schon todt sind! man hat sie gezwungen, gerichtlich ihr Testament zu machen, zu Gunsten des Pfarrers von Steinen, der die Angelegenheiten dieses Klosters leitet.“

„Und dann haben sie Gift bekommen, wie alle die Andern, die nun in den sechsunddreißig frischen blühenden Jungfrauengräbern liegen, welche da rings um das Kirchlein her aufgeworfen sind.“

„Sie lagen schon schwer auf dem Siechbett,“ fuhr

die Andere fort, „als die Nachricht von der Capitulation des Cantons alle Vorgesetzte und selbst den Pfarrer veranlaßte, zu entfliehen.“

„Da blieben die armen Pensionärinnen meistens krank und schwach allein zurück und die Angst jagte sie davon nach allen Richtungen hin.“

„Wir beiden Schwestern aber, die wir erst seit einigen Tagen im Kloster waren, haben noch Kraft, in unsere Heimath im Schwarzwalde zurückzukehren.“

„Aber,“ sprach Lola, „Ihr seid ohne Führer, ohne Geld vielleicht, und in dieser Winterkälte.“

„Ach, dafür sorget nicht; die heiligste Mutter Gottes ist überall und wird uns schon leiten, nähren und beschützen.“

„Die gebenedeite Jungfrau eben sendet uns,“ entgegnete Lola, „Euch zu führen und zu retten. Bleibt bei uns und bringt uns schnell zu jenen beiden Unglücklichen im Kloster, die müssen auch gerettet werden.“

„Wenn sie nur noch leben,“ sprach Roger mit einer Tiefe von Schmerz, für den es keine Worte giebt.

. . . . . .

Bald war das Kloster erreicht. Schaurig strich der kalte Novemberwind über die frisch aufgeworfenen, mit Knittergold, Kränzen von künstlichen Blumen und weißen Kreuzen geschmückten Jungfrauengräber, die man in dieser winterlichen Jahreszeit noch nicht hatte mit Rasen belegen können.

Zwei frische Gräber hatte der fleißige Todtengräber angefangen, aber erst zu halber Tiefe gebracht; noch lagen Hacke und Spaten dabei. Der Arbeiter auf diesem Acker des Todes war entflohen, wie alle Bewohner dieser furchtbaren Richtstätte jesuitischer Habsucht.

Im Hause selbst war Alles verödet. Die niedrigen, feuchten Schlafsäle, die Betpulte neben jedem nur mit einer härenen Decke belegten harten Jungfrauenbettchen schienen alles Gift überflüssig gemacht zu haben, um hier

das unter ascetischen Uebungen hinwelkende jugendliche Leben zu tödten."

Kein Pförtner öffnete ihnen die offen stehenden Thüren, keine dienende Schwester empfing die Eintretenden, und keine Oberin war dort, um die Erlaubniß zum Eintritt zu ertheilen oder zu versagen.

Die beiden Schwäbinnen führten Roger und seine Begleiterin durch lange dunkle Gänge in einen großen Schlafsaal.

Alles war dort leer! die ungeordneten Betten und die einzeln am Boden umherliegenden Kleidungsstücke gaben Zeugniß für die eiligste Flucht der frühern Bewohnerinnen dieses trübseligen Aufenthalts.

Von da ging es in ein anderes geräumiges Gemach, über dessen niedriger Pforte mit Kohle an die Wand geschrieben stand: Lazareth.

Ueber einer andern Seitenthür stand das noch entsetzlichere Wort: Todtenkammer.

„Was werden wir sehen?" rief Roger mit Entsetzen aus, „wo werden sie sein? hier oder dort? sterbend oder todt?"

Da traten sie ein in den Krankensaal. Ein Modergeruch qualmte ihnen entgegen, ein Zeichen, daß hier schon manches jugendliche Leben ausgehaucht war und noch schwere Kranke sich hier befanden, denen es aber an Pflege und Bedienung zur Reinigung des Gemachs fehlte.

Die niedrigen Fenster und die schon gegen den Abend hin vorgerückte Tageszeit hatte dort eine so tiefe Dämmerung verbreitet, daß sich kaum noch im Hintergrunde des Gemachs das Regen von einigen noch lebenden Personen erkennen ließ. Dann wurde plötzlich dort eine Oellampe angezündet und warf ein falbes Streiflicht auf eine Gruppe, welche man nicht, ohne tief sich ergriffen zu fühlen, auch wenn man nicht dabei näher betheiligt war, sehen konnte.

Was sich erst nach und nach erkennen ließ, war ein

Bett, in welchem zwei todesbleiche junge Mädchen lagen. Eine alte Frau hielt das eine derselben halb aufgerichtet und an der Seite des Bettes stand ein menschenfreundlicher Mann, der ihr einen Löffel voll Medicin einflößte.

„Nur Muth, Muth," sprach er zu ihnen, ohne die so eben Eingetretenen zu bemerken. „Ich hoffe, Euch noch zu retten, wenn nur irgend ein freudiges Ereigniß Eure Nervenkraft zu heben vermag."

Diesen menschenfreundlichen Arzt erkannte Roger zuerst, es war der Doctor Robert Steiger. Und die beiden kranken Jungfrauen? wer könnte zweifeln, daß es Seraphine und Liesli waren?

„Noch lebend?" rief Roger und sank vor ihrem Lager auf die Kniee, „dem Himmel sei Dank, meine süße, geliebte Seraphine, kennst Du mich noch?"

„Mein Roger!" hauchte sie mit den Accenten der innigsten Liebe, welche, wo sie einmal sich eingewohnt hat in einem reinen jungfräulichen Herzen, die ganze Seele ausfüllt und in jedem Pulsschlag sich regt.

„O nun, nun," rief sie mit schwacher, jubelnder Stimme und reichte ihm die zartweiße, magere Hand, die er mit Thränen und Küssen bedeckte, „nun will ich gern sterben; ich habe ja meinen Roger wiedergesehen."

„Nicht sterben, meine liebe junge Freundin, leben, leben werden Sie. Zum Glück kam ich noch früh genug auf meiner Reise nach Luzern hier an ihr Krankenbett, um Sie zu hindern, diesen Becher mit wahrscheinlich vergifteter Limonade zu trinken."

„Lieber Steiger, theurer Freund," rief Roger, indem er ihn umarmte, „wie soll ich Ihnen danken, daß Sie mir die Geliebte, meine Braut gerettet haben?"

„Und meine liebe Freundin," fügte Seraphine hinzu, indem sie auf Leu's Nichte deutete, die in diesem Augenblick noch kränker zu sein schien, als sie selbst.

„Dadurch, lieber Roger, daß Sie für jetzt jede wei-

tere Aufregung vermeiden. Die Freude, Sie zu sehen, genügte vollkommen, um eine wohlthätige Krisis herbeizuführen."

„O diese Freude macht mich stark, ich fühle mich schon mehr als halb genesen in Roger's Armen." Und damit sank sie an seine Brust und er erhob ihren blassen Engelskopf, um auf ihre bleichen Lippen, indem er seine stürmischen Gefühle zu beherrschen suchte, einen warmen, belebenden, aber nur zart hingehauchten Kuß zu drücken.

„Nur das Eine noch," sprach er, „muß ich Euch verkünden und sei es auch, um dem armen Liesli gleiche Lebenswärme zu geben: der Sonderbund ist besiegt, die Jesuiten sind aus der Schweiz vertrieben, Guideon ist gerettet; sie hielten ihn im Jesuitencollegium zu Freiburg gefangen; wir haben ihn in die Familie seines Vormundes, des Freiherrn von Werdenberg, nach Zürich gebracht, wo er unter liebevoller Pflege seine geistige und leibliche Gesundheit wieder gewinnen wird. Dahin werde ich Euch Beide führen, sobald es Euer Gesundheitszustand erlaubt und sodann, wenn es Gottes Wille ist, werden wir nach Baiern uns wenden, wo wir beide Paare dann unsere Vermählung im Stillen feiern werden."

Aber der Mensch denkt es und Gott lenkt es, es kam doch etwas anders.

. . . . . .

Die beiden Mädchen gewannen schon in wenigen Tagen unter besserer Pflege und in der freudigen Aufregung so schöner Hoffnungen ihre Lebenskräfte so weit wieder, daß sie in einem Wagen mit aller Vorsicht über Luzern nach Zürich gebracht werden konnten.

Dort vollendete das glücklichste Familienleben die leibliche und geistige Heilung der drei Opfer jesuitischer Umtriebe.

Roger, Seraphine und Guideon hatten in rührenden Briefen an den Marquis und die Marquise von Mi-

rabella ihre Leiden, ihre Rettung und ihre Liebe geschildert; indeß Diplomatie, Familienstolz, Frömmelei und Unduldsamkeit hatte die Herzen dieser unnatürlichen Eltern im kalten Weltleben so verhärtet, daß die rührenden Bitten ihrer Kinder keinen Eindruck auf sie machten.

Die Antwort der Marquise lautete: „Ihr seid einmal für den Himmel bestimmt und nie werde ich mich so schwer versündigen, Euch dieser Bestimmung zu entziehen. Laßt daher jeden Gedanken an irdische Lebensfreuden fahren; diese blühen nicht für Euch! Und vor Allem bin ich eine zu gute katholische Christin, um jemals einzuwilligen, daß meine Tochter eine gemischte Ehe mit einem Protestanten eingehe."

Und der Marquis schrieb darunter: „Nie wird der Sohn einer Marquise von Mirabella, ein geborner Freiherr von Hochforst, mit der Tochter eines Schweizer Bauern sich mesalliiren dürfen!"

Aber Diplomaten haben eine geschmeidige Haut. Wie ein Aal schmiegen und biegen sie sich und entschlüpfen durch ihre Glätte jeder Hand, die sie angreift und festzuhalten sucht; aber einen Köder giebt es doch, an dem sie sich fangen lassen, das ist ein Brocken königlicher Huld und Gnade.

Der Marquis war von seinem Hofe mit einer neuen geheimen Mission nach München beauftragt. Seine Gemahlin begleitete ihn, ohne von ihrem verläugneten Mutterherzen sich gedrungen zu fühlen, vor ihrer Abreise aus der Schweiz ihren Sohn und ihre Tochter wieder zu sehen. Trotz dieser Herzenshärte fürchtete sie doch ihre eigene Weichheit und Nachgiebigkeit bei einem mündlichen Zusammentreffen, das sie daher auf Anrathen ihres Gemahls vermied.

Aber nach München war ihnen die Gräfin von Landsberg vorangereiset, und mit der Gefühlswärme, die oft den leichtsinnigsten Menschen am meisten eigen ist, hatte sie sich bei ihrem hohen Freunde dahin verwendet, daß dieser den Marquis mit ganz besonderer Ehrenauszeich-

nung empfing und nach der Tafel ihn in eine Fenstervertiefung zog, wo der hohe Herr es sich als eine Gunst ausbat, daß der Marquis einwillige, seine Tochter mit dem Freiherrn von Mühlheim und seinen Sohn mit der Nichte des Großraths Leu zu vermählen.

„Was die Letztere betrifft, fügte der hohe Herr hinzu, so wird es mir ein Leichtes sein, sie zuvor zu einer Baronin Leu von Leuenfels zu erheben. Und Ihrer Gemahlin sagen Sie nur, daß ich ja selbst in gemischter Ehe lebe und keinen Grund habe, an meiner dereinstigen Seligkeit zu verzweifeln."

So hatten der Diplomat und die Pietistin sich selbst geschlagen durch die solchen diplomatischen Aristokraten angeborene servile Höflichkeitsnatur.

Und nach Zürich ging in diesem Sinne von München aus eine briefliche Genehmigung der Doppelvermählung ab und diese wurde dort im Werdenbergschen Hause in der Stille des engern Familienkreises, welche allein an solchen Tagen geeignet ist, tiefere Glückseligkeitsgefühle in liebenden Herzen zu nähren, gefeiert.

Guideon hatte im Arme der Liebe seine volle Geisteskraft und leibliche Gesundheit wieder gewonnen. Den aus Baiern eingegangenen Adelsbrief für Elisabeth Leu, Freiin von Leuenfels sandte er mit allem Dank wieder zurück. Er schrieb dabei an den König von Baiern: „Nur die Liebe macht glücklich; alles Andre ist eitler Tand. Ich liebe aber mein einfaches Landmädchen eben, weil es so einfach, herzig und natürlich ist. Würde aber Einer dazwischen treten und eine vornehme Weltdame daraus machen, so hätte er ihr den schönsten Kranz geraubt und meine Liebe würde dabei hinwelken und sterben. Darum bitte ich Ew. Maj., lassen Sie mir mein gutes Liesli und behalten Sie Ihre pergamentene Freifrau.

Während die Diplomaten noch suchten durch zahllose Ränke die Consequenzen einer Eroberung der geistigen Freiheit, die Entwickelung einer verbesserten Bundesver-

fassung zu hemmen, wurde in Paris Louis Philipp mit seinem heuchlerischen Lügensystem zur Förderung seiner dynastischen Familieninteressen vom Throne gestürzt, aus Wien Metternich mit seinem über ganz Europa verbreiteten System von Rückgängigkeitsbestrebungen in die Finsterniß des Mittelalters vertrieben und in Preußen das alte System von Absolutismus eines Beamten-, Militär- und Polizeistaates, vom Volke unter die Barrikaden gestürzt und vom König als unhaltbar im neuerwachten Geiste der Zeit anerkannt.

Ob der Frühling des Jahres 1848 uns auch den neuen Völkerfrühling bringen wird, das liegt jetzt noch im dunklen Schooß der Zukunft.

Noch kämpfen die Wühler beider Extreme; die Ochlokraten auf ihre communistischen Ideen gestützt, die rothen Republikaner und die Ultrademokraten auf der einen Seite und eine reactionäre Aristokratie, auf die Macht der Bayonnete und Kanonen sich stützend, auf der andern Seite. Und inmitten dieser Extreme sehen wir schweigend und meistens unthätig den Kern der Nation, die in Deutschland wenigstens der constitutionellen Verfassung auf demokratischen, aber wahren und nicht erlogenen Gundlagen fußend, mit Geist und Herz zugewendet sind.

So war denn noch bis zum November 1848, womit der Verfasser diesen Roman schließt, Deutschland nicht geeignet, um das Glück des häuslichen Lebens im engern Familienkreise und die Wonne einer Ehe, die in sich selbst den Himmel auf Erden findet, ungetrübt genießen zu können.

Roger und Guideon thaten daher wohl, wenn sie vorerst dem Ruf, in ihr von Stürmen bewegtes, von Parteien zerrissenes Vaterland zurückzukehren, noch nicht folgten. Dort, wo die Einheit Deutschlands noch ein Phantom ist, die Reichsgewalt mit der Nationalversammlung in Frankfurt noch in der Luft schwebt, findet stille glückselige Liebe noch nicht ihre Heimath.

Und so verlassen wir denn unsere lieben Freunde, fern und frei von allem politischen Treiben, in einem reizend am schönen Genfer See belegenen Landhause.

Dort besuchte sie eines Tages die aus Baiern vertriebene Gräfin Landsberg.

Nachdem sie drei Tage lang Zeugin des Glücks einer reinen sittlichen Liebe gewesen war, bekannte sie unter Thränen:

„Ich habe dies Ziel meines Lebens, glücklich zu werden, verfehlt; aber umzukehren, ist es zu spät. Alles Verlorene läßt sich wieder gewinnen, nur nicht die Reinheit und Unschuld liebender Herzen.

Auch die Werdenbergsche Familie hatte sich in der Nähe jener Glücklichen angesiedelt. Und diese hatten durch Vermittelung des so tüchtigen Juristen Kasimir Pfiffer, der jetzt mit an der Spitze der neuen Regierung in Luzern stand, ihr Vermögen gerettet, nachdem sie die erzwungenen Testamente, zu Gunsten der Jesuiten, durch neue gerichtliche Erklärungen annullirt hatten.

Die Jesuiten aber sind seitdem aus Deutschland, Frankreich und Italien vertrieben und hoffentlich werden sie nie wiederkehren.

Auch die Diplomatie hat ihre Bedeutung in der Schweiz verloren. Die Radicalen aber haben eine gründliche Verbesserung der öffentlichen Zustände gewonnen.

So haben denn die † † † der Schweiz ihre schlimme Bedeutung verloren und geistige, politische und religiöse Freiheit haben sich dort ihr heiliges Kreuz des wahren Völkerglücks aufgerichtet.

Möge es unangefochten noch Jahrhunderte lang prangen, roth im weißen Felde des jetzt wieder einigen eidgenössischen Banners.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

48 Pub. 9 Mtt

America only mentioned by name on pp 55. + 149
II III